This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

K 209

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

MISSIONS-BIBLIOTHEK
IN
BASEL

Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Th. Christlieb,
Professor d. Theol. zu Bonn,

und

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Möru.

herausgegeben von

Dr. Gustav Warneck,
Pfarrer in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Neunter Band.

Gütersloh, 1882.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

STACK
AUG 2 [illegible]

BV2354
A6
v. 9
1[illegible]

Die Anfangs-Geschichte von Neu-Seeland.[1])

Von Prof. Dr. Hocken.

II.

Die Missionare erlangten bald einen bedeutenden Einfluß nicht nur auf die Eingeborenen, sondern auch auf die britische Regierung und noch 30 Jahre nach Samuel Marsdens erstem Besuch war dieser Einfluß fast unbestritten, aber von da an ist ein Rückgang zu bemerken, veranlaßt durch verschiedene Ursachen.

Die Church Missionary Society gründete eine Reihe von Stationen auf der nördlichen Insel, worunter Tauranga, Hot Springs, Wanganui, Waikato, Otaki, und machte Paihia zum Mittelpunkt ihres Arbeitsfeldes. Ich habe manche dieser Stationen besucht, aber jetzt sind sie freilich meist verödet, oder sie dienen ganz andern Zwecken. Nichts hat mich so lebhaft in die Vergangenheit Neuseelands versetzt, als eine Wanderung durch diese Ruinen. Der Garten, dessen einstige Anmut von dem Geschmack und der Sorgfalt des Missionars zeugte, ist überwuchert von Dornen und Disteln; Hecken und Zäune sind zerstört. Das niedliche Kirchlein ist geschlossen, verödet, und geht, wie der überhangende Glockenturm, dem Verfall entgegen. Auch im Haus ist alles still, die Luft ist feucht und dumpf, der Weinstock und andere Schlingpflanzen, die sonst in gepflegten Guirlanden Dach und Verandah schmückten, schlingen nun lose und verwildert ihre Ranken um Baum und Strauch. Der ehemalige Besitzer aber liegt irgendwo in der Nähe begraben — tot, ja vielleicht vergessen. Ich habe mehr als ein derartiges Bild gesehen, traurig sind sie und veranlassen manchen schmerzlichen Rückblick in die Vergangenheit. Solcher Art sind die Altertümer Neuseelands. Man ist geneigt zu denken, daß Neuseeland, als neues Land, noch keine Geschichte, keine Vergangenheit haben könne. Doch ich meine, nicht ein langer Zeitraum sondern Begebenheiten machen Geschichte und also auch Altertümer.

Die dünnen Nebel von zwei oder drei Generationen oder von einem Jahrhundert sind, meine ich, ganz genügend um die Vergangenheit in das gewünschte Dunkel zu hüllen. Werden sie dichter, so ist es schwieriger sie zu durchdringen, und die Toten und ihre Thaten sind endlich kaum noch sichtbar. Wo ich Kapitän Cooks und Samuel Marsdens und der alten Missionare Fußstapfen nachgehe, so kann ich noch sehen, was sie

[1]) Siehe 1881 S. 472 ff.

sahen, hören, was sie sagten, und mir das Leben vor Augen führen, welches sie umgab. Eine alte Abtei hingegen erweckt in mir nicht so leicht das Bild der Mönchs-Prozessionen, deren ernste Gesänge einst in ihren Hallen erklangen. Vielleicht kann ich ihre steinernen Mauern nicht genug durchschauen, oder ein Vorurteil für Neuseeland mag mich blenden, oder aber meine Schwäne sind eitel Gänse — ?

Die Wesleyanische Mission begann ihre Wirksamkeit 1822 in Wangaroa, an der Stätte des Boyd Blutbades, wurde aber von dort vertrieben und machte statt dessen Hokianga zu ihrer Centralstation. Mit der C. M. S. verständigte man sich dahin, daß diese die Ostküste, die Wesleyaner dagegen die Westküste zu ihrem Arbeitsfeld machen sollten.

Eine katholische Mission wurde 1838 mit der Ankunft des Bischofs Pompallier in Kororareka in der Bay of Islands eröffnet.

Zu den mancherlei kleinen Prüfungen und Gefahren, denen die ersten Missionare ausgesetzt waren, gehörte es auch, daß ihr Ernst zuweilen auf eine recht harte Probe gestellt wurde. Ein amüsantes Beispiel teilt Rev. W. Yate, einer der ersten Superintendenten der C. M. S. mit. Er sagt: die Einfuhr europäischer Kleidungsstücke hat die Bedürfnisse der Neuseeländer um ein bedeutendes vermehrt, und da ein jeder jetzt modern gekleidet sein will, so ist ihr Aufzug häufig sehr grotesk. Alle Kleider, die ein Mann besitzt, sucht er gleichzeitig zu tragen; die Hosen sind dann allerdings vielleicht um den Hals gebunden, das Hemd dient anstatt der Hosen, die Jacke wird hinten zugeknöpft oder ganz umgedreht. Ist eine Frau zufällig im Besitz von zwei oder drei Kleidern, so zieht sie immer alle an und zwar so, daß von jedem wenigstens etwas zu sehen ist. Ich sah eine Frau in die Kirche kommen, deren Erscheinung mir unwillkürlich ein Lächeln abnötigte; die Ärmel von einem alten Kleid hatte sie wie Strümpfe angezogen, zwei kleine Körbe sollten Schuhe vorstellen, und die Kleider waren so geordnet, daß vom einen der Rock, vom andern die Taille und vom dritten die Ärmel zum Vorschein kamen, von einem vierten endlich war nur der Kragen sichtbar. Ein altes gestreiftes Hemd als Shawl und ein paar Hosen als Boa um den Hals vollendeten die sowohl mannigfaltige als gewählte Toilette. Den Leuten in der Kirche freilich war diese Art der Bekleidung keineswegs merkwürdig, sie schenkten jener Frau nicht die geringste Beachtung. — Diese Mitteilung beweist jedenfalls, daß Eitelkeit und die Leidenschaft für Kleidung unter unsern braunen Schwestern nicht minder zu Hause ist, als unter den weißen.

Einige wenige von den früheren Missionaren sind noch am Leben,

doch sind sie nicht einmal mehr dem Namen nach Missionare, da sie ihre ursprüngliche Arbeit längst aufgegeben haben. Von denen, die noch vorhanden sind, nenne ich den Bischof von Wellington, Oktavius Hadfield, einen thätigen Mann von hohem Charakter; Archidiakonus Maunsell, jetzt in Auckland, der das neuseeländische Wörterbuch zusammengestellt hat, er war auch einer, wenn nicht der hervorragendste der Übersetzer des alten Testaments in das Maori. Ferner ist zu nennen der ehrwürdige Bischof William Williams, der Verfasser von „Christianity amongst the New-Zealanders", einer der ersten Missionare in Neuseeland. 1825 kam er als Gehilfe seines Bruders, Archidiakonus Henry Williams, der zwei Jahre vorher gelandet war, hierher, und starb vor etwa vier Jahren in Napier. Er vollendete die Übersetzung des N. Testamentes. Manches interessante Erlebnis wußte er mitzuteilen aus der Zeit, wo er, und mit ihm seine Brüder ihr Leben in den Händen trugen. Andere solcher Veteranen sind Rev. W. Colenso in Napier, sowie Rev. M. Bullen, Verfasser des neuerdings erschienenen Werkes „Forty years in New-Zealand" und Vater des Ornithologen Dr. Bullen.

„Missions-Einfluß" war in der Zeit vor vierzig Jahren und später ein häufig gebrauchter Ausdruck. Von ihren Feinden wurden die Missionare beschuldigt, sie seien gierig auf Hab und Gut, besonders auf Land, welches von den Eingeborenen billig verkauft wurde, nicht gastfrei, bestrebt, eine Art von Hierarchie zu gründen, und jeder Ansiedelung von Europäern feind. Die ersten Ausbrüche von Feindseligkeiten seitens der Eingeborenen, die Schwierigkeiten, welche mit dem Ankauf von Land verbunden waren, und einige den ersten Ansiedlern im höchsten Grade widerwärtige Maßnahmen der Regierung wurden hauptsächlich den Missionaren zur Last gelegt. Daß einige von ihnen unfähig wurden, die ihnen gestellten hohen Aufgaben zu erfüllen und infolge dessen entlassen werden mußten, ist wahr; aber ebenso wahr bleibt es, daß die Civilisation der Eingeborenen und ihre Erlernung von Friedenskünsten jedenfalls teilweise den Anstrengungen der Missionare zu verdanken ist. War es nicht ihre Pflicht, dem „Landhai", wie die Ansiedler damals genannt wurden, entgegen zu treten und die Verkäufe von tausenden von Morgen wertvollen Landes für ein paar Beile, Decken und ein wenig Tabak zu verhindern? War ihre Furcht unbegründet, daß die Flut von Einwanderern alle Früchte ihrer vieljährigen Arbeit vernichten würde; eine Flut, die dem Lande den Abschaum der Bevölkerung Europas und die entlassenen Sträflinge aus den benachbarten Kolonien zuführte? Waren sie im Unrecht, wenn sie solch einem

Andrang mit Aufbietung aller Kräfte entgegen arbeiteten? Und als eine englische Regierung für die Insel gebildet wurde, was konnte man, da die Verhältnisse der Insel ganz unbekannt waren, besseres thun, als sich um Rat an den Missionar wenden? Und der Missionar war kärglich besoldet, vieler Gefahr ausgesetzt und nicht imstande seine Kinder angemessen zu erziehen; war es da nicht natürlich, wenn er durch Ankauf von Ländereien für die Zukunft seiner Kinder sorgte? In Neu-Süd-Wales war es üblich dem Missionar, welcher die Annehmlichkeiten der Heimat und der Gesellschaft daran gegeben hatte, Land für seine Familie anzuweisen. Alles dies und manches mehr muß in Betracht gezogen werden, wenn man ein Urteil über das Auftreten der Missionare fällen will, doch scheint es mir, nach Rücksprache mit vielen glaubwürdigen und gebildeten Männern, trotzdem festzustehen, daß die Missionare oft eine Stellung eingenommen haben, wozu die Umstände ihnen kein Recht gaben, eine Stellung, die nicht nur Verdacht, sondern sogar Feindschaft gegen die Ansiedler ausdrückte. Einige Missionare von wirklich höherer Bildung müssen freilich ohne weiteres von derartigen Gefühlen frei gesprochen werden. In England dagegen war die Feindschaft der C. M. S. gegen die Auswanderung nach Neuseeland ganz offenkundig; Mr. Danderson Coates, ihr Geschäfts-Sekretär und Sprecher, erklärte, er würde diese Bewegung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen. Er hielt dafür, daß die Folgen nichts anderes sein könnten als das allmähliche aber sichere Verderben der Eingeborenen und die Zerstörung der besten Bestrebungen der Missionare. Die britische Regierung schenkte derartigen Vorstellungen volle Rücksicht und legte der Neuseeländischen Kompagnie manche schwer zu beseitigende Hindernisse in den Weg. Trotzdem aber ging es mit der Missions-Arbeit rückwärts, und manches Jahr ist schon verflossen, seit sie ganz aufgehört hat. Es ist mir noch gut erinnerlich, wie Bischof Selwyn, als er 1867 Neuseeland verließ, um seine Diözese Lichfield zu übernehmen, es schmerzlich beklagte, daß es so habe kommen müssen, aber er suchte nicht nach einer Erklärung, sondern beugte als demütiger Christ sein Haupt und stellte die Lösung des Rätsels Gott anheim. Oft genug beklagten sich die Missionare, daß sie seien wie die Stimme eines Predigers in der Wüste. Vielleicht fiel der Same auf steinigen Boden. Vielleicht, ja wahrscheinlich wurden durch die europäischen Ankömmlinge nur deren Laster, nicht aber deren Tugenden verbreitet. Vielleicht sieht auch mancher im Christentum nur den Hebel um die Civilisation einer herrschenden Rasse einzuführen und denkt, daß diese Arbeit, was Neuseeland betrifft, nun beendet sei. Als

Hawkes Bay zur Provinz erhoben wurde, schlug ein Satiriker folgendes Siegel für dieselbe vor: im Hintergrund die untergehende Sonne, deren Gesicht mit breitem Grinsen einem Missionar und einem Eingeborenen, die auf sie zueilen, entgegensieht, der Maori noch gekleidet in seine heimische Matte; im Vordergrund, das Gesicht gen Osten, ein Ansiedler, zu seinen Füßen ein Pflug. Geschickt, beißend, aber unverdient!

Das erste in Neuseeland gedruckte Buch hatte ein Missionar abgefaßt, es wurde zu Paihia in der Missions-Offizin 1835 gedruckt, und war eine Übersetzung der Briefe Pauli an die Epheser und Philipper; ehedem ließ man in Sidney drucken. Ich erwähne diese Thatsachen, weil sie vielleicht von einigem historischen Interesse sein mögen, und bemerke auch an dieser Stelle, daß Professor Lee in Cambridge 1820 Regel und Ordnung in das Chaos der neuseeländischen Sprache brachte und sie zur Schriftsprache erhob. Er gab den Vokalen die offene italienische Aussprache. Früher hatte jeder nach eigenem Gutdünken neuseeländische Orthographie getrieben, daher die oft recht ungeschickte Schreibweise einiger Ortsnamen, wie Poonamoo, Wytangy, Houraekee. Die Sprache ist sehr weich und klangreich, mit einer Fülle von Vokalen, jedes Wort schließt mit einem solchen. Sie verdient in der That die Schönheit des italienischen Kleides. Professor Lee wurde in seinen Arbeiten für die neuseeländische Sprache unterstützt von einem der ersten Missionare Mr. Kendall, während dessen Besuch in England im Jahre 1820, und der ihn begleitende Hongi Hika, ein berühmter Häuptling, der Napoleon Neuseelands, und zugleich ein Freund Mr. Marsdens gewährte ebenfalls Hilfe. Hongi war öfters in Sidney gewesen und hatte dort die Bekanntschaft von verschiedenen weißen Männern gemacht, wodurch der Wunsch in ihm rege wurde, auch einmal England zu sehen. Als Mr. Kendall seine Reise antrat, begleitete Hongi ihn, um, wie er sagte, König Georg zu sehen, und dann Missionare, Schmiede, Zimmerleute und zwanzig Soldaten mitzubringen. In England wurde er von König Georg eingeladen und sogar mit einer vollständigen Uniform beschenkt, er sah die Herrlichkeit und Größe Englands, seine Soldaten und Waffenvorräte, er hörte von den Waffenthaten Napoleons, von denen Europa damals widerhallte, und mächtig begeistert von allem was er sah, rief er aus: „es giebt nur einen König in England, es soll auch nur einen König in Neuseeland geben."

Dies war ohne Zweifel das erste Erwachen der Idee von einem Maori-König, die sich später in Potatau verwirklichte und die so viel Blutvergießen verursacht hat. Sie hat auch den Fortschritt auf der nörd-

lichen Insel in bedenklicher Weise aufgehalten und noch jetzt ist sie wirksam in der neueren Form des Hauhauismus und Te Whitis Dogmatismus. —

Seit seinem Besuch in England bot Hongi alles auf um Waffen herbei zu schaffen; er bettelte um Gewehre und Pulver bei seinen neuen Freunden, er verkaufte die kostbaren Geschenke, welche man ihm gegeben hatte, um Waffen zu kaufen, und kaum war der Boden der heimatlichen Insel wieder unter seinen Füßen, so bewaffnete er ein mächtiges Heer und brachte Tod und Verderben in die entferntesten Gegenden. Die Stämme der Thames, Waikato, Taranaki konnten sich mit ihren Keulen und Spießen des Angriffes natürlich nicht erwehren; seine Waffen waren überall siegreich, und in den sieben Jahren, welche der Feldzug dauerte, sollen zwischen 20 und 30 000 Menschen dahingeschlachtet worden sein. Ganze Körbe voll Menschenfleisch soll er seinen Freunden zum Geschenk gemacht haben, und jene kannibalischen Festlichkeiten florierten wie nie zuvor. Zuletzt wurde es den überwundenen Völkerschaften doch klar, daß der Sieger nur mit seinen eigenen Waffen bekämpft werden könne, und auch sie ließen nun ihrerseits kein Mittel unversucht, sich in den Besitz von Feuerwaffen zu setzen. Es entspann sich bald ein ausgedehnter Handel mit Sidney, der trotz der Bemühungen des Gouverneurs von Neu-Süd-Wales nicht unterdrückt werden konnte. Selbstverständlich handelte es sich dabei nur um den Erwerb von Waffen und Munition seitens der Eingeborenen und gern gaben sie eine ganze Schiffsladung von gehecheltem Flachs für ein paar Flinten. Im Jahre 1830 segelten Schiffe von 6000 Tonnen Gehalt von Sidney nach Neuseeland und brachten allein von Flachs c. 3000 Tonnen zurück. Man kann sich leicht vorstellen, welcher Aufwand von Zeit erforderlich sein mußte, um solche Quantitäten zu produzieren.

Leider muß aber noch ein anderer Handelsartikel erwähnt werden, der den Weißen mehr Schande machte als den Eingeborenen. Es war der Handel mit präservierten Menschenköpfen, die wegen ihrer Tättowierung als Kuriositäten aufbewahrt, ja sogar weithin an Museen versandt wurden. Und das waren keineswegs nur die Köpfe von in der Schlacht gefallenen, nein, es wurden Sklaven mit besonderer Sorgfalt tättowiert, was schon an und für sich grausam genug ist, und dann mußten sie ihre Köpfe hergeben, die in den Rauch gehängt und später zum Verkauf ausgeboten wurden. Um diesem Unwesen zu steuern, setzte Gouverneur Darling eine Belohnung von £. 40 aus für jede Anzeige von Personen, welche sich an diesem Handel beteiligten. Mehrere Schiffskapitäne haben

sogar den ruhmreichen Namen der englischen Flotte mit Schande befleckt; sie brachten kriegführende Heerhaufen in ihren Schiffen von einer Insel zur andern, und leisteten ihnen bei ihren Überfällen noch Beistand. Ein Beispiel muß ich noch mitteilen und dann genug von diesen grauenhaften Dingen. Ich erzähle auch nur davon, damit Sie sich ein Bild machen können von den schrecklichen Fehden, welche ehedem diese schöne Insel verheerten, und damit Sie verstehen, warum jeder Plan, sie zu kolonisieren ebenso schnell wieder aufgegeben wurde, wie er gefaßt worden war.

Es war im Jahr 1830 als Stewart, Kapitän eines Walfischfängers, den berühmten Häuptling Raupuraha mit 80 Kriegern nach der Banks-Halbinsel überführte, um dort Rache zu üben für den Tod ihres Freundes Te Pahi. Dort angekommen, versteckten sie sich in der Kajüte. Stewart selbst gab vor, er wolle Flachs einhandeln, und lud die nichts ahnenden Eingeborenen ein, an Bord zu kommen. Der Häuptling Tamaiharanui mit Frau und Tochter war auch dabei. Unten in der Kajüte traf er mit Raupuraha zusammen, der, Tamaiharanuis Lippe aufhebend, auf seine Zähne wies und sagte: „Dies sind die Zähne, die meinen Vater gegessen haben." Darauf wurden alle die an Bord waren ermordet, ausgenommen Tamaiharanui und seine Angehörigen, die zu schrecklichen Martern aufgespart blieben. Raupurahas Krieger begaben sich dann ans Land und erschlugen wen sie fanden. Kapitän Stewart soll selbst von dem Menschenfleisch gegessen haben, welches nachher auf dem Schiff gekocht wurde, und die armen drei Gefangenen mußten bei all den gräßlichen Orgien Zuschauer sein. Die verzweifelnde Mutter erwürgte ihre Tochter, ein hübsches Mädchen von 16 Jahren, auf Befehl ihres Mannes mit eigener Hand. Dies brachte Raupuraha so in Wut, daß er das Blut trank, welches Tamaiharanui aus einer geöffneten Ader floß, und ihm dann mit einem glühenden Ladestock den Todesstoß gab. Stewart wurde später vom obersten Gerichtshof in Neu-Süd-Wales zur Verantwortung gezogen, entging aber der Strafe, weil genügende Beweise nicht aufzubringen waren.

Seit 1814, wo Missionar Kendall und die beiden Häuptlinge Hongi und Ruatara zu stellvertretenden Regierungsbeamten ernannt wurden, gehörte Neuseeland zum Gouvernement Neu-Süd-Wales. Greuelthaten aber, wie die oben erwähnten, machten es nötig, jenen Beginn der britischen Machtstellung in Neuseeland zu erweitern und der Behörde in Neu-Süd-Wales größere Macht zu geben. Dies geschah durch zwei Parlamentsakte — vom Jahr 1823 und 1828 —, welche die gesetzgebende und exekutive Gewalt der verschiedenen Gerichtshöfe in Neu-Süd-Wales

auch über Neuseeland ausdehnten, wenigstens so weit die Insel von Europäern bewohnt war. Aber die Schwierigkeiten und Kosten, welche das Beibringen von Beweisen meistens verursachte, machten diese Erlasse, wie man sich leicht denken kann, beinahe zu toten Buchstaben und nutzlos. Verbrechen waren infolgedessen in den kleinen Niederlassungen der Europäer nichts seltenes, und die Verbrecher entgingen meistens der Strafe, außer wenn Lynchgericht an ihnen geübt wurde. Missionare gab es auch nur in geringer Anzahl, sie wohnten zerstreut und standen solchem Unwesen machtlos gegenüber. Ihr Einfluß erstreckte sich nur auf die Eingeborenen, von denen sie, Dank ihres musterhaften Wandels und ihrer Kenntnis nützlicher Künste, hoch geachtet und geschätzt wurden, trotzdem die Walfischfänger nichts unversucht ließen, diesen Einfluß zu untergraben. Neben andern Ursachen war es gewiß auch die schmähliche Handlungsweise der gemeinsten ihrer Landsleute, die sie täglich mit ansehen mußten, welche die Missionare bestimmte, allen ihren Einfluß gegen die Kolonisation des Landes aufzubieten.

Der erste Versuch einer Niederlassung in Neuseeland wurde im Jahr 1825 gemacht, ein Jahr reich an Spekulationen und reich an Elend. Ein Oberst Nicholls hatte es sich viel kosten lassen, möglichst genaue Nachrichten über das Land zu erhalten, doch fanden seine Pläne bei Lord Bathurst, dem damaligen Staatssekretär für die Kolonien, kein Gehör. Er wandte sich darauf an seinen Onkel, Oberst Torrens, dessen gleichnamiger Neffe sich um unser Land so sehr verdient gemacht hat, und es gelang auch wirklich eine Gesellschaft von 15 Mitgliedern unter dem Vorsitz des Earl of Durham in London zu bilden. Mr. Huskisson, Präsident des Handelsgerichts, dem man die Absichten und Zwecke der Gesellschaft darlegte, gab seine Einwilligung und versprach sogar, ein königliches Dekret zu erwirken, falls die vorläufigen Untersuchungen ein günstiges Resultat ergeben würden. Ein Schiff — die „Rosanna" glaube ich — wurde ausgerüstet, und segelte unter dem Befehl von Kapitän Herd, der selbst ein Agent der Gesellschaft war, mit 60 Kolonisten, meist Handwerkern, ab. Man wählte zur Niederlassung ein Stück Land in der Nähe der Mündung des Hokianga, an der Westküste — die Stelle ist noch unter dem Namen Herds Point bekannt — und kaufte sich da an. Unglücklicherweise stellte es sich aber heraus, daß die Eingeborenen, wie gewöhnlich, sich die Zeit mit kriegführen vertrieben. Dies und ein Kriegstanz erschreckte die seinwollenden Kolonisten dermaßen, daß sie — wie Tasman 200 Jahre vorher — die Anker lichteten und schleunigst von dannen fuhren, nach Sidney.

£. 20 000 gingen bei dieſer Expedition verloren und ſomit war der erſte Verſuch Neuſeeland zu beſiedeln, geſcheitert. Viele von den Handwerkern kamen ſpäter doch noch nach Neuſeeland; ſie waren weniger als ihre Führer von dem was ſie geſehen hatten in Schrecken geſetzt worden, und wurden Brettſchneider.

Wie ſchon erwähnt, hatte eine zwar kleine aber ſtetig wachſende europäiſche Bevölkerung hier und da unter den Eingeborenen zerſtreut ſchon einige Zeit exiſtiert. Viele hielten ſich in den zahlreichen Buchten der Inſelbai und im Mündungsgebiet der Flüſſe, die ſich dort ins Meer ergießen, auf. Derjenige Teil der Bai, wo jetzt die Schiffe der Union Kohlen einnehmen — er hieß früher Kororareka d. h. die Wohnung der Seeraben und Kormorane, jetzt aber Ruſſell — war ein Lieblingsaufenthalt der Walfiſchfänger. Der Ankergrund war ausgezeichnet, der Landungsplatz vor Stürmen geſchützt, und dehnte ſich $^3/_4$ Meilen lang an der Küſte hin, landeinwärts ein allmählich anſteigendes, welliges Hügelland. Hier arbeitete 1830 als Brettſchneider Benjamin Turner, ein in Sidney entlaſſener Sträfling (man nannte ſolche Leute euphemiſtiſch auch: Emancipierte), ein durchtriebener Böſewicht. Er erſparte ſich ſo viel Geld, daß er an der Küſte den Eingeborenen ein paar Quadratfuß Land abkaufen konnte, und errichtete darauf die erſte Grogbude. Dies war der Urſprung der erſten Stadt in Neuſeeland, die 1832 100 Einwohner zählte. Teils waren es Seeleute, die hier, wo Tabak und Grog nicht beſteuert wurden und in Menge zu haben waren, ihr Paradies fanden; teils waren es Verbrecher, die hier im Vollgenuß ihrer Freiheit ſchwelgten; teils auch betrügeriſche Schuldner, oder Krämer und Ladenhälter, die alles feil boten, was den Seeleuten und Eingeborenen wünſchenswert ſein konnte; endlich auch Strandräuber, Brettſchneider und Abenteurer jeder Art: ſie alle lebten bunt durcheinander und bildeten eine Gemeine, wie gewiß ſelten eine geſehen worden iſt. Im Jahr 1838 war die Zahl der Angeſeſſenen ſchon auf 1000 geſtiegen, und die Stadt beſaß nun auch eine Kirche, fünf Hôtels, unzählige Grogbuden, ein Theater, Spielhöllen und Kegelbahnen. Gegen 36 Walfiſchfänger lagen dort gleichzeitig vor Anker, und es kamen und gingen 120 Schiffe in einem Jahr. Kein Wunder, daß dies Pandämonium der Lieblingsaufenthalt der Walfiſchfänger wurde; man nannte es auch wohl: das Cypern der Südſee, wegen des liederlichen Lebens, das ſich dort eingeniſtet hatte. Rev. Dr. Lang von Sidney, der die Kolonie vor 40 Jahren auf ſeiner Reiſe nach England beſuchte, entwirft ein ſchauerliches Bild von dem Leben daſelbſt. Er veröffentlichte vier Briefe an den

Earl of Durham, damaligen Präsidenten der neuseeländischen Land-Kompagnie, über den Zustand des Landes im Jahre 1839, und riet darin zur Kolonisation, weil Neuseeland in jeder Hinsicht dazu geeignet sei.

Streitigkeiten zwischen Kolonisten und Eingeborenen kamen häufig vor und an ein Eingreifen der Regierung in Sidney war nicht zu denken, Infolge dessen bildete sich der Kororareke-Verein, der 15 Vorschriften aufstellte, die eine Art Grundgesetz bilden sollten; er verpflichtete sich, für jede Klage zugänglich zu sein und dem Kläger zu seinem Recht zu verhelfen. Jedes Mitglied war mit einem Gewehr, einer Pistole, zwanzig Kugelpatronen, einem Bajonet und einem Hirschfänger bewaffnet. Auf kleinere Vergehen stand als Strafe eine Geldbuße, größere wurden mit Landesverweisung gebüßt, und die schlimmsten mit Landesverweisung nach vorherigem Teeren und Federn; zu dem letzteren nahm man, da Federn schwer zu haben waren, die wolligen Blumen der Raupo-Binse oder Toitoi; in seinem Schmuck mußte der Delinquent durch die Stadt ziehen, deren Einwohnerschaft ihm natürlich auf den Fersen folgte, während ein möglichst primitives Musikkorps voran ging; zuletzt setzte man den Sträfling in ein Kanoe, und gab ihm die strenge Weisung nie wieder zu kommen, eine Weisung, die gewiß nie wiederholt zu werden brauchte. Gewöhnlich wurden die Ausgewiesenen auf die andere Seite der Bucht nach Paihia transportiert, wo die Missionare wohnten. Irgend eine Art von Polizei ist ja notwendig, und in so primitiven Gemeinden ist sie natürlich auch primitiv. Ähnlich war es bekanntlich bei den Goldgräbern in Australien. In Sidney hörte man zwar von dieser polizeilichen Selbsthilfe, allein die Schritte, die infolgedessen vorbereitet wurden, blieben unausgeführt. So also sah es in der ersten Stadt in Neuseeland aus.

Ich habe oben von „Landhaien" gesprochen, solche Leute giebt es noch jetzt, wenn auch in etwas veränderter Form. Damals waren es nur wenige im Vergleich mit heutzutage, aber sie konnten enorme Quantitäten verschlingen. Hunderttausend Acker waren eine Kleinigkeit und verursachten durchaus keine Beschwerde, man gab ja auch nur Kleinigkeiten dafür, Decken, Flinten, Äolsharfen, Spiegel, Tomahawks, Tabak und vielleicht noch ein wenig Geld. Jetzt sind die Folgen unangenehmer und ich fürchte, wenn der epidemisch um sich greifenden Ländersucht nicht bald ein Ende gemacht wird, so dürfte eine empfindliche Leere des Beutels sich allgemein fühlbar machen. Es ist ja schon vorgekommen, daß wenige Viertel-Acker die Quelle vielen Elendes wurden, besonders wenn sie in der Stadt gelegen waren. Abenteurer und Nicht-Abenteurer sahen bald voraus, welche

hervorragende Stellung Neuseeland bei seiner ungemeinen Ertragsfähigkeit und seinem vorzüglichen Klima einzunehmen berufen war, und so kamen sie hauptsächlich von Sidney herüber und kauften Acker millionenweise, nicht selten die 500 Acker für einen Penny. Die Herren Catlin (wonach Catlins Fluß genannt) rühmten sich 5 500 000 Acker für £. 60 gekauft zu haben, ein anderer Spekulant erwarb 2 000 000 Acker; Herr George Green, der kürzlich starb, besaß 6 500 000 Acker. Auf der nördlichen Insel kaufte jemand ein Stück Land von 160 engl. Meilen Küstenlänge, und durfte nach dem Innern zu soviel er wollte sein eigen nennen, wofür er etwa £. 160 bezahlte. Später wurde mancher Handel dieser Art wieder rückgängig gemacht. Untersuchungen, die im September 1841 stattfanden, ergaben, daß auf der südlichen Insel 19¼ Millionen Acker im Besitz von nur 38 Personen waren, während auf der nördlichen Insel 369 Personen 6¼ Millionen Acker besaßen. Die Dokumente, welche diesen Ankäufen gesetzliches Recht verliehen, wenn man überhaupt davon reden kann, wurden in Sidney ausgefertigt, und sind einige derselben in meinem Besitz. Merkwürdig ist dabei wie der Häuptling unterzeichnete; da er nicht schreiben konnte, diente eine genaue Zeichnung der Tättowierung seines Gesichts als Unterschrift. Ähnlich verfuhr man auch bei Unterzeichnung des Vertrages von Waitangi. Die Missionare haben hinsichtlich dieses Länderhandels wirklich ihr bestes gethan; sie statteten der britischen Regierung ausführlichen Bericht ab über alles was vorging, denn sie befürchteten, und mit Recht, daß die fortwährenden Kriege einerseits und der Verlust ihres Landes andererseits, die Rasse der Eingeborenen unwiederbringlich dem Verfall und der Vernichtung entgegen führen würde. Daneben beherrschte die Missionare die Furcht, daß Frankreich sich der Insel bemächtigen würde, weshalb sie im Jahr 1831 dreizehn von den mächtigsten Häuptlingen an der Inselbai veranlaßten, König Wilhelm in einem Schreiben um seinen Schutz zu ersuchen. Die Bittschrift lautete wie folgt: „An König Wilhelm, den gnädigen Häuptling Englands. König Wilhelm! Wir, die Häuptlinge von Neuseeland sind versammelt an diesem Ort, genannt Kerikeri, und schreiben an Dich, weil wir hören, daß Du der große Häuptling an der andern Seite des Wassers bist und viele Schiffe, die hierher kommen, von Dir gesandt sind. Wir sind ein Volk ohne Besitz. Wir haben nichts als Balken, Flachs, Schweinefleisch und Kartoffeln. Diese Dinge verkaufen wir an Dein Volk und dann sehen wir, was die Europäer besitzen. Nur Dein Land ist uns freundlich gesinnt. Von Deinem Land sind auch die Missionare gekommen, die uns lehren zu glauben an Jehovah Gott und

an Christum seinen Sohn. Wir haben gehört, daß der Stamm des Marion unser Land wegnehmen will, deshalb bitten wir Dich, der Freund und Beschützer unseres Landes sein zu wollen, damit nicht andere Stämme kommen uns zu plagen und Fremdlinge unser Land wegnehmen. Und wenn jemand von Deinem Volke schlecht und böse gegen uns ist (denn es sind hier einige, die vom Schiffe weggelaufen sind), so bitten wir Dich, ihnen ungnädig zu sein, damit sie ordentlich werden, und nicht die Wut des Volkes von diesem Lande sie vernichte. Dieser Brief kommt von uns, von den Häuptlingen der Eingeborenen von Neuseeland."

Die Hand des Missionars ist in diesem Schriftstück unverkenntlich; seltsam, daß eine solche Handvoll von Häuptlingen ganz Neuseeland repräsentieren sollte, während bei weitem der größere Teil sich gar nicht um die Missionare kümmerte, sondern in beständigen Kriegen lebte. Doch das Schriftstück erfüllte seinen Zweck. Eine gnädige Antwort von Seiner Majestät wurde durch den Staatssekretär Lord Goderich an die Häuptlinge Neuseelands ausgefertigt und Herr James Busby zum „britischen Residenten" ernannt. An den Höfen indischer Könige waren britische Beamte in ähnlicher Stellung; sie waren von der ostindischen Kompagnie beauftragt, die britischen Interessen zu überwachen. Herr Busby war ein bekannter Ansiedler von Neu-Süd-Wales, und behielt sein Amt bis Gouverneur Hobson 1840 die Regierung übernahm. Seine Aufgabe war hauptsächlich den Frieden zwischen Europäern und Eingeborenen aufrecht zu erhalten, den Missionaren beizustehen, und jedes einigermaßen wichtige Ereignis der Regierung mitzuteilen. Leider besaß er aber gar keine Mittel seine Autorität irgendwie geltend zu machen, weshalb er von boshaften Einwanderern „ein Kriegsschiff ohne Kanonen" genannt wurde. Vor zwei Jahren besuchte ich die Witwe des Herrn Busby, gelegentlich einer Reise nach der Inselbai, und fand in ihr eine liebenswürdige und stattliche Matrone, die mir die interessantesten Mitteilungen machte; sie wohnt noch in demselben Hause wie vor 50 Jahren, zu Waitangi, auf einer Landspitze; dort wurde auch der Vertrag von Waitangi abgeschlossen, welcher Neuseeland zur britischen Besitzung machte.

Zum Schluß noch einige Worte über die Bemühungen der Franzosen um die Insel. Sie besuchten dieselbe häufig, besonders die Walfischfänger scheuten die Küste nicht, an der ihr Landsmann Marion und seine Genossen ihr trauriges Ende gefunden hatten, aber auch Kriegsschiffe fuhren selten ohne zu landen vorüber, wenn sie die Südsee durchkreuzten. An Anstrengungen, auf Neuseeland eine Niederlassung verbunden mit einer

Strafkolonie zu gründen, fehlte es nicht, aber die lebhafte Befürwortung dieses Planes von Seiten der französischen Zeitungen führte höchstens zur Anstellung des Herrn Busby durch die englische Regierung. In nächster Nähe, auf Akaroa, pflanzte Frankreich schon 1840 seine Flagge auf. Aber der merkwürdigste, ja fast lächerliche Versuch einer französischen Besitznahme von Neuseeland wurde im Jahre 1838 von einem Baron de Thierry gemacht. Der ganze Plan erinnert lebhaft an die berühmten hirnverbrannten Unternehmungen des Ritters Don Quixote. Baron de Thierry, obwohl in England geboren und erzogen, war der Sohn eines adeligen französischen Refugié. Im Jahr 1820 traf er in Cambridge mit Mr. Kendall dem Missionar, und Hongi dem Häuptling, zusammen, und ist ihm vermutlich damals schon die Idee aufgegangen. Er erwarb sich den Dank Hongis durch einige ihm geleistete Dienste, und wurde von dem letzteren dringend zu einem Besuch in Neuseeland eingeladen. Mr. Kendall beauftragte er, einige größere Ländereien für ihn anzukaufen. Dies soll auch geschehen sein und zwar erwarb er 40 000 Acker Land, Wald und Wasser für 36 Äxte; der diesbezügliche Vertrag wurde von drei Häuptlingen unterzeichnet, von denen zwei, Patuone und Tamati Waka nene, später treue Freunde und Verbündete der britischen Regierung wurden, und mit unsern Soldaten in dem ersten Feldzug gegen die Eingeborenen kämpften. Bis 1835 machte indeß Baron de Thierry keinerlei Versuch sich in den Besitz der Ländereien zu setzen und nachher war es denn zu spät, denn den drei Häuptlingen waren mittlerweile die Augen aufgegangen über die Betrügereien, deren Opfer sie geworden waren, weshalb sie den ganzen Handel widerriefen und mit Recht. Im Jahr 1835 bereitete sich jedoch Fürst Charles vor, sein Königreich einzunehmen und setzte auch Herrn Busby von seiner Absicht in Kenntnis. Sein Schreiben begann: „Charles, Baron de Thierry, durch Gottes Gnade unumschränkter Gebieter Neuseelands"; im weiteren Verlauf meldet er, daß er nur noch auf die Ankunft eines bewaffneten Schiffes warte, welches ihn nach der Insel hinüber bringen werde; er deutete auch schon die Art seiner Regierung an, versprach denen Ämter, Würden und hohe Gehälter, die unter seiner Herrschaft dem Staat dienen wollten. Seine Ankunft in Neuseeland verzögerte sich indes bis 1838, wo er endlich mit Weib und Kind landete, gefolgt von einigen neunzig Anhängern, meist ordinäres, in den Straßen von Sidney aufgelesenes Volk, und mit Proviant für nur drei Wochen. Er berief eine Versammlung der Häuptlinge, die ihn mit seinen Ansprüchen und seinen Anhängern selbstverständlich auslachten. Die letzteren sahen sich schmählich

betrogen und verließen ihn so bald als möglich, um nicht Hungers zu sterben; der arme Baron durfte sich endlich auf einem Stückchen Land in der Nähe seines eingebildeten Königreiches niederlassen. Einige Jahre später wurde er von einem Herrn besucht, der eine lustige Beschreibung von ihrer Unterhaltung giebt. Der Baron war noch erfüllt von seinen hochfliegenden Ideen und seine Gemahlin stimmte ihm in allem was er sagte gutmütig bei, sie mochte aus Erfahrung wissen, daß jede Widerrede zwecklos sei. In der Haushaltung schien kein Überfluß zu sein, im Gegenteil, Mangel am nötigsten. Wenn irgend etwas fehlte, entschuldigte man sich sehr höflich damit, daß es so schwer zu haben sei. Zum Abendessen gab es kein Brot: natürlich, das Mehl war ausgegangen, aber stündlich werde neues erwartet, mit dem nächsten Schiff von Sidney. Weder Wein noch Spirituosen wurden vorgesetzt, aber nur, weil der Baron neuerdings sich dem Enthaltsamkeits-Verein angeschlossen habe.

Zuletzt lebte der Baron in Auckland, wo er sich seinen Unterhalt mit Musikstunden kümmerlich erwarb und vor einigen Jahren ist er gestorben.

Jenes Schreiben des Barons veranlaßte übrigens Herrn Busby eine Versammlung der Häuptlinge einzuberufen, um ihnen von dem Versuch, ihnen ihre Unabhängigkeit zu nehmen, Mitteilung zu machen. In Folge dessen unterzeichneten 35 Häuptlinge ein Dokument, worin sie sich für unabhängig erklärten und sich gleichzeitig zu einer Konföderation vereinigten. Dies war ein Vorläufer des bekannten Vertrags von Waitangi.

Meine kurze Skizze von der Geschichte Neuseelands bis 1838 ist beendet, und bedaure ich nur, daß meine Thätigkeit als Professor mir nicht gestattete mehr Zeit an die Ausarbeitung meiner Vorträge zu wenden, weshalb ich um gütige Nachsicht bei etwaigen Fehlern bitten möchte.

Das Seminar des Walaeus.

Von Dr. J. A. Grothe in Utrecht.

In allen seitherigen Geschichtsschreibungen über die evangelische Mission wird ein wichtiger Abschnitt derselben, nämlich die alte holländische Mission fast ganz mit Stillschweigen übergangen, obwohl man schon länger eine Ahnung davon hat, daß da doch wohl mehr geschehen sein müsse als bis jetzt bekannt geworden ist. Nicht nur in Deutschland, sondern selbst in

Niederland wßte man bisher auffallend wenig von dieser Zeit. Das kam aber daher, daß einmal die ostindische Kompagnie sehr zurückhaltend gewesen war in der Bekanntmachung der ihr zugegangenen Berichte und daß selbst noch 50 Jahre nach ihrer Auflösung ihre Archive so gut wie unzugänglich waren; außerdem ist auch vieles durch Unachtsamkeit verloren gegangen oder liegt in Aktenbündeln begraben. Die Hauptsache aber ist dies, daß nach der damaligen Zeit eines lebendigen Glaubens und kräftiger Missionsthätigkeits 1½ Jahrhundert erst des Mystizismus und dann der toten Orthodoxie gefolgt waren, so daß, als nun in unserm Jahrhundert ein neues Glaubensleben erwachte, sogar die Erinnerung an jene schöne Vergangenheit völlig erstorben war, so sehr, daß es vielen wie eine fröhliche Neuigkeit erschien, als Heppe in seiner „Geschichte des Pietismus in der reformierten Kirche" nachwies, wie in unsrer reformierten Kirche des 17. Jahrhunderts bei Männern wie Udemans, Teellinck, Lodenstein und Voetius in der That viel Liebe für Mission vorhanden gewesen sei. Was aber die von unsern Vätern befolgte Missionsmethode betrifft, über welche das allgemeine Urteil so sehr hart ist, so verdiente diese Sache, meiner Meinung nach, auch wohl noch eine genauere Untersuchung nach den Quellen.

Ein reiches noch nicht bearbeitetes Feld liegt hier vor uns, aber um eine Geschichte dieser alten holländischen Mission zu schreiben, dazu ist es noch nicht Zeit, es gilt erst, das Material dazu aus den Archiven hervor zu suchen und zu sammeln. In unserm alten kolonialen Archiv sowie in den kirchlichen Archiven liegen noch unberechenbare Schätze verborgen, wir dürfen ja aber wohl hoffen, daß jetzt, nachdem die Missionsgeschichte unter den Lehrfächern der Theologie eine Stelle gefunden hat, unsre Kirchenhistoriker ein lebendiges Gefühl bekommen werden, daß auch die Missionsgeschichte einen Teil unsrer allgemeinen Kirchengeschichte ausmacht, der wohl ebenso erbaulich und interessant sein dürfte als die Geschichte der die Kirche zerreißenden Streitigkeiten.

Was in der Missionsgeschichte ja sogar wohl in der allgemeinen Geschichte unsers Vaterlandes noch am meisten wenigstens erwähnt zu werden pflegt, ist das im Jahre 1622 von Walaeus in Leiden errichtete Seminar. Aber auch über diesem Institut liegt noch ein kaum angerührter Schleier, denn was weiß man bis jetzt von der Entstehung und der Einrichtung dieser Stiftung? Es werden darum, wie ich denke, meine Mitteilungen den Missionsfreunden nicht unerwünscht sein und können dieselben ebenso wie der interessante Aufsatz Prof. Christliebs über die Mission

in Brasilien (Allg. M.-Z. 1880 S. 564) als Beweis dienen, daß man über unsern Gegenstand sogar aus gedruckten Büchern doch schon ziemlich etwas aufsammeln kann.

Schon in den frühsten holländischen Reisebeschreibungen über Ostindien finden sich Spuren davon, daß man auch an das Seelenheil der Völker dachte, mit denen man durch den Handel in Berührung kam. Gleich in dem ersten der ostindischen Kompagnie verliehenen Patentbrief wird von den Generalstaaten auf die Ausbreitung des Christentums hingewiesen und aus den Beschlüssen der Direktoren der ostindischen Kompagnie ist ersichtlich, daß sofort im ersten Jahre nach der Gründung der Gesellschaft den verschiedenen Handelskammern der Auftrag erteilt wurde, mit den lokalen Kirchenbehörden (classes) wegen Prediger für Ostindien zu unterhandeln. Im Jahr 1605 beschloß man den Unterhalt von 4 Studenten zu diesem Zweck auf sich zu nehmen. Der erste Alumnus, der sich meldete, war Henricus Slatius, der später wegen Teilnahme an einer Verschwörung gegen Prinz Moritz auf dem Schafott sein Leben endete; ob er je in Indien gewesen ist, habe ich nicht konstatieren können. Die Schwierigkeiten, die man im Anfang hatte, um für Ostindien geeignete Prediger zu finden, führten zu allerlei Unterhandlungen namentlich zwischen der Handelskammer und der classis von Delft, über welche einiges durch Herrn Dr. Neudenburg veröffentlicht ist. Es ist da die Rede von dem Mangel an guten Predigern, die neben ihrer Arbeit an den Christen auch aufopfernde Liebe hätten, wie sie nötig sei um die armen, blinden und lernbegierigen Heiden zur Kenntnis des Evangeliums zu bringen. Die classis spricht sich dahin aus, daß zum Werk der Heiden-Bekehrung bloße Frömmigkeit nicht ausreiche, man müsse Männer dazu haben, ausgerüstet mit solchen Gaben des heil. Geistes, daß sie außer der Kenntnis der heil. Schrift auch Übung in der malaiischen Sprache und Einsicht in die heidnische und mohamedanische Religion besäßen. Die Professoren der Theologie müßten darum ersucht werden, außer ihren gewöhnlichen Vorlesungen auch solche zu halten, die sich auf das Studium der indischen Religion und Sprachen bezögen. Man sollte doch in Leiden ein Kollegium für die ostindische Kompagnie errichten, dadurch würde man auch allmählich Zöglinge für diese wichtige Aufgabe heranbilden. Später könnte man dann unter Leitung dieser Prediger in Indien selbst Schulen gründen, um aus den Eingebornen Prediger des Evangeliums zu erziehen. Im Jahre 1616 beschlossen die Direktoren der ostindischen Kompagnie, diese Denkschrift den verschiedenen Handelskammern mitzuteilen und sie zu ersuchen, mit ihren verschiedenen

classis in Unterhandlung zu treten, und dann bei der nächsten Versammlung darüber zu berichten. In der Versammlung am 18. Oktober 1616 führte dieser Bericht dann zu der Eingabe an die Regierung, um ein solches Kollegium zu errichten.

Wie man in damaliger Zeit über Heiden und Heiden-Bekehrung dachte, das zeigen uns ein paar damals erschienene, jetzt sehr selten gewordene Bücher. Justus Heurnius, Sohn und Bruder zweier damaliger Professoren der Medizin in Leiden, und selbst ein Student der Theologie gab 1618 seine admonitio de legatione evangelica ad Indos capessenda, die den Generalstaaten und Prinz Moritz gewidmet ist, heraus. Die Widmung ist interessant. „Die Bedeutung dieser Sache", so beginnt er, „bringt mich, unter Ihrem Namen meinem Vaterlande das vorzüglichste Mittel an die Hand zu geben, um Gottes Gunst und Hilfe zu erlangen: das ist die Ausbreitung des Evangeliums unter den ungläubigen Völkern, zu welchen Gott, der unsern Glauben, unsre Liebe und unsre Dankbarkeit auf die Probe stellen wollte, uns eine Thür geöffnet und die er unsrer Sorge anvertraut hat. Gott hat uns die Schätze Indiens eröffnet, damit er auf diesem Wege das Reich Christi, auf dessen Vollendung er es bei allem im Himmel und auf Erden abgesehen hat, in den ungeheuren Ländern des Ostens ausbreite. Wenn Gott von einer jeden ihm ergebenen Obrigkeit fordert, daß sie ihm darin diene, solche Wohlthat den Ungläubigen zu beweisen, so macht er diesen Anspruch vor allem an Sie, denen er eben zu diesem Zweck verliehen hat, am andern Ende der Welt Fuß zu fassen.

Darum flehe ich Sie an im Namen Christi, dessen Sache ich vertrete, daß Sie doch diese Ihnen von Gott verliehene Gnade mit allem Ernst wahrnehmen wollen. Zum Gelingen dieses Werkes ist ihre Mitwirkung in mehr als einer Weise erforderlich. Zuerst dies, daß das Gesetz christlicher Sittsamkeit unter den Soldaten und Seeleuten gehandhabt werde, damit sie denen keinen Anstoß bereiten, welche die Missionare zu Christen zu machen suchen.

Weiter wird es nützlich sein, Schulen zu errichten, in welchen die indische Jugend von klein auf das Christentum in sich aufnehme. Auch müssen die Anstrengungen derjenigen unterstützt werden, die die heil. Schrift in die Sprachen dieser wilden Völker übersetzen wollen. Ihre Arbeiten müssen gedruckt und durch Sie mit freigebiger Hand unter den Eingebornen verbreitet werden. Sollte es an Leuten fehlen, die aus sich selbst und umsonst diese Arbeit auf sich nehmen, so müssen andere durch Belohnungen dazu angetrieben werden, damit die in jenen Landen erstehende

Kirche Ihnen für alle Zeit wegen dieser großen Wohlthat verbunden sei. Das wird freilich Kosten verursachen, aber der Gewinn, den man aus dem Handelsverkehr hat, und den man zu der Ausbreitung und Festigung des Evangeliums auch erwarten kann, wird Sie davon hinlänglich überzeugen, daß man hierin keineswegs karg sein darf."

So schreibt ein Jüngling, der die Missionsarbeit nicht nur anzuregen weiß, sondern auch selbst eine Reihe von Jahren darin thätig gewesen ist. Sicherlich hat sein Buch viel zur Sache des Missionswesens beigetragen sowohl unter den Direktoren der ostindischen Kompagnie als auch unter seinen Kommilitonen, aus deren Mitte dann die ausgezeichnetsten Missionare und mächtigsten Fürsprecher der Mission in unserm Vaterlande im 17. Jahrhundert hervorgegangen sind. Das Büchlein ist sehr lesenswert, man findet in demselben den tiefster Überzeugung getragene Vorschläge, deren wir uns, trotz unserer langen Erfahrung im Missionswerk, keineswegs zu schämen brauchen.

Das zweite Büchlein, das ich meine, ist das wenigstens seinem Inhalte nach bessre bekannte Werk des Sebastian Danckaerts, Prediger zu Amboina, gedruckt im Jahre 1621 und betitelt: „Historischer und gründlicher Bericht über den Stand des Christentums im Bereich von Amboina nebst der Hoffnung und den Anzeichen einiger Reformationen und Besserungen desselben." Das Buch ist auf das günstige Gutachten der theologischen Fakultät zu Leiden gedruckt und den Generalstaaten gewidmet. Wir erfahren aus der Widmung, daß Seb. Danckaerts, nachdem er öffentlich in der Kirche zu Enkhuizen ordiniert worden, im Jahre 1616 aus Holland abgereist und ein Jahr später nach Amboina gekommen, wo er sich 1621 noch befand. „Es ist ihm", schreiben seine Brüder, „nicht genug, unserm eigenen Volk das Wort Gottes zu verkündigen, sondern als das Hauptziel seiner Reise gilt ihm, daß er die armen blinden Menschen und abgöttischen Indier, die da Sklaven des Teufels sind und unter Gottes Zorn stehen, aus ihrem Elende befreien und für den Herrn Jesum gewinnen möchte. Darum hat er allen Fleiß gethan, um die indische Sprache zu erlernen, es auch schon so weit darin gebracht, daß er schon längst in ihr predigt. Zu seinen Predigten kommen die Eingebornen in Menge und er hat auch schon einen großen Teil von ihnen, samt ihren Kindern taufen können. Außerdem hat er eine Schule für die Kinder der Eingebornen errichtet, und unterweist dieselben alle Tage in dem christlichen Glauben und in der holländischen Sprache." Die theologische Fakultät hatte die Herausgabe dieses Buches gut geheißen, „um aller Welt zu zeigen, daß

die ostindische Kompagnie diese Schiffahrt nicht allein um des Nutzens willen von zeitlichem Gut betreibe, sondern auch um Gelegenheit zu suchen, diese armen Leute für Gott zu gewinnen und ihnen das höchste Gut zu bringen."

In nahem Zusammenhang mit diesem interessanten Büchlein steht die bedeutsame Resolution, welche die Synode von Südholland in demselben Jahre zu Rotterdam faßte und die also lautet. „Der Assessor hat der Synode berichtet: daß laut eines Schreibens aus Ostindien dort große Hoffnung bestehe, die Indier durch die Predigt des Evangeliums zu der seligmachenden Kenntnis der Wahrheit zu bringen, wenn man nur geeignete Prediger namentlich Eingeborne des Landes finden könnte, und daß es zu diesem Zweck kein geeigneteres Mittel gäbe, als dort ein Seminar aufzurichten, in welchem einige Kinder der eingeborenen Heiden selbst, die man zu diesem Zweck wohl bekommen könnte, unter Aufsicht und durch den Unterricht unsrer dort schon vorhandenen Prediger von Kindesbeinen an geübt und erzogen werden in der christlichen Religion, um darnach ihren Landsleuten zu predigen und aus denselben dem Herrn Christo eine Gemeinde zu sammeln, daß hiermit auch schon ein guter Anfang in Amboina durch den Herrn General gemacht worden war, daß es aber an den nötigen Mitteln fehlte, um diesen Anfang weiter fortzusetzen und auszubreiten.[1])

Die Synode in Anerkennung, welch ein erbauliches und christliches Werk dies sein würde, da es dient zu der Ehre und Verherrlichung des Namens Gottes und zur Errettung von vielen Menschen unter den armen blinden Heiden in jenen Ländern, hat beschlossen, dasselbe aufs stärkste anzuempfehlen bei den Herren Direktoren der ostindischen Kompagnie, bei den Generalstaaten und auch bei seiner prinzlichen Hoheit, damit von seiten derselben die nötigen Mittel gefunden und freigiebig gewährt werden möchten, oder auch, wenn nötig bei dafür interessierten Privatleuten eine Kollekte gehalten werden möchte zur Beförderung und Zustandebringung dieses guten christlichen Werkes. . . . . Auch sollen die Herren Direktoren der ostindischen Kompagnie und die Generalstaaten ersucht werden, gut Aufsicht zu halten über die Zöglinge, die schon hierher gesandt worden sind, um hier in der christlichen Religion unterwiesen zu werden, sowie über die, die noch gesandt werden möchten."

[1]) Schon 1619 hatte man die Resolution gefaßt, den Gouverneur und den Rat von Indien zu ersuchen, einige Jünglinge aus Ternate und Amboina von guten Anlagen mit der ersten Gelegenheit nach Holland zu senden, um dort in der Theologie unterwiesen zu werden zum Zweck der Verbreitung des Evangeliums in ihrem Vaterlande.

Aus diesem allen erkennt man, wie das Interesse an der Bekehrung der Heiden von Jahr zu Jahr zunahm, und da die Erfahrung lehrte, daß der bisher befolgte Weg, um durch Vermittlung der Synoden Prediger zu suchen, keine befriedigenden Resultate gehabt hatte, kam man zu dem Beschluß, den schon im Jahr 1616 gefaßten Plan zur Ausführung zu bringen und unter Leitung von Walaeus das Seminarium Indicum zu errichten.

Walaeus, am 3. Oktober 1573 zu Gent geboren, stammte aus der alten angesehenen flandrischen Familie de Wale. Nachdem er 1596—99 in Leiden Theologie studiert, dann auch noch einige ausländische Universitäten besucht hatte, war er 1602 Prediger in einem Dorf auf der Insel Walchern und zwei Jahre später in Middelburg geworden. Nachdem er 1618—19 einen sehr thätigen Anteil an der Dortrechter Synode genommen, wurde er 1619 als Professor der Theologie nach Leiden berufen. Sobald ich den Plan gefaßt hatte, die Einrichtung und den Erfolg dieses Institutes, dessen Entstehungsgeschichte ich im bisherigen zu zeichnen versucht habe, näher zu studieren, war mir klar, daß mir das am besten gelingen würde, wenn ich bei Walaeus selbst mir Rat erholte, da ich aus Hoornbeeks Buch (de conversione Indorum) wußte, daß Walaeus darüber einige Winke gegeben habe. Als ich nun aber den Folianten, welcher Walaeus Werke befaßt, zur Hand nahm, da fand ich noch mehr, als ich erwartet hatte.

Aus seiner Lebensbeschreibung, die den Werken vorgedruckt ist, lernte ich, daß die Direktoren der ostindischen Kompagnie sich zunächst an die ganze theologische Fakultät um Rat in dieser Sache gewandt hatten, und daß ihr Ansuchen dort, wo man erst das Jahr vorher Dankaerts historischen und gründlichen Bericht mit solchem Interesse aufgenommen hatte, natürlich eine gute Aufnahme fand. Das Gutachten der Fakultät, von Walaeus verfaßt und in seinen Werken aufbewahrt, ist interessant genug, um in unserer Zeit, wo man keine lateinischen Folianten mehr liest, den Missionsfreunden zur Kenntnis gebracht zu werden. Es lautet folgendermaßen:

1. Da die Ehre Gottes, die christliche Religion und die Liebe zu dem Nächsten fordern, daß wir die geistlichen Güter, die Gott uns im Evangelio gegeben hat, ein jeder nach seinem Beruf Andern mitteilen, so muß in dieser Beziehung namentlich für die gesorgt werden, die uns in den Dingen des zeitlichen Lebens dienen, oder von und durch welche wir die Schätze und Bequemlichkeiten dieses Lebens gewinnen. Auf die Weise werden wir die, welche uns dienen, getreuer erfinden und uns von Gott in reichem Maße geistliche und zeitliche Segnungen erwerben.

2. Da solches bei allen Gottesfürchtigen feststeht, so haben die Direktoren der ostindischen Kompagnie gemeint, daß ihnen vor allen die Sorge aufliege, um mit den nach Indien fahrenden Flotten treue und fromme Prediger von Gottes Wort auszusenden, um die Unsrigen da zu unterweisen und durch ihren Wandel ihnen zum Vorbilde zu sein und auch so viel als möglich das Heil der dort wohnenden Wilden sich angelegen sein zu lassen.

3. Da indessen unter den gewöhnlichen Studenten der Theologie und unter den Predigern nur wenige geeignet sind, um eine solche schwere Last auf sich zu nehmen, oder auch wo sie geschickt dazu wären, doch keine Lust dazu haben, so haben sie den frommen Beschluß gefaßt, für die ostindische Kompagnie ein Seminar zu errichten, aus welchem zu seiner Zeit Hirten und Lehrer gewonnen werden könnten, geschickt und bereit, um diese Last auf sich zu nehmen.

4. Bei der Vorbereitung derselben muß zuerst geachtet werden auf eine gute Auswahl, weiter auf die Art des Unterrichts und der Erziehung.

5. Es müssen fromme ehrbare Jünglinge ausgewählt werden, von solchem Alter und so viel Verstand, daß sie die mit einem solchen Beruf verbundenen Mühseligkeiten begreifen und sich dagegen wappnen können, damit sie nicht erst, nachdem die Unkosten auf sie verwandt sind, die vor ihnen liegende Last erkennen und von sich weisen. Ihre Fortschritte müssen der Art sein, daß man die Hoffnung haben darf, daß sie auch weiterhin ihre Studien mit Erfolg betreiben werden; sie müssen erfüllt sein mit frommem Eifer für die Ausbreitung des Christentums. Auch ist die Zustimmung ihrer Eltern oder Vormünder oder nächsten Verwandten erforderlich. Wo sich solches alles findet, mag man darin die Zeichen einer göttlichen Berufung erkennen und darum auch auf einen besondern Segen Gottes für sie hoffen.

6. Indessen damit bei dieser Wahl um so weniger Mißgriffe stattfinden, halten wir es für passend, daß die, welche erwählt werden, auch versehen sein müssen mit einem Zeugnis von einer Gemeinde oder classis, von der theologischen Fakultät zu Leiden oder wenigstens von einigen frommen angesehenen Männern; weiter müssen dem Direktor (Regent) und der theologischen Fakultät Beweise ihrer Fortschritte im Studium gegeben werden.

7. Um desto mehr Hoffnung auf einen guten Ausgang zu haben, achten wir es für ratsam, daß sie in der Wohnung des Direktors erst eine Prüfungszeit durchmachen müssen, ehe sie definitiv unter die Zahl der

Zöglinge aufgenommen werden. Sollten sie sich während dieser Zeit als ihres zukünftigen Berufs unwürdig oder als nicht recht für denselben geeignet erweisen, so müßten sie auf Antrag des Direktors und der theologischen Fakultät durch die Herren Direktoren entlassen werden.

8. Durch die Direktoren muß eine passende Zahl festgestellt werden, damit alle Jahre einige für den Dienst fertig werden. Ebenso muß eine Zeit festgesetzt sein, innerhalb welcher sie sich für den Dienst bereit halten müssen und zwar entsprechend dem Bescheid der theologischen Fakultät und je nach den Fortschritten, welche sie schon vor ihrem Eintritt in das Seminar gemacht hatten. Endlich müssen die Direktoren auch ausreichendes Stipendium für sie festsetzen, damit auch Jünglinge von gutem Stande sich dadurch anziehen lassen.

9. Unsere Meinung ist, daß die also Ausgewählten unter die häusliche Leitung und Zucht eines dafür geschickten Direktors von der theologischen Fakultät gestellt werden müssen, der für ihren Lebensunterhalt sorgt, ihren Lebenswandel beaufsichtigt und ihre Studien dem vorgestellten Ziel entsprechend einrichtet.

10. Der Direktor muß verpflichtet sein, sie in seinem Hause und an seinem Tische zu haben für die von den Direktoren festgestellten Stipendien, und dafür zu sorgen, daß sie sich nach den bestimmten Lebensregeln richten.

11. In Bezug auf ihre Studien hat der Direktor darauf zu sehen, daß sie in ihren Studienzimmern und in den öffentlichen akademischen Vorlesungen die Ordnung und Regel beobachten, welche er für die Sprachen, Philosophie und Theologie für einen jeden von ihnen, seinen Gaben und Fortschritten entsprechend, für passend hält.

12. Er soll auch einige Übungen für sie einrichten, dadurch ihre Studien gefördert werden können z. B. Lektüre und Erklärung der heil. Schrift, Wiederholung von Stücken des Katechismus, Disputationen, Übungen in der Beredsamkeit, Aufsätze, je nachdem er solches ihrer Zahl und ihren Fortschritten entsprechend achtet.

13. Insbesondere muß bei jeder Gelegenheit in ihnen der Eifer für die Ausbreitung der christlichen Religion geweckt werden, dazu müssen auch die heil. Schrift und die Kirchengeschichte angewendet werden, ebenso auch andere Gründe, wie man sie der besondern Sorge und Segen Gottes über diejenigen entnehmen kann, die sich mit Liebe einem so großen Werke weihen.

14. Besonders müssen sie auch ermuntert werden zur Übung von

äußerlicher Frömmigkeit, zur Selbstbeherrschung und Verträglichkeit, Gebet, Fasten, Besuch der Armen und Elenden, Tröstung der Kranken ꝛc. Die Geförderstsen unter ihnen müssen in diesen Stücken ab und zu geübt werden, damit Gottes Gnade in ihnen groß werde und damit sinnliche wüste Menschen oder solche, die noch fern sind vom Glauben, durch solche sichtbaren Beweise sich gedrungen fühlen, eine Lehre, von der sie solche Früchte sehen, hoch zu achten und zu untersuchen.

15. Gleichwie man die Studenten hier zu Lande bei dem Zusammenströmen der Menschen von allerlei Religionen fleißig wappnen muß gegen Papisten und andre Sektirer, so müssen diese Zöglinge besonders gewappnet werden gegen Juden, Mohamedaner und Heiden, damit sie die kräftigsten Beweise bei der Hand haben, um solche, die sie bethören wollen, samt deren Aberglauben zu widerlegen und die Wahrheit unsres Glaubens gegen sie zu verkündigen. Zu diesem Zweck muß ihnen vorgelegt werden, was von tüchtigen Schriftstellern darüber geschrieben worden ist.

16. Dazu wird es auch nützlich sein, sie mit dem bekannt zu machen, was andere für Wahrnehmungen gemacht haben über Art und Natur der Länder und Völker und über die Weise mit ihnen umzugehen.

17. Auch ziemt es sich, ihnen vor der Abreise einigen Unterricht zu erteilen, wie sie sich unter ihren Landsleuten und unter Ungläubigen zu verhalten haben, wie sie Unerfahrenen, wie Gelehrteren, wie den auf Spitzfindigkeiten pochenden begegnen müssen und von wo sie allen dergleichen verschiedenen Menschen beikommen können, damit sie nicht durch unnützes Streiten abgeschreckt werden. In der heil. Schrift findet man dafür zahlreiche Exempla.

18. Wenn das Kollegium eingerichtet ist, wird es auch gut sein sie ein oder zwei Jahre lang vor ihrer Abreise in den gebräuchlichsten Sprachen jener Länder zu unterrichten. Zu diesem Zweck muß man sich umsehen nach einem rechtschaffenen Mann, der diese Sprache versteht und von dort zurückgekehrt ist, sonst möchte die Zeit ihrer Heimkehr[1]) kommen, noch ehe sie die Sprache der Eingebornen recht gelernt haben, infolge wovon sie in ihrer Arbeit unter den Eingebornen weniger Frucht haben würden.

19. Da die Direktoren dieser Kompagnie den Plan haben, auch in Indien selbst eine Art Seminar aufzurichten, so wünschen wir, daß wir genau über die Art und Einrichtung dieses Institutes informiert werden und daß zwischen beiden eine Korrespondenz ins Leben gerufen werde,

[1]) Die Prediger wurden immer nur zunächst auf 5 Jahre ausgesandt.

damit sie bei ihrer Einrichtung sich nach uns richten und daß sie, wenn sie in unsrer Handelsweise irgend welche Veränderung oder Erweiterung wünschen, uns solches durch ihre Briefe kund thun.

20. Besonders sollten sie, im Fall sich unter ihren Zöglingen solche finden, die sie für geschickt halten, um zum Zweck weiterer Verstandesentwickelung und gründlicheren theologischen Studiums zu uns gesandt zu werden, davon gehörigen Orts Kenntnis geben, denn wenn auch nur ein einziger von ihnen zu uns käme, der durch Frömmigkeit, Anlagen oder irgend welche andern Eigenschaften sich auszeichnete, so könnte ein solcher für unser Seminar von großem Nutzen sein, sowohl durch Unterricht in der Landessprache als auch durch ausführlichere Darlegungen der Gewohnheiten jener Länder."

Man muß sich verwundern über die klaren in diesem Schriftstück entwickelten Ideen; oder täusche ich mich wenn ich behaupte, daß eine 150jährige Missionserfahrung dieses Projekt des ersten Missionsdirektors vor 260 Jahren bestätigt und besiegelt hat? Daß sich Walaeus dieser Sache mit solchem besondern Eifer annahm, das kann uns nicht Wunder nehmen, da er so lange er Prediger war (1604—1619) sich auf Walchern in dem Mittelpunkt dieses frühsten Interesses der reformierten Kirche für die Sache der Heidenbekehrung befand. Er besaß einen großen Einfluß in der Kirche und es ist darum gar nicht unwahrscheinlich, daß er auch an dem sehr wichtigen Beschluß der Synode von Goes vom Jahr 1620 Anteil hatte, darin auch von den Direktoren der ostindischen Kompagnie gefordert wird, daß sie für die nötigen Mittel sorgen mußten, um Prediger für Ostindien ausbilden zu lassen und wo außerdem der Wunsch ausgesprochen wird, daß von den Synoden aus ihrer eigenen Mitte tüchtige Prediger ausgewählt werden möchten, die einstweilen schon bis jene Zöglinge ihre Ausbildung vollendet hätten, nach Indien gehen und dort durch Wort und Wandel die Heiden für den Herrn gewinnen könnten.

Unter diesen Umständen war es ganz natürlich, daß man bei der Wahl eines Direktors die Augen sofort auf Walaeus richtete. Anfänglich weigerte er sich, zu seinen vielen Beschäftigungen auch noch diese neue Last auf sich zu nehmen, gab dann aber doch schließlich den wiederholten Bitten seiner Amtsgenossen nach, hauptsächlich wohl deswegen, weil sie ihm versicherten, daß infolge seiner definitiven Ablehnung wahrscheinlich die ganze Angelegenheit nicht zur Ausführung kommen würde.

(Schluß folgt.)

Eine Missions-Kirchen-Ordnung.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß in den beiden letzten Jahren drei deutsche Missions-Gesellschaften in der Lage gewesen sind, ihren Missionsgemeinden feste Kirchenordnungen zu geben: 1) die evangel.-luth. M.-G. zu Leipzig für ihre Gemeinden im Tamillande; 2) die rheinische M.-G. zu Barmen für ihre Gemeinden im Battalande und 3) die Berliner M.-G. für ihre Gemeinden in Südafrika — doch hat die letztere ihre Kirchenordnung noch nicht definitiv festgestellt und können wir erst auf dieselbe zurückkommen, nachdem sie publiziert sein wird.

Es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen, wenn eine Mission ihre Arbeit bereits soweit gefördert hat, daß eine Verfassung Bedürfnis geworden und ihr die Organe zu Gebote stehen, in deren Hände sie die Pflichten und Rechte legen kann, welche an die gemeindliche und synodale Konstituierung gebunden sind. In verhältnismäßig sehr kurzer Zeit ist das bei der rheinischen Battamission auf Sumatra der Fall gewesen. „Es sind gegenwärtig — heißt es in den einleitenden Bemerkungen Dr. Fabris — wenn man die ersten 3 Jahre für das Erlernen der Sprache und die nötigste Orientierung der zuerst ins Battaland entsandten Brüder abrechnet, 17 Jahre, daß die Missionsarbeit unter dem Battavolke begonnen hat.[1]) Ich kenne kein zweites Beispiel aus der Missionsgeschichte, daß ein Volk, welches beim Beginn der Missionsarbeit noch dem Kannibalismus huldigte, in so kurzer Frist soweit christianisiert worden ist, daß die Einführung einer Kirchenordnung, wie die hier folgende, möglich gewesen wäre." Die Leipziger M.-G. begann auf einem altbebauten Acker ihre Arbeit im Tamillande im Jahre 1841 und zählt dort heut auf 18 Stationen 11981 Christen, während die 1862 begonnene Battamission heut auf 11 Stationen 5008 Christen gesammelt hat und 1781 Taufkandidaten aufweist.

Vergleicht man die beiden Kirchenordnungen mit einander, so tritt uns ein durchgreifender Unterschied sofort entgegen; während nämlich die der Rh. M.-G. auffallenderweise auch nicht mit einem einzigen Worte der Bekenntnisgrundlage der jungen Battakirche gedenkt, bestimmt die der Leipziger M.-G. gleich im ersten Paragraphen: „die Gemeinde bekennt sich als ein Glied der ev.-luth. Kirche, die auf Gottes Wort gegründet ist, und die im Konkordienbuche enthaltenen Bekenntnisse annimmt, und verspricht, diesem (doch wohl dem Konkordienbuche!) gemäß

[1]) Siehe diese Zeitschrift 1876 S. 257 ff.

dem Herrn zu dienen."[1]) Ist hier ohne Zweifel des guten zu viel geschehen, da — abgesehen von allen andern Bedenken — die tamulischen Christen schwerlich den gesamten Inhalt des Konkordienbuches auch nur kennen, jedenfalls aber nicht verstehen werden, so ist in der Battaschen Kirchenordnung die absolute Ignorierung jeder Bekenntnisgrundlage gewiß ein eben so wenig zu rechtfertigender Mangel. Hier wie dort ist man jedenfalls mit vollem Bedacht zu Werke gegangen. Aber wie bei aller Gerechtigkeit gegen den konfessionellen Standpunkt in einer jungen Missionskirche der kleine lutherische Katechismus und höchstens die Augustana als vollkommen genügende Bekenntnisunterlage betrachtet werden muß, so ist auf der andern Seite bei aller Anerkennung der weitesten Unionsgesinnung doch wenigstens die heilige Schrift resp. eine Summe der Grundlehren derselben etwa nach Art des Allianzprogrammes und das Apostolikum, wenn man (aus naheliegenden Gründen) durchaus keins der reformatorischen Bekenntnisse mag, in einer Missions-Kirchen-Ordnung als Konfessionsausdruck zu fordern. Vermutlich gehört dieser Defekt der Battaschen K.-O. zu denjenigen Lücken derselben, welche — wie die fehlenden Bestimmungen über die Kirchenzucht[2]) — einer späteren Ergänzung vorbehalten worden sind.

---

[1]) L. K.-O. I 3 u. 4: Die Gemeinde erkennt es als ihre wichtigste Pflicht, dafür zu sorgen, daß bei ihr die Predigt des reinen Wortes nach dem Bekenntnisse unsrer Kirche im Schwange gehe, und daß die heiligen Sakramente nach der Einsetzung unsres Herrn Jesu Christi bei ihr verwaltet werden, damit alle ihre Glieder in der Erkenntnis der seligmachenden Wahrheit zunehmen und in aller Gnade wachsen. Sie verspricht daher, für die Besetzung des Predigtamtes bei ihr mit einem Pastor Sorge zu tragen, diesem als Diener Gottes die gebührende Ehrerbietung zu erweisen, und das Wort Gottes aus seinem Munde willig anzunehmen.

Sie sorgt dafür, daß bei ihr alles ordentlich und ehrlich zugehe, und hält daher fest an den kirchlichen Ordnungen, besucht den Gottesdienst fleißig, bringt die Kinder rechtzeitig zur Taufe und Konfirmation, hält die Beichte und persönliche (d. h. jedem einzeln mit Handauflegung gesprochene) Absolution fest, kommt fleißig zum Tische des Herrn, und sieht dahin, daß ihre Toten christlich beerdigt werden.

Kinder sollen innerhalb eines Monats nach der Geburt zur Taufe gebracht werden.

Knaben sollen nicht unter 14 Jahren, und Mädchen nicht unter 13 Jahren ihres Alters konfirmiert werden.

Die Abendmahlsgäste haben sich vor der Beichte bei ihrem Pastor anzumelden.

(Jede selbständig werdende Gemeinde ist durch Namensunterschrift ihrer Vertreter auf diese Gemeinde-Ordnung zu verpflichten).

[2]) L. K.-O.: Außer I 10: Zum Ausschluß eines öffentl. und unbußfertigen Sünders sowie zur Wiederaufnahme desselben ist die Zustimmung der Gemeinde nötig und (II 8 — siehe nachher —) III 9: Zum Ausschluß eines öffentlichen, in Unbußfertigkeit

Dagegen hat die Vorlage der Rh. M.-G. einen großen Vorzug, der sie vor vielen andern Verfassungsarbeiten wie für altchristliche so auch für Missions-Kirchengebiete rühmlichst auszeichnet und sie nicht bloß zu einem historischen Dokumente der Battaschen Missionsgeschichte sondern in Wahrheit auch zu einem Spiegelbilde der bisherigen Entwickelung und des jetzigen Standes der dortigen Gemeinden macht, nämlich daß sie — wie die einleitenden Bemerkungen mit Recht hervorheben — „nicht am grünen Tisch entworfen," sondern „so verfaßt ist, daß sie den in der Battamission geschichtlich gewordenen Verhältnissen und eigentümlichen Gestaltungen möglichst genau sich anpaßt, sie weniger vorschreibt als ihnen folgt." Obgleich sie natürlich auch manche ideale Ziele enthält, die erst noch zu erreichen sind, „so liegt die Entwicklung der thatsächlichen Verhältnisse doch in der Richtung dieser Zielpunkte." In dieser eminent praktischen und genetischen Methode, auf welche die hervorragende Thätigkeit des Missionar Nommensen von besonderem Einfluß gewesen zu sein scheint, ist die Battasche Kirchen-Ordnung der Tamilschen entschieden überlegen, obgleich es auch dieser an praktischem Eingehen auf die konkreten Verhältnisse keineswegs fehlt. Gerade um dieses Vorzugs willen darf die Vorlage der Rh. M.-G. eine gewisse Originalität und Vorbildlichkeit beanspruchen und ist der Abdruck derselben auch dieses Ortes um so mehr gerechtfertigt, als der Herausgeber manche seiner in diesen Blättern wiederholt ausgesprochenen missionsmethodischen Grundsätze zu seiner großen Freude hier verwirklicht sieht. Bevor wir jedoch das wichtige Schriftstück selbst reproduzieren, mag es gestattet sein, noch einen längeren Passus aus den einleitenden Bemerkungen Dr. Fabris zur vorläufigen Orientierung vorauszuschicken.

„Wie eigentümlich zum Teil die Entwicklung der Verhältnisse in diesem Missions-Arbeitsgebiete geworden, wird der aufmerksame Leser des nachfolgenden unschwer erkennen. So ist die Gestaltung des Ältestenamtes eine so reiche, und in Silindong wenigstens thatsächlich bereits ausgeführt, daß sie unsere Presbyterien und Kirchenvorstände in ihrer Ausgestaltung nicht unwesentlich übertrifft. Ebenso ist das Amt der Lehrer eigentümlich vielseitig und zu einem wirklich kirchlichen Gemeindeamt geworden. Die mobile Schar der Evangelisten, der Pioniere der Evangelisation, erinnert lebhaft an ein in unseren Landeskirchen unbefriedigtes Bedürfnis. Alles in Allem hat sich dort in einer an die älteste Zeit

beharrenden Sünders aus der Gemeinde sind drei Viertel der Stimmen der Gemeinde-Versammlung nötig.

der christlichen Kirche erinnernden Entwicklung eine Mannigfaltigkeit von Ämtern angebahnt, wie sie Eph. 4, 11 uns vorgeführt ist; es fehlt nicht an Evangelisten, Hirten, Ältesten und Lehrern, und auch Apostel sind ja vorhanden, so werden, denke ich, auch die Propheten nicht ganz fehlen. Überaus glücklich ist, wie mir scheint, die Frage der Heranbildung der Eingebornen zu kirchlichem Dienste in der Battamission gelöst worden. Ist es wahrscheinlich ein Unikum (?), daß seit Jahren in Silindong ein Lehrer- und Katecheten-Seminar besteht mit etwa 70 Zöglingen, welches der Missionskasse bis jetzt keinerlei Ausgaben verursacht hat, so erscheint mir der überaus praktische Weg, welcher zur Heranbildung nationaler Gehilfen eingeschlagen wurde, noch bemerkenswerter. In fast allen entwickelteren Missionsgebieten gelangte man bisher durch ein in aufsteigenden Kursen von 8—10 Jahren sich bewegendes Bildungs-System zu einem eingeborenen Predigerstande. Das hat empfindliche Nachteile. Die betreffenden jungen Leute werden dem Leben ihres Volkes mehr oder weniger entfremdet und europäisiert, zugleich, wie ich glaube, auch mit zu viel Wissensmaterial versorgt. Da zudem das Alter, in dem die Zöglinge in diese Bildungs-Kurse aufgenommen werden müssen, in heißen Ländern ein sehr frühes ist, — mit 15 bis 16 Jahren denken z. B. unsere Batta-Jünglinge schon ans Heiraten — so gelangen sie noch sehr jung und ohne genügende Bewährung im Leben und in der Arbeit an die Stufe der Ordination. Dem gegenüber bietet die in Silindong bereits seit Jahren praktisch bewährte Einrichtung große Vorzüge. Alle werden erst Lehrer, und die sich in jahrelanger Praxis als solche bewährt haben, werden Evangelisten; in ihrer Thätigkeit bewährte Evangelisten rücken dann mit der Zeit zu ordinierten Landpredigern auf. So gelangen zu diesem Amte nur bereits erfahrene und bewährte Männer. Den Gemeinden ist völlig freies Wahlrecht verliehen, unter der Voraussetzung, daß sie für den Unterhalt ihrer Kirchen und Prediger auch selbst und vollständig sorgen. Der auch auf kirchenpolitischem Gebiete einzig vernünftige Grundsatz, daß der Verleihung von Rechten die Übernahme der entsprechenden Pflichten vorausgehen müsse, ist sonach hier einfach und bestimmt verwirklicht. Die synodalen Gestaltungen, gegenüber der richtigen Ausgestaltung des kirchlichen Gemeindelebens von minderer Bedeutung, stehen im wesentlichen in Parallele mit den bezüglichen heimatlichen Ordnungen. Nur die Teilung der Jahressynode in eine Synodalkonferenz und in die allgemeinen Verhandlungen ist wesentlich eigentümlich und durch die Missionsverhältnisse bedingt."

Gemeinde-, Kirchen- und Synodal-Ordnung für die evangelische Missionskirche im Battalande auf Sumatra.

1. Filial-Gemeinde. Jedes Dorf (oder jede Gruppe benachbarter Dörfer), in welchem wenigstens zehn Familienhäupter durch die Taufe in die Gemeinde Christi aufgenommen worden sind, bildet eine Filial-Gemeinde.

2. Mutter-Gemeinde. Jede Filial-Gemeinde ist einer Mutter-Gemeinde zugeteilt, welche stets der Wohnort eines Missionars ist.

3. Bezirks-Gemeinde. Mutter- und Filial-Gemeinden zusammen bilden eine Bezirks-Gemeinde, an deren Spitze, als Vorsteher, der in der Mutter-Gemeinde wohnende Missionar steht.

4. Ältesten-Amt. In jeder Filial-Gemeinde wird von den Familienhäuptern ein Ältester gewählt, dessen Wahl von dem vorstehenden Missionar zu bestätigen ist. Wo mehr als 20 christliche Familien in einem Dorfe wohnen, können auf Antrag des Missionars oder der Gemeinde zwei Älteste gewählt werden. In der Mutter-Gemeinde kann nach Bedarf die Zahl auf drei und höchstens vier erhöht werden.

Nur treue, in christlichem Wandel sich bewährende Gemeindeglieder, welche befähigt sind, auch andere zu vermahnen, können als Älteste gewählt werden.[1])

5. Wahl der Ältesten. Die Wahl der Ältesten findet alle zwei[2]) Jahre in der Woche nach Pfingsten statt. Dieselben werden, nachdem sie bestätigt sind, innerhalb zwei Wochen beim Haupt-Gottesdienste in der Mutter-Gemeinde vom Missionar verpflichtet und in ihr Amt eingeführt.

6. Obliegenheiten der Ältesten. Die Ältesten haben die Aufsicht über ihre Dorfgenossen, sie haben die Gemeindeglieder zu beraten, zu warnen, zu vermahnen, die Fragen und Klagen derselben anzunehmen und von den wichtigeren Vorkommnissen ihrer Arbeit in den Ältesten-Versammlungen Mitteilung zu machen.

Die Ältesten haben die Kranken ihres Dorfes zu besuchen, mit den Kommunikanten, bevor sie sich bei dem Missionar persönlich melden, zu sprechen, Streitigkeiten zwischen den Familien und einzelnen zu schlichten,

[1]) Leipziger Kirchen-Ordnung II 4: Wählbar sind alle männlichen Glieder der Gemeinde, die über 24 Jahre alt und der Kirche treu sind, ihre Gemeindepflichten erfüllen, sich fleißig zu Gottes Wort und den heiligen Sakramenten halten, einen christlichen ehrbaren Wandel führen, und ihren Häusern wohl vorstehen.

[2]) L. K.-O II 3 auf 6 Jahre.

zur Abhaltung von Haus-Andachten zu vermahnen und wo abendliche Dorf-Andachten üblich, dieselben — im Falle ein Lehrer im Dorf, abwechselnd mit diesem — zu leiten.

Die Ältesten haben die Tauf-Kandidaten zu beobachten und zu sorgen, daß die zum Katechumenen-Unterricht sich meldenden Gelegenheit haben, die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis und das Gebet des Herrn zu lernen, bevor sie in den Tauf-Unterricht treten.

Die Ältesten haben den Armen-, Kirchen- und Schulfonds zu verwalten, Kollekten abzuhalten, die Sammlung im sonntäglichen Gottesdienste zu vollziehen und über der Ordnung in den gottesdienstlichen Versammlungen zu wachen; sie müssen bei Prüfung der Konfirmanden, Katechumenen und Schüler zugegen sein und an den Ältesten-Versammlungen regelmäßig teilnehmen.[1])

7. Ältesten-Versammlung. Jeden Mittwoch findet in der Mutter-Gemeinde unter Leitung des Missionars eine Versammlung sämtlicher Ältesten des Gemeinde-Bezirkes statt. Wo die Seelenzahl einer Bezirks-Gemeinde noch eine kleinere ist, oder die Filial-Gemeinden in weiter Entfernung liegen, kann die Ältesten-Versammlung auch nur monatlich einmal und auch abwechselnd in Filial-Gemeinden gehalten werden. Ist ein Missionar krank oder auf längere Zeit ohne Stellvertreter abwesend, so soll der zunächst wohnende Missionar die Ältesten-Versammlung des betreffenden Gemeinde-Bezirkes wenigstens monatlich einmal abhalten und leiten.

---

[1]) L. K.-O. II 6—10: Der Gemeindevorstand hat alle Gemeindeangelegenheiten zu beraten und zu leiten, die nicht speciell ins geistliche Amt gehören, hat die Gemeindebeiträge zu sammeln, die Rechnungen zu führen, die Baulichkeiten und Güter zu beaufsichtigen u. s. w.

Die Armenpflege gehört gleichfalls zu den Aufgaben des Gemeindevorstandes, und es hat derselbe dieser seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Kirchenzuchtsfälle, Ehe- und andere Streitigkeiten 2c., die der Pastor beizulegen vergeblich versucht hat, kommen vor den Gemeindevorstand. Ist jemand vor denselben zu laden, so hat das schriftlich zu geschehen.

Bei Besetzung der kirchlichen Ämter (Pastor, Katecheten u. s. w.) in der Gemeinde schlägt der Miss.-Kirchenrat aus den von ihm geprüften Kandidaten ein bis höchstens drei für die fragliche Stelle besonders geeignet erscheinende Personen durch den Gemeindevorstand der Gemeinde zur Wahl vor. Die Wahlhandlung geschieht unter Leitung des Bezirksseniors, auf dessen Bericht hin die Wahl vom Missions-Kirchenrate zu bestätigen ist.

Der Gemeindevorstand versammelt sich in der Regel einmal im Monate zu einer Sitzung. Der Geistliche ist ex officio Vorsitzender desselben und leitet die Beratung

8. Obliegenheiten der Ältesten-Versammlung. Alle zum Umkreis der Ältesten gehörenden Obliegenheiten und Arbeiten, überhaupt alles, was zum geistlichen und leiblichen Wohl des Gemeinde-Bezirkes und seiner Angehörigen dient, kann in den Kreis der Beratungen der Ältesten-Versammlung gestellt werden.

Jeder Älteste hat das Recht, die besonderen Vorkommnisse seiner Dorf-Gemeinde zur Verhandlung zu bringen.

Jede Sammlung oder Steuer, die im Gemeinde-Bezirk ausnahmsweise erhoben oder dauernd neu eingeführt werden soll, unterliegt der Beschlußfassung der Ältesten-Versammlung. Ebenso hat dieselbe über etwaige Entlassungen aus dem Ältesten-Amte auf Antrag des Missionars zu beschließen.

Die Ältesten-Versammlung hat darüber zu wachen, daß die von den Gemeinden übernommenen Verpflichtungen zum Unterhalt von Lehrern, Evangelisten und Landpredigern, sowie zur Aufrichtung und Erhaltung kirchlicher und Schul-Gebäude erfüllt werden.

Die Ältesten-Versammlung wählt alljährlich in ihrer letzten Versammlung vor Pfingsten aus ihrer Mitte Abgeordnete zur Kreis- und Jahres-Synode.[1])

9. Dorf-Schulen. In jedem Dorf, das 50 christliche Familien zählt, oder für mehrere benachbarte Dörfer zusammen, welche die bezeichnete Familienzahl aufweisen, soll eine Schule errichtet werden.[2])

10. Unterhalt der Lehrer. Die zu dem betreffenden Schul-Verbande gehörenden Familienväter haben nach den von der Jahressynode aufgestellten Maßstäben den Unterhalt der Lehrer aufzubringen.

11. Obliegenheiten der Lehrer. Die Lehrer, im kirchlichen Gemeindedienst stehend, haben nach dem von der Schulkommission aufgestellten Lehrplane von morgens 8—12 Uhr Schule zu halten. Wenn Schulkinder im Unterrichte fehlen, haben sie die betreffenden Familien nachmittags zu besuchen und die Ursache des Ausbleibens zu erkunden, eventuell dasselbe zu rügen.

[1]) Die L. K.-O. schiebt zwischen Gemeindevorstand (3—6 Personen) und Synode noch die „Gemeinde-Versammlung" ein III 1—11.

[2]) Über die Schule sagt die L. K.-O. nur (I 5 u. 7): Ebenso sorgt sie (die Gemeinde) für die Gemeindeschule und sendet ihre Kinder in dieselbe, damit sie in unserem Katechismus, in der biblischen Geschichte, und in allen guten und nützlichen Kenntnissen unterwiesen werden.

Die Gemeinde verspricht, nach den bestehenden Regeln und eines jeglichen Vermögen zu den Gemeindebedürfnissen gerne beizusteuern, damit bei ihr Predigtamt und Schule erhalten werde, und das Gemeindegut in gutem Zustande bleibe. Über die Lehrer enthält sie keine Bestimmungen.

Die Lehrer haben, wo es nötig, die Ältesten bei Krankenbesuchen zu vertreten, mit diesen abwechselnd die abendlichen Dorfandachten zu halten, die Vorbereitung für den Katechumenen-Unterricht mit den Ältesten zu besorgen und in Notfällen, wenn der Missionar verhindert ist, den Haupt-Gottesdienst in der Mutter-Gemeinde zu halten; den sonntäglichen Gottesdienst in ihrer Dorf-Gemeinde zu leiten. Mit letzterem kann nach Bestimmung des der Bezirks-Gemeinde vorstehenden Missionars auch ein Evangelist oder Ältester betraut werden. Wo Filial-Gemeinden sehr weit von der Mutter-Gemeinde entfernt sind, ist von dem Missionar zu bestimmen, an welchen Sonntagen Filial-Gottesdienst stattfinden soll.

Die Lehrer haben, soweit dies nach den Verhältnissen angezeigt erscheint, da wo ein der Christengemeinde angehöriger Toter im Hause ist, von 8—11 Uhr abends mit den älteren Schulknaben abwechselnd zu singen und biblische Geschichten zu erzählen, auch, wo es zur Abhaltung der heidnischen Totenklage nötig erscheint, in den betreffenden Häusern zu schlafen. Ist der Missionar verhindert, so haben sie bei der Beerdigung nicht nur den Gesang zu leiten, sondern auch eine kurze Ansprache am Grabe zu halten.

Die Lehrer unterstützen den Missionar bei seinen Gängen in heidnischen Dörfern, bei der Namen-Wahl für die zu taufenden, bei der Feier des heiligen Abendmahls und sonst in allerlei Weise.

Im ganzen Jahre finden außer der Weihnachts- und Osterwoche sechs Wochen Schulferien statt. Die Zeit derselben bestimmt die Schul-Kommission.

12. Schul-Prüfungen. Halbjährig soll jede Schule eines Gemeinde-Bezirkes von dem Bezirksvorsteher, womöglich in Begleitung eines Mitgliedes der Schul-Kommission, einer Prüfung unterzogen werden, bei welcher auf Grund der Schulordnung das Pensum des letzten Halbjahres durchzugehen und ein neues für das kommende aufzustellen ist.

13. Lehrer-Konferenzen. Allmonatlich findet in der Mutter-Gemeinde des Gemeindebezirks eine Lehrer-Konferenz unter Leitung des Missionars statt, auf welcher Repetitorien gehalten und Aufgaben gestellt werden. Wo mehrere Gemeinde-Bezirke nahe bei einander liegen, können die Konferenzen derselben vereinigt und abwechselnd in den verschiedenen Haupt-Gemeinden unter Leitung des betreffenden Missionars abgehalten werden.

Im Anschluß an die Jahres-Synode soll eine allgemeine Lehrer-Konferenz unter dem Vorsitz des Ephorus stattfinden. Auf derselben

werden auf zwei Jahre drei Senioren gewählt, welche Mitglieder der Jahres-Synode sind.

14. Seminar. Das Seminar, gegenwärtig zu Pansur na pitu, ist ein kirchliches Gemeinde-Institut, in welchem Lehrer, Evangelisten und Landprediger herangebildet werden. Es steht unter der Leitung des von der Deputation hiermit betrauten Missionars, welcher von einem seminaristisch gebildeten Lehrer, wo nötig, von einem zweiten Missionar und von eingeborenen Gehilfen im Unterricht und in der Erziehung der Zöglinge unterstützt wird.

15. Seminar-Kurse. Die Kurse des Seminars sind zweigliedrig: für Lehrer- und für Evangelisten-, resp. Prediger-Bildung. Das Lehrer-Seminar hat einen vierjährigen Lehr-Kursus nach dem von der Seminar-Kommission aufgestellten und von der Deputation genehmigten Lehrplane. Vor Beginn des 14. Lebensjahres soll niemand in das Lehrer-Seminar aufgenommen werden. Die Zahl der Zöglinge der verschiedenen Kurse insgesamt soll 60 nicht übersteigen.

Lehrer, welche durch mehrjährige Arbeit in der Gemeinde sich erprobt und dabei zur Evangelisation sich befähigt erwiesen haben, oder ältere Gemeinde-Glieder, welche zum Evangelisten-Amt sich geeignet beweisen, können von dem Ephorus unter Zustimmung der Synodal-Konferenz als Evangelisten berufen werden.

Evangelisten, welche sich in ihrem Dienste eine Reihe von Jahren bewährt und auch in Kenntnissen sich gefördert haben, können in den Prediger-Kursus des Seminars Aufnahme finden. Sollen bewährte Evangelisten in den Prediger-Kursus aufgenommen werden, so ist hiezu auf den Antrag des Ephorus die Zustimmung der Jahres-Synode vonnöten.

16. Unterhalt der Zöglinge. Die Zöglinge des Lehrer-Seminars müssen Kost und Kleidung von ihren Eltern empfangen; ebenso haben diese für die Aufrichtung und Unterhaltung der für ihre Wohnung nötigen Gebäulichkeiten Sorge zu tragen. Für die Gebäulichkeiten der Schule und das Unterrichts-Material wird das nötige aus der Missions-Kasse geleistet.

Die Zöglinge der Prediger-Schule empfangen, wenn sie verheiratet sind, während ihres Lehr-Kursus eine Unterstützung aus der Missions-Kasse nach Bestimmung des Ephorus.

17. Seminar-Kommission. Es wird eine Seminar-Kommission gebildet, bestehend aus dem Ephorus, einem von der Synodal-Konferenz gewählten Mitgliede des Moderamens, dem Leiter des Seminars und

sämtlichen an demselben angestellten europäischen Lehrern. Dieselbe hat über die Aufnahme wie Entlassung der Zöglinge des Lehrer-Kursus zu beschließen, die Haus-Ordnung festzustellen, etwaige Änderungen des Lehrplanes zu beantragen, die Prüfungen abzuhalten, Zeugnisse auszufertigen und alles zur Förderung der Anstalt dienliche vorzunehmen.

18. Die Evangelisten. Die Evangelisten sind die Gehilfen des Missionars im Werke der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden. Sie werden von dem Ephorus, dem sie speciell unterstellt sind, auf Predigtreisen ausgesandt, mit oder ohne Begleitung von Missionaren, können jedoch auch zeitweise oder ständig auf Filial-Gemeinden stationiert werden. In letzterem Falle sind sie zunächst unter die Aufsicht des Vorstehers des betreffenden Gemeinde-Bezirks gestellt. Für ihre Dienstleistungen auf Predigtreisen, und soweit nötig auch bei zeitweiser Stationierung in Filial-Gemeinden erhalten dieselben aus der Missionskasse ihren Unterhalt.

19. Landprediger. Evangelisten, welche den Prediger-Kursus absolviert haben, bleiben in ihrer Stellung als Evangelisten, bis sie von einer Landgemeinde als Prediger berufen werden. Wenn mehrere Filial-Gemeinden eine eigene Land-Parochie bilden wollen, so haben dieselben zur Aufbringung des von der Jahres-Synode festgesetzten Jahres-Gehaltes, sowie zur Aufrichtung und Unterhaltung der nötigen Gebäulichkeiten sich durch schriftliche Urkunde zu verpflichten. Ist dieses vor dem Ephorus und dem Missionar der Mutter-Gemeinde geschehen, so haben sämtliche Familienhäupter der neu gebildeten Landgemeinde das Recht, aus denjenigen Evangelisten, welche den Prediger-Kursus absolviert haben, einen Prediger zu wählen, welcher von dem Ephorus unter Assistenz des Bezirks-Missionars und eines oder mehrerer Mitglieder des Moderamens ordiniert und feierlich in sein Amt eingeführt wird. (Über die Stellung der Landprediger zu dem Missionar der Mutter-Gemeinde und die Abgrenzung der Rechte und Pflichten derselben, sowie über die Frage, wieweit einem Landprediger auch ein Schulamt übertragen werden kann, bleibt auf Vorlage der Jahres-Synode, resp. Synodal-Konferenz genauerer Bestimmung vorbehalten.)

20. Ephorus. Der Ephorus, von der Deputation auf sechs Jahre ernannt, ist der unmittelbare Vertreter derselben im Umkreis der Batta-Mission. Als solcher hat er die Aufsicht über alle Bezirks-Gemeinden und die in ihnen arbeitenden Missionare, Lehrer, Ältesten, Evangelisten und Landprediger. Er soll über deren Amtsführung, Fortbildung und persönlichen Wandel wachen, auftretende Störungen durch Rat und Ver-

mahnung ausgleichen und die äußeren wie inneren Angelegenheiten des gesamten Werkes nach Kräften zu fördern sich angelegen sein lassen.

Der Ephorus hat die Pflicht, neu ankommenden Missionaren ihren Wohnort und ihre nächste Arbeit anzuweisen und ihnen behilflich zu sein, daß sie die nötige Sprachkenntnis und sonstige Befähigung zur Ausübung ihres Missionsberufes baldmöglich gewinnen.

Wo es notwendig erscheint, steht ihm das Recht zu, Ordnungsstrafen auszusprechen, auch die vorläufige Amts-Suspension eintreten zu lassen. In letzterem Falle hat er die Mitglieder des Moderamens zu Rate zu ziehen. Gegenüber den eingeborenen Evangelisten und Lehrern kann er in Übereinstimmung mit dem Moderamen vorkommenden Falles die Entlassung aus dem Amte aussprechen.

Der Ephorus hat nach Verständigung mit dem Moderamen den in der Vorbereitung genügend vorgeschrittenen, neu eingetretenen Missionaren ihren Wohnort und Arbeitsgebiet anzuweisen, in dringenden Fällen die Anlegung neuer Stationen, wie auch die eventuelle Versetzung von Missionaren und Landpredigern provisorisch anzuordnen.

Die Berufung und Versetzung eingeborener Lehrer erfolgt auf Antrag des betreffenden Vorstehers der Bezirks-Gemeinde, eventuell auf eigenen Antrieb durch den Ephorus. Die Evangelisten sind der unmittelbaren Aufsicht und Leitung des Ephorus unterstellt, und hat derselbe alljährlich einmal einen Bericht über dieselben und ihre Thätigkeit der Deputation einzureichen.

Der Ephorus ist der Verwalter und rechtliche Vertreter alles in seinem Sprengel vorhandenen Eigentums der Missions-Gesellschaft. Alle Bauten, zu welchen Missions- oder Gemeindegelder verwendet werden, bedürfen seiner Genehmigung, wobei er, soweit nötig, sachverständige Brüder zu Rate ziehen soll.

Der Ephorus hat das Recht der Erteilung von Urlaub bis zu drei Monaten, sowie die Anordnung der Vertretung und Geschäfts-Verwaltung bei Vakanzen. Gesuche um Urlaub zur Rückkehr nach Deutschland und um Sendung von Missionarskindern sind von den Betreffenden mit Begleitbericht des Ephorus an die Deputation zu richten.

Wo mehrere Missionare auf einer Station oder in einer Bezirks-Gemeinde arbeiten, hat der Ephorus nach voraufgegangener Beratung mit dem Vorsteher die Arbeit der einzelnen zu verteilen.

Der Ephorus kann nicht zugleich Vorsteher einer Bezirks-Gemeinde sein. Hat er seinen Wohnsitz in einer Mutter-Gemeinde, so hat er das Recht, sich am Pfarrdienste in der mit dem Bezirks-Vorsteher vereinbarten Weise zu beteiligen.

Die Einweihung von Kirchen und Schulen, die Einführung in das Amt eines Stations-Vorstehers, sowie nach erteilter Genehmigung der Deputation der Vollzug der Ordination steht dem Ephorus zu, welchem dabei von ein oder zwei Mitgliedern des Moderamens in der Regel Assistenz geleistet werden soll. Der Ephorus führt zur Beglaubigung der von ihm vollzogenen amtlichen Akte und Dokumente ein besonderes Ephoral-Siegel. Er hat fortlaufend und mindestens vierteljährig über die Wahrnehmungen seines Amtes und seine Arbeit an die Deputation zu berichten.

Der Ephorus empfängt außer seinem Gehalte als Missionar für seine Reisen und sonstigen besonderen Auslagen eine jährliche Gehaltszulage.

21. Visitationen. Dem Ephorus liegt es ob, alljährlich mindestens die Hälfte sämtlicher Bezirks-Gemeinden einer Visitation zu unterziehen, wobei ihm ein Mitglied des Moderamens Assistenz leisten soll.

Über die Visitation, welche sich auf die Amtsführung des Stations-Vorstehers, seiner etwaigen Gehilfen, der Landprediger, der Ältesten und Lehrer, auf das innere und äußere Leben der Gemeinde, sowie auf den Stand der Schulen zu erstrecken hat, ist ein Bericht aufzunehmen und derselbe mit den vierteljährigen Schreiben des Ephorus der Deputation abschriftlich zu übersenden. Jedem Stations-Vorsteher und Missionar steht es frei, Einsicht in den über seine Station aufgenommenen Bericht zu nehmen.

Der Ephorus hat sich bei der Visitation auch zu überzeugen, daß die Missionare vierteljährlich[1]) an den Vorstand der Gesellschaft berichten.[2])

22. Stellvertreter des Ephorus. Der auf der Synodal-Konferenz auf je zwei Jahre gewählte, stellvertretende Präses ist im Falle der Verhinderung des Ephorus dessen Stellvertreter im gesamten Umkreis der Pflichten und Rechte desselben. Auch kann der Ephorus im Falle zeitweiser Überbürdung mit Arbeit den stellvertretenden Präses oder ein anderes Mitglied des Moderamens mit der Übernahme einer ihm zukommenden Arbeit zeitweilig beauftragen.

23. Kirchen-Kreise. Unsere battaschen Missions-Kirchen-Gemeinden werden nach Landschaften in Kirchen-Kreise geteilt, und zwar bilden die Gemeinde-Bezirke: Sipirok, Prau sorat und Bungabondar in der Landschaft Sipirok; die Gemeinde-Bezirke Pangaloan und Sigompulan in der

[1]) Ist das nicht zu oft?

[2]) L. K.-O. I 2: Die Gemeinde steht unter der Leitung des Hochw. Kollegiums in Leipzig und des von ihm eingesetzten Miss.-Kirchenrats, der zur Zeit in Trankebar seinen Sitz hat, und verspricht demselben allen schuldigen Gehorsam. An der Spitze dieses Missionsrates steht ein Senior IV d. Genauere Bestimmungen über die Rechte und Pflichten dieses Seniors enthält die L. K.-O. nicht.

Landschaft Sigompulan; der Gemeinde-Bezirk Siboga in der Landschaft Siboga; die Gemeinde-Bezirke Pearadja, Pansur na pitu, Sipoholon und Simorangkir in der Landschaft Silindong; und endlich die in der Bildung begriffenen Gemeinde-Bezirke in Hoch-Toba und am Toba-See je einen Kirchen-Kreis.

24. Kreis-Synoden[1]). Zweimal[2]) im Jahre, im Monat Oktober und März, findet in den verschiedenen Kirchen-Kreisen eine Synode statt. Dieselbe setzt sich zusammen aus den Missionaren, aus den Landpredigern und je einem von der Aeltesten-Versammlung jedes Gemeinde-Bezirkes gewählten Aeltesten, wozu von dem Präses der Kreis-Synode noch zwei bis vier Evangelisten und Lehrer zu berufen sind.

Die Missionare wählen aus ihrer Mitte auf vier Jahre einen Präses und einen Stellvertreter.

In neu sich bildenden Kirchen-Kreisen, wie in Hoch-Toba und am Toba-See, tritt an Stelle der Kreis-Synode eine halbjährige Konferenz der Missionare. Von den dem Konferenz-Kreise angehörenden Missionaren ist auf je zwei Jahre ein Präses und ein Stellvertreter desselben zu wählen. Der Präses beruft und leitet die Konferenzen, über deren Verhandlungen ein Protokoll aufzunehmen und durch den Ephorus an den Vorstand der Gesellschaft einzusenden ist.

Wann statt der Konferenz eine Kreis-Synode gebildet werden soll bestimmt auf Antrag der Jahres-Synode die Deputation.

Die Kreis-Synode ist mit einem Gottesdienst in der Battasprache zu eröffnen. Besprechung der Verhältnisse der Gemeinden des Kirchen-Kreises, des Standes der Schulen, der Arbeit der Evangelisten, vorgekommener Fälle kirchlicher Disciplin, schwierigerer Fragen in Absicht auf Eheschließung und Ehescheidung und anderer geeigneter Gegenstände soll den Umkreis der Verhandlung bilden. Auch sind, wo dies angezeigt erscheint, auf Grund der gepflogenen Verhandlungen Anträge für die Jahres-Synode vorzubereiten. Der Ephorus soll, so viel möglich, den Kreis-Synoden beiwohnen.

25. Jahres-Synode. Alljährlich[3]) einmal, drei bis sechs Wochen nach Pfingsten, findet die Jahres-Synode statt. Der Ephorus beruft zu derselben, und ist dieselbe möglichst alternierend in den verschiedenen Kirchen-Kreisen abzuhalten. Der Ephorus führt den Vorsitz und bestimmt die Reihenfolge der Gegenstände der Verhandlung. Jeder Kreis-Synode

[1]) Kreissynoden hat die L. K.-O. nicht.

[2]) Wäre nicht einmal genug?

[3]) Ist das nicht zu oft, zumal wenn schon die Kreissynoden zweimal jährlich tagen?

und jedem Missionar steht es frei, die Verhandlung bestimmter Gegenstände von allgemeinerer Bedeutung zu beantragen, doch ist davon dem Ephorus mindestens sechs Wochen vor dem Zusammentritt der Synode Mitteilung zu machen.

Mitglieder der Jahres-Synode sind sämtliche Missionare, die aus Europa gesandten Lehrer des Seminars, sämtliche Landprediger und die für die Kreis-Synoden gewählten Ältesten, dazu die drei von der Lehrer-Konferenz gewählten Senioren und ein vom Ephorus ernannter Evangelist.

Reisekosten und Diäten werden den Mitgliedern der Synode nicht bezahlt, hingegen kann dem Missionar, an dessen Wohnort die Synode stattfindet, eine Entschädigung auf Antrag vom Ephorus bewilligt werden.[1])

[1]) L. K.-O. IV 1—13: 1. Die Gemeinden lutherischen Bekenntnisses im Lande der Tamulen bethätigen ihre kirchliche Einheit und die Gemeinsamkeit ihrer kirchlichen Aufgaben durch den zu bestimmten Zeiten erfolgenden Zusammentritt von erwählten Abgeordneten zu einer allgemeinen Synode.

2. Synodale sind: a. eine bestimmte Zahl von Vertretern der Gemeinden, welche die Gemeindevorstände in der Regel aus ihrer Mitte dazu abzuordnen haben; b. sämtliche ordinierte Landprediger; c. drei von der deutschen Synode zu wählende Deligierte; d. der Senior oder ein Bevollmächtigter des Kirchenrates. Dieser hat die Leitung der Synode.

3. Der Kirchenrat setzt Zeit und Ort der Synode fest, veranlaßt die Gemeindevorstände zur Wahl ihrer Abgeordneten, und teilt die zu beratenden Gegenstände wenigstens 14 Tage vorher den Synodalen in einem gedruckten Programme mit.

4. Wünscht ein Gemeindeglied irgend einen Gegenstand auf der Synode beraten zu haben, so hat es diesen rechtzeitig durch seinen Pastor und den betreffenden Bezirkssenior dem Kirchenrate mitzuteilen. Dieser entscheidet darüber, ob derselbe geeignet sei, der Synode vorgelegt zu werden.

5. Zur Zeit wird es genügen, wenn alle drei Jahre einmal eine Synode stattfindet.

6. Die Synode berät über Vorlagen und Anträge, die das ganze unserer tamulischen Kirche betreffen, und die entweder vom Kirchenrate selbst, oder aus den Gemeinden durch den Kirchenrat an sie gelangen. Die Vorlagen des Kirchenrats stehen in erster Linie.

7. Beschlüsse der Synode bedürfen, um für die Gemeinden Giltigkeit zu haben, der Zustimmung des Missionskollegiums, weshalb sie mit dem Gutachten des Kirchenrats an dasselbe einzusenden sind. Das Kollegium entscheidet auch darüber, welche Beschlüsse etwa erst der deutschen Synode vorzulegen sind.

8. Der Synode steht ferner das Recht zu, nachdem der Vorsitzende seinen Bericht über die wichtigsten Ereignisse und Zustände in den Gemeinden abgelegt hat, Anfragen über die Leitung des ganzen an den Vorsitzenden zu richten, Bedenken zu äußern, u. s. w. — Gegenstände, die allein der deutschen Synode zugehören, sind ausgeschlossen.

9. Der Synode steht das Revisionsrecht zu über den Pastoralfonds und ähnliche dem ganzen der Kirche gehörige Gelder, und sie hat zur Verwaltung derselben neben den vom Kirchenrate dazu ernannten noch einige Glieder zu wählen.

10. Über die Verhandlungen der Synode wird ein Protokoll geführt, wozu die Synode aus ihrer Mitte eine oder zwei geeignete Personen erwählt.

11. Die Dauer der Synode sollte sich auf drei Tage beschränken. Machen Um-

26. Synodal-Konferenz. Die Jahres-Synode zerfällt in zwei Abteilungen: in die Synodal-Konferenz und in die allgemeinen Verhandlungen.

Nach Eröffnung der Synode durch einen Gottesdienst in der Batta-Sprache beginnt die Synodal-Konferenz. Mitglieder derselben sind sämtliche Missionare und die europäischen Lehrer des Seminars. Jede Sitzung der Konferenz (wie auch der allgemeinen Verhandlungen) wird, unter den Missionaren alternierend, mit Gebet und einer kurzen biblischen Betrachtung eröffnet. Am ersten Tage der Synodal-Konferenz folgt ein Referat über ein biblisch-theologisches oder praktisch-kirchliches Thema, dessen Behandlung der Ephorus wenigstens vier Monate zuvor einem der Missionare aufzutragen hat, wenn nicht die Synodal-Konferenz selbst das betreffende Thema und den Referenten für das folgende Jahr bereits feststellte. An die Diskussion über den Gegenstand der Abhandlung reiht sich die Verlesung des Antwortschreibens der Deputation auf das Protokoll der letzten Jahres-Synode. Diejenigen Gegenstände des Bescheides der Deputation, welche Personalien der Missionare und europäischen Lehrer betreffen, respektive den Bescheid auf das Protokoll der Synodal-Konferenz enthalten, sind sodann zu besprechen. Es folgen hierauf die weiter vom Ephorus auf die Tages-Ordnung gestellten Gegenstände der Verhandlung.

Über die Anstellung von Evangelisten hat die Synodal-Konferenz zu beschließen und die Gehälter derselben im Umfange der hierfür bewilligten Gesamtsumme festzustellen. Ebenso liegt ihr die Verteilung des aus der Missions-Kasse bewilligten Zuschusses zu den Lehrer-Gehältern unter billiger Beachtung der Verhältnisse der einzelnen Gemeinden ob.

Anträge auf Anlegung neuer Stationen, überhaupt auf Ausdehnung der Arbeit sind von der Synodal-Konferenz zu stellen und der Deputation zur Beschlußfassung vorzulegen.

Am Schlusse der Synodal-Konferenz findet soweit nötig eine censura fratrum statt.

Das Protokoll der Synodal-Konferenz ist von den anwesenden Mitgliedern derselben zu unterschreiben.

27. Moderamen. Nach Eröffnung der ersten Sitzung der Synodal-Konferenz wird ein stellvertretender Präses, ein Assessor und ein Scriba

stände eine Verlängerung nötig, so kann der Vorsitzende noch einen oder einige Tage zugeben.

12. Die Synode wird mit einem Gottesdienste eröffnet, bei dem ein vom Kirchenrat bestimmter Landprediger über einen festgesetzten Text zu predigen hat.

13. Jede Sitzung wird mit Gottes Wort und Gebet begonnen und mit Gebet geschlossen.

auf zwei Jahre gewählt, welche mit dem vorsitzenden Ephorus das Moderamen der Jahres-Synode bilden. Assessor und Scriba haben das Protokoll der Synodal-Konferenz wie der allgemeinen Verhandlungen zu führen.

28. Sprach-Kommission. Es wird eine Sprach-Kommission gebildet, welche aus dem Ephorus und vier von der Synodal-Konferenz gewählten Mitgliedern besteht. Die Kommission bestimmt, welche Bücher und Schriften für den kirchlichen wie häuslichen Gebrauch in der Battasprache verfaßt werden sollen, weist einzelnen Brüdern die Verabfassung oder Übersetzung zu und revidiert dieselben sorgfältig vor dem Druck. Schriften, welche auf Kosten der Mission gedruckt werden, oder zum erstenmale erscheinen, bedürfen vor dem Druck der Gutheißung der Deputation, auf Grund eines Antrages der Sprach-Kommission.

29. Allgemeine Synodal-Verhandlungen. An den Schluß der Synodal-Konferenz reiht sich der Beginn der allgemeinen Synodal-Verhandlungen, welche in der Batta-Sprache geführt werden. Sie werden durch einen Gottesdienst in der Volkssprache eingeleitet. An diesen reiht sich der Jahresbericht des Ephorus über den Stand der Gemeinden, über ihre Leistungen für Kirche, Schule und Arme, über den Stand des Seminars, der Dorfschulen, über die Ausbreitung des Werkes und die Thätigkeit der Evangelisten. Es erfolgt sodann die Vorlesung des Bescheides der Deputation auf die allgemeinen Verhandlungen der letzten Jahres-Synode mit den sich daran knüpfenden Besprechungen und etwaigen Anträgen. Hieran reiht sich die Verlesung der kurzen Jahresberichte der Vorsteher über die einzelnen Bezirks-Gemeinden nebst den statistischen Angaben über dieselben nach dem aufgestellten, allgemeinen Schema. Darauf folgen nach der vom Ephorus festgestellten Ordnung die weiteren Verhandlungs-Gegenstände.

Die Festsetzung allgemeiner Kirchen-Steuern und Kollekten, Anträge auf Änderung der festgestellten, allgemeinen Gottesdienst-Ordnung, auf Änderung oder Erweiterung dieser Gemeinde-, Kirchen- und Synodal-Ordnung, sowie die Aufnahme von Evangelisten in den Prediger-Kursus unterliegen der Beschlußfassung der Jahres-Synode. Dieselbe hat auch den Minimal-Gehalt, welcher jedem Lehrer und jedem Landprediger von den Gemeinden zu gewähren ist, festzustellen.

Bei Abstimmungen ist das Verhältnis der Stimmenzahl im Protokoll zu vermerken. Der Jahresbericht des Ephorus ist in deutscher Sprache dem Synodal-Protokoll beizufügen. Das Protokoll der allgemeinen Verhandlungen ist, nachdem es mündlich in battascher Übersetzung den Anwesenden mitgeteilt worden, von den anwesenden Gliedern der Synode

zu unterzeichnen. Der Ephorus schließt die Verhandlungen der Jahres-Synode mit einer Ansprache und Gebet.

30. Allgemeines Missionsfest. Den Schluß der Jahres-Synode bildet ein allgemeines Missionsfest, das mit einem Gottesdienste in der Kirche beginnt, an welchen die Feier des heiligen Abendmahls sich anschließt. Der Nachmittag soll unter Gesang, Posaunen-Chören und Gebet, Mitteilungen und Ansprachen im Freien gewidmet sein.

Literatur-Bericht.

1) **Isabella Bird:** „Unbetretene Reisepfade. Eine Reise in das Innere des Landes und nach den heiligen Stätten. Nikko und Yezo." Autorisierte deutsche Ausgabe. Mit Illustrationen und einer Landkarte. Zwei Bände (Jena, Costenoble, 1882). — Bereits S. 423 ff. des vorigen Jahrganges haben wir des englischen Originals dieses höchst interessanten Reisebuchs gedacht und auch manche Mitteilung aus ihm gebracht. Mittlerweile ist eine recht gute deutsche Übersetzung in dem oben angegebenen Verlage erschienen, und da wahrscheinlich das englische Original nur wenigen unsrer Leser zugänglich sein dürfte, so benutzen wir gern diese Gelegenheit, um nochmals auf das auch für den Missionsfreund lehrreiche Buch zurückzukommen, das in der neueren Literatur über das heutige Japan eine bedeutende Stelle einnimmt. Gemeiniglich ist es vorwiegend das mit der europäischen Kultur überkleidete Japanertum der großen Städte, welches, noch dazu mehr oder weniger idealisiert, in den meisten modernen Reiseberichten uns vorgeführt wird. Fräulein Bird macht uns dagegen mit dem Volk im Inneren bekannt, das im wesentlichen noch lebt wie seine Vorfahren gelebt haben. Auf bisher — wenigstens teilweise — unbetretenen Pfaden führt uns die Verfasserin von Nikko und Niigata nach Aomori und Yezo, der nördlichsten japanischen Insel. Mit großer Treue und doch fesselnder Lebendigkeit erzählt uns die gewandte Schriftstellerin was sie gesehen und erlebt, so daß man entschieden den Eindruck bekommt, das ist nüchterne Wirklichkeit. Ganz besonders lehrreich sind ihre Mitteilungen über die Ainos, die sie in bisher ganz unbekannten Distrikten aufgesucht hat. Kurz, wer ein Stück wirklichen Japans kennen zu lernen wünscht, dem empfehlen wir angelegentlich dieses Buch zugleich mit der Versicherung, daß ihm in demselben auch eine sehr unterhaltende Lektüre geboten wird. Wie schon früher erwähnt, kommt die fein beobachtende Dame wiederholt auch auf die religiösen Verhältnisse des Inselreiches und die Missionsbestrebungen zu sprechen. Was sie in dieser Beziehung bemerkt, ist meist ebenso wertvoll wie wohlwollend, und behalten wir uns vor, in einem besonderen Artikel sobald als möglich ihre diesbezüglichen Mitteilungen zusammenhängend darzustellen. Um zur Lektüre einzuladen genügt vorläufig neben dem früher gesagten diese Anzeige.

2) **R. Oberländer:** „Fremde Völker: Ethnographische Schilderungen aus der alten und neuen Welt." In 24 Lieferungen (gr. 4 à 1,50 Mk.) mit mehr als 200 Text-Illustrationen. (Leipzig, Klinkhardt.) — Also eine illustrierte populäre Ethnologie und zwar in wunderschöner Ausstattung. In Anlehnung an die Friedr. Müllersche Gruppierung sollen die fremden Völker der Erde in folgender Reihenfolge zur Dar-

stellung kommen: Japaner, Chinesen, Mongolen; Nuba, afrikanische Neger, Kaffern; Hottentotten, Papua; Malaien, Australier; Arktiker, Amerikaner; Dravida, Mittelländer. Die beiden ersten Hefte, welche bis jetzt vorliegen, enthalten die Beschreibung der Japaner vollständig und die der Chinesen zu einem kleinen Teil. Natürlich wird in einem solchen Werke das Auge zunächst auf die Illustrationen gerichtet. Daß wir unter denselben manchem bekannten Gesichte begegnen, daraus kann man billigerweise dem Herausgeber keinen Vorwurf machen. Lauter Originale würden das Werk unverhältnismäßig verteuert haben und ein Hausvater darf aus seinem Schatze altes und neues hervorholen. Aber z. B. das Bild S. 46 haben wir auch schon unter einem andern Titel als dem „Haupthalle einer Pagode" gefunden. Erst in diesen Tagen begegnete es uns wieder als „Tempel der 500 Götter in Kanton." Sonst sind die meisten Bilder gut gewählt, charakteristisch und auch recht sauber und schön ausgeführt, so daß sie ein wirklich wertvolles ethnologisches Anschauungsmittel darbieten. Die Illustrationen sind begleitet von einem erklärenden Texte, der natürlich knapp gehalten ist. Es ist eine schwere Aufgabe, ein so ungeheures Material, wie die ethnologische Wissenschaft es heut zusammengehäuft hat, nicht nur in wenigen charakteristischen Strichen sondern auch ebenso treu wie fesselnd darzustellen, und man muß milde Kritik üben, wenn die Lösung dieser Aufgabe nicht überall vollkommen gelingt. So hat der Herausgeber auf 40 Großquartseiten, von denen beinahe 16 volle Seiten auf die Bilder kommen, alles wichtige über die Japaner zusammendrängen müssen und man muß sagen: die Zeichnung ist nicht übel gelungen. Freilich bezüglich des gesagten selbst könnten wir mit ihm über manches rechten. Wenn man z. B. soeben von der Lektüre des Buches der Fräulein Bird kommt, so macht die Oberländersche Darstellung mehrfach den Eindruck einer Idealisierung. Um nur ein ganz äußerliches Beispiel herauszugreifen: die Reinlichkeit der Japaner, welche O. wiederholt rühmend hervorhebt, ist nach den Mitteilungen der englischen Touristin eine — sehr mäßige. Ebenso dürfte, wenn man das zuverlässige Griffis'sche Werk: The Mikados Empire (cf. „Allgem. M.-Z." 1880 S. 97 ff.: „Chrysanthemumblüte und Malvenblätter") als Quelle benutzt, nicht alles genau zutreffen, was O. aus der japanischen Geschichte mitteilt. So ist auch unkorrekt, was S. 1 f. über das japanische Wappenbild gesagt ist (cf. a. a. O. S. 98). Auch der Text über die Chinesen enthält manches zu beanstandende, wie denn überhaupt die Chinesen in den meisten ethnologischen Darstellungen noch immer unbillig behandelt werden. Wenn es z. B. S. 41 heißt, daß „die Zersetzung des chinesischen Reiches und dessen dreifache Teilung unter die Briten, Amerikaner und Russen das letzte Ergebnis der notwendig wiederkehrenden westmächtlichen Verwickelungen" sein werde — so erlauben wir uns diese Prophetie ganz entschieden zu bezweifeln und als auf einer Mißkennung der zähen Natur wie der Tüchtigkeit der uns ja so unsympathischen bezopften Bewohner des Reiches der Mitte zu bezeichnen, können uns aber dieses Ortes auf eine Begründung unsrer gegenseitigen Ansicht nicht einlassen. — S. 44 ist wohl die Behauptung richtig, daß „der Buddhismus mehr Anhänger zähle als irgend eine andre Religion." Aber wenn, wie O. angiebt, die Zahl derselben nur 335 Millionen betrüge, so würde das Christentum ihrer doch mehr haben, da es c. 390 Millionen Christen giebt. Die Zahl der Buddhisten darf zur Zeit wohl c. auf 400 Millionen geschätzt werden; es wird also nicht mehr lange dauern, so ist das Christentum auch numerisch die obenanstehende Religion. — Es ist wohl die landläufige Meinung aber entschieden eine unrichtige Behauptung, daß „die Chinesen sich sehr wenig um Ausübung ihrer religiösen Pflichten kümmern" (S. 42); sie machen diese Pflichten allerdings sehr äußerlich ab, aber bei

alledem sind sie, wie Paulus einst von den Athenern sagte, im gewissen Sinne δεισιδαιμονεστέρους (Ap. Gsch. 17, 22). Man braucht nur an die großen, in die Milliarden gehenden Summen zu denken, die sie auf ihren Aberglauben und Götzendienst verwenden. Wir haben diese wenigen kritischen Bemerkungen gemacht, weil uns das Oberländersche Unternehmen aufs höchste interessiert und es unser aufrichtiger Wunsch ist, in demselben nicht bloß ein künstlerisch schönes sondern auch ein in seinem Texte möglichst richtiges und zuverlässiges Werk zu erhalten, das auch in die Missionskreise als eine Art Bilderatlas Eingang finden möchte. Schließlich noch die Bitte, daß es dem Herrn Herausgeber doch gefallen möchte als Quelle auch die Missionsliteratur (z. B. neben Missionsberichten wie der Church Miss. Intelligencer etc. Grundemanns 4bändige Missionsbibliothek) zu benutzen, die für seine Zwecke nicht nur höchst ergiebig, sondern — wie je länger je allgemeiner anerkannt wird — auch vielfach zuverlässiger ist als manche wissenschaftlich renommierten Werke.

3) **A. Kaegi:** „Der Rigveda, die älteste Literatur der Inder" (Leipzig, Schultze, 1881. 4 Mk.). Eine Umarbeitung und Erweiterung zweier 1878 und 1879 erschienenen Programme der Kantonschule in Zürich, für welche man dem Verfasser wie Verleger in der That dankbar sein muß. Bringt das vorliegende Buch auch den speciellen Vedagelehrten nicht eigentlich neues, so faßt es dafür die Ergebnisse der vedischen Forschung in einer so lichtvollen und präcisen Weise zusammen, daß es den Laien auf diesem Gebiete eine höchst willkommene Orientierung bietet. In knappster Form bringt die Einleitung auf 30 Seiten die nötige Übersicht über die vedische Literatur und Exegese überhaupt wie über das vedische Volk und seine Kultur; dann folgen S. 30—37 allgemeine Bemerkungen über den Rigveda: die Sammlung, Sprache, Form und Inhalt der Lieder, dann bis S. 123 speciell das religiöse Lied und die weltliche Poesie desselben teils in wörtlichen Citaten teils in Charakteristiken, die in ganz meisterhafter Weise aus den eignen Worten der Dichter zusammengesetzt sind. S. 123 bis 236 enthalten eine große Menge gelehrter Anmerkungen, die nicht nur Quellenbeläge für den Text enthalten, sondern auch eine bequeme Übersicht über die vedische Literatur bieten und auf die historische Bedeutung des Rig hinweisen, und zugleich Beweise sind von der selbständigen Durcharbeitung und Stoffbeherrschung, mit welcher der Verfasser seinen Gegenstand behandelt hat. Wir haben das Buch mit wahrem Vergnügen gelesen und ist es uns eine Freude, dasselbe allen denen, welche der in vieler Beziehung so lehrreichen und wichtigen altindischen Literatur ein Interesse widmen, mit gutem Gewissen als ein treffliches Handbuch empfehlen zu können.

4) **Uhlhorn:** „Die christliche Liebesthätigkeit in der alten Kirche" (Stuttgart, Gundert, 1882. 6 Mk.). Das ist wieder eins von den erquicklichen Büchern, bei denen man ohne jede Klausel sagen kann: „nimm und lies" und gewiß sein darf, durch diese Aufforderung sich den Dank der Leser zu erwerben. Wir sind von Uhlhorn treffliche Leistungen gewöhnt. Wer kennte nicht seinen „Kampf des Christentums mit dem Heidentum"? — ein Buch, das zu den klassischen zu zählen wir kein Bedenken tragen. Ähnlich ist es mit dem heut angezeigten, wiederum eine reife Frucht langer und gründlicher Quellenstudien, und doch so anmutig und frisch geschrieben, daß die Lektüre von Anfang bis zu Ende fesselt. Das Buch ist ein sehr wertvoller Beitrag zur alten Missionsgeschichte, indem es an der Hand von lauter Thatsachen die Liebesthätigkeit als einen der inneren Faktoren erkennen lehrt, in dessen Kraft das Christentum der Sieg über die Welt wird. Wie in dem „Kampf mit dem Heidentum" so führt auch in der „christlichen Liebesthätigkeit" Uhlhorn eine Thatsachenapologie und

Apologien dieser Art haben wirklich Beweiskraft. — Nur mit wenigen Strichen wollen wir den Gang der Darstellung zeichnen, der Angabe folgend, welche das „Bremer Kirchenblatt“ (Nr. 48) enthält. Die Schrift hat drei Teile; der erste heißt: Ausgänge und Anfänge. Er zeigt uns die völligen Mängel an aller Liebesthätigkeit bei den Heiden, die gesetzliche und darum beschränkte bei den Juden, und dann die überströmende Fülle der Liebe sowohl bei Jesus, der keine Vorschriften über Armenpflege gab, aber mit unauslöschlichen Worten, mit Leben und Sterben die heilige Liebe verkündigt, als auch bei den Jüngern, die in der ersten Begeisterung „alles gemein“ hatten und auch hernach noch zu den höchsten Leistungen für einander bereit waren. Der zweite Teil heißt: Die Zeit des Kampfes. Er schildert, wie es während des zweiten und dritten Jahrhunderts in den Christengemeinden aussah. Auch hier treffen wir noch eine bewundernswerte Kraft der helfenden Liebe unter den gedrückten, aber immer mehr anwachsenden Christengemeinden; man sieht in den Armen die Schätze der Kirche, man giebt über Vermögen für sie, man nimmt sich insbesondere der Angehörigen von gemordeten oder in die Bergwerke verbannten Christen an, das ganze Armenwesen wird ausgestaltet, aber auch Arbeit von den Arbeitsfähigen gefordert, ja man sorgt in Zeiten der Not auch für die Heiden. Trotzdem traten schon in dieser Zeit „Trübungen“ ein, die nachher verhängnisvoll geworden sind. Man beginnt schon im dritten Jahrhundert in den Almosen etwas verdienstliches zu erblicken, ja ein sündentilgendes Mittel, man schließt sich an allerlei heidnische und jüdische Gebräuche an, die zwar christianisiert werden, aber doch nachteilig wirken, und vor allem, man verliert das rechte Verständnis für den sittlichen Wert der Arbeit, wodurch hernach Einsiedlerwesen und Mönchstum entstehen. Der dritte Teil heißt: Nach dem Siege. Er entfaltet uns ein großartiges Bild der Periode von Konstantin dem Großen bis zum Untergang des römischen Reiches durch die Germanen. Hier steht das Kaisertum auf seiner scheinbar glänzendsten Höhe, es hat das Christentum zur herrschenden Religion gemacht, und dieses wird repräsentiert durch die größten und berühmtesten Kirchenväter: Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Leo den Großen, Basilius, die zwei Gregore und Chrysostomus. Aber die damalige Welt ist innerlich zerfallen und verfault, auch das Christentum vermochte sie nicht mehr zu retten; gerade in der christlichen Liebesthätigkeit zeigte sich, wie wenig man imstande war, der Massenarmut und allgemeinen Verkommenheit zu wehren, und ebenso wie sehr jene verhängnisvollen Irrtümer mehr und mehr in den Vordergrund traten. Die alte Welt, sagt Uhlhorn, ist am Christentum gestorben; und sie mußte sterben, aber das Christentum hat doch gethan was es konnte, der sterbenden Welt Trost und Erquickung zu bringen (S. 265). Erst bei den jugendfrischen germanischen Völkern konnte die Kirche ihre Kraft neu entfalten, und mußten diese auch die vorhandenen Irrtümer zuerst mit in den Kauf nehmen, sie haben sie später in der Reformation von sich abgeschüttelt.

Doch wir fürchten, schon zu viel gesagt zu haben. Indessen mag es dazu dienen, unsre Leser auf den reichen und oft großartigen Inhalt des Buches recht hinzuweisen und sie dafür zu gewinnen. Nur erwarte man von ihm keine leichte Lektüre. Uhlhorn arbeitet genau und verlangt aufmerksame Leser; er führt uns die Stellen aus den Schriftstellern jener Jahrhunderte wirklich vor Augen und setzt auch mancherlei Wissen voraus; ja er hat hinten für Geschichtsforscher eine große Reihe von gelehrten Notizen und Nachweisungen angefügt. Bei alledem ist das Buch erbaulich durch und durch, man fühlt in allem einzelnen den warmen Herzschlag des Mannes, der nicht Gelehrte und Gebildete unterhalten, sondern alle zu der ewig wahren Heilsquelle hinführen und für unsre höchsten Güter uns Herz und Auge öffnen will. Und darum ist

das ganze Buch so zu sagen eine geschichtliche Ausführung jener herzbewegenden unvergeßlichen Predigt, die der Verfasser gelegentlich des innern Missions-Kongresses in der U. L. Frauenkirche zu Bremen über die Worte gehalten hat: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

5) **Zöckler:** „Gottes Zeugen im Reich der Natur." 2. Teil: Das letzte Jahrhundert (1781—1881) Gütersloh, Bertelsmann, 1881. Das ist auch eine Art Apologie zwar nicht des zweiten aber des ersten Artikels unsres christlichen Glaubensbekenntnisses. „Von den wahrhaft großen, tief in den Gang der Forschung eingreifenden Gelehrten" unter den Astronomen und Chemikern, Geographen und Geologen, Botanikern, Zoologen und Anthropologen findet sich ein „fast auffallend starker Prozentsatz christlich gerichteter" Männer, während allerdings unter den Ärzten und Physiologen dieser Prozentsatz weniger bedeutend ist. Auch wenn neben den Sternen erster Größe die zahlreicheren zweiten, dritten und zehnten Ranges ins Auge gefaßt würden, ist der Verfasser der Meinung, daß sich schwerlich ein wesentlich anderes Resultat ergeben würde. Es giebt auch speciell unter den Naturforschern, wie Arago von den berühmten Schriftstellern bezüglich ihrer Stellung zur Religion einmal sagt: Tieffromme, Indifferente und Ungläubige. „Nicht weil das fortschreitende Naturwissen etwa dazu zwänge, sondern weil Geist und Art des Zeitalters es einmal so mit sich bringen, giebt es neben kirchlich konservativen und neben dezidiert ungläubigen Naturforschern gegenwärtig ziemlich viele von einer mittleren, bald mehr rationalisch, bald mehr pantheisierend, bald mehr völlig indifferent gearteten Haltung auf religiösem Gebiete." — Wir können dieses Ortes keine Auszüge aus dem schönen Buche Zöcklers geben, sondern müssen uns damit begnügen zu bemerken, daß dasselbe keineswegs eine bloße Sammlung von direkten Zeugnissen für die göttliche Wahrheit und Herrlichkeit aus dem Munde hervorragender Naturforscher, sondern eine in sich zusammenhängende Geschichte dieser Forschung in präcisen Miniaturbiographien ist. Das Verhör, welches der Verfasser anstellt, ist weder lückenhaft, noch elektisch einseitig; denn auch diejenigen Größen sind zur Darstellung gekommen, deren Haltung eine überwiegend irreligiöse ist. Nur die Beschränkung hat aus naheliegenden Gründen der Biograph sich aufgelegt, daß er keinen der noch lebenden großen Naturforscher in den Kreis seiner Darstellung gezogen. Das Buch giebt also eine relativ vollständige Übersicht über die Naturforscher und Naturforschung des letzten Jahrhunderts, beginnend mit dem für die naturwissenschaftliche Entwickelung epochemachenden Jahre 1781. — In meisterhafter Weise beherrscht Zöckler den ungeheuren Stoff und auf das lichtvollste gruppiert er ihn, indem er der Reihe nach die Himmelsforscher, die Physiker, und Mechaniker, die Chemiker, die Meteorologen und (physischen) Geographen, die Mineralogen und Paläontologen, die Botaniker, Zoologen, Anthropologen, Physiologen und Ärzte behandelt, und in einem kurzen einleitenden und Schluß-Kapitel sich über Anordnung und Resultat seiner Untersuchung klar ausspricht. Direkte Beziehungen zur Mission, wie wir erwartet, haben wir allerdings nicht gefunden. Trotzdem empfehlen wir das lehrreiche Buch auch unsrem Leserkreise aufs angelegenste; nicht bloß weil es für den Kampf gegen den auf die Autorität ungläubiger Naturforscher sich stützenden Materialismus der Gegenwart eine sehr geeignete Waffensammlung, sondern auch weil es über das in Rede stehende Gebiet dem Laien eine ebenso kurze wie zuverlässige Orientierung bietet, wie man sie unsres Wissens kaum in einem andern literarischen Produkte der Neuzeit finden dürfte.

6) Von der im Verlage des evangelischen Büchervereins zu Berlin erscheinenden **Missionsgeschichte in Heften** ist soeben ein neues Bändchen über Süd- und Ost-

afrika: „Die Baßutho oder das Land diesseit und jenseit des Vaal“ für den sehr geringen Preis von 35 Pf. erschienen. Nach einem einleitenden Abschnitt über „die Baßutho im allgemeinen“ behandelt das Heftchen in 2 Hauptkapiteln das „Süd Baßutholand“ mit der dortigen französischen Mission und „Transvalien und die Nord Baßutho“ mit den dortigen englischen und deutschen Missionen — die letzteren allerdings nur sehr generaliter und von der Berliner Mission nur den Anfang. Es ist fraglich, ob in einer populären Geschichte ein solches „Fortsetzung folgt in dem nächsten Hefte“ praktisch ist; unsres Erachtens wäre es empfehlenswerter, daß jedes einzelne Heft ein abgerundetes Ganze enthielt, selbst auf die Gefahr hin, daß es einige Seiten stärker würde und einige Pfennige mehr kostete. Sonst hat uns das Büchlein sehr angesprochen; außer der englischen Form Boers, die trotz der Anm. S. 79 sich durch dasselbe ganz hindurchzieht, statt der holländischen resp. plattdeutschen Buhren ist alles korrekt, die Erzählung nüchtern, knapp und gut. Daß das Besitzrecht der Berliner M.-G. auf den einträglichen Landbesitz der Station Pniel (S. 69) seitens der englischen Regierung seit der Herausgabe des Heftchens endlich wirklich anerkannt ist, wollen wir bei dieser Gelegenheit zur Kenntnis unsrer Leser zu bringen nicht unterlassen.

7) Von der als Beilage zu den „Blättern für Mission aus Werdau“ schon früher herausgegebenen kleinen „Missions-Weltkarte“ von **Grundemann** — irren wir nicht zum Preise von 15 Pf. — ist jetzt eine zweite, verbesserte, sehr übersichtliche Auflage erschienen (Buchhandlung des Vereinshauses zu Leipzig, Roßstr. 9), die wir zur weitesten Verbreitung hiermit angelegentlich empfehlen.

Zum Schluß machen wir unsre Leser noch aufmerksam auf verschiedene praktisch theologische Schriften zunächst des Niednerschen Verlages (Wiesbaden), von denen der Zweck dieser Zeitschrift jedoch nur eine einfache Anzeige gestattet:

Rebe: „Die Leidensgeschichte unsres Herrn Jesu Christi nach den vier Evangelien, 2 Bde.

Stöckicht: „Text-Verzeichnis zu Kasualreden.“

Ohly: Wachet, stehet im Glauben“: Sammlung von Konfirmations-Reden.

Derselbe: „Kindlein bleibet bei Ihm“: Sammlung von Tauf-Reden.

Derselbe: „Gehe hin mit Frieden“: Sammlung von Abendmahls- und Beicht-Reden.

Ferner im Verlage der Missionsbuchhandlung zu Basel:

Wagner-Groben: „Von Tabor bis Golgatha. Zum Verständnis der Leidensgeschichte Jesu Christi.“

Endlich auf 2 Kataloge: **Schlosser:** „Christlicher Bücherschatz. Illustrierter Katalog für das deutsche Haus.“ 3. Jahrgang. (Schriften-Niederlage des Ev. Vereins in Frankfurt a. M. Buchgasse 1) 11 Bogen zu dem billigen Preise von nur 75 Pf. u.

Wolfs „Theologisches Vademekum“ (Leipzig, J. Dreschers) 129 S. — bei Entnahme andrer Schriften aus der qu. Buchhandlung gratis.

Dr. John Wilson,

ein Mann der Wissenschaft als Missionar.

Von P. Wurm.

Der Beruf eines Missionars ist für die größten Gaben nicht zu gering und für die geringsten nicht zu hoch, je nachdem die Verhältnisse liegen. Es nimmt ja mit der Christianisirung eines Volkes die ganze Kulturentwicklung desselben, wenn nicht ihren ersten Anfang, doch jedenfalls eine völlig neue Wendung. An Arbeit fehlt es also nicht für die mannigfaltigsten Gaben und Kräfte. Namentlich wo eine Jahrhunderte überdauernde heidnische Kulturentwicklung vorangegangen ist, und das Christentum sich mit derselben auseinandersetzen muß, wo die brauchbaren Steine aus alter Zeit von den unbrauchbaren auszuscheiden und für den Neubau zu verwenden sind, wie in Indien, ist es durchaus nötig, daß einzelne Missionare ein aus selbständigen Studien und Erfahrungen hervorgegangenes Verständnis für die bisherige Religions- und Kulturentwicklung des Landes besitzen. Aber es ist einseitig, daraus eine Schablone zu machen wie Buß und zu erwarten, die Mission hätte mehr Erfolg, wenn man nur gründlich akademisch gebildete Missionare hinausssendete, und diese sich in erster Linie an die nichtchristlichen Kulturvölker und bei diesen wiederum vorab an die höheren Bevölkerungsklassen wendeten und erst von da aus allmählich weiter herabstiegen, bis sie schließlich alle Völker, Stände und Individuen erreicht hätten. Wie kann Buß gegenüber von 1 Kor. 1, 26 ff. und gegenüber der ganzen Kirchengeschichte behaupten, das sei der Weg, den „die Geschichte auch der Mission weise" (Buß, die christliche Mission S. 257)! Nur die mittelalterlichen Völkerbekehrungen, mit denen sich Buß sonst nicht einverstanden erklärt, haben den Weg von oben nach unten bei der Christianisierung der Völker eingeschlagen, aber bekanntlich zur wirklichen Überwindung des Heidentums wenig geleistet. Es mag da und dort richtig sein, daß neuere Missionare und Missionsgesellschaften zu sehr nur die Einzelbekehrungen und zu wenig die Völkerbekehrungen ins Auge gefaßt haben; es bleibt doch dabei: ein Volk kann nicht wirklich ein christliches werden, wenn nicht eine schöne Anzahl von einzelnen Personen aus den verschiedensten Ständen wirklich bekehrt, von neuem geboren, mit Kraft aus der Höhe angethan sind. Auch bei den alten Sachsen hätten die Zwangstaufen unter Karl dem Großen gewiß kein bleibendes Christentum

zustande gebracht, das Heidentum hätte bei der nächsten Gelegenheit wieder ebenso die Oberhand bekommen wie auf Ceylon im 18. Jahrhundert bei den Namenchristen der holländischen Herrschaft, wenn nicht die Klöster im Sachsenland wirklich christliches Leben gepflanzt, und Werke wie der Heliand den Samen des Evangeliums unter das Volk gebracht hätten. Die Missionsarbeit unter den höheren Ständen ist notwendig, aber man glaube nicht, wenn sie gelingt, daß damit die Christianisierung des Volks schon im wesentlichen vollbracht sei. Die neuere Missionsgeschichte zeigt auf Madagaskar und auf den Südseeinseln, wie viele Schwierigkeiten erst folgen, wenn die Häupter des Volkes zum Christentum übergetreten sind und tausende nach sich gezogen haben. Auch braucht der Herr nicht immer die begabtesten und wissenschaftlich tüchtigsten Missionare zu Werkzeugen für die Bekehrung der höchst gestellten Personen. Denn wo eine wirkliche Bekehrung stattfindet, da muß auch der Höchste herabsteigen zum Niedrigsten, und die göttliche Thorheit ist weiser denn die Menschen sind, die göttliche Schwachheit stärker denn die Menschen sind. Aber das ist keine Frage, daß die begabtesten, wissenschaftlich tüchtigsten, gebildetsten und liebenswürdigsten Menschen der Mission zu großem Segen gereichen können, wenn sie mit so völliger Hingabe sich derselben widmen, wie der Mann, auf dessen Arbeit wir mit diesen Zeilen hinweisen möchten.

Es ist der schottische Missionar Dr. John Wilson, der 46 Jahre lang in Bombay gewirkt hat. Es werden nicht leicht bei einem Mann so verschiedene Momente zu einer gesegneten Missionsarbeit zusammengewirkt haben, wie bei ihm: Begabung, liebenswürdige Persönlichkeit, wissenschaftliche Tüchtigkeit, Gewandtheit im Umgang, innige Liebe zum Herrn und zu allen Menschen, gute Gesundheit und lange Missionslaufbahn in einem Centrum des Verkehrs. Aber wer nun erwartet, Bombay werde mehr Früchte der Mission aufweisen als irgend eine andere Gegend von Indien, der täuscht sich sehr. Stadt und Präsidentschaft Bombay ist vielmehr derjenige Teil der großen Halbinsel, wo noch am wenigsten Christen sich finden. Wilson hat in einem Verkehrscentrum gearbeitet, wie Buß (S. 258) es verlangt, das Verständnis für die verschiedenen Religionen, mit denen er es zu thun hatte, wird ihm kein unbefangener Leser seiner Biographie absprechen, ebenso wenig ein ernstes Streben nach Verbesserung der bisherigen Missionsmethode, aber Buß kennt ihn nicht und viele deutsche Gelehrte kennen ihn nicht trotz seiner hervorragenden Leistungen in der Wissenschaft. So geht es überhaupt den Missionsleuten, wenn sie etwas wissenschaftlich Tüchtiges leisten: es wird so viel als möglich

totgeschwiegen, denn ihre theologische Richtung ist einmal den tonangebenden Persönlichkeiten verhaßt. Der Professor Horace Hayman Wilson, der Verfasser des Sanskritlexikons und Übersetzer des Vischnu-Purâna, ist bekannt, aber der Missionar Dr. John Wilson wird in deutschen wissenschaftlichen Werken wenig genannt.

Wir geben nicht einen vollständigen Auszug aus der englischen Biographie [1]), wir möchten daraus hauptsächlich solche Züge hervorheben, welche die Bedeutung des Mannes für Wissenschaft und Mission ins rechte Licht stellen.

John Wilson wurde geboren den 11. Dezember 1804 in Lauder an der Südgrenze von Schottland und stammte aus einem wohlhabenden, kräftigen, frommen Bauerngeschlecht. Schon als Knabe zeichnete er sich durch Wahrhaftigkeit, Bescheidenheit und liebreiches Wesen aus. In seinem 14. Lebensjahr kam er auf die Hochschule zu Edinburg, um sich in einem 8jährigen Kursus durch linguistische, philosophische und theologische Studien auf das geistliche Amt vorzubereiten. Es war erlaubt, daß die Studierenden zwischen die Universitätszeit hinein Lehrstellen annahmen. Wenn sie nur die vorgeschriebenen Arbeiten einlieferten, wurde ihnen auch diese Zeit als Studienzeit angerechnet. In einer solchen Zwischenzeit hatte Wilson in einem Landpfarrhaus die Söhne des Obersten Rose zu unterrichten, welche in Indien geboren waren und Hindustani sprachen. Da kam er zuerst in eine indische Atmosphäre. Die Nachrichten von den Siegen des Lord Hastings, die Neuigkeiten von den Mahrattenkriegen wurden in dem Pfarrhaus zu Stow mit dem größten Interesse aufgenommen, und ein General-Walker ging da häufig aus und ein, der in den Eingeborenen-Staaten Baroda, Kathiawar und Katsch als englischer Resident segensreich gewirkt, namentlich manche Mädchen von dem bei den Radschputen üblichen Mädchenmord errettet hatte. Diese Eindrücke und die Berichte der Berwikshire-Bibelgesellschaft richteten das Augenmerk des jungen Wilson auf die Mission und brachten in ihm den Entschluß zur Reife, sich selbst diesem Werk zu widmen. Vorher aber sollte er seine theologischen Studien absolvieren. Bei den Professoren der Theologie hatte er wenig geistige Anregung. Dagegen erwarb er sich in den Sprachen und in den

[1]) The Life of John Wilson, D. D. F. R. S. for fifty years Philanthropist and Scholar in the East, by George Smith, LL. D., companion of the order of the Indian Empire. London, J. Murray. 1878. — Einen lesenswerten deutschen Auszug aus dem Buch giebt der Basler Missionstraktat: Dr. John Wilsons Leben, von Pfr. Ensfelder. Basel, Missionsbuchhandlung. 1880. (96 S. Preis 40 Pf.)

Naturwissenschaften treffliche Kenntnisse, die ihm später zu statten kamen, und von dem stetigen Fortschritt seines geistlichen Lebens geben seine Tagebücher aus der damaligen Zeit Zeugnis. Im Februar 1825 eröffnete er seinen Eltern und Freunden in Lauder seinen Entschluß, der schottischen Missionsgesellschaft seine Dienste anzubieten. Die zärtliche Mutter erschrak beim Gedanken an den Abschied. Der Sohn flehte für sie zu Gott, daß er sie tröste, und ermahnte sie, die Sache dem Herrn anheimzustellen. Er versicherte sie, wenn der Herr nicht seinen Weg ebne, werde er sie nicht verlassen, aber vorderhand halte er es für seine Pflicht, seine Dienste der Gesellschaft anzubieten. Der Vater sprach wenig über die Sache, schien sie aber tief zu bewegen. Im Blick auf Matth. 10, 37 ließ der Sohn sich durch die ungünstige Aufnahme seines Plans nicht irre machen, sondern betete desto inständiger zum Herrn, Er möchte den Eltern verleihen, daß sie im Glauben an sein Wort und seine Verheißungen den Sohn freudig zur Verfügung stellen, und der Herr möchte sein eigenes Herz so lenken, daß er in allen Stücken willig gehorche zur Ehre Christi.

So meldete sich der 21jährige Wilson der schottischen Missionsgesellschaft und wurde in ihr Seminar aufgenommen, d. h. er bekam seine Wohnung im Hause ihres Sekretärs Brown die 3 Jahre bis zu seiner Abreise nach Indien und besuchte von da aus die Vorlesungen auf der Universität, bis er seine theologischen Studien absolviert und das Examen für den schottischen Kirchendienst bestanden hatte.

Warum giebt man in Deutschland nicht häufiger den Missionaren auf diese Weise eine vollständige akademische Ausbildung? — möchte vielleicht jemand fragen. Der Grund dafür liegt offenbar nicht hauptsächlich in der dogmatischen Befangenheit der Missionsgesellschaften, wie Buß meint, sondern in den gegebenen Verhältnissen und in dem Geist, der auf unsern Universitäten herrscht. Wer meldet sich bei uns zum Missionsdienst? — Meist Handwerker, die nur eine Volksschulbildung genossen, und, seitdem sie in ihrem Beruf gearbeitet, manches wieder vergessen haben. Man kann ihnen unmöglich zumuten, daß sie die ganze Gymnasial- und Universitätsbildung nachholen. Die Leipziger Missionsgesellschaft wollte eine Zeit lang bloß Kandidaten der Theologie aussenden, aber ihr Bedürfnis wurde dadurch nicht gehörig befriedigt. Auch von Basel aus sind einzelne Studenten oder Gymnasiasten, die sich für die Mission meldeten, zur Absolvierung ihrer Universitätsstudien unterstützt worden, aber es sind seltene Fälle. In Schottland und England gehört es noch nicht so zum guten Ton unter Gebildeten und Gelehrten, über Bibel und Mission abschätzig zu urteilen

wie in Deutschland; die höheren Schulen sind noch nicht so die Domäne des Unglaubens geworden, wie leider meistens bei uns. Darum melden sich dort verhältnismäßig mehr Leute aus höheren Ständen oder wenigstens aus höheren Schulen für die Mission. Immerhin wird der Fall selbst in Schottland selten sein, daß ein reich begabter, innig frommer Jüngling so selbständig, so frühzeitig, so unausgesetzt und ohne Zwischenfall die Missionslaufbahn ins Auge faßt und im Auge behält, wie Wilson. Er kam nicht in eine geistig und geistlich besonders anregende theologische Atmosphäre auf der Universität, und doch wird man sagen dürfen: die englischen und schottischen Universitäten stellen sich zur Bibel und Kirche anders als viele deutsche, darum ist auch zwischen ihnen und einem Missionsseminar nicht die Kluft befestigt, wie leider auf vielen deutschen Universitäten.

Wilson hat unter den Edinburger Studenten einen Missionsverein gegründet, dem von 120 Theologen mehr als 60 beitraten, einen Verein, der zur Pflege des Missionssinns wesentlich beitrug, und selbst wieder eine Pflanzstätte tüchtiger Missionare wurde. Auf welcher deutschen Universität ist in unserem Jahrhundert mehr als die Hälfte der Theologiestudierenden einem studentischen Missionsverein beigetreten? — Mit dem Verein in Edinburg korrespondierte Wilson auch von Indien aus, und es war ihm eine besondere Freude, daß derselbe die Kirchentrennung von 1843 überdauerte.

Nachdem Wilson noch Vorlesungen über Anatomie, Chirurgie und praktische Heilkunde auf der Universität gehört hatte, wurde er 1828 ordiniert und zu seiner großen Freude nach Indien ausgesendet. Die Missionsfreunde waren damals geteilt in ihrer Ansicht, ob ein Missionar verheiratet ausziehen sollte oder nicht. Dr. Brown ließ dem 23jährigen Mann die Wahl. Er konnte keine bestimmte Antwort geben, bis er in einer reich begabten, in Aberdeen gebildeten, frommen Pfarrerstochter Margareta Bayne eine Person fand, welche bereit war, alle Mühseligkeiten des Missionslebens mit ihm zu teilen. Sie war leider nur 6 Jahre lang seine ebenbürtige Gehilfin.

Den 15. Februar 1829 kam das junge Ehepaar nach einer 5½monatlichen Reise ums Kap in Bombay an. Damals zählte die Stadt 250 000 Einwohner. Zur Hebung des Schulwesens war von den Gouverneuren Mountstuart Elphinstone (1819—1827) und John Malcolm (1827—31) manches geschehen, aber „die fast ausschließlich orientalisierende Politik der Regierung bis 1835," sagt Wilsons Biograph,

„ließ in Bombay eine tabula rasa, auf welche Wilson bald Buchstaben voll Licht und Leben eingraben lernte, die nicht wieder ausgelöscht werden sollten." Das Christentum war bis dahin in Stadt und Präsidentschaft hauptsächlich durch die katholische Kirche aus der portugiesischen Zeit repräsentiert. Zwei amerikanische Missionare hatten zwar schon 1813 ihren Wohnsitz in Bombay genommen, nachdem sie mit Judson aus Kalkutta vertrieben worden waren, aber sie mußten sehr vorsichtig zu Werke gehen. Die Londoner hatten sich 1815 in Surat und Belgam niedergelassen; 1820 kam die Englisch-kirchliche Mission nach Bombay; 1822 wollten die ersten schottischen Missionare in dem kürzlich annektierten Puna sich niederlassen, aber die Regierung verbot ihnen die Ansiedlung in einem so neu eroberten Gebiet. So predigten sie in der nächsten Umgebung von Bombay und eröffneten Schulen mit geringem Erfolg.

Die neu aufblühende Handelsstadt bot für Wilsons Gaben das mannigfaltigste Arbeitsfeld. Da die englisch-ostindische Kompagnie bei der Besitznahme der Stadt im 17. Jahrhundert proklamiert hatte, daß im Gegensatz zur portugiesischen Herrschaft kein Hindu oder Mohammedaner zur Annahme des Christentums genötigt werden sollte, so wurde die Inselstadt bald ein Asyl für alle verfolgten Religionsgesellschaften in Mittel- und Westasien, für Parsi, Juden und Abessinier. Aber wie sollte ein Mann alle die verschiedenen Sprachen bewältigen, die dort gesprochen wurden, und in alle die Religionssysteme sich hineinarbeiten, welche auf der kleinen Insel ihren Gottesdienst feierten. Unter den bisherigen schottischen Missionaren hatte Robert Nesbit, Wilsons Studienfreund, der 16 Monate vor ihm ausgesendet worden war, sich hauptsächlich auf die Mahrattisprache geworfen, die verbreitetste in der Umgegend. Auch Wilson betrieb mit großem Eifer dieses Studium und begab sich deshalb mit seiner Frau kaum einen Monat nach seiner Ankunft aufs Land, um ganz unter der Mahrattibevölkerung zu leben. Schon 5 Monate nach seiner Landung hatte er Unterredungen mit Hindus, im 8. Monat predigte er bereits in der Landessprache. Auf dem Land widmete er 9 Stunden täglich dem Mahratti, nach seiner Rückkehr in die Stadt 5 Stunden. Täglich widmete er auch eine Stunde dem Studium der indischen Religion und der Sitten und Gebräuche des Volks nach dem Buch von Ward. Daneben ließ er sich von einem Rabbi hebräische Stunden geben, um zum Verkehr mit den Juden in dieser Sprache mehr Übung zu bekommen.

Er predigte nun bald den Eingebornen in Mahratti, bald englisch in der schottischen Kirche oder auf einem Schiff im Hafen den Matrosen, bald

trieb er Straßenpredigt oder ging in die Häuser von Eingebornen nach Sonnenuntergang, um nach der Vorlesung der Hindu-Schastras ihnen das Evangelium zu verkündigen. Er hatte an diesen Hausbesuchen große Freude, obgleich es für den natürlichen Menschen keine Kleinigkeit war, in dieser dumpfen Luft auszuhalten. Jeden Samstag Abend hatte er eine Versammlung mit den Beni Israel, dem merkwürdigen Stamm der schwarzen Juden in Bombay. Seine Frau hatte 3 Mädchenschulen errichtet und so weit es ihre Gesundheit erlaubte, besucht. Die 2 Knabenschulen, die er gegründet hatte, fanden anfangs wenig Zulauf wegen der Konkurrenz der Regierungsschulen.

Über seine Missionsmethode spricht sich der junge Mann sogleich ganz klar in einem Schreiben an den Sekretär seiner Gesellschaft folgendermaßen aus:

„Was die Art und Weise der Heidenpredigt bei meinen Brüdern betrifft, so kann ich darüber nur mein tiefstes Bedauern ausdrücken. Mit einer einzigen Ausnahme, so weit ich urteilen kann, sind sie zu häufig geneigt, über die Thorheit des Götzendienstes zu sprechen und die Predigt von dem unergründlichen Reichtum in Christo zu vernachlässigen und so die göttliche Wahrheit den Seelen in einer Weise vorzustellen, bei der alle Feierlichkeit fehlt. Ich weiß, daß die Versuchung zu dieser Methode groß ist. Es ist die leichteste; sie rüttelt den Zuhörer sicherlich auf. Aber sie ist nutzlos, und ich glaube, sie ist eine Hauptursache des verhältnismäßig geringen Erfolges der neueren Mission. Sie ist betrügerisch; ein Missionar verfällt unversehens in dieselbe und beharrt darin in einer Zeit, wo er sich gestehen muß, daß das entgegengesetzte Verfahren seine Pflicht und seine Absicht wäre. Sie verführt zu nicht stichhaltigen Beweisführungen; sie erregt tausend unnütze Entgegnungen, macht einen schlechten Eindruck auf die Heiden und stört die Selbstbeherrschung des Missionars. Sie ist das Gift unserer Mission" (p. 72).

Also längst vor Langhans und Buß hat ein Missionar diese Einwendungen gegen eine häufig angewandte Missionsmethode gemacht. Ist er etwa später seinen eigenen Grundsätzen untreu geworden oder hat man ihm den Mund gestopft? oder hat er außerordentlichen Erfolg gehabt im Unterschied von andern Missionaren? — Wir werden später darauf zurückkommen. Hören wir Wilson weiter in jenem Bericht:

„Die Heidenpredigt wird nicht so regelmäßig und ausgedehnt betrieben, wie man es wünschte. Das rührt großenteils, wie ich glaube, von der anderweiten Beschäftigung her durch zu viele Schulen, und es geht so fort nicht aus Gleichgiltigkeit, sondern weil einmal die Arbeiten so ausgeteilt sind und betrieben werden. Aber aus diesem Grund sollte es nicht übersehen werden. Kommt noch dazu eine unrichtige Aussprache, die von einem Mangel an Aufmerksamkeit im ersten Stadium der Sprachstudien oder von der Bequemlichkeit der Pandits herrührt, überdies eine Verletzung der Anstandsregeln, auf welche die Mahrattas viel halten, so ist es ein bedenkliches Übel. Ich danke Gott, daß er mich instand gesetzt hat, größere Fortschritte im Mahratti zu machen, als ich erwartet hatte. Ich fürchte übrigens meine Gesundheit ein wenig erschüttert zu haben."

Wenn Wilson hier von einer Überbürdung mit Schularbeit redet, so dürfen wir daraus nicht schließen, daß er dieselbe geringgeschätzt oder sich davon zurückgezogen habe. Nein, er ging auch hier selbständig seine Bahn vorwärts. Bis dahin gab es in Bombay keine englische Schule. Er errichtete eine solche, und sie wurde im ersten Jahr von 415 Hindus und 3 Parsis besucht, obgleich Schulgeld eingeführt und der christliche Charakter der Schule von Anfang an hervorgekehrt wurde. Allein Wilson wollte die Bevölkerung nicht anglisieren. Er drang mehr als sein berühmter Landsmann Duff auf die Pflege der Landessprachen. Er selbst erlernte Mahratti und Gudscharati, die östlich und nordwestlich von Bombay gesprochenen Sprachen, Hindustani, die Sprache der Mohammedaner, die ehemalige Regierungssprache des Groß-Mogulreichs, Hebräisch, um mit den Juden, Portugiesisch, um mit den Katholiken, Persisch und Arabisch, um mit den vorderasiatischen Ansiedlern in Bombay, Sanskrit, um mit den indischen Gelehrten verkehren zu können.

In der Organisation der Gemeinde that Wilson einen bedeutungsvollen Schritt zur Selbständigmachung der Eingeborenen. In einer Stadt wie Bombay waren natürlich manche europäische Mitglieder der schottischen Kirche und schottische Kaplane. Diese hatten bis jetzt die Kirchenbücher auch über die getauften Eingeborenen geführt. Damit war aber die aus den Heiden gewonnene Gemeinde zu abhängig von den kirchlichen Bewegungen im Mutterland. Wilson organisierte daher seine eingeborene presbyterianische Kirche selbständig, obgleich sein heimatliches Komitee sich nicht sogleich mit diesem Gedanken befreundete. Später wurde doch seine eingeborene presbyterianische Gemeinde von der schottischen General Assembly als selbständig anerkannt.

Unter den Europäern in Bombay sammelte der junge, liebenswürdige und vielseitig gebildete schottische Missionar bald einen Kreis um sich, der bessere Unterhaltung suchte, als man es bis jetzt gewohnt war, und manche hochgestellte Herren schenkten ihm ihr Vertrauen. Die vermehrten Ausgaben, welche diese gesellschaftliche Stellung mit sich brachte, wurden durch persönliche Geschenke ausgeglichen. Doch verwandte Wilson dieselben wo möglich ganz für die Mission.

Um in immer weiteren Kreisen anregend zu wirken, gab er seit 1830 die erste christliche Zeitschrift in Indien, den Oriental Christian Spectator heraus, der monatlich erschien und 30 Jahre

lang fortbestand. Er fand bald eine weite Verbreitung in Indien und enthielt Aufsätze von Wilson und seiner Frau, von Missionaren und Beamten. Er schreibt darüber im November 1830:

„Ich hoffe, Gott werde die Zeitschrift dazu segnen, daß sie das ungeheure System der Ungerechtigkeit, die Hindu-Religion, aufdecke und den Dienern des Erlösers zur Verkündigung des Evangeliums behilflich sei. Die Novembernummer wird einen Aufsatz von mir enthalten: „Die Übersetzung von theologischen Ausdrücken in Sanskrit und Mahratti." Ich möchte diesen Gegenstand weiter verfolgen und solche freie Bemerkungen über die Bibelübersetzung in indische Sprachen machen, welche nach meiner Ansicht zur Verbesserung derselben dienen können. Der folgende Aufsatz: „Ausgewählte Sanskritverse," ist von einem Herrn Law, einem jungen Civilbeamten. Er ist ein außerordentlich tüchtiger Linguist und bekam auf der Reise nach Indien im Verkehr mit uns ernstere Eindrücke. Kürzlich hat er einen Monat bei uns zugebracht, und wir waren sehr erfreut über seinen christlichen Charakter. Durch Gottes Gnade dehnt sich unser Einfluß auf die Europäer, namentlich die höheren Klassen, immer weiter aus. Die alte Schlange hat durch die Opposition von Bigotten versucht, unsere gelegentliche Arbeit an Matrosen und Soldaten zu unterdrücken, aber es ist ihr nicht gelungen. Die wahren Freunde haben sich desto enger an uns angeschlossen, während unsere armen Landsleute das Wort des Lebens desto höher schätzen lernten, da es ihnen genommen werden sollte."

In demselben Brief schreibt er nach Edinburg:

„Sie wünschen, daß ich an das Institut der General Assembly in Kalkutta käme. Ich schätze dasselbe hoch und wünsche ihm allen Erfolg. Aber ich denke: so herrliche Werkzeuge höhere Schulen zum Unterricht von Christen sind, so sind sie doch nur ungeschickte Werkzeuge, um Christen zu machen oder zu bekehren. Die Predigt des Evangeliums ist das große Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums, und neben jedem Professor sollten gegenwärtig mindestens 20 Prediger stehen. Die Anstalten der Assembly werden großes Aufsehen in der heimatlichen Kirche machen. Herr Duff ist ein frommer junger Mann und wird, ich sage es mit Freuden, ebenso gut predigen wie docieren. Er hat, wie ich, harte Kämpfe in den Zeitungen zu bestehen für die Religionsfreiheit, s. den Artikel in der Novembernummer des „Spectator": „Verfolgung eines Hindujünglings." Ich habe gegenwärtig 2 Hindus in meiner Pflege, Bekehrte unserer Mission, welche ich unterrichte, um sie zum geistlichen Amt vorzubereiten; ferner 7 angefaßte Personen, von denen ich einen günstigen Eindruck habe. 5 davon sind Hindus, 3 Männer und 2 Weiber; einer ist ein Afrikaner und einer ein Jude. Mit letzterem habe ich große Mühe beim Unterricht, denn er spricht fast keine andere Sprache als Arabisch, das ich nur mangelhaft verstehe. Er lernt übrigens Hindustani und Englisch. — Es giebt sehr viel armes Volk in Bombay in wahrhaft kläglichen Verhältnissen. Ungefähr 200 betteln jeden Montag Morgen um ein wenig Reis, und in dieser Zeit versuche ich ihnen das Wort des Lebens mitzuteilen. Am Samstag predige ich ungefähr 600 von derselben Art im Hause des Kapitäns Molesworth. Zur Unterstützung dieser Klasse von Leuten hat sich kürzlich auf meine Anregung eine Gesellschaft gebildet, und ich glaube, ihre Bedürfnisse werden regelmäßig und zweckmäßig befriedigt werden." (p. 91 f.)

So sehen wir Wilson keineswegs nur in höheren Kreisen sich bewegen. Er spricht es auch wiederholt aus, daß Dr. Duff die Wirksamkeit unter dem eigentlichen Volk zu gering schätze. Er selbst sei anfangs von seinen Landsleuten ausgelacht worden als Pöbelprediger (haranguing mobs). Dieselben Herren haben ihn jedoch nach 6 Jahren zum Präsidenten ihrer gelehrten Gesellschaft gemacht.

Dabei war aber Wilson stets darauf bedacht, nicht in dem gewöhnlichen Geleise der neueren Missionare zu bleiben. Er sah in der Arbeit seiner Kollegen zu wenig von dem Bewegen des Erdkreises (Apg. 17, 6) und dürstete darnach, Krisen im Volksleben hervorzurufen. Er dachte an die Tage von Paulus, Luther, Knox und Calvin. So rief er Hindus, Parsis und Mohammedaner zum Kampf auf. Im Mai 1830 veranstaltete er eine mehrtägige Disputation in seinem Hause zwischen einem zum Christentum bekehrten Brahmanen Ramatschandra und einem Brahmanen Lakschmana, der den Hinduismus verteidigte. Diese Disputation wurde von etwa 100 Brahmanen besucht. Nachdem Wilson am ersten Tag die Debatte nur geleitet hatte, griff er an den folgenden Tagen stärker in dieselbe ein. Der ganze Bericht wurde in Mahratti gedruckt und in 2 Auflagen rasch verkauft. Die Hauptpunkte waren: das Wesen Gottes, das Verhältnis von Religion und Moral, Sünde und Erlösung. Der Vorgang bildete das Tagesgespräch in der Stadt, und im folgenden Jahr brachten die Brahmanen einen ihrer Hauptkämpfer, Mora Bhatta Dandakara, 6 Tage lang täglich mit Blumen bekränzt auf einem Wagen vor Wilsons Haus, um die Verteidigung der Hindu-Religion besser zu führen. Allein die Brahmanen baten zuerst um Einstellung des Kampfes, und es wurde ihnen überlassen, einen Bericht über die Disputation herauszugeben. Der Bhatta hatte sich jedoch keine Notizen gemacht und zog es vor, einen Traktat: „Rechtfertigung der Hindu-Religion" herauszugeben. Dies war die Veranlassung zu Wilsons erster Schrift: „Darstellung der Hindu-Religion" („Exposure of the Hindoo Religion"), und als der Brahmane eine Gegenschrift veröffentlichte, schrieb Wilson: „A second Exposure of the Hindoo Religion." Die Schriften waren in Mahratti verfaßt, wurden aber auch ins Englische, ins Bengali und andere indische Sprachen übersetzt. Zu der zweiten Schrift wurden ihm Sanskrit-Manuskripte geliehen von Schriften, welche damals den Europäern noch weniger bekannt waren, und seine Aufmerksamkeit wurde namentlich auf die Upanischads, die Hauptquellen der indischen Philosophie gelenkt. Wilson erhielt manche Briefe von Eingeborenen,

welche versicherten, durch seine Schriften sei ihr Glaube an die Religion ihrer Väter untergraben, aber von zahlreichen Übertritten zum Christentum hört man auch nachher in Bombay nichts.

Nicht lange dauerte es, so kam Wilson durch seine Aufsätze im Oriental Christian Spectator auch mit den Mohammedanern und den Parsis in Kontroverse. Von einem Mekkapilger angegriffen, schrieb er eine Widerlegung des Mohammedanismus in Hindustani, Gudscharati und Persisch, die in 21 Abschnitten die Unterscheidungslehren in der Kürze darstellte, noch ehe Pfander seine berühmte Wage der Wahrheit veröffentlicht hatte. Wilson geißelte namentlich die sittliche Laxheit dieser Religion in der Polygamie und Ehescheidung. Im Oktober 1833 durfte er den ersten Mohammedaner taufen, einen Fakir, und bald darauf einen gelehrten Molla.

Die Kontroverse mit den Parsis hatte zur Folge, daß Wilson auch nach dem Zeugnis eines so schwer zu befriedigenden Gelehrten wie Dr. M. Haug eine der ersten Autoritäten in der Zend-Philologie wurde. Vor ihm war nur im 18. Jahrhundert der Jesuite Paulinus und der eifrige Franzose Anquetil du Perron, im 19. Jahrhundert der Däne Rask und der Franzose Burnouf imstande gewesen, die Zend-Texte zu lesen. Wilson hatte auf einer Reise nach Gudscharat in der Stadt Daman ein Exemplar des Vendidad und der andern heiligen Bücher der Parsis in den Originalsprachen Zend, Pehlvi und Pazand, aber mit Gudscharati-Buchstaben, einem Gudscharati-Kommentar und einer Übersetzung, in 5 Foliobänden um 300 Rupies gekauft. Mit Hilfe eines gelehrten Parsi, der Gudscharati-Übersetzung und Anquetils französischer Übersetzung ging Wilson an die Entzifferung des Zend-Textes und fand bald, daß die französische Übersetzung ungenügend sei, doch für die gewöhnliche theologische Diskussion zureiche. In einem Vortrag suchte er zu beweisen, daß der Vendidad nicht als göttliche Offenbarung angesehen werden dürfe, denn er raube Gott seine Herrlichkeit, indem er den höchsten Gott unthätig darstelle, er gebe eine sehr unvernünftige Anschauung über den Ursprung und die Wirkungen des Guten und des Bösen, er lehre eine Vergottung der Elemente und anderer lebloser Wesen, er gebe einen unrichtigen Begriff vom natürlichen Zustand des Menschen, er enthalte große wissenschaftliche Irrtümer, schreibe unzählige absurde Ceremonien vor und halte dieselben höher als moralische Vorschriften, manches widerspreche direkt der Sittlichkeit, und er enthalte keine befriedigende Lehre von der Erlösung und den letzten Dingen. Die Diskussion wurde nun durch den

Sanhedrin der Parsis, den Pantschayat geführt. Die Parsis behaupteten, an die Bekehrung eines Parsi zum Christentum sei nicht zu denken, das Parsikind in der Wiege sei schon fest in seinem Glauben an den ehrwürdigen Zoroaster. Darauf antwortete Wilson: „Ja, die Bekehrung eines Parsi ist ein zu schweres Werk für mich, überhaupt die Bekehrung eines Menschen, aber es ist nicht zu schwer für den Geist Gottes."

Sein Hauptwerk über den Parsismus schrieb Wilson 1842: The Parsi Religion: as contained in the Zand Avasta, and propounded and defended by the Zoroastrians of India and Persia, unfolded, refuted and contrasted with Christianity. Aber noch ehe dieses Buch, das seinem Verfasser die Mitgliedschaft von mehreren gelehrten Gesellschaften in Europa eintrug, erschienen war, im Jahr 1839 hatten sich 3 Parsi-Studenten im College der schottischen Kirche in Bombay zur Taufe gemeldet. Es gab einen gewaltigen Sturm, und von einem der Jünglinge, Dhandschibai Naurodschi, wurde behauptet, er sei noch nicht 16 Jahre alt, dürfe also nach englischem Gesetz sich nicht selbständig für den Religionswechsel entscheiden. Aber der englische Richter erklärte ihn für 16jährig, und unter dem Schutz der Polizei konnte er getauft werden. Wilson nahm ihn 1843 nach Europa mit, um ihn zum Missionar unter seinem Volk ausbilden zu lassen.

Im Jahr 1841 kam der dänische Professor Westergaard nach Bombay und war längere Zeit Wilsons Gast. Von Wilson wurde er in die Zend-Literatur eingeführt, und der Missionar verschaffte ihm die Mittel, daß er 1852—54 die erste vollständige Ausgabe und Übersetzung des Avesta mit Wörterbuch und Grammatik herausgeben konnte. Sie standen auch später mit einander in freundschaftlichem Briefwechsel. Der Missionar freute sich, wenn er durch die Studien des Professors neue Aufschlüsse gewinnen oder wenn er mit ihm indische Denkmäler besuchen konnte, und ebenso fragt der Professor den Missionar in manchen Punkten über seine Ansicht und ist ihm sehr dankbar für die vielen Manuskripte, die er ihm auftreibt. Bei seiner Rückkehr aus Europa nach Indien 1847 schickt Wilson 8 Bände Zend- und Pehlvi-Manuskripte an Westergaard und schreibt dazu: „Wenn Sie dieselben verglichen haben, möchte ich Sie bitten, mir dieselben nach Bombay zurückzusenden, wo die Parsis vielleicht wieder mit mir kämpfen werden wie die wilden Tiere mit St. Paulus." (p. 424.) — Er durfte übrigens auch nach seiner Rückkehr Früchte seiner Arbeit unter den Parsis sehen, indem sich einige Parsi-Zöglinge aus der Regierungsschule taufen ließen, und Wilson blieb sein

Leben lang befreundet mit einzelnen Parsi-Familien. Aber eine eigentliche Gemeinde aus Parsis zu gewinnen ist bis jetzt keinem Missionar gelungen. Es mag ein ähnliches Verhältnis sein wie bei den Juden: es giebt aufgeklärte, gebildete Leute unter ihnen, welche die alten Traditionen geringschätzen, aber die Schmach Christi zu tragen, dazu sind sie zu vornehm und zu irdisch gesinnt.

Über den Zend-Studien und der Arbeit unter den Parsis dürfen wir aber nicht übersehen, was Wilson zur Erforschung des indischen Altertums, des brahmanischen und des buddhistischen, geleistet hat. Die Asiatische Gesellschaft in Bombay, welche diese Studien förderte, hatte ihn schon 1830 als Mitglied aufgenommen und 1835 zu ihrem Präsidenten erwählt, welche Ehrenstelle er 1842 wegen Überhäufung mit anderer Arbeit niederlegte, denn seine Gesundheit war damals so erschüttert, daß er in Europa Erholung suchen mußte. Er wurde zum lebenslänglichen Ehrenpräsidenten der Gesellschaft ernannt. Die Universität Edinburg übersandte ihm 1836 das Doktordiplom der Theologie. In demselben Jahr wurde er auch Mitglied der Königlichen Asiatischen Gesellschaft für Großbritannien und Irland, und durch seine Korrespondenz mit hervorragenden Gelehrten kam er mit andern Morgenländischen Gesellschaften in Europa in Verbindung und wurde ihr Ehrenmitglied. Die schöne Bibliothek, welche die Asiatische Gesellschaft in Bombay gesammelt hatte, wurde von Wilson so fleißig benutzt, daß er 1870 schreibt, er habe oft 100 Bände von derselben zugleich in seinem Hause gehabt, und obgleich er jetzt eine beträchtliche orientalische Privatbibliothek sich gesammelt, müsse er doch noch manchmal zu diesen Bücherschätzen zurückkehren, um seinen Forschungstrieb zu befriedigen. Außer den Versammlungen der Gesellschaft hatte er noch seinen besonderen literarischen Klub.

Seine jährlichen Predigtreisen benutzte er zu wissenschaftlichen Forschungen, doch so, daß der Missionar nicht hinter dem Gelehrten zurücktrat. So predigte er z. B. in dem berühmten Höhlentempel von Elora. Diese Reisen erstreckten sich nicht nur auf die nächste Umgebung von Bombay; sein Forschungstrieb und Predigteifer trieben ihn im Norden über Surat nach der Halbinsel Gudscharat, wo er die Missionare der irischen Presbyterianer einführte. Auch in das Radschputenland wagte er sich trotz der beschwerlichen Reise, und kaum war die Landschaft am unteren Indus der britischen Herrschaft unterworfen, so setzte Wilson auch dorthin seinen Fuß. Im Osten kam er mehrmals über die Ghats nach der alten Brah-

manenstadt Nasik und dem schon genannten Elora. Er brach der schottischen Mission Bahn in das Innere, daß sie bis Nagpur vordringen konnte. Im Süden bekam er ein Sanitarium in Mahabaleschwara auf den Ghats, bereiste aber das Land noch weiter über Goa, wo er mit den Katholiken Gespräche anknüpfte, bis zu den wundervollen Gersoppe-Wasserfällen in Nord-Kanara. Alte Handschriften, Baudenkmäler mit Inschriften, mineralogische und botanische Merkwürdigkeiten, Naturschönheiten: alles interessiert ihn, aber nie verbirgt er im Verkehr mit christlichen und nichtchristlichen Gelehrten seine Überzeugung, nie vergißt er seine Pflicht als Missionar. Es ist zu verwundern, daß er nicht mehr Verfolgungen ausgesetzt war. Seine persönliche Liebenswürdigkeit und sein feiner Takt scheint ihm über manches weggeholfen und ihm auch bei einheimischen Fürsten und hohen Würdenträgern viel Eingang verschafft zu haben.

Wilson ermahnte als Präsident der Asiatischen Gesellschaft die Mitglieder derselben, auch die von den Hindus und Mohammedanern niedergetretenen Urbewohner von Indien mehr in ihren Gesichtskreis zu ziehen. Denn zuerst müsse man sie näher kennen lernen und beschreiben, wenn man ihre Civilisation befördern wolle, und diese Arbeit führe vielleicht zu wichtigen Aufschlüssen über die alte Geschichte von Indien. Die Erforschung des indischen Altertums war ihm für seine Person nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum richtigen Betrieb der Mission. Er sagt:

„Die Religionssysteme, welche so lange Zeit in diesem Lande geherrscht haben, und die verschiedenen literarischen Werke haben zwar, anders als die griechischen und römischen, wenig oder keinen Nutzen für die Ausbildung des Geschmacks; aber die Werke sind wertvoll, sofern sie den Einfluß dieser Systeme auf das sociale und politische Leben darstellen, und weil sie die an Wörtern und grammatischen Formen reichste Sprache uns vorführen, in welcher etwas geschrieben ist. Ohne eine Kenntnis dieser Systeme und der Werke, in welchen sie enthalten sind, kann der Charakter der Eingeborenen und ihr sociales Leben nie gehörig verstanden werden. Sie sind der Schlüssel zum Verständnis ihrer Anschauung und geben alle wünschenswerte Förderung zur Einführung von vernünftigen und gerechten Gesetzen unter dem Volk, zur Ausbreitung des Evangeliums und zur Förderung der allgemeinen Bildung. — Während die göttliche Wahrheit mit unwandelbarer Treue verbreitet werden muß, und alle Hoffnung auf ihren endlichen Sieg in ihrer eigenen Kraft, in ihrer Angemessenheit für alle Völker und in dem Beistand der göttlichen Gnade beruht, so ist doch ein Verständnis erforderlich für die richtige Anwendung auf die Menschen, die sich so sehr unterscheiden in Bezug auf Glauben und Sitten. Die Grundwahrheiten, welche der Apostel Paulus predigte, waren unter allen Umständen dieselben, aber sie wurden in sehr verschiedener Weise den Rabbinen und dem Volk der Juden und den Gliedern des atheniischen Areopags vorgelegt. Ich halte es daher für thöricht, in Indien einem Pantheisten ebenso zu predigen wie einem Poly-

theisten, zu einem Dschaina ebenso zu sprechen wie zu einem Brahmanen, aufs Geratewohl das anzugreifen, was diesen Eingeborenen etwas Fremdartiges sein kann, und theologische Ausdrücke und allgemeine Redensarten zu gebrauchen, ohne zu wissen, wie die Leute sie verstehen. Je mehr ein Lehrer den Hinduismus und die Hindu-Literatur kennt, desto geduldiger und aufmerksamer wird er vom Volk angehört werden, und desto unwiderstehlicher wird er hauptsächlich durch Gegenüberstellungen und Zugeständnisse den Vorzug und die Herrlichkeit der christlichen Lehre erweisen." (p. 319 f.)

Von Wilsons Verdiensten um die indische Altertumskunde müssen wir besonders seinen Anteil an der Entzifferung der Aśôka-Inschriften zu Girnar auf Gudscharat hervorheben. Von diesen Inschriften hatte Oberst Tod 1822 die erste Kunde nach Europa gebracht und hatte durch seinen indischen Sprachlehrer 2 von den 14 Inschriften und einen Teil einer dritten abzeichnen lassen, war aber völlig im Dunkeln geblieben über Sprache, Altertum und Inhalt derselben. Als Wilson 1835 eine Predigtreise durch Gudscharat machte, war er begierig den merkwürdigen Felsen zu sehen, von welchem man seit 13 Jahren nichts mehr gehört hatte. Inzwischen hatte Prinsep in andern Gegenden von Indien Inschriften entziffert und ältere Gestalten von Sanskrit-Buchstaben zusammengestellt, wofür sich auch Wilson interessierte. Als dieser vor dem Felsen von Girnar stand, verglich er die dortigen Buchstaben mit den alten Sanskrit-Buchstaben und konnte zu seiner und der ihn begleitenden Brahmanen großen Freude einige Worte lesen und erkannte die Möglichkeit einer Entzifferung des Ganzen. Eine Abschrift von den Inschriften zu nehmen, schien ihm bei ihrer großen Ausdehnung ein hoffnungsloser Versuch, aber da Kapitän Lang versprochen hatte, ein Faksimile davon für ihn zu besorgen, überließ er diesem das weitere. Der Kapitän veranstaltete nun wirklich auf angefeuchteter Leinwand, die über den Felsen gebreitet wurde, einen genauen Abdruck und übergab denselben dem Missionar. Wilson suchte nicht den Ruhm des Entzifferns für sich, sondern schrieb an Prinsep, er möchte daran gehen und er sollte die ungeschmälerte Ehre der ersten Bekanntmachung dieser Geheimnisse haben. Prinsep aber sagt, dem Kapitän Lang und dem Dr. Wilson, der durch seine gute Kenntnis des Sanskrit die Schrift ohne Zweifel mit weniger Mühe besser hätte entziffern können als er selbst, gebühre die Ehre der Entdeckung. Prinsep fand den Namen Antiochus des Großen in zwei dieser Edikte, und nun war es unzweifelhaft, daß sie von Aśôka, dem buddhistischen Konstantin, herrührten. Aber auch Prinsep konnte nicht alles entziffern, denn der Stein war auf einer Seite zu stark beschädigt, als daß alle Worte ohne Konjektur hätten gelesen werden können. Prinsep selbst kam 1838

an Ort und Stelle und veranstaltete einen neuen Abdruck, wurde aber vom Tod übereilt, ehe er denselben verwerten konnte. Von europäischen Gelehrten besichtigte später auch Westergaard die Inschriften. Um die Entzifferung der Inschriften in den buddhistischen Höhlentempeln zu Karli in den Ghats war Wilson ebenso eifrig bemüht. Seine wissenschaftlichen Verbindungen wurden dadurch immer ausgedehnter. Er korrespondierte mit E. Burnouf in Paris, mit Lassen in Bonn, mit Garcin de Tassy u. a.

Mit besonderer Freude stellte Wilson sein reiches Wissen denjenigen Männern zur Verfügung, welche die Begünstigung des Heidentums durch die ostindische Kompagnie bekämpften. Lord Ellenborough wollte als Generalgouverneur 1842 die Tempelthore von Somnath auf Gudscharat, welche Mohammed der Ghasnavide im 11. Jahrhundert aus Indien geraubt und als Trophäe in Afghanistan aufgestellt hatte, nach der Besiegung der Afghanen durch die Engländer im Triumphzug nach Indien zurückbringen und an dem Tempel, wo sie geraubt worden, wieder aufstellen, um den Hindus zu zeigen, wie sehr die englische Regierung ihre nationale Religion ehre. Aber niemand wußte, wohin eigentlich diese Thore gehörten. Wilson, der die Altertümer jener Gegend genauer kannte, wurde von der Regierung in Bombay zu einem Gutachten aufgefordert. Er wies nach, daß es sich nur um einen verlassenen Siva-Tempel handeln könnte, in welchem jetzt die Schweine ihren Aufenthalt haben. Allein nach den Berichten der mohammedanischen Schriftsteller habe Mohammed im Tempel nicht die Thore weggenommen, sondern das Götzenbild, das Linga, zerstört und Bruchstücke davon mitgenommen. Die Thore können nur zu der ebenfalls verfallenen Festung von Somnath gehören. Die Gegend von Somnath sei jetzt großenteils von Mohammedanern bewohnt, die wohl keine große Freude über die Wiederherstellung der Thore bezeugen würden. Die Hindus würden allerdings in der Verbindung der Thore mit einem ihrer Tempel eine Huldigung der Regierung für ihre Religion sehen, aber das könne doch wohl nicht die Absicht des Generalgouverneurs sein. Inzwischen erhob sich auch in England ein solcher Sturm gegen Lord Ellenborough, daß er es vorzog, die Somnaththore im Arsenal zu Agra aufzustellen.

Ein Parlamentsmitglied Emerson Tennent wandte sich 1839 an Wilson um Material für einen Antrag im Unterhaus, daß künftig die englischen Soldaten in Indien nicht mehr genötigt sein sollen, an götzendienerischen Ceremonien teilzunehmen. In England

sein die römisch-katholischen Soldaten von der Teilnahme an einem protestantischen Gottesdienst dispensiert, aber die protestantischen Soldaten müssen noch immer auf Malta bei der Verehrung der Hostie und in Indien bei der Darbringung der Kokosnuß assistieren. Wilson verschaffte mit größtem Vergnügen dem Antragsteller Aufsätze und Schriften, welche die nötigen Data enthielten. Er schrieb, man könne nicht befriedigt sein, bis die Regierung

1) aufhöre, die garantierten Beiträge für die Tempel zu verwalten,
2) widerrufliche Beiträge von eingeborenen Fürsten aufhören lasse,
3) nicht mehr die Dörfer zum Unterhalt der Tempel besteure,
4) alle offizielle Verwaltung der Tempel, sei es durch Eingeborene oder durch Europäer, ablehne,
5) die offizielle Direktion der Feste durch ihre Beamte verbiete,
6) die heidnischen und mohammedanischen Feste nicht mehr durch Prozessionen und Salutschüsse feire,
7) nicht mehr Brahmanen bezahle für Beschwörungen um Regen und gutes Wetter,
8) die Pilgertaxe aufhebe,
9) allen Zwang zum Ziehen der Götzenwagen verbiete,
10) auf Regierungsdokumenten die Anrufung des Gottes Ganêscha im Anfang des Schriftstücks weglasse,
11) von den Gerichtshöfen alle götzendienerischen Streitigkeiten fernhalte, in denen keine Civilrechte berührt werden,
12) aufhöre, gewisse Kasten von Ämtern und Wohlthaten auszuschließen, welche nichts mit der Religion zu thun haben,
13) die Pensionen an Brahmanen und Mollahs aufhebe,
14) die heidnischen Eide in den Gerichtshöfen abschaffe und eine Form des Eids annehme, gegen welche niemand etwas einwenden könne,
15) die Unterstützung aller heidnischen und mohammedanischen Schulen aufgebe.

Als Wilson 1843 über Palästina nach Europa zurückkehrte, kam er mitten in die kirchliche Bewegung seiner Heimat hinein und schloß sich wie die andern Missionare der freien schottischen Kirche an. Aber das Eigentum der Mission mußte der Staatskirche überlassen werden. Es galt daher in manchen Dingen von neuem anzufangen, als er 1847 mit frischer Kraft ausgerüstet und mit einer zweiten ihm gleichgesinnten Gattin, Isabella Dennistoun, verbunden wieder nach Indien zog. Wir übergehen seine Stellung in den kirchlichen Kämpfen, in denen er als ein Mann von

evangelischer Katholicität allgemein geachtet war. Von seinen wissenschaftlichen Forschungen aus späterer Zeit erwähnen wir nur seine fortgesetzten Bemühungen um die Erforschung der Höhlentempel und der Inschriften, wie auch um die Erhaltung der indischen Altertümer gegen die Verstümmlung durch allerlei Reisende und um die Erhaltung der Manuskripte im tropischen Klima.

Bald nach seiner Rückkehr wurde Wilson die Stelle eines Präsidenten der Examinationskommission für Civilisten und Offiziere in den Landessprachen von der Regierung in Bombay angetragen, denn man hielt ihn für den besten Sprachkenner. „Eine so einflußreiche Stellung," schrieb seine Frau, „wäre für ihn auf mancherlei Weise nützlich gewesen, und sie hätte ihn nur für 10 oder 12 Tage im Jahr in Anspruch genommen, aber er hat sie abgelehnt, da er ganz frei zu sein wünscht, um alle Zeit und Kraft der Mission zu widmen." 1855 wünschte die Regierung wenigstens ein Gutachten von ihm über die Einrichtung dieser Prüfungen, und das gab er sehr sorgfältig eingehend. Um dieselbe Zeit wurde ihm das Amt eines Aufsehers über die Übersetzungen in orientalische Sprachen bei der Regierung angetragen, das nicht seine ganze Zeit in Anspruch genommen und ihm eine Besoldung eingetragen hätte, von der er zwei weitere Missionare hätte unterhalten können.

„Ohne mich mit einem Freund darüber zu besprechen," schreibt er, „lehnte ich ab, mit dankbarer Anerkennung des mir geschenkten Vertrauens, weil ich glaube, daß es nicht die Pflicht eines Dieners am Evangelium ist, ein weltliches Amt anzunehmen, so einträglich es auch für die Sache Christi in pekuniärer Beziehung sein könnte, so lang die christliche Kirche willig ist, ihm sein gutes Auskommen zu geben, damit er sich ganz dem Amt des Wortes und Gebets und den dieses Amt unterstützenden Diensten widmen kann; und weil ich der Meinung bin, daß alle unsre Bemühungen, unsre Brüder für die Missionssache zu gewinnen, selbst wenn wir durch eine teilweise Säkularisation unsrer selbst die Arbeiten festhalten oder weiter ausdehnen könnten, einen geistlichen Charakter haben müssen, — es muß der Ruf an Christen sein zur Erfüllung einer Christenpflicht. Als ich dies dem Herrn Molesworth mitteilte, dem Verfasser des trefflichen Mahratti-Wörterbuchs, einem der entschiedensten Christen in Indien, dessen kirchliche Anschauung die der Plymouthbrüder ist, sagte er sogleich: „Sie haben ganz recht gethan; keine Geldentschädigung kann in die Wagschale gelegt werden mit Ihrer persönlichen gänzlichen Hingabe an den Missionsdienst." Ich denke, es werde darüber in unserer Mission nur Eine Stimme sein. Für die Ausdehnung des Missionswerks daheim und draußen müssen wir vertrauen auf die Verheißungen, die Vorsehung und den Geist Gottes. Mögen angesehene Brüder in allen Kirchen uns sagen, sie sehen eine Grenze für ihre milden Gaben oder für die Ausbreitung des Evangeliums: wir müssen wie Nelson unser blindes Auge auf dieses Signal zum Aufhören richten und thun, als ob

es nicht da wäre. Je mehr unsere Seelen eins sind mit dem auferstandenen und erhöhten Heiland, der jetzt in ununterbrochener Fürbitte für die Vollendung der Zahl seiner Auserwählten und die Aufrichtung seines Reiches arbeitet, desto williger müssen wir auf alles, was wir haben und erwerben, die Worte schreiben: heilig dem Herrn!" — In einem andern Brief schreibt Wilson: „Ich habe die Stelle abgelehnt, weil ich wünsche zu sein, was ich von Anfang gewesen: nur ein Missionar." (p. 487.)

Im Jahr 1867 verlor Wilson auch seine zweite Gattin nach 20jähriger glücklicher Ehe und treuer Arbeit durch den Tod. 1869 wurde der 40. Jahrestag seiner Landung in Bombay festlich begangen. Das Geschenk von 21000 Rupies, welches ihm dabei überreicht wurde, verwandte er zur Stiftung einer philologischen Lehrstelle an der Universität Bombay. Im folgenden Jahr wurde er von seiner Kirche nach Schottland berufen, um als Präsident die nächste Generalsynode zu leiten. So groß auch hier sein Beruf war, und so gewichtig seine Stimme: es zog ihn wieder in die Mission. „Im Geist gebunden gehe ich nach Indien, die frohe Botschaft zu verkündigen," schrieb er bei seiner dritten Abfahrt von Europa; „nichts als dieser Beruf befriedigt mein Herz. Ich bin sicher, Sie werden alle ernstlich für mich beten. Mein Trost ist in dem Herrn." Am 9. Dezember 1871 kam er wieder in Bombay an; aber seine Kraft war gebrochen durch häufige Fieberanfälle. Noch 4 Jahre widmete er sich verschiedenen Werken, so gut er konnte. Er besuchte noch die Konferenz von indischen Missionaren aus verschiedenen Gesellschaften in Allahabad. Noch einmal durfte er die Bekehrung eines jungen Parsi erleben, des Schapurdschi, welcher ihn in seiner letzten Krankheit mit Dhandschibay treulich pflegte und nachher ebenfalls in Schottland studierte. 1874 durfte er noch 18 Personen taufen. Als der Prinz von Wales Indien bereiste, konnte er ihm nicht mehr als Führer zu den Altertümern dienen, zu denen er andere so gern geführt hatte; Wilson lag auf dem Sterbebett, sagte aber: „ich habe vollkommenen Frieden und bin einig damit, daß der Herr thue, was Ihm wohlgefällt." Er sprach noch von der Ausbreitung des Reiches Gottes und seufzte darum, daß doch während der Reise des Prinzen in Indien nichts geschehen möchte zur Unterstützung der falschen Religion. So entschlief er am 1. Dezember 1875, tief betrauert nicht nur von Christen verschiedener Denominationen, sondern auch von Hindus, Parsis und Mohammedanern.

Im Jahre 1877 hatte die Freie schottische Kirche in Bombay und in den von Wilson gegründeten Stationen im ganzen 1071 Bekehrte seit dem Anfang der Mission und 2877 Zöglinge in 56 Schulen. Manche hatten auch durch ihn tiefere Eindrücke bekommen, die nicht zu seiner Kirche

gehörten. Für dieses lange Leben und diese ausgezeichnete Kraft ist es keine große Zahl, wenn wir bedenken, daß dabei auch die Frucht seiner Mitarbeiter mitgerechnet ist. Die Zahlen reichen bei weitem nicht an die Erfolge eines Rhenius in Tinnevelly. Es läßt sich nicht nachweisen, daß Wilson in späteren Jahren abgegangen wäre von der Methode, welche er anfangs befolgte. Er ist nicht lässig geworden in seiner Arbeit, er ist tüchtig gewesen für seinen Beruf wie wenige und hat sich demselben mit voller Kraft und Freudigkeit hingegeben; er hat lange gearbeitet; aber der Erfolg läßt sich nicht mathematisch berechnen. Es braucht gerade in den gebildeten Kreisen der Heiden längere Zeit, bis die Frucht reift, auch wenn die tüchtigsten Missionare hingesendet werden, und wenn einzelne Heiden aus höheren Ständen von der Macht des Evangeliums ergriffen werden, so ist damit namentlich in einer größeren Stadt noch keineswegs gegeben, daß das niedere Volk sich ihnen anschließt. Die Arbeit in den Verkehrscentren hat ihre Vorteile, wenn wirklich eine Bewegung unter das Volk gekommen ist. Aber so lang das nicht der Fall ist, bleibt der Missionar in einer großen Stadt von der großen Menge weniger beachtet als in einer kleineren. Die Arbeit in den 3 Hauptstädten des indischen Reichs ist Zeuge davon. Es sind namentlich von der Schottischen Kirche die tüchtigsten Missionare in die großen Städte gesendet worden, und fruchtlos ist ihre Arbeit nicht gewesen. Namentlich durch Schulen haben sie viel zur Verbreitung christlicher Anschauung beigetragen. Aber was die Bekehrung zum Christentum betrifft, so haben sie sich mit verhältnismäßig wenigen Einzelbekehrungen begnügen müssen. Die Krisen im Volksleben lassen sich auch durch die tüchtigsten Missionare nicht mit Gewalt hervorrufen. Das hat Wilson erfahren. Es braucht große Geduldsarbeit, bis die Zeit kommt, die der Herr in seinem Rat vorgesehen hat; aber es muß jeder seine ganze Kraft einsetzen, damit die Leute zubereitet werden zu einer großen Bewegung. Darum dürfen wir die Arbeit derer nicht unterschätzen, welche die Ernte nicht erleben. Wenn Wilson sagte: ich will nur Missionar sein, so können wir auch hinzufügen: er ist ein ganzer Missionar gewesen, und können nur wünschen und bitten, daß der Herr noch viele solcher auserwählten Rüstzeuge hinaussende.

Die neuen Missionsunternehmungen in Ostafrika.

Von F. M. Zahn.

V. Die Mission am Nyassa, Schire, Zambesi.

1. Livingstones Missionspläne.

Livingstonia, Missionsstation auf Cap Maclear am See Nyassa, „Livingstone Central Africa Company," die Glasgower Missions-Handelsgesellschaft, Hela, der Missionsdampfer auf dem Nyassa, Blantyre, Missionsstation auf dem Schire Hochland. So viel Namen, so viel Erinnerungen an Livingstone! Da ist Blantyre der Name seines Geburtsortes; Hala, der Name des Landes, in dem er sein Leben beschloß. Da ist der Zambesi und der Schire, der von ihm aufgefundene Wasserweg zu dem durch ihn entdeckten Nyassa, Cap Maclear von ihm nach seinem astronomischen Freunde, Sir Th. Maclear in der Capstadt benannt. Man braucht nur noch zu erinnern, daß es Schotten, Livingstones Landsleute sind, die in jenen von ihm eröffneten Gegenden mit Handel und Verkündigung des Evangeliums eine bessere Zukunft herbeizuführen suchen, um klar zu machen, daß man es hier mit dem Gedächtnis des großen Reisenden, Missionares und Freundes Afrikas zu thun hat. Das hat sein gutes Recht. Denn so viel Anregung auch das ganze Leben dieses Mannes zu all' den anderen ostafrikanischen Unternehmungen des letzten Jahrzehntes gegeben hat, keine ist so direkt auf ihn zurückzuführen, wie diese Mission am Schire und Nyassa. Die Schotten sind dort die Executoren des letzten Willens ihres Landsmannes.

Es ist darum wohl erlaubt, noch einmal auf die Vorgeschichte dieser Mission zurückzukommen und ausführlicher als in dem ersten Artikel geschehen konnte, auf die Keime hinzuweisen, denen das Werk entwachsen ist. Eine äußerliche Veranlassung dazu ist auch insofern gegeben, als Dr. Blaikies Personal Life of David Livingstone, auch in deutscher Uebersetzung erschienen, den Einblick in Livingstones Entwickelung und in seine Missionsgedanken sehr wesentlich erleichtert und wertvolle Beiträge zum Verständnis derselben bietet.

Auch innerlich berechtigt wird eine solche Ausführlichkeit sein. Die Missionsunternehmungen in Ostafrika alle sind sehr stark beeinflußt von einer bestimmten Auffassung der Missionsarbeit, die von der bisherigen sich wesentlich unterscheidet. Diese Methode ist freilich nicht ganz neu, sie ist auch noch nicht zu voller Klarheit über sich gekommen, aber sie gewinnt

immer mehr Anhänger. Es ist nicht die Absicht dieser mehr historisch gehaltenen Arbeit darüber zu handeln, ob diese neue Auffassung der Missionsarbeit als ein Fortschritt zu betrachten ist oder nicht und ob sie bloß eine andere Methode der Arbeit ist und nicht auch, wie Schreiber dieses glaubt, dazu führen muß, ein anderes Ziel für dieselbe aufzustellen. Allein diese Artikel sind doch in dem Interesse geschrieben, Material zu der Frage herbeizubringen, und da ist es berechtigt, die Spuren nachzuweisen bei einem Manne, der — wie wir glauben, ohne sich der notwendigen Konsequenzen ganz bewußt zu sein — mehr wie andere für diese weitere Auffassung des Missionswerkes Propaganda — und dieselbe, unterstützt durch seinen glänzenden Namen und die reine selbstlose Hingabe an die Sache seines Lebens, populär gemacht hat. —

Bekanntlich ist Livingstone 1841 als Missionar der Londoner Missionsgesellschaft nach Südafrika gegangen. Seine Instruktion wies ihn sofort in die Vorpostenlinien, er sollte von Kuruman aus eine Station weiter im Innern anlegen und hat diese Arbeit vor seiner ersten großen Reise nicht nur einmal, sondern dreimal gethan. Diese Weisung war ganz nach seinem Sinne, der darauf stand, das Evangelium in die Weite zu tragen. Schon im ersten Jahre, im September 1841, — schreibt er den Direktoren, „daß im Süden keine genügende Bevölkerung sei, um die Konzentration von Missionsarbeit dort zu rechtfertigen, und daß die Politik der Gesellschaft die sein sollte, sich auszudehnen und weit und breit vorwärts zu gehen, wo immer eine offene Thür sich finde." Noch offener spricht er sich Freunden gegenüber aus. „Alle seine Briefe, schreibt Dr. Blaikie, offenbaren, wie unwillig er war über diese Beschränkung evangelisierender Arbeit angesichts eines so weiten Arbeitsfeldes — über diese Anhäufung von Arbeitern in dünn bevölkerten Gegenden, statt sie über ganz Afrika, Indien und China zu senden, um das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen. Er fühlte es tief, daß sowohl die Kirche daheim als auch manche Missionare an Ort und Stelle eine armselige Auffassung der Missionspflicht hätten, aus der kleiner Glaube, kleine Arbeit, geringe Erwartung geboren würden und eine jämmerliche Neigung die eigenen Mühen und Leiden zu übertreiben und in kleinliche Streitigkeiten zu geraten, die unmöglich sein würden, wenn sie angefeuert wären von dem Ehrgeiz, die Welt für Christum zu gewinnen." Derselbe Gedanke treibt Livingstone den Direktoren seine Bedauern auszusprechen, daß man noch mehr Missionare nach Südafrika sende, das besser als irgend ein Land mit solchen versehen sei, und noch später, als er selbst schon in die Weite aus-

gebrochen war, spricht er von „Missionaren zu den Heiden, die nie in wirklich heidnisches Land marschieren und ihre Gewissen beruhigen, indem sie ihre Nichtsthuerei meiner zufahrenden Etwasthuerei gegenüberstellen. (do-nothingism und Claudwing do somethingism.)“

Diesem Drange vorwärts mußte der Gedanke entspringen, die Stelle des Missionars zu ersetzen oder seine Arbeit zu vermehren durch eingeborene Gehilfen, die möglichst selbständig zu halten seien. Schon in dem ersten oben erwähnten Brief an die Direktoren spricht er davon, und bald kam auch der Plan, ein Seminar zur Ausbildung solcher National-Gehilfen zu gründen. Letzterer blieb damals noch unausgeführt um einer jener kleinlichen Streitigkeiten willen. Er hätte wohl auch die Folge gehabt, daß Livingstone bei den Bechuanen festgehalten worden wäre und als Lehrer sein Leben zugebracht hätte. Das wäre freilich ganz gegen seine Gedanken gewesen, da er den Missionsbefehl: Gehet hin in alle Welt ziemlich buchstäblich nahm. „Ich werde mehr und mehr davon überzeugt, schreibt er den Direktoren, daß um das Evangelium an einem Ort für die Dauer zu pflanzen, die Eingeborenen gelehrt werden müssen, sich nicht so sehr auf Europa zu verlassen. Man sollte sich vorwärts bewegen, ob die Menschen hören wollen oder nicht. Ich sage meinen Bakuuuinen, daß ich, wenn ich zehn Jahre am Leben bleibe, weggehe in Gegenden, die über sie hinaus liegen.“ Das ist allerdings eine Auffassung vom Missionswerk, welche sich sehr frei gemacht hat von den Bedenken, die andere zum Bleiben bestimmen. Ein ausgezeichneter Missionar Südafrikas sagte dem Schreiber dieses, für die Völker dort müsse man dreißig Jahre predigen, ehe es ihnen aufginge, worum es sich beim Evangelium handle.

Wer in einem so hohen Maß von Beweglichkeit eine notwendige Eigenschaft der Missionsarbeit sieht, ist noch mehr wie andere darauf gewiesen, für diese stete Bewegung die offenen Wege zu suchen. Und in der That ist schon sehr früh die Frage nach den Wegen, auf welchen man vorwärts und ins Innere Afrikas eindringen könne, für Livingstone eine der Hauptfragen geworden. Allerdings war es zunächst etwas anderes, das ihn vorwärts trieb. Die Buhren machten durch ihre Raubzüge, welche Sklavenjagden waren, seine Arbeit und noch mehr die Ausbreitung nach Osten hin unmöglich. So wandte er sich nach Norden. Aber schon, als er den Ngami und die Flüsse Zonga und Tamanakle findet, ist er ganz entzückt über diese Wasserstraße im Innern Afrikas. „Was halten Sie, schreibt er seinem Freunde Watt, von einer schiffbaren Straße in einen großen Teil des Innern? ja, das ist der Tamanakle. Wer will in

das gute Land gehen? Wer? Ist dies nicht der Niger für diesen Teil Afrikas? Ich empfand nur wenig, als ich den See (Ngami) erblickte, aber der Zouga und Tamanakle erweckten Gefühle, die nicht zu beschreiben sind. Ich hoffe, nächstes Jahr hinaufzugehen." Demselben Freunde teilt er die Gründe mit, warum er hier eine Wasserstraße gefunden zu haben glaubt und fährt dann fort: „Wundern Sie sich, daß ich in der Weise, wie ich gethan, vorwärts dränge? Die Bechuanamission ist in eine Sackgasse geraten. Ich versuchte durchzubrechen, indem ich unter die östlichen Stämme ging, aber die Buhren verschlossen das Feld. Als wir durch die Schranke im Norden brachen, war es klar, daß keine Mission dort von Erfolg sein konnte, wenn wir nicht ein wohl bewässertes Land fänden mit einer Passage zum Meer, entweder nach der Ost- oder der Westküste." Dies Land zu suchen, war der Zweck seiner großen Reise. Der Weg vom Süden war zu weit, darum bedurfte es der Ausgänge nach Osten oder Westen. Das wasserreiche Land fand er am Zambesi, allein es war nicht gesund, und innerhalb des Bereiches der Herrschaft der Makololo fand er kein gesundes. So wollte er wenigstens den Zugang zum Meer suchen, welcher dann auch, was ihn damals schon beschäftigte und später noch mehr erfüllte, durch die Verbindung mit dem europäischen Markte dem Sklavenhandel ein Ende machen sollte. „Wenn ich meinen eigenen Neigungen folgen wollte, so würden sie mich dazu führen, mich ruhig bei den Bakweins oder sonst einem kleinen Stamme niederzulassen und etwas von meiner Zeit meinen Kindern zu widmen, aber die Vorsehung scheint mich in weitere Gegenden zu rufen," schreibt er den Direktoren. „Ich weiß, daß meine Beweggründe, obgleich viel Unreines an ihnen ist, in der Hauptsache die Verherrlichung dessen meinen, dem ich mein Leben geweiht habe. Ich habe nie Ruhm von der Entdeckung des Sees erwartet. Ich legte wenig Wert darauf, aber der Anblick des Tamanakle und der Bericht von anderen großen Flüssen weiter hinaus, alle dicht bevölkert, weckten begeisterte Gefühle. . . . . Bedenken Sie die Menge, die nach Gottes Vorsehung im Lande Sebituanes ans Licht gekommen ist, die Wahrscheinlichkeit, daß unsere Bemühungen zu evangelisieren in einem weiten Gebiet dem Sklavenhandel wehren, und daß durch die Straße in den Norden, die wir entdeckten, unbekannte Nationen der Teilnahme der christlichen Welt nahe gebracht werden. Nur die feste Überzeugung, daß der Schritt zur Verherrlichung Christi dienen wird, kann mich bewegen meine Kinder Waisen zu lassen. Sollten sie sich nicht berechtigt halten ihren Unterhalt in England zu bestreiten, so würde ich mich angewiesen sehen, die Hoffnung das

Evangelium in jenes Land zu tragen aufzugeben und unter denen zu arbeiten, die in einem gesunderen Lande leben, nämlich den Bakwainen. Aber halt! ich bin darüber nicht gewiß; ich bin so überzeugt, es ist des Herrn Wille, daß ich gehen werde, einerlei wer mich abhalten will. Doch von Ihnen erwarte ich nur Ermutigung." So ist er denn auf die Wanderschaft gezogen und hat statt der zwei Jahre, die er für nötig hielt, vier und ein halb gebraucht, um seine erste Reise durch den Kontinent zu vollenden. Für ihn war es keine geographische, sondern eine Missionsreise: er suchte offene Wege für das Evangelium. Dr. Blaikie teilt eine ergreifende Stelle aus seinem Privat-Tagebuch mit. Es ist der 14. und 15. Januar 1856; Livingstone befindet sich auf der Reise von der Mitte des Erdteils den Zambesi hinab an die Ostküste, als ihm beim Zusammenfluß von Zambesi und Langwa große Gefahr droht. Er hat das wasserreiche Tiefland — Inner-Afrikas und die beiden gesunden Höhenzüge im Osten und Westen entdeckt und vielleicht geht alles verloren, wenn er beim Übergang über den Fluß von den Eingeborenen ermordet wird. Am Morgen füllt er sein Tagebuch mit Bitten um Hilfe und Ruhe. „O Jesus, gieb mir Ergebung in deinen Willen und völliges Vertrauen auf deine starke Hand! Auf dein Wort allein verlasse ich mich. Aber willst du mir gewähren für Afrika einzutreten? Die Sache ist dein. Welche Bestärkung wird der Gedanke erhalten, Afrika sei nicht offen, wenn ich jetzt umkomme! Sieh, o Herr, wie die Heiden sich gegen mich erheben, wie sie es thaten gegen deinen Sohn. Ich befehle dir meine Wege. Es scheint so schade, daß die wichtigen Thatsachen von den beiden gesunden Längenrücken nicht in der Christenheit bekannt werden sollten. Dein Wille geschehe!" Am Abend des Tages schreibt er: „Fühlte mich im Geiste sehr unruhig, da ich sah, daß alle meine Pläne für die Wohlfahrt dieses großen Landes und seiner dichten Bevölkerung morgen vielleicht von Wilden niedergeschlagen werden. Aber ich las, daß Jesus kam und sagte: „Mir ist gegeben alle Gewalt . . . Siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende. Das ist das Wort eines Gentleman von der allerheiligsten und strengsten Ehre und damit Punktum. Ich werde nicht heimlich in der Nacht über den Fluß gehen, wie ich beabsichtigte. Es würde wie Flucht aussehen, und sollte ein Mann, wie ich, fliehen? Fürwahr, ich werde heute Nacht Länge und Breite aufnehmen, und sollte es das letzte Mal sein. Ich fühle mich jetzt ganz ruhig, Gott sei Dank." Und in der That am andern Tage bewerkstelligte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe und seinem Geschick, die Eingeborenen zu behandeln, ohne Unfall den Übergang über den Fluß.

Man sieht, mit wie frommem Sinne und wie sehr von Missionsgedanken erfüllt Livingstone sein Werk verfolgt. Allein nichts desto weniger mußte der Gesichtspunkt, von welchem er ausging, auf seine Ansichten von der Missionsarbeit selbst umgestaltend einwirken. Dr. Blaikie bemerkt, daß während dieser Reise eine Veränderung mit Livingstone vorgegangen sei; er sei „von den Gedanken eines einfachen Missions-Arbeiters zu denen eines Missions-Generals oder Staatsmannes" fortgeschritten. Das ist wahr, allein der Missions-General könnte dieselben Gedanken von dem Werke haben, wie der gemeine Soldat in der Praxis in kleinem Kreise ausübt. Bei Livingstone ist in den Gedanken selbst ein Wechsel eingetreten, oder vielmehr bereits vorhandene Anschauungen sind ausgereift und haben andere verdrängt. Schon in einem Briefe aus dem Dezember 1850, in welchem er seiner Familie zur Auswanderung riet, motiviert er diesen Rat mit den Worten: „Die Welt ist unser. Unser Vater hat sie gemacht, daß sie bewohnt werde und viele werden hin und her laufen und die Erkenntnis wird wachsen." (Englische Uebersetzung von Dan. 12, 4b.) „Sie wird mehr wachsen durch Auswanderung als durch Missionare." Da findet sich schon eine Wertschätzung der indirekten Missionseinflüsse, die nicht ganz mit den gewöhnlichen Missionsgedanken stimmt. Deutlicher ausgesprochen findet sich diese Auffassung in einer Missionsbetrachtung, die er auf seiner Reise nach Luanda dem Tagebuche einverleibt. „Dieses Zeitalter zeigt uns eine große That der Vorsehung Gottes: Missionen werden in alle Teile der Welt ausgesandt, Missionen nicht von einer Abteilung der Kirche, sondern von fast allen christlichen Nationen. Es scheint sehr unbillig über ihren Erfolg nach der Zahl der Bekehrungen zu urteilen, welche erfolgt sind. Diese sind vielmehr nur Beweise, daß die Missionen von der rechten Art sind. Sie zeigen die Richtung des Stromes, der in Bewegung gesetzt ist von dem, der die Nationen regiert, und der bestimmt ist, die Welt zu überströmen. Die Thatsache, welche uns mehr als alle andern anspornen sollte, ist nicht, daß wir beigetragen haben zur Bekehrung von ein paar Seelen, so wertvoll diese auch sein mögen, sondern daß wir eine Kenntnis des Christentums durch die Welt verbreiten. Die Anzahl der Bekehrungen in Indien ist nur ein armes Kriterium von dem Erfolg, der den Missionaren dort geworden ist. Die allgemeine Kenntnis ist das Kriterium, und dort, wie in andern Ländern, wo Missionare in der Mitte der heidnischen Massen Stimmen in der Wüste gleichen — Reformatoren vor der Reformation, werden zukünftige Missionare jeder Predigt Be-

kehrungen folgen sehen. Wir bereiten ihnen den Weg. Mögen sie die Pioniere nicht vergessen, die in tiefem Dunkel arbeiteten mit nur wenigen Strahlen sie zu erfreuen, außer solchen, die aus dem Glauben an Gottes Verheißungen kamen. Wir arbeiten für eine herrliche Zukunft, welche wir selbst nicht sehen werden — für ein goldenes Zeitalter, das nicht gewesen ist, sondern noch kommen wird..... Die gegenwärtigen Missionsstationen werden alle abgebrochen werden. Einerlei wie laut der Schrei ist gegen die Werkzeuge, deren Gott für seine Absichten sich bedient .... unsre Pflicht ist vorwärts, vorwärts, Gottes Wort verkündigend, die Menschen mögen hören oder nicht..... Gottes Sache wird zu immer lichteren Offenbarungen seines Willens und Wesens fortgeführt und die Herrschaft wird durch die Macht des Handels und der Bevölkerung gegeben werden dem Volk der Heiligen des Allerhöchsten. Und dies ist ein ewiges Reich, ein kleiner Stein ohne Hände aus einem Berge gehauen, welcher die ganze Erde erfüllen wird. Für diese Zeit arbeiten wir; möge Gott unsre unvollkommenen Dienste annehmen!"

Wenn auch mancher den von uns unterstrichenen Satz mit einigen Fragezeichen versehen und die vorgetragene eschatologische Ansicht mit allerlei Beschränkungen nur annehmen wird, so muß doch jeder Missionsarbeiter mit diesen schönen Worten, richtig erklärt, noch einverstanden sein. Doch die Erklärung, welche Livingstone selbst giebt, zeigt schon mehr, wie er es sich denkt. Auf der Reise nach dem Westen, erzählt der Biograph, beschäftigten sich seine Gedanken sehr viel mit der Missions-Arbeit. „Dieselbe, wie alle andere Arbeit, müsse organisiert werden, nach dem Grundsatz den allerbesten Gebrauch von jeder Kraft zu machen, die ihr zugewandt wird oder werden könnte. Bei seinem unparteiischen, offenen Sinn sann er über die alte Methode klösterlicher Niederlassungen nach, und er glaubte, daß etwas der Art, mutatis mutandis sehr nützlich sein würde..... Moderne Missionsstationen mit ihren Kirchen, Schulen, Spitälern seien in der That wie protestantische Klöster mit dem gesunderen Element des Familienlebens; nur fehlte ihnen die Beständigkeit; sie hätten keinen Landbesitz, wie die Klöster und darum seien sie genötigt, von der Heimat abhängig zu bleiben. Von der Kindheit bis zum Verfall seien sie arme Institutionen." Livingstone hielt es darum für sehr unweise, daß die Mission keinen Landbesitz (farms) erwerbe. Schon in einem Brief aus Linyanti vom 12. Oktober 1855, in welchem er das durchforschte Land als geeignet für die Mission empfiehlt und zum Schluß erklärt, daß er mit seiner Frau hingehen wolle, wenn niemand sonst bereit sei, ver-

gleicht er die direkten und indirekten Erfolge der Mission, die Bekehrung und die Ausbreitung besserer Grundsätze und giebt den letzteren noch ausdrücklich den Vorzug. „Nicht daß er die Bekehrung der verkommensten Kreatur unterschätzte, für den Menschen persönlich sei seine Bekehrung von der allergrößesten Bedeutung, aber im Blick auf die schließliche Ernte sei es wichtiger, den Samen mit großem Wurf über ein weites Feld zu werfen, als einige wenige Ähren an einer einzelnen Stelle zu ernten. Konzentration sei nicht das rechte Princip der Mission..... Zeit sei wichtiger als Konzentration. Schließlich würden mehr Bekehrungen sein, wenn nur jetzt die Saat weiter, als bisher, ausgestreut werde."

Von einer solchen Auffassung der Missionsarbeit aus müßte allerdings die bisherige Praxis fast aller Missionen geändert werden, und es war nicht zu verwundern, daß Livingstone nach Beendigung seiner ersten Reise aus dem Verbande der Londoner Missions-Gesellschaft austrat. In dem Anhang der Biographie ist ein Brief Livingstones an die Direktoren vom 23. Mai 1856 mitgeteilt, in welchem er sich ausläßt über eine Äußerung derselben, daß sie verhindert seien, „Pläne zu unterstützen, die nur in entfernterer Weise mit der Ausbreitung des Evangeliums verbunden seien." Formell wird er wohl Recht haben, seine Verwunderung auszusprechen, da die große Reise mit ihrer Genehmigung unternommen war, allein wenn der oben erwähnte Brief aus Linyanti ihnen zu Händen gekommen war, so hatten doch die Direktoren Recht anzunehmen, daß Livingstone Pläne verfolge, die mit ihrer bisherigen Praxis das Evangelium zu verbreiten sehr wenig stimmten. Livingstone hielt es für seine Aufgabe, Wege zu finden, Pionierarbeit zu thun für eine Missionszeit, die noch kommen werde. Seine Freunde fürchteten, er werde von der Missions-Gesellschaft losgelöst, ganz in diese Vorarbeiten sich verlieren. So warnt ihn sein Freund, der Quäker J. B. Braithwaite: „Deine Loslösung von der Missionsgesellschaft .... würde mehr oder weniger und vielleicht sehr allmählich und fast Dir selbst unmerklich den Strom Deiner Gedanken und Gefühle von diesen Kanälen der Nützlichkeit und des Dienstes als ein Diener des Evangeliums, mit denen ohne Zweifel Dein tiefstes Interesse und Deine höchsten Bestrebungen untrennbar verbunden sind, wegleiten." Das ist nicht geschehen. Unwandelbar hat Livingstone das letzte Missionsziel im Auge behalten, aber er hat ihm durch die geographische That, durch den Kampf gegen den Sklavenhandel, auch, wie wir gleich sehen werden, durch die Beförderung von Kolonisation dienen wollen. Schon

sein erstes Buch, obgleich Missionsreisen betitelt, bringt wenig von Missionsnachrichten im engeren Sinne. Einer Dame, die ihn darüber angeht, daß er auch in den Reden während seines ersten Besuches in England wenig von der Mission rede, antwortet er: „Nirgendwo bin ich als etwas anderes erschienen denn als ein Knecht Gottes, der einfach den Führungen seiner Hand gefolgt ist. Meine Ansichten von der Pflicht eines Missionars sind nicht so eng, wie die derjenigen, deren Ideal ein trübsinniger Mann mit einer Bibel unter dem Arm ist. Ich habe mit Steinen und Kalk, in der Schmiede und an der Hobelbank ebensowohl wie in Predigt und ärztlicher Praxis gearbeitet. Ich fühle, daß ich nicht mein eigen bin. Ich diene Christe, wenn ich einen Büffel für meine Leute schieße, oder eine astronomische Aufnahme mache oder an eins seiner Kinder schreibe, welches in dem kurzen Augenblick, wo es ein Briefchen schreibt, die Liebe vergißt, die gepriesen wird, weil sie nichts arges denkt. Soll ich, nachdem ich durch seine Hilfe Kunde erlangt habe, die, wie ich hoffe, dazu führen wird, daß noch reicherer Segen als bisher auf Afrika kommt, das Licht unter dem Scheffel verbergen, bloß weil einige es für nicht genügend oder vielleicht überhaupt nicht missionsmäßig halten? Da ich weiß, daß einige Leute glauben, es sei nicht die Sache eines Agenten einer Missions-Gesellschaft, sich mit der Eröffnung eines neuen Landes für die Teilnahme der Christenheit zu beschäftigen, gebe ich es jetzt auf von der Gesellschaft, mit der ich verbunden war, einen Gehalt zu nehmen. So wird keiner pekuniären Schaden davon haben." — Lassen Sie mich, sagt er in einer Rede zu Cambridge, Ihre Aufmerksamkeit auf Afrika lenken. Ich weiß, daß ich in einigen Jahren hingerafft sein werde in dem Lande, das jetzt offen ist. Lassen Sie es nicht wieder geschlossen werden! Ich gehe zurück nach Afrika, um zu versuchen für Handel und Christentum einen offenen Weg zu machen. Führen Sie das Werk aus, das ich begonnen habe. Ich lasse es in Ihren Händen!

So trat Livingstone auch seine zweite Reise als Missionar an, freilich in anderem als dem üblichen Sinne. „Ich für meinen Teil, sagt er in Cambridge, beabsichtige als Missionar auszugehen. Mein Ziel in Afrika ist nicht allein die Hebung der Menschen, sondern auch das Land so zu öffnen, daß die Menschen die Notwendigkeit sehen, ihre Seele erretten zu lassen. Ich habe vor, in meiner nächsten Expedition den Zambesi zu besuchen, die verschiedenen Häuptlinge an seinen Ufern mit einander zu versöhnen, sie zu bewegen, Baumwolle zu pflanzen, und den Sklavenhandel auszurotten. Schon jetzt handeln sie in Elfenbein und Goldstaub und

sind begierig ihre Handelsthätigkeit auszudehnen. Es ist also eine Möglichkeit da, ihre Interessen mit den unsern zu verbinden und so würde die Hebung des Afrikaners die Folge sein." Bekanntlich hat er auf dieser zweiten Reise zunächst die Kongomündung des Zambesi als schiffbar befunden, dann ist er vom Zambesi in den Schirefluß gegangen, was zur Entdeckung des Nyassa führte. Das Schirethal fand aber einen solchen Beifall bei ihm, daß er sich mit seinen Plänen an dasselbe hielt. Hier wie an keinem andern Ort glaubte er durch Zambesi, Schire einen offenen Weg ins Innere Afrikas zu haben, der nur auf einer verhältnismäßig kleinen Strecke durch die Murchison-Fälle am Schire unterbrochen war. Ein fester Punkt dort am Fluß, wie an den beiden Seen Schirwa und Nyassa durchschnitt zugleich die Handelsstraßen der Sklavenhändler, und ein Dampfschiff auf dem Nyassa würde ein schwerer Schlag gegen dies Übel sein. Durch eine seltene Fülle von Mißgeschicken ist es Livingstone selbst versagt geblieben, ein Dampfschiff auf den See zu bringen. Abgesehen von dieser strategischen Wichtigkeit der Gegend war das Schirethal auch aus anderen Gründen vorzüglich. Das eigentliche Flußthal mit dem Wasser in gleicher Höhe war allerdings eng und heiß. Allein es gab eine zweite Ebene nach dem Osten hin, 2000 Fuß hoch, drei bis vier englische Meilen breit, gesund und angenehm. Und endlich fand sich noch 3000 Fuß höher, ein eigentliches Hochland, fast kalt und sehr gesund. Das ganze Gebiet bot außerordentlich viel fruchtbares Land und schien unerschöpflich reich an Erzeugnissen. An Lord J. Russell schreibt er mit der Bitte, bei den Portugiesen freie Passage auf Zambesi und Schire, die sie selbst nicht gebrauchen, zu erwirken, daß sie von einem guten Hafen an der Küste Zugang zum Hauptstrom gefunden und eine Straße in die herrliche Hochlandgegend an den Seen entdeckt haben, welche für unsern Handel in Baumwolle und unsre Politik zur Unterdrückung des Sklavenhandels so viel versprechend ist."

Das wäre ein Land die längst gehegten Pläne auszuführen! Und in der That sehen wir Livingstone auch dazu Anstalten machen und zwar in einer Weise, die uns nicht mehr überraschend sein wird. Dieses herrliche Land bedarf nur „der religiösen und kaufmännischen Niederlassungen" um gehoben zu werden. In dem „ungeheuren Felde" wünscht er einen „Brennpunkt des Christentums" herzustellen und kommt auf den Gedanken, dies durch Kolonisation zu erreichen. Am 4. August 1859 schreibt er in sein Tagebuch: „Ich habe sehr stark den Wunsch ein System der Kolonisation ehrlicher Armer zu beginnen; ich würde zu dem Zweck 2000

oder 3000 Pfd. Sterl. geben. Beabsichtige meinem Freund Young darüber zu schreiben und ihn zu bevollmächtigen auf mich zu ziehen, wenn das Projekt durchführbar erscheint. Der Herr gedenke meines Verlangens, heilige meine Beweggründe und reinige alle meine Wünsche. Kolonisation aus einem Lande, wie das unsre, sollte Sache der Hoffnung, nicht der Verzweiflung sein. Sie sollte nicht als die letzte und schlimmste Nothilfe einer Familie angesehen werden, sondern als die Ausübung einer unerläßlichen Pflicht gegen unser Blut, unser Land, unsre Religion und die Menschheit. Sobald Kinder als eine Last gefühlt werden und, was mit Recht in den vergangenen Zeiten des alten Testamentes ein Segen war, nicht mehr willkommen geheißen wird, müßten die Eltern daran denken in andere Teile dieser weiten Welt zu gehen, wo jedes Wachstum eine Mehrung der Stärke ist und jedes Glied des Haushaltes im innersten Herzen es fühlt: „je mehr, je lustiger." Es ist ein ungeheures Übel, daß nicht alle unsre gesunden, hübschen, blühenden Töchter Englands wenigstens eine gute Möglichkeit haben der Mittelpunkt der Liebe einer Familie zu werden. Der Stand der Gesellschaft, welcher so viele von ihnen verhindert die Stellung einzunehmen, die englische Frauen so zu zieren vermögen, läßt bei dem andern Geschlecht fürchterliche Übel entstehen .... und nationale Kolonisation ist fast das einzige Heilmittel." Man wird es Livingstone nicht verargen, wenn er englische Frauen für besonders geeignet hält, mit einem schönen und tüchtigen Geschlecht die Welt zu bevölkern und ihm recht geben wenn er wiederholt betont, daß eine Kolonisation, welche *seine* Zwecke erfüllen soll, allerdings nicht den Abschaum der Heimat, sondern wenn auch Arme, so doch die ehrbaren Armen, die gut gebildeten und gut gesinnten in die Welt absetzen müßte, ihnen selbst und der Welt zum Segen. So könnte es, wie er in dem Brief an Young sagt, eine „Missions-Auswanderung" geben. Diesen Freund bevollmächtigt er, ohne seinen Namen zu nennen 2000 Pfd. Sterl. zu geben, wenn zwanzig bis dreißig Familien den Versuch mit einer solchen Kolonie am Schire wagen wollten. „Ich fühle mich so bewegt, schreibt er an Maclear, wenn ich an das große Werk voraus denke, daß ich mein Herz aussprechen muß. Jeden Tag werde ich mehr überzeugt, daß englische Kolonisation ein wesentliches Erfordernis ist für einen großen Erfolg. .... In dieser neuen Hochlandsgegend könnte unendlich viel Gutes geschehen, wenn man den Handel in Baumwolle förderte und den in Sklaven entmutigte. .... Sie wissen, wie ich einen Schritt nach dem andern durch die alles regierende Vorsehung des großen Vaters weiter geführt bin, wie ich glaube, um Afrika ein großes

Gut zu bringen: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen. Ich habe versucht dies zu thun und nun siehe die Aussicht, die sich so großartig vor mir ausbreitet..... Aber wie ist das so viel verheißende Land zu besetzen? Wie viele von unsern Armen daheim kämpfen hart um Leib und Seele zusammenzuhalten. Sie jammern mich, wenn ich so viel von Gottes schöner Erde unbesetzt sehe. Hier ist es wirklich so, denn die Leute haben nur wenige Schafe und Ziegen und kein Vieh. Ich begreife nicht, warum wir nicht das alte Klostersystem ohne Cölibat haben können. In keinem anderen Teil, wo ich gewesen bin, scheint die Aussicht sich selbst unterhalten zu können so einladend zu sein und so viel Einfluß zu gewinnen."

Also eine Missionsarbeit durch Kolonisation. Die Erwähnung der Klöster scheint allerdings anzudeuten, daß nicht an eine so massenhafte Auswanderung, wie in Nordamerika gedacht ist, und in späterer Zeit bemerkt Livingstone selbst, daß es sich darum handle, den Eingeborenen zu geben, was ihnen fehle, nämlich Führer im gewerblichen, kommerziellen und religiösen Leben. Einer größeren Einwanderung, die dem Zwecke entsprechen sollte, ein übervölkertes Land zu erleichtern, würde immer das Klima eines tropischen Landes im Wege stehen. So viel wir wissen, ist eine solche Kolonisation noch nirgends möglich gewesen, ohne daß die Einwanderer entweder gleich erlagen oder mit der Zeit degenerierten. Aber auch in dem Maßstabe gehalten, daß etwa 20—30 Familien einwanderten, hatte das Bedenken Sir R. Murchisons, der überhaupt nicht für den Plan war, seine Berechtigung. „Ihr Kolonisations-Plan, schreibt derselbe, findet keine Unterstützung, da man glaubt, daß Sie erst mehr Macht über das Land haben müssen, ehe Sie schottische Familien heranziehen, daß sie auswandern, sich dort niederlassen und dann wegsterben oder eine Last für Sie und alle Beteiligten werden, wie die Ansiedler von Darien vor alters." Neben dem Bedenken, welches das Klima erregt, müßten die Bedenken der politischen Lage sofort erkannt werden. Eine Kolonisation setzt voraus, daß entweder eine einheimische politische Ordnung vorhanden ist, der sich die Einwanderer ruhig unterstellen können, oder daß sie, resp. das Land, dem sie entstammen, entschlossen sind, eine solche herzustellen." Das erstere war am Schire nicht der Fall, das andere — hier ganz abgesehen von den Bedenken, die aus der Verbindung solcher politischen Aktion mit der Mission erwachsen — mußte notwendig die Eifersucht der Portugiesen wachrufen. Dieselben haben Livingstone mit Unrecht öffentlich angegriffen, daß er im Grunde nichts anderes wolle, als den Zambesi mit dem, was

dazu gehört, in die Hände Großbritanniens spielen. Das war eine Verleumdung, allein sie mußten sehr blind sein und von der Kolonialgeschichte Englands wie anderer Völker nichts gelesen haben, wenn sie nicht erkennen sollten, eine britische Kolonisation am Schire sei nur der erste Schritt zur Annexion von Südost-Afrika. Die Furcht solche Eifersucht aufzuregen, war auch wohl der Grund, welcher die einflußreichen Kreise Englands verhinderte, dem Plane ihre Zustimmung zu geben, wie dies der Prinz Albert bei einer viel unschuldigeren Unternehmung auch ausdrücklich gesagt zu haben scheint. (Schluß folgt.)

Quartal-Bericht.

Deutschland. Im August dieses Jahres feiert die Brüdergemeinde das 150jährige Jubiläum des Anfangs ihrer Missionsthätigkeit. Mit Ausnahme der englischen kirchlichen Ausbreitungsgesellschaft, die aber im ersten Jahrhundert ihres Bestehens sehr wenig wirkliche Heidenmissionsarbeit gethan und nur ein sieches Dasein geführt, kann keine der heut bestehenden Missionsgesellschaften auf eine so lange Thätigkeit zurückblicken. Und nicht bloß das. Keine protestantische Kirchengemeinschaft hat in einer solchen Weise die Mission zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, keine im Verhältnis zu ihrer Seelenzahl eine so große Menge von Missionsarbeitern gestellt, wie von Anfang an die evang. Brüdergemeinde. Sie ist eine Missionskirche par excellence. Was der fromme Graf Zinzendorf gelegentlich der weltbekannt gewordenen Abendmahlsfeier am 13. August 1727 gesungen:

Herrnhut soll nicht länger stehen,
Als die Werke deiner Hand
Ungehindert drinnen gehen;
Und die Liebe sei das Band,
Bis wir fertig und gewärtig,
Als ein gutes Salz der Erden
Nützlich ausgestreut zu werden —

das ist Wahrheit geworden vornehmlich durch die ausgedehnte und gesegnete Missionsarbeit. Die Geschichte ist Zeugnis: wie viel dem thatkräftigen Vorgange der Brüderkirche die Mission des gesamten Protestantismus verdankt. Darum sollte auch der gesamte Protestantismus, so weit er Mission treibt, mit Teilnahme des bevorstehenden seltenen Jubiläums gedenken.

Die Glieder der Brüdergemeinde beabsichtigen ihrem Danke auch einen sichtbaren Ausdruck zu geben durch die Errichtung einer Jubiläumskirche auf St. Thomas, diesem für sie klassischen Missionsboden, auf dem ihre ersten Missionare, L. Dober und D. Nitschmann, landeten, und der „durch den Arbeitsschweiß und die Gräber ihrer ersten Boten geweiht ist.“

„Das Bedürfnis liegt vor,“ heißt es in der betreffenden Ansprache (Miss.-Bl. 82 S. 17 ff.). „Wer von unserm dortigen Missionsetablissement näheres auch nur gehört

hat, wer da weiß, wie es in einer der belebtesten Straßen liegt, wie durch den oft wüsten Lärm der Gasse die Gottesdienste gestört werden, dem muß es wehe thun, daß unser Kirchensaal in jenem Hause nicht nur traurig absticht von den übrigen Kirchen der Stadt, sondern durch seine überaus ungünstige Lage geradezu ein Hindernis für die Predigt des Evangeliums wird. Freilich, wir wissens wohl, die Zustände auf jenen Inseln, wo unser Kirchlein zuerst das Wort vom Kreuz verkündigte, sind nicht erhebender Art. Die socialen Verhältnisse sind seit langer Zeit drückend, in geistiger und wohl auch geistlicher Beziehung steht St. Thomas hinter den übrigen westindischen Inseln zurück. Das ist nicht ermutigend. Um so dringender aber muß die Bitte zum Herrn aufsteigen: Sende ein neues Geistesregen unter die Gemeinen aus den Heiden dort auf jenen dänischen Inseln. Um so wichtiger aber auch wäre es, wenn jene Dankeskirche, wenigstens in der Stadt, die Hindernisse hinwegräumte, die jetzt in einem wesentlichen Punkt unleugbar vorhanden sind. Gewiß: eine neue Kirche allein schafft kein Leben. Aber, wenn der Herr Gnade giebt, kann die Weihe jenes Gotteshauses, auch auf unser Flehen hin, der Anfang einer neuen Zeit für jene Eilande werden. Ist das zuviel gehofft? Ihm ist nichts unmöglich!

Nun, liebe Geschwister und Freunde aller Orten, diesseits und jenseits des Weltmeers, sind unter euch Brüder und Schwestern, die der Herr aufruft, Silber und Gold für jenen Zweck darzureichen, so gebts in Seinem Namen! Bekennt Er, der da noch mehr hat, uns zu geben, dessen Eigentum wir sein wollen mit allem, was wir haben, — bekennt Er sich zu dieser Bitte, so wollen wir darnach fröhlich sprechen mit Jakob: Auf, lasset uns nun das Haus des Herrn bauen, der mir erschienen ist zu Bethel!

Kaffernland und Goedverwacht und das Ramakirchlein sollen nicht vergessen sein. Uns darf nicht bange werden. Bis zum Witwenscherflein (das will sagen: bis zum letzten Heller) ist's bei uns noch nicht gekommen. Und sind unsre Dankesgaben — das wäre das schönste — größer als das Bedürfnis in St. Thomas erheischt, nun so wird keiner der lieben Geber etwas dawider haben, wenn der Überfluß Zwecken wie den obengenannten auf andern Gebieten mit zu gute kommt."

Es ist bekannt, daß die kleine Brüdergemeine verhältnismäßig große Geldopfer bringt für ihre Missionen, bekannt, daß sie erst jüngst wieder große Verluste zu ersetzen hat, die sie unter den traurigen südafrikanischen Kriegswirren erlitten, so scheint es mir billig und recht, daß so weit man den Dank anerkennt, den wir ihr schulden auch Bausteine zu ihrer Jubiläumskirche beigetragen werden. Aus allen Teilen des Protestantismus sollte die Brüdergemeinde Dankopfer empfangen, damit „auch Kaffernland und Goedverwacht und das Ramakirchlein" es merke, daß daheim Jubiläum gefeiert worden ist. Man kann die Gaben direkt einsenden nach Niesky an Bischof Wunderling, oder Berthelsdorf bei Herrnhut an Bischof Kühn oder Direktor Reichel. Auch will der Herausgeber dieser Zeitschrift für die Leser derselben Rothenschirmbach gern zu einer Sammelstelle machen und ihre Gaben in Summa nach Herrnhut übermitteln.

In der Diözese von Madras starb — wie M. F. 1882 S. 61 mitteilt — 3. Dez. v. J. der Missionsveteran Kohlhoff, der seit 1835 im Missionsdienst gestanden. Nicht nur sein Vater, auch sein Großvater, der 1737 in die dänisch hallesche Mission eingetreten, war bereits Missionar gewesen — ein gewiß seltener Fall, daß hinter einander

drei Generationen einer Familie sich dem Missionsdienste widmen und Großvater, Vater und Sohn zusammen 144 Jahre in diesem Dienste stehen. Diese Missionssuccession durch 3 Generationen wird aber noch übertroffen durch eine andere, welche sich über 5 Generationen erstreckt, wie sie das Miss.-Bl. der Br.-G. (1882 S. 11) mitteilt. „Daß mehrere Glieder ein und derselben Familie unsrer Brüdergemeine in den Missionsdienst eintreten und Eltern eine ganze Anzahl ihrer Kinder auf den Ruf des Herrn hin in die Arbeit unter die Heiden ausziehen lassen, gehört nicht zu den Seltenheiten. . . Aber daß Glieder einer und derselben Familie in ununterbrochener Folge durch 5 Generationen ihr Leben dem Missionsdienst gewidmet, das ist ein Fall, der wohl einzig in seiner Art dasteht." Dieser Fall hat stattgefunden in der aus der grönländischen Missionsgeschichte bekannten Familie Stach-Böhnisch, deren Nachkommen 140 Jahre hindurch auf 3 Missionsgebieten unter den Heiden thätig gewesen. Diese Thatsache erinnert mich lebhaft an die Bemerkung des alten Wandsbecker Boten gelegentlich des Todes Polykarps: „Das muß doch eine gute Herrschaft sein, der man 86 Jahre hindurch gedienet hat und dann noch für sie durchs Feuer geht."

Am 26. Nov. des v. J. starb in Kornthal bei Stuttgart ein Veteran der deutschen Missionare, Dr. Ludwig Krapf, im Alter von bald 72 Jahren. Geboren am 11. Januar 1810 in Derendingen, Königreich Württemberg, wo seine Eltern wohlhabende Landleute waren, besuchte Krapf vom 13. bis 17. Jahre die Lateinschule des benachbarten Tübingen. Im Jahre 1827 trat er als Zögling in die Missions-Anstalt zu Basel; durch das Lesen mystischer Schriften, die der Jüngling noch nicht verdauen konnte, in eine etwas schiefe Stellung gegen Lehrer und Mitschüler geraten, schied Krapf 1829 aus und wollte sich daheim der Landwirtschaft widmen, ließ sich aber durch dringendes Bitten seiner Eltern und Verwandten bewegen, die Universität Tübingen zu beziehen, um Theologie zu studieren. Nach Absolvierung seiner Studien im Jahre 1834 war Krapf zwei Jahre in seiner württembergischen Heimat als Pfarrvikar und Hauslehrer thätig; zugleich reifte er durch den Umgang mit erfahrenen Christen und das Studium der alten württembergischen Theologen, wie Oetinger u. a., zum christlichen Mannesalter heran, kam auch wieder in das alte brüderliche Verhältnis zur Baseler Missionsgesellschaft, so daß diese ihn im Jahre 1836 der kirchlichen Missionsgesellschaft in London für ihre Arbeit in Ostafrika empfahl. Krapf nahm den Ruf an und ging im Jahre 1837 über Marseille, Alexandrien, Kairo, Massaua, Adoa ins östliche Abessynien, wo er unter großen Strapazen und vielen Entbehrungen bis 1850 arbeitete und nach Süden zu den Gallas, nach Zanzibar, Mombas, ins Wanikaland bis zum 4. Grad südlich vom Aquator vordrang. Im Jahre 1850 ging er auf kurze Zeit zu seiner Erholung und notwendigen Besprechungen mit seiner Komitee nach Europa. 1851 nach Ostafrika zurückgekehrt, durfte er nur bis 1855 daselbst arbeiten, indem ihn seine angegriffene Gesundheit zur Rückkehr nach Europa nötigte. Hier zog er sich nach dem stillen Kornthal zurück, seine ganze große Arbeitskraft fortwährend in den Dienst der Mission stellend, indem er zahlreiche Übersetzungen und Revisionen älterer Übersetzungen von Traktaten, Wörterverzeichnissen u. s. w., besonders aber der heiligen Schrift besorgte; so leitete er noch im letzten Jahrzehnt den Druck der heiligen Schrift in der amharischen, äthiopischen, Galla-, und Suahili-Sprache und war der nie ermüdende Berater mehrerer ausländischen Missionsgesellschaften, welche in den von Krapf bereisten

Gegenden jetzt ihr Arbeitsfeld haben und dankbar die gediegenen sprachlichen Vorarbeiten des greisen Missionars benutzten. — Am Morgen des ersten Advent fanden ihn die Seinen kniend vor seinem Bett; durch einen Hirnschlag hatte der Herr seinen Knecht während seines Abendgebetes zu sich gerufen, um mit der triumphierenden Gemeinde droben Advent zu feiern.

Eine ausführlichere Lebensbeschreibung dieses bedeutenden ostafrikanischen Missionspioniers hoffen wir baldmöglichst folgen zu lassen.

Es ist hier der beste Ort sofort einen andern Todesfall zu notieren, der zwar der Reihe der Missionsarbeiter nicht angehört, aber als einer der schönsten Triumphe, den die Mission je und je auch über ihre Gegner davonträgt, besondere Erwähnung verdient. Am 29. Mai v. J. starb nämlich in der Hauptstadt Madagaskars, Antananarivo, der deutsche Forschungsreisende Dr. Hildebrandt unter der treuen Pflege des norwegischen Missionsarztes Dr. Borchgrevink im fröhlichen Glauben an Jesum Christum, den Sohn und das Lamm Gottes, zu welchem er im Hause des Missionars gekommen war. Dr. Hildebrandt war von Haus aus allerdings kein irreligiöser Mann, aber ein Rationalist und ein Gegner der Mission, der wiederholt über sie unfreundlich absprechende Bemerkungen gemacht; am wohlwollendsten ist wohl sein Zeugnis über Frere Town, das er Ende 1876 besuchte (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1879 S. 251 ff.). Auf seiner Reise nach Antananarivo brach er infolge eines Blutsturzes im April 1880 zusammen. Der englische Missionar Cousins, den er von seinem Unfall in Kenntnis setzte, schickte ihm sofort den norwegischen Missionsarzt entgegen, der ihm in seinem Hause Herberge gab. Unter seiner wie später noch eines andern norwegischen Missionars Pflege erholte sich der Reisende wiederholt, so daß er noch mehrere Exkursionen ausführen konnte. Mitte Mai 1881 kehrten die Blutungen aber mit neuer Heftigkeit zurück und ließen sich nicht mehr stillen. Borchgrevink nahm den Kranken sofort wieder in sein Haus auf. Schon einige Zeit vorher hatte er seinem Pfleger erklärt, daß er innerlich ein anderer geworden. Jetzt betete er auch mit ihm um „den rechten Glauben." Voller Freude streckte er der Gattin seines Gastfreundes die Hände entgegen mit den Worten: „Ja, liebe Frau Doktorin, es giebt einen Christus." Seine letzten Worte waren ein Ruf zu Gott um Erlösung durch Christi Blut. Ist das nicht auch eine schöne Frucht der Mission? (Siehe „Ev. Miss.-Mag." 1882 S. 10 ff. und „Daheim" N. 17: Ein deutsches Grab auf madagassischer Erde).

Die evang. Missionsanstalt zu Breclum in Schleswig, welche vor 5 Jahren durch den dortigen Pastor Jensen begründet wurde, hat am 4. Dez. des v. J. ihre vier ersten Missionare, nachdem ihre Ordination durch den General-Sup. Godt bereits stattgefunden, feierlich abgeordnet, und zwar zwei für den Dienst der holländischen M. auf Engano, zwei für eine eigne neue lutherische Mission unter den Ghonds von Bustar in Indien, wo der amerik.-luth. Missionar Schmidt (vom Generalkonzil) sie einzuführen übernommen hat. Mit dem Beginne dieser neuen Mission haben wir also in Deutschland 9 selbständig aussendende Missionsgesellschaften.

England. Unsere Leser erinnern sich wohl des vor etwa 2 Jahren auch in der politischen Presse vielbesprochenen mohammedanischen Ulema, Ahmed Tewfik Effendi, der von der türkischen Regierung zum Tode verurteilt worden war, weil er dem Missionar Dr. Kölle zu Konstantinopel bei der Übersetzung christlicher Bücher geholfen. Auf die energische Einsprache des britischen Gesandten war der Mann dann zwar begnadigt, aber nach Chios verbannt worden, von wo er glücklich nach England entfloh. Hier ist dann

der von der Wahrheit des Christentums verstandesmäßig längst überzeugte mohammedanische Gelehrte, nachdem er noch einen harten inneren Kampf siegreich durchgekämpft, am 11. Nov. v. J.s in der St. Pauls-Kirche in Gegenwart zahlreicher Zeugen getauft worden — der erste Mohammedaner von so hoher Stellung, der ein Christ geworden (Int. 1881 S. 753).

Wie das „Ev. Miss.-Mag." (82 S. 45) angiebt, betrugen die Nettokosten des letzten afghanischen Krieges 468 244 460 Mk., die des Zulukrieges 98 442 820 Mk., die der Expedition gegen den — jetzt wieder freigelassenen! — Sekukuni 3 600 000, des Krieges in Griqua West 4 404 000, des Transkeikrieges 4 802 740 Mk. Und des Bassutokrieges? Und die des Krieges wider die Transvaalschen Buhren?? Zusammen gewiß nicht unter 100 Millionen Mark! Und der Gewinn aus diesen Summen?! Was würde die Mission mit diesen Millionen haben ins Werk setzen können! Die Leute, welche so gern ausrechnen, was ein bekehrter Heide die Mission kostet — mögen sich doch auch einmal an das andre Exempel machen: was ein getöteter Heide oder Mohammedaner die Regierungen kostet!

Mit dem Beginn dieses Jahres haben wieder eine Anzahl englischer Missionsblätter ein neues Gewand angelegt, so der Chronicle of the London S. M. und der Record of the Free Ch. of Scotland, der jetzt unter dem Titel erscheint: The Free Ch. Monthly and Miss. Rec. Es ist erfreulich zu sehen, daß die Miss.-Gesellschaften sich immer mehr Mühe geben, ihre Organe auch zu einer fesselnden Lektüre zu machen. Obenan steht in dieser Beziehung die Church M. S., deren Organ, der Ch. M. Intelligencer and Record ohne Zweifel das bestredigierteste und interessanteste aller Missionsblätter ist. Neben wertvollen selbständigen Aufsätzen, fortlaufenden Übersichten und neusten Berichten über die betreffenden Missionsgebiete bringt er u. a. unter der Rubrik: The Month, eine monatliche Zeitung, in welcher der Leser kurz und übersichtlich von den wichtigsten neusten Ereignissen genügende Kunde erhält, so daß er immer auf dem laufenden bleibt. Wenn doch alle Miss.-Gesellschaften eine ähnliche Rubrik in ihre Organe einführen möchten! Für sie ist das eine Kleinigkeit, uns aber geschähe damit ein großer Dienst, weil die Abfassung einer vierteljährlichen Generalübersicht dadurch wesentlich erleichtert würde. — Auch der Baptist Miss. Herald ist bereits seit mehreren Jahren ein sehr lesenswertes und interessantes Missionsorgan, desgl. in seiner neuen Gestalt The Miss. Rec. of the United Presbyt. Ch. (in Schottland). Eins der langweiligsten Missionsblätter sind die Wesleyan Miss. Notices, denen eine zeitgemäße Umgestaltung nach Art des Int. oder des Bapt. Herald sehr zu wünschen wäre. — Die von dem verstorbenen Major Malan begonnene Zeitschrift „Africa" verspricht unter der neuen Redaktion ein sehr wertvolles Organ für die afrikanische Missionsthätigkeit zu werden. Die beiden ersten uns zu Gesicht gekommenen Nummern enthalten vortreffliche Übersichtsartikel zu unsrer Freude auch über die deutschen Missionen, die sonst in der englischen Missionsliteratur entweder als gar nicht existierend oder doch sehr stiefmütterlich und mit ziemlicher Unkenntnis behandelt zu werden pflegen.

Um bei dieser Gelegenheit auch gleich der amerikanischen periodischen Missionsliteratur zu gedenken — so steht hier obenan der Missionary Herald des großen Am. Board (A. B. C. F. M.), der gleichfalls ein sehr vortrefflich redigiertes und interessantes Missionsblatt ist. Ihm am nächsten kommt der Foreign Missionary von der Presbyt. Church in den Vereinigten Staaten, den man gleichfalls mit Vergnügen liest, während der Spirit of Missions von der Prot. Ep. Church einen oft etwas bischöflich steif,

leinen anmutet, und auch das Manual of the Meth. Ep. Ch. viel trockenes Material häuft. Die Wilderſche Missionary Review, eine Art allgemeiner Miſſ.-Zeitſchrift, deren wir mehr als einmal auch in unſern Quartalberichten gedacht, iſt als ein Überſichtsblatt über die amerikaniſchen Miſſionen nicht ohne Wert, bringt ſonſt aber nicht viel von wirklicher Bedeutung und während ſie in ihrer herben Kritik der heimiſchen Miſſionsverwaltung alles geſunde Maß überſchreitet und unſerm Geſchmack faſt widerlich wird, begegnen uns in ihr bezüglich des Miſſionsbetriebs Vorſchläge und Urteile der nüchternſten Art. In Deutſchland dürfte ſich eine ſolche — übrigens auch keineswegs kurzweilige — Miss. Review ſchwerlich lange zu halten vermögen. Endlich ſei noch des neuen illuſtrierten Gospel in all Lands gedacht, das wöchentlich erſcheint, und als ein allgemeines populäres Miſſionsblatt Beachtung verdient. Bleiben wir nun gleich in

Amerika: Unter den amerikaniſchen Studenten der Theologie, welche ſich in ihren colleges viel ernſtlicher um die Miſſion bekümmern als ihre deutſchen Kommilitonen auf unſern Univerſitäten, iſt eine inter-seminary missionary alliance zuſtande gekommen, welche im Oktober des v. J.'s ihre zweite Jahresverſammlung zu Allegheny City, Pa., gehalten hat. Auf derſelben wurden u. a. folgende Themata behandelt: „Die apoſtoliſchen Miſſionsmethoden"; „die Bedeutung einer Belebung des Miſſionsſinns in den Sonntagsſchulen"; „die gegenwärtigen Bedürfniſſe des heimatlichen Feldes"; „chriſtliche Aggreſſivität als die Antwort der Kirche auf den Unglauben"; „wie wird ein Student der Theologie zu einer gewiſſenhaften Erwägung und Entſcheidung in der Miſſionsfrage gebracht"?; „Verhältnis der ärztlichen Praxis zur Miſſion"; „das Miſſionsintereſſe in den Kolleges". Außer dieſen von Studenten ſelbſt behandelten Fragen wurden noch eine Reihe andrer Vorträge von Miſſionaren, Paſtoren und Profeſſoren gehalten, die gleichfalls von hohem Intereſſe waren. Die Verſammlungen waren von c. 250 Studenten beſucht, durch welche ziemlich alle proteſt.-theol. Seminare vertreten waren (Miss. Her. 81 S. 449 f. For. Miss. 81 S. 283 f.). Unſre deutſchen Studenten könnten bezüglich des Miſſionseifers bei ihren amerikaniſchen Kommilitonen ein wenig in die Schule gehen; vielleicht diente die Anknüpfung einer Verbindung der deutſchen ſtud. Miſſionsvereine mit jener interseminary miss. alliance zu einer Belebung und Vergrößerung der erſteren! Zur Kenntnisnahme und Beherzigung ſeitens unſrer akademiſchen Lehrer und Hörer teile ich noch folgende ſtatiſtiſche Angaben mit (F. M. 81 S. 267): Es giebt in den Ver. Staaten 43 theol. Seminare, von denen es auf 30 organiſierte ſtud. Miſſionsvereine giebt. 1880/81 wurden dieſe Seminare von 1965 Alumnen beſucht; von den 509 der oberen Klaſſe hatten ſich 87 für den Miſſionsdienſt bereit erklärt. In Summa haben die theol. Kolleges von 20 526 Schülern — vermutlich ſeit dem zweiten Jahrzehnt dieſes Jahrhunderts — 1230 Miſſionare geliefert. Der Prozentſatz der Miſſionare aus den verſchiedenen Seminaren iſt folgender:

Oberlin (Kongr.)	19	Prozent.	Princeton (Presb.)	6,2	Prozent.
Andover (Kongr.)	10	„	Lane (Presb.)	5,7	„
Hamilton (Bapt.)	10	„	Chicago (Kongr.)	5,3	„
Union (Presb.)	9,5	„	Allegheny (Presb.)	5	„
Newton (Bapt.)	8,5	„	Auburn (Presb.)	4	„
Virginia (Epiſk.)	8	„	Northweſtern (Presb.)	2,9	„
Rocheſter (Bapt.)	7,8	„			

Wenn man eine ähnliche statistische Tafel über die deutschen Universitäten aufstellen wollte — wie beschämend für uns würde der Prozentsatz ausfallen, der aus den theologischen Kreisen auf die Mission entfällt! Wollte Gott, daß endlich auch die deutsche theologische Jugend eine Ehre darin zu sehen anfinge, dem Herrn in dem großen Werke der Mission zu dienen!

Die auch in Deutschland wohlbekannten schwarzen Jubiläumssänger haben auf ihren Konzertreisen soviel Mittel gesammelt, daß zu Nashville ein neues college für schwarze Studenten, die sog. Jubiläumshalle für c. 500 000 Mk. bereits hat gebaut werden können, während die Livingstone Missionary Hall der Vollendung nahe ist, (Allg. Ev.-luth. K. Z. 81 S. 1149). (Zu der letzteren wie für ihre übrigen Erziehungsanstalten erhielt die Am. Miss. Association von einer Amerikanerin 800 000 Mk.)! Als am 30. Sept. 1880 die schwarzen Sänger bei dem ermordeten Präsident Garfield zu Mentor eine Audienz hatten, sprach er zu ihnen die ermutigenden Worte: „Nun, Freunde, der irdische Heiland eures Volkes muß allgemeine Erziehung sein und ich glaube, daß euer Gesang den Weg zu diesem Segen bereitet. Ihr habt eine große Universität zusammen gesungen. Ich hoffe eure Stimmen sind die Herolde der großen Befreiung, welche die Erziehung euren erst kürzlich aus der Sklaverei entlassenen Brüdern bringen wird. Ihr seid Kämpfer für Licht und die Freiheit, die es bringt, und in diesem Kampfe will ich lieber mit euch unterliegen als gegen euch siegen. Mit den Worten des Liedes, die ihr eben gesungen, sage ich zu euch: vorwärts und ihr werdet den Sieg gewinnen, ja ihr werdet den Tag gewinnen" (Am. Miss. 81 S. 326).

Aus Metlakatla, wo es in Summa jetzt 900 indianische Christen giebt, erstattet Mr. Duncan erfreulichen Bericht über allerlei kulturelle Fortschritte. Neue Häuser gebe es jetzt über 100, die männliche Bevölkerung sei in 10 Kompagnien mit je einem Häuptling an der Spitze eingeteilt behufs gegenseitigen Beistands, neue industrielle Unternehmungen seien in Angriff genommen; auch die Indianer zu Fort Simpson suchen bei dem Missionar zu Metlakatla Schutz und Vermittlung in ihren Streitigkeiten und dergl. (Int. 81 S. 506). Leider geht aus einer neusten allerdings etwas geheimnisvollen Mitteilung des Int. (82 S. 115) hervor, daß zwischen Mr. Duncan und der heimischen Missionsleitung ein Konflikt ausgebrochen ist, wie es scheint, weil der erstere gewisse Anordnungen der letzteren nicht ausführen zu sollen geglaubt hat.

Aus der großen Diözese Saskatchewan in dem britischen Nordamerika bringt der Int. (81 S. 565 ff.) allerlei gute Nachricht. Zunächst daß die Mission sich ausdehnt. Außer der alten Station Nepowewin hat die Ch. M. S. jetzt 5 neuere Hauptstationen: zu Prinz Alberts Settlement, wo der Bischof residiert und ein theol. Seminar sich befindet, Battleford, der Hauptstadt des Landes, Assiniboi, Stanley und Fort Mc Leod. Besonders von Assiniboi wird erfreulicher Fortschritt gemeldet. Aus dem Visitationsbericht des Bischofs teilen wir verschiedene Reden angesehener Indianer mit, welche gelegentlich einer Versammlung der Familienhäupter mehrerer Plätze gehalten worden sind. Der erste, welcher sich erhob, war der Ratsherr von Snake Plain. „Ich bin sehr erfreut über den erfreulichen Fortschritt der Mission in Snake Plain. Ich liebe die Kirche von England, ihre Gottesdienste, ihre Lehre, ihr Gebetbuch. Ich versäume keine Gelegenheit die Kirche zu Assiniboi zu besuchen und das heil. Abendmahl mitzufeiern, obgleich ich deshalb 25 Meilen wandern muß." Der nächste Redner war Utukwukup oder Weißer Stern, der Häuptling der Assiniboi-Indianer, ein netter, intelligent aussehender

alter Mann, der seinen ganzen Einfluß zur Förderung der Mission aufgeboten. „Mein Herz ist in diesen Tagen voll Dank. Ich war einst ein armer Heide, der nichts von Gott wußte. Ich hörte die Wahrheit des Evangeliums durch Herrn Hines. Eine Zeit lang war ich unentschieden, aber jetzt glaube ich an den Heiland und verlange nimmer zu meinen alten Wegen zurückzukehren. Früher schlug ich mein Lager gerade an dem Orte auf, wo jetzt die Kirche steht. Ich war damals mit Jagd und Krieg beschäftigt. Nun danke ich Gott für alles, was ich sehe. Ich betrachte die Missionsgebäude als Gottes Werk und die Ankunft des Bischofs erscheint mir als die Vollendung des Werkes. Die Indianer meines Stammes fühlen wie ich. Mit Gottes Hilfe will ich die Mission unterstützen soviel ich kann und so lange ich Kraft habe aufrecht zu sitzen. Ich begehre keine Anerkennung dafür, daß meine Leute sich der christlichen Religion zugewendet; es war ihr eigner Wunsch." Ihm folgte der Ratsherr Jakob Susukwumos. „Ich bin sehr dankbar für alles, was ich heute sehe. Ich schrie fast laut auf, als ich gestern den Bischof und 2 Geistliche in unsrer Kirche sah. Ich bin nicht bloß ein Heide, sondern ein Medizinmann gewesen. Ich kenne jede Art des heidnischen Aberglaubens; ich gab Geld, damit ich alle Geheimnisse lernte. Gott hat es für gut befunden meinen Sinn zu ändern und ich bin jetzt ein Christ. Die Veränderung muß ein Werk Gottes sein; sie ist nicht von mir selbst gekommen. Gott zeigte mir, daß ich mich in der Hand des Teufels befand und daß ich ihm nur entrinnen konnte, wenn ich zu Jesus kam. Ich hörte gestern in der Kirche, daß der heidnische Aberglaube weicht und das Christentum wächst. Das ist wahr und ich danke Gott, daß ich die Kirche so gefüllt sehe. Ich erinnere mich, daß ich einst in meiner heidnischen Zeit mit Weib und Kind mein Lager hatte, wo jetzt die Kirche steht. Es war Abend und ich fühlte mich sehr verlassen, wie ein wildes Tier, denn ich kannte Gott noch nicht. Damals dachte ich nicht, daß hier eine Kirche gebaut und auf dem Kirchhofe mein Weib zuerst begraben werden würde. Aber bevor sie starb, war sie zu Jesus gebracht und ein getauftes Glied der Kirche geworden." Später trat der Häuptling noch einmal auf und erzählte: „Während ich noch ein Heide war, wurden mehrere meiner Kinder von einem römisch-kath. Priester getauft. Ich befand mich damals auf dem Kriegspfade und hörte erst davon bei meiner Rückkehr. Von Zeit zu Zeit kam der Priester wieder und taufte ein andres Kind. Ich war aber niemals daheim. Mein Weib und ich blieben Heiden. Meine Kinder wurden größer, aber der Priester unterrichtete sie nicht. Einst war ich in Karlton als der römisch-kath. Bischof kam und mich für eine Reise mietete. Als wir das Nachtlager aufschlugen, forderte mich der Bischof auf, dem Gebet beizuwohnen. Ich sagte, ich verstünde davon nichts und wüßte nicht, was Gebet wäre. Der Bischof fragte mich, ob ich etwa die Religion haßte und ich antwortete ihm, ich verstünde nichts von ihr. Ich fragte ihn dann, warum der Priester meine Kinder getauft und dann sie doch nicht unterrichtet hätte; erklärte auch, daß ich nicht wehren würde, wenn der Bischof jemand zum unterrichten senden wollte. Er versprach auch innerhalb eines Jahres einen Priester zu schicken; aber es sind seitdem 11 Jahre vergangen und es ist keiner gekommen. Da kam Herr Hines und lehrte uns aus der Bibel. Ich lud ihn ein unser Geistlicher zu werden und er errichtete hier die Mission. Einige Zeit darauf sah ich den kath. Bischof wieder und er erklärte es für Sünde, daß ich zu einem protest. Geistlichen gegangen. Aber ich erwiderte ihm, daß er nichts gethan als unsre Kinder taufen zu lassen. Ich, mein Weib und eines meiner Kinder wurden nun von Herrn Hines getauft; 4 meiner

Kinder wurden von ihm auch unterrichtet und gestern konfirmiert." Bei seinem Besuche konfirmierte der Bischof 58 Personen.

Etwas später (Int. 81 S. 746 ff.) veröffentlicht derselbe Bischof einen interessanten Bericht über seinen Besuch bei den „Schwarzfußindianern" zu Fort Mc Leod. Die erste Indianerreservation, welche von Prinz Albert aus erreicht wurde, war die zu Maple Creek, wo 800 heidnische Indianer wohnen, die noch keinen Missionar haben. Alle waren mit verschiedenen Farben bemalt, in der phantastischsten Weise gekleidet und viele durch in die Haut geritzte Abzeichen gekennzeichnet. An den religiösen Gesprächen zeigten sie wenig Interesse. Auch zu Fort Walsh, das am andern Tage erreicht wurde, wohnten lauter Heiden, ohne Missionar, ohne Lehrer. Am Bellyflusse befindet sich die größte Reservation in der Dominion of Canada, die der „Blutindianer", etwa 18 (engl.) Meilen von Fort Mc Leod entfernt. Hier arbeitet ein Missionar unter 3300 Heiden, leider noch durch Vermittlung eines Dolmetschers. Von den c. 1000 Kindern kommen etwa 40—60 zur Schule, die aber noch keinen eignen Lehrer hat. In einer Zusammenkunft mit den leitenden Persönlichkeiten legte der Bischof die Bedeutung der christlichen Mission dar, erhielt aber als Antwort zunächst nur Klagen über das Verschwinden des Büffels, die Armut der Indianer und den Kontrast zwischen dem guten früheren und dem traurigen jetzigen Stande der Dinge — doch auch Worte der Anerkennung, daß der Missionar es gut mit ihnen meine. Im ganzen Distrikt von Fort Mc Leod giebt es 6700 Indianer verschiedener Stämme, unter denen die Methodisten eine, die Ch. M. S. 2 Stationen haben; zusammen mit den beiden vorigen Reservationen also gegen 8000 Heiden in diesem einen Teile der großen Diözese von Saskatchewan. Mögen die Bemühungen des eifrigen Bischofs, ihnen allen bald das Evangelium zu bringen, von Erfolg begleitet sein.

Unter der Überschrift: „Eine Muster-Proklamation" teilt der New-Yorker Independent (vom 8./12. pr.) die gelegentlich der vorjährigen „Danksagungsfeier" in den Ver. Staaten erlassene Ansprache des Häuptlings Bushyhead der Cherokee-Indianer mit, die wir als ein ohne weiteren Kommentar für sich selbst redendes Zeugnis von dem Erfolg der Mission auch unter den Rothäuten ziemlich unverkürzt samt den Bemerkungen des Indep. hier folgen lassen: „Innerhalb des letzten Jahres fand der erste Bevölkerungs- und Besitzstand-Census der Cherokee-Nation statt, seitdem sie eine Geschichte haben. Wir haben jetzt unsre Schätze gezählt und wissen wofür und für wieviel wir als eine Volksfamilie dankbar sein sollen. Auf Grund dieser authentischen Quelle finden wir unser Volk gesegnet mit 102 Primärschulen auf eine sich rapid vermehrende Bevölkerung von 20300 Bürgern, mit 2 höheren Schulen für Knaben und Mädchen, einem Waisenhaus, einem Asyle für Unglückliche, Irre, Blinde und Hoffnungslose; mit 45 Kirchen und ebensovielen eingeb. Predigern des Evangeliums, mit 150 berufsmäßigen eingeb. Lehrern; einer geschriebenen Konstitution und einem Gesetzeskodex, einer Regierung, die aus gesetzgebenden, verwaltenden und richterlichen Behörden besteht, die ihre Schuldigkeit thun und wohl unterrichtet sind; mit einem friedfertigen und im Fortschritt begriffenen Volke, das sich ganz selbst unterhält und jetzt nur noch 5 Fischer und 15 Jäger in seiner Mitte hat als den letzten Überrest eines wilden Zustandes, aus dem es sich seit Menschengedenken durch die Güte der göttlichen Vorsehung emporgehoben hat. Das ist heute die Lage der Cherokeenation in einem schönen und weiten Lande, das ihr vertragsmäßig bestimmt zugesichert ist und über welches die Regierung der

Ver. Staaten, ihr großer irdischer Beschützer, durch die Verpfändung ihrer Ehre den Schutz übernommen. Das sind die Segnungen, für welche wir zu bleibendem Danke verpflichtet sind, Segnungen, unter welchen die erste und beste die seligmachende Erkenntnis der Quelle ist, aus denen sie stammen, und der demütige Sinn, der den Stolz ausschließt."

Mr. Bushyhead schließt dann diese Proklamation, indem er den 24. Nov. 81 „als einen Tag der öffentlichen Danksagung durch die ganze Nation" bezeichnet und auffordert „daß das Volk den festgesetzten Termin weihe durch Ausdrücke und Beweise seiner Dankbarkeit gegen das höchste Wesen für seine Güte und Liebe in solcher Weise, wie es einem christlichen und gewissenhaften Volke gebührt." „Laßt uns ihm für alle seine Gaben als Gaben seiner Güte zu unserm besten danken, und nimmer vergessen, daß sie erst wirkliche Segnungen werden, wenn wir sie gebrauchen in der Sache des großen Gebers, worin das Glück von uns allen besteht und daß auch das was wir nicht haben nur gnädige Bewahrung vor allerlei Übel ist, gleichfalls ein Segen, wenn wir es recht betrachten."

„Wir haben — fährt nun seinesteils der Indep. fort — eine große Menge Danksagungs-Proklamationen gelesen von Präsidenten, Gouverneuren und Bürgermeistern, aber mit dieser läßt sich keine bezüglich ihrer Einfachheit, Zartheit, kindlichen Frömmigkeit und durch und durch christlichen Sprachweise vergleichen. Die meisten jener Proklamationen sind nur pro forma. . . ."

„Wir erinnern uns noch recht gut der Zeit als die Cherokees in ihrer jetzigen Heimat sich ansiedelten. Damals besaß der größte Teil derselben noch die uncivilisierten Gewohnheiten der meisten Indianer und lebte vom fischen und jagen. Jetzt bilden sie eine geordnete, häusliche, sich selbst erhaltende Gemeinschaft von Landwirten, Handwerkern und Händlern, mit Schulen, Kirchen und Wohlthätigkeitsanstalten, einer geschriebenen Konstitution ꝛc. Das Land, das sie inne haben, kauften sie von der Regierung durch Austausch mit anderm Land und sie besitzen jeden Fuß desselben unter so sicherm Rechtstitel wie nur denkbar. Missionare haben unter ihnen gearbeitet und sie haben nicht bloß die Gewohnheiten des civilisierten Lebens angenommen, sondern sind ein christliches Volk geworden. Sie haben ihre Sonntage, Kirchen, Prediger, und dienen dem Gott der Bibel. Mehr als 16000 von den 20000 können lesen. . Laßt uns also nicht mehr sagen, daß die Indianer nicht civilisiert werden können. Die Geschichte der Cherokees seit 40 Jahren widerlegt diese Behauptung. Was unter diesen möglich gewesen, kann unter gleichen Umständen bei jedem andern Stamme gleichfalls geschehen. . ."

Über ihre Mission in Jamaika giebt die Brüdergemeinde (M.-Bl. 81 S. 145 ff.) einen ziemlich ausführlichen Bericht. Bekanntlich wird seit 1880 der ernstliche Versuch gemacht, die westindische Missionsprovinz pekuniär auf eigne Füße zu stellen. Leider berechtigt für Jamaika das erste Finanzjahr nicht zu besonderen Hoffnungen, da die Beiträge der Gemeinden geringer ausgefallen als in früheren Jahren. Allerdings sind daran hauptsächlich allerlei durch die klimatischen Verhältnisse herbeigeführte Nöte schuld, als Sturm, Regen, Dürre und dergl., vielfach hat es aber auch an der freudigen Willigkeit gefehlt und ist sogar eine kleine Secession eingetreten, zu welcher unschönerweise die Methodisten und Plymouthbrüder die Hand geboten. Bezüglich des sittlichen Standes der Gemeinden sind viele Klagen zu führen über Unzucht, Diebstahl, Putzsucht, während andrerseits wohl auch von übervollen Kirchen und gutem Schulbesuch zu berichten ist. Im ganzen bietet jedoch das sehr nüchtern gezeichnete Bild einen mehr niederschlagenden

als erfreulichen Anblick — ein neuer Beweis, daß selbst in den Missionen der Brüdergemeinde keineswegs nur die zerstreuten Kinder Gottes in Gemeinden der Auserwählten gesammelt sind.

Auch das Organ der Unit. Presb. enthält in seinem Jahresbericht (S. 165 ff.) ausführliche Mitteilungen über Jamaika, wo ihre Mission 7186 Kommunikanten zählt. Wir wollen nur einen Blick in den Lektionsplan des — wie es scheint nur von 7 Zöglingen besuchten — theol. Seminars werfen, um zu zeigen, in welcher fast unglaublich ungesunden Weise die schwarzen „Studenten" mit Wissenschaft überfüttert werden. 1. Exegese: Genesis nach Lange, die kleinen Propheten nach Keil, Ezechiel nach Fairbairn, Psalmen und Hebräerbrief nach Delitzsch, Johannes nach Luthardt. 2. Systematische Theologie: Teil 1 und 2 nach Hodge. 3. Kirchengeschichte: nach dem 3bändigen Werke Schaffs bis zum Nicänischen Konzil. 4. Hebräisch und Chaldäisch (!!). „Die grammatischen Übungen wurden mit peinlicher Genauigkeit exerziert." 5. Griechisch. 6. Philosophie. 7. Pastoraltheologie und Homiletik. 8. Die Westminster-Konfession nach Hodges Kommentar 11 Kapitel. 9. Predigtmachen (cf. N. 7?). 10. Experimentalphysik und Chemie. Wollte Gott, daß in diesem Seminar einmal aufgeräumt und der Lektionsplan auf ein für die Schüler verdaubares Maß reduziert würde!!

Von der Moskitoküste berichtet das M.-Bl. der Brüdergemeinde (81 S. 182. 229. 250. 82 S. 10) eine erfreuliche Erweckung, die schon über ein Jahr im Gange ist und deren Exzentrizitäten in nüchterner Weise die dortigen Missionare in die Zucht des heiligen Geistes zu nehmen suchen. Die brüdergemeindliche Mission besteht auf dieser ungesunden von Indianerresten Negern und Mulatten bewohnten Küste seit 1849. Nach und nach wurden 7 Stationen angelegt und auf denselben bis Ende 1880 1146 Christen (darunter 235 Kommunikanten) unter viel Anfechtung und Geduld gesammelt, die im ganzen auf einer ziemlich tiefen Stufe christlichen Lebens standen. Auf der Station Bluefields „haben sich in einer Woche über 100 Personen der Kirche angeschlossen und in den Abendversammlungen ist der Raum so beengt, daß man kein Gebet auf den Knien halten kann." Aus Magdala wird berichtet: „Eine ganz besondere Zeit ist für Moskito angebrochen. Der Geist Gottes arbeitet gewaltig und wunderbar unter dem hiesigen Volk. Ich habe nie geglaubt, daß wir solche Gnadenwunder in unsern glaubensarmen Tagen erleben könnten und nun schaue ich sie mit Augen. Obschon es in M. schon viele treue und ernste Christen gegeben hat, so war doch im allgemeinen die Gottlosigkeit beispiellos groß: Unzucht, Hurerei, Trunksucht waren im Schwange wie kaum an einem andern Platz des Landes, und jetzt ist derselbe in einen Friedensort verwandelt. Die schlimmsten und gefürchtetsten Trunkenbolde sind jetzt wie die Lämmer und sitzen zu den Füßen des guten Hirten. Noch nie habe ich solche aus der Tiefe kommende Gebete gehört als jetzt hier; fast jedes Haus ist ein Bethaus und welche fröhliche Gesichter erblickt man überall. . . Fast in jeder Stunde kommen Seelen, die ihrer Sünden wegen bekümmert sind, Trost suchen und sich der Kirche anschließen wollen. Oft werden wir auch in die Häuser gerufen, um mit ihnen zu beten, denn merkwürdigerweise können die meisten, wenn sie vom Geist Gottes (?) erfaßt werden, sich nicht von der Stelle bewegen. An allen Gliedern zitternd rufen sie laut um Gnade. Meistens liegen sie auf den Knien, manchmal auch anbetend auf dem Angesicht und sind nicht imstande, sich zu erheben. . Während dieser Zeit kommt kein Schlaf in ihre Augen, sie essen nichts

und genießen nur Waſſer. Haben ſie aber Frieden gefunden, ſo fühlen ſie ſich unbeſchreiblich glücklich und manche halten begeiſterte Anſprachen, in denen man eine bedeutende Schriftkenntnis der Leute bemerkt." Dann fährt allerdings der Berichterſtatter fort: „Der Teufel ſieht freilich der Sache auch nicht ruhig zu, ſondern ſucht auf gar feine Weiſe Unkraut unter den Weizen zu ſäen, davon haben ſich in Magdala deutliche Beweiſe gezeigt, daß uns angſt und bange werden möchte, wenn wir nicht wüßten, daß das Werk unter der Leitung des guten Hirten ſteht." „Dies Unkraut iſt — heißt es ſpäter — die äußerliche natürliche Aufregung, in welcher ſich viele befinden und die ſie eben für Wirkung des Geiſtes Gottes anſehen. Da erzählen ſie von Träumen, Geſichten und Himmelsbotſchaften, die ihnen zu teil geworden ſeien und verlaſſen ſich auf ſolche Erzeugniſſe ihrer aufgeregten Phantaſie mehr als auf das klare und deutliche Wort Gottes." Gott ſei Dank, daß die Miſſionare das klar einſehen und den Leuten ernſt ſagen, mit all dieſen Geſichten ꝛc. kämen ſie nicht in den Himmel. Man ſieht, es geht bei dieſer Erweckung ganz ähnlich her wie vor c. 20 Jahren auf mehreren weſtindiſchen Inſeln bei den Negererweckungen. Gott ſchenke daher den Brüdern viel Weisheit, daß ſie die Bewegung alſo leiten, damit eine reelle Frucht bleibe. Die Verarbeitung des geſamten Stoffes zu einer Miſſionsſtunde ſiehe in Gunderts „Monatsblättern" 1882 N. 1.

Wie ſchon früher berichtet war auch in britiſch Guiana unter einigen heidniſchen Indianerſtämmen am Potaro (einem Nebenfluſſe des oberen Eſſequibo) eine mächtige religiöſe Bewegung ausgebrochen, infolge deren der anglikaniſche Miſſionar Pierce in wenigen Wochen 1398 Heiden taufen zu können glaubte. Leider iſt dieſer Mann, als er das Jahr darauf zu einem Beſuche der Neugetauften mit ſeiner Familie ſich aufmachte, auf der Bootsfahrt ertrunken. Das Boot ſchlug in einer Stromſchnelle um und mit Ausnahme eines 14jährigen Sohnes fanden P. mit ſeiner ganzen Familie in den Wellen den Tod. (M. F. 81 S. 439).

Eine ſehr intereſſant geſchriebene Überſicht über britiſch Guiana und das dortige Miſſionswerk der Ausbreitungsgeſellſchaft giebt M. F. 81 S. 231 ff., der wir folgende Daten entnehmen. Die auf c. 300 000 Seelen geſchätzte Bevölkerung iſt ſehr gemiſcht aus Reſten roter Indianer, den eigentlichen Eingebornen, Afrikanern (Abkömmlingen von Sklaven), Oſtindiern, Mohammedanern, Chineſen und Europäern, ſo daß eine Art babyloniſcher Sprachverwirrung herrſcht. Unter den Indianern, welche meiſt an den Flüſſen und in den Wäldern ſich aufhalten, begann vor einigen 40 Jahren der Miſſionar Brett[1]) eine ſehr geſegnete Arbeit beſonders am Pomerun, wo er ſeinem Nachfolger Heard eine der blühendſten Miſſionsgemeinden mit c. 3500 Seelen hinterließ. Brett iſt 35 Jahre lang als Indianermiſſionar thätig geweſen, gewiß ein ſeltener Fall in einem ungeſunden Tropenlande. Jetzt breiten ſich dieſe Indianermiſſionen der P. G. S. über das ganze Land aus. Weniger günſtiges läßt ſich über den Miſſionserfolg unter den Afrikanern und Kreolen ſagen, die in tiefe Immoralität verſunken ſind, obgleich ſie faſt alle dem Namen nach zur anglikaniſchen Kirche gehören. Doch giebt es auch presbyt. Gemeinden unter ihnen. Mit der Sklavenemancipation, alſo ſeit 1838 wurden

[1]) Hiernach bitte ich die kurze Notiz über dieſen vortrefflichen Miſſionar 1881 S. 431 zu ergänzen reſp. zu korrigieren.

indische Kulis als Arbeiter importiert, deren jetzt c. 70 000 im Lande sein mögen, Heiden und Mohammedaner. Unter ihnen arbeiten zur Zeit 3 ord. Missionare und mehrere Katechisten mit mäßigem Erfolg. Bereiter als die Indier zur Annahme des Evangeliums sind die Chinesen, von denen eine stattliche Anzahl Christen geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur-Bericht.

1. **Warneck**: „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart. Ein Beitrag zur neueren Kirchengeschichte" (Leipzig, Hinrichsche Buchhandlung. 1882. S. 155, 1,50 M.). Ein mit Nachträgen und Anmerkungen versehener Abdruck aus der theologischen Real-Encyklopädie, aber weder eine bloße Fortführung noch Umarbeitung des früheren Ostertagschen Artikels, sondern eine von Grund aus neue und selbständige Arbeit, die im Separatabdruck nur durch die Hinzufügung einer Anzahl (51) ergänzender Bemerkungen erweitert worden ist. Das Büchlein macht entfernt keinen Anspruch darauf, eine eigentliche „Geschichte der protestantischen Mission" sein zu wollen. Abgesehen davon, daß sich eine solche auf so wenigen Seiten nicht geben läßt, und die Zeit für ihre Abfassung auch noch kaum gekommen sein dürfte, so ist sich der Verfasser über seinen Beruf, eine solche zu schreiben, mindestens auch sehr zweifelhaft. Was er bietet sind nur Lineamente zu einer Geschichte der protest. Missionen, Bausteine, von denen vielleicht ein künftiger Missionshistoriker einige wird verwenden können, ein „Abriß", der durch seine Kürze, Übersichtlichkeit und relative Vollständigkeit solchen nachsichtigen Missionsfreunden eine nicht unwillkommene Orientierung zu bieten hofft, die auf wenigen Seiten gern etwas ganzes von der Mission kennen lernen möchten.

Das Büchlein zerfällt wesentlich in 2 Teile. Der erste behandelt nach einer kurzen Einleitung, die sich über die principielle Bedeutung der christlichen Mission und ihre geschichtliche Entwickelung in den beiden ersten Missionsperioden ausspricht, die Stellung des Protestantismus zur Mission bis Ende des vorigen Jahrhunderts nach den Jahrhunderten disponiert, alle Gebiete der evangelischen Christenheit umfassend. Gerade auf diesen Teil der Arbeit ist viel Sorgfalt verwendet worden und kundige Leser werden in den betreffenden Kapiteln die Berichtigung manches Irrtums und die Ergänzung mancher Lücke finden, obgleich sie gewiß noch weiterer Korrektur und Kompletierung bedürfen. Der zweite Hauptteil behandelt die Entwickelung der Missionsbestrebungen in unserm Jahrhundert wiederum in 2 Hauptabschnitten: 1) das Missionsleben in der Heimat mit der Geschichte der einzelnen Missionsgesellschaften, übersichtlich nach den Ländern und Kirchenabteilungen gruppiert, 2) die Umschau auf dem Missionsgebiete, der Reihe nach die Missionen in Amerika, Ozeanien, Asien und Afrika vorführend. In diesem letzteren Abschnitte berührt sich die Arbeit des Verfassers mit den bekannten Arbeiten Gunderts und Christliebs, nur daß sie wesentlich kürzer und hier und da vielleicht übersichtlicher ist. Verschiedene statistische Tabellen sind beigegeben und die wichtigsten Quellenschriften überall an den betreffenden Orten namhaft gemacht, so daß es dem Leser leicht wird mit ihrer

Hilfe sich in jedes Specialgebiet einzuarbeiten. Das kleine Büchlein hat dem Verfasser große Mühe gemacht, aber über der Arbeit auch viel Genuß gewährt. Möchte es freundliche Aufnahme und nachsichtige Beurteilung finden, und — das wäre ihm eine besondere Freude! — auch an den Universitäten zu einem eifrigeren Missionsgeschichtsstudium einige Anregung geben. Dieses Studium ist wirklich eine erquickliche Arbeit. — Gewidmet ist das Werkchen der evangelischen Brüdergemeinde zur Feier ihres 150jährigen Missionsjubiläums, um an seinem Teil die protestantischen Missionsfreunde überall, wohin es kommt, an die Dankbarkeit zu erinnern, die wir dieser Missionskirche par excellence schulden, und leise anzuklopfen auch um die Beitragung eines Bausteines zur Jubel- und Dankeskirche auf St. Thomas!

2. Fricke: „Geschichten und Bilder aus der Mission" (Halle, Waisenhausbuchhandlung). Nr. 2. Dieses eben erschienene Heft enthält wieder 3 Artikel: 1) ein kurzes Einleitungswort: „Sage den Kindern Israel, daß sie ziehen;" 2) eine sehr anschauliche Erzählung von der Gründung „der neuen Mission am Kongo" und 3) einen geschichtlichen Artikel über „Zinzendorf und die Heidenmission." Beigegeben sind 2 Bilder: ein sehr schönes buntes, welches den Auszug der Karawane von Boma aus darstellt, mit welcher Missionar Comber den Kongo hinaufzieht und ein Porträt Zinzendorfs in Holzschnitt. Auch dieses Heft kostet wieder nur 25 Pf. Wie schon bei der Anzeige des ersten bemerke ich, daß diese „Geschichten und Bilder" kein periodisches Blatt sind, auf das man abonniert, sondern in zwanglosen Heften erscheinen, die einzeln zu kaufen sind. Man hatte bei ihrer Herausgabe eine weite Verbreitung im Volke ins Auge gefaßt. Ihr Zweck wird also nicht erfüllt, wenn etwa ein Pastor sich ein Exemplar kommen läßt und es benutzt, um zwei Missionsstunden zu halten. In der Gemeinde soll es verbreitet werden. Werden 50, 100 und mehr Exemplare, die bei einiger Rührigkeit leicht abgesetzt werden können, bezogen, so bewilligt die Waisenhaus-Buchhandlung sogar noch einigen Rabatt.

3. Härting: „Bunte Bilder zu den Blättern für Mission" (Leipzig, Vereinshausbuchhandlung, Roßstraße 9.) Viertes Heft (Nr. 28—36) jetzt komplett, umfassend: Madagaskar, Hinterindien, Combaconum-Schiali, Sundainseln I, Samoa- und Tongainseln, Coimbatur, Papua, Indianer Südamerikas und Ansgar. Mit einem wahren Vergnügen habe ich dieses ganze Heft durchstudiert und mich nicht nur an der künstlerischen Schönheit dieser prächtigen Bilder, besonders auch der neusten über die Samoa- und Tongainseln, die Indianer Südamerikas und Ansgar, erfreut, sondern auch den beigegebenen Text bei aller Kürze klar, korrekt und seinem Zwecke vollkommen entsprechend gefunden, so daß ich das frühere anerkennende Urteil auch diesmal wiederholen muß, ja noch steigern möchte. Diese Bilder sind wirklich eine gute Gabe — möchten sie nur noch weiter verbreitet werden. Schließlich sei noch bemerkt, daß zugleich eine stattliche Gesamtausgabe der ersten 12 Jahrgänge der „Werdauer Blätter" mit einem — sehr interessanten — Vorwort, Karte und Register zum Preise von 5 Mk. erschienen ist, die einen zwar nicht systematischen aber sehr populären und brauchbaren Überblick über das gesamte Missionsgebiet der Gegenwart gewährt.

4. Bauerfeind: „Missionsstunden" (Halle, J. Fricke. 1882. 2 M.). Ein junger Pastor, dem seine Missionsstunden nicht bloß Mühe gemacht, sondern je länger je mehr auch lieb geworden sind, bietet hier besonders seinen jungen Amtsgenossen eine frische

Gabe, „ein Witwenscherflein," wie er in seiner Bescheidenheit sagt, das aber wohl geeignet ist, für Missionsstunden einen Werbedienst zu thun. Das Büchlein enthält ja keine Bereicherung der missionsgeschichtlichen Literatur, sondern stellt nur mehr oder weniger bekannte Stoffe zusammen. Aber das thut es in ebenso einfacher wie ansprechender Weise und ich kann mir wohl denken, daß derartige mit Fleiß und Liebe erarbeitete Missionsstunden auch den angeregteren Teil der Gemeinde wirklich anziehen. Im ganzen sind es 19 Missionsstunden, die die Sammlung enthält, 17 handeln über Indien und Afrika, 2 über die Asiatenheimat in London und die Basler Festwoche. Außerdem ist eine — vielleicht etwas zu ausgedehnte — Missionsfestliturgie beigegeben. Der Meinung des Verfassers, daß beschäftigte oder unerfahrene Amtsbrüder ohne weitere Vorbereitung die gegebenen Vorträge ganz so nachhalten sollen, kann ich aus nahe liegenden Gründen allerdings nicht beitreten, eher möchte ich zustimmen, daß man sie auf Filialen von dem Küster lesen lassen könne und unbedingt empfehle ich ihre Lektüre in den Frauenvereinen.

Bei dieser Gelegenheit darf ich vielleicht eine vorläufige Antwort auf die vielen Anfragen geben, die betreffs des Erscheinens des zweiten Bandes meiner Missionsstunden an mich gerichtet sind. So Gott will soll derselbe im Laufe des nächsten Winters in Angriff genommen werden. Es kommen mir eben immer wieder mancherlei andre Arbeiten in den Weg, die sich nicht abweisen lassen und die nach meinem Urteile zunächst wichtiger sind als die Fortsetzung der Missionsstunden, übrigens auch missionsstundliches Material reichlich enthalten, so man es nur heraussucht und verarbeitet.[1]) Nun, wer fertige Missionsstunden begehrt, der versuche es getrost mit den Bauerfeindschen, aber nicht um dieselben nur zu reproduzieren, sondern um in ähnlicher Weise vorhandene Stoffe selbst zu bearbeiten.

5. **Gundert**: „Hermann Mögling. Ein Missionsleben in der Mitte des Jahrhunderts" (Kalw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung 1882. 3 Mk.). Es ist die Lebensgeschichte eines früheren Baseler Missionars, eines Theologen und Dr. ph., der 24 Jahre unter den Kanaresen in Indien gearbeitet und mit Hebich der dortigen Mission ihren eigentümlichen Charakter aufgeprägt hat. Besonderes Interesse hat das Buch für die mit der Baseler Mission verbundenen Kreise vornehmlich die Würtembergischen, die den in ihm auftretenden Personen nahe gestanden. Für diese ist es eine Art Familienbuch, im vertraulichsten Tone von einem Familiengliede selbst geschrieben. Aber wie jede Specialität so hat diese Biographie natürlich auch für die allgemeine Missionsgeschichte und deren Interessenten ihren Wert. Der Verfasser, bekanntlich selbst ein indischer Missionsveteran, läßt uns in derselben lehrreiche Blicke in ein gut Stück indischen Missionslebens thun. Von einem Manne wie Dr. Gundert kann man allemal lernen und darum empfehlen wir auch diese Biographie den deutschen Missionsfreunden im allgemeinen und — den Herren Studiosen der Theologie im besonderen!

6. „Gesänge für evangelischen Missionsgottesdienst" (Köpenick, Verlag des dortigen Miss.-Vereins, P. Likebusch. 1881). Erneuter Abdruck eines vergriffenen

[1]) So z. B. „Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur;" der eben erschienene „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen;" und einer Menge Artikel in dieser Zeitschrift, speciell die ziemlich ausgedehnten Quartalberichte.

früher von der Berliner M.-G. herausgegebenen Missionsliederbuchs, das eine gute Auswahl von 88 Liedern und den Entwurf einer brauchbaren Liturgie bei Missionsgottesdiensten enthält. Es kostet in Pappband nur 25 Pf., so daß es auch um des geringen Preises willen die weiteste Verbreitung verdient.

7. In der Baseler Missionsbuchhandlung sind jüngst erschienen:

a) „Imadeddin, ein bekehrter Mohammedaner," von Dr. Gundert (10 Pf.), eine interessante Selbstbiographie.

b) „Aus dem Pilgerleben des Joh. Jak. Lang, weiland Missionar am Kaukasus und Pfarrer zu Beggingen," von J. Lang (1 Mk.). Die Biographie eines „Stillen im Lande," die aber manche interessante Mitteilungen über die Anfänge der neueren Missionsgeschichte und die Arbeiten und Kämpfe am Kaukasus enthält — durchweg lieblich zu lesen.

c) „Aus den Briefen eines Missionskaufmanns auf der Goldküste" (40 Pf.). Ein bescheidenes biographisches Denkmal von liebender Mutterhand dem frühe ins Grab gesunkenen Sohne, Ernst Preiswerk, errichtet, welches zeigt, daß auch der Kaufmannsberuf reichlich zu reellem Missionsdienste Gelegenheit bietet. Auch für die Kenntnis der Missionsverhältnisse auf der Goldküste liefert es einige Ausbeute.

Eine Bitte.

Ich richte an alle Leser dieser Zeitschrift, vorzüglich an die Herren Missionare, die Bitte, Rassenphotographieen und Photographieen von ethnographischen Gegenständen (Hütten, Geräten ꝛc.), die sie entbehren können, mir gefälligst mitzuteilen und bin bereit, dieselben entweder anzukaufen oder einzutauschen. Wenn die Überlassung nicht beliebt werden sollte, würde ich bitten, wenigstens Kopien nehmen zu dürfen. Nähere Erklärungen und Beschreibungen würden willkommen geheißen werden. Bevorzugt werden: Australier, Indianer, Polarvölker, Nordasiaten und indische Eingeborene.

München, den 24. Januar 1882. Professor Dr. F. Ratzel.

Dr. Alexander Duff.*)

Von Dr. Schreiber.

1. Herkunft und Vorbereitung zum Missionsdienst.

Alexander Duff wurde am 25. April 1806 zu Auchnahyle im Grampian-Gebirge als der Sohn einfacher herzensfrommer Eltern geboren. Über seinen Vater, James Duff, der erst im Jahre 1848 starb, sagt der Sohn:

„Wenn je ein Sohn Grund hatte, Gott zu danken für die Gebete, Belehrungen, Ermahnungen und das stete Vorbild eines entschieden frommen Vaters, so bin ich es. Obwohl ich schon mit 8 Jahren das Vaterhaus verlassen mußte, so habe ich doch seine heiligen und erwecklichen Lektionen mein Leben lang nie vergessen. Ich bin durch dieselben vor den Thorheiten der Jugend bewahrt geblieben. Er war ein Mann mächtig im Gebet, ein praktischer, packender Schriftausleger und dabei von sehr gewinnendem Wesen. Auch war er ein großer Freund der alten schottischen Erbauungsbücher, ganz besonders aber des Buches Cloud of Witnesses (Wolke der Zeugen, d. h. Märtyrer), und wußte in seinem Sohne frühe einen tiefen Abscheu gegen die römische Kirche zu erwecken."

Auch über die Fortschritte und die Ziele der evangelischen Mission wurde Alexander von seinem Vater schon früh belehrt. Weil in Balnakeilly, einem Flecken zwischen Moulin und Dunkeld, wohin seine Eltern bald nach seiner Geburt verzogen, nur eine mangelhafte Schule bestand, so schickte ihn sein Vater mit 11 Jahren nach Kirkmichael, wo unter Leitung von A. Macdougall eine ausgezeichnete höhere Schule bestand. Dort sowohl, als auf dem Gymnasium zu Perth, das er mit 13 Jahren bezog, zeichnete sich der junge Duff durch Fleiß und Leistungen vor allen aus, und den Leitern dieser beiden Anstalten hat er Zeit seines Lebens ein dankbares Andenken bewahrt. Neben dem, was Haus und Schule ihm boten, machte auf den von Jugend auf der gälischen Sprache mächtigen Knaben der gälische Dichter Dugald Buchanan einen tiefen Eindruck, namentlich dessen Gedicht: „Der jüngste Tag." In einem außerordentlich lebhaften Traume glaubte er sich im jüngsten Gericht zu befinden und als er, tief bewegt, von diesem Traum erwachte, suchte und fand er in ernstlichem Gebet Vergebung seiner Sünden und Versicherung der Gnade im Blute Jesu. Noch einen andern bedeut-

*) Auf Grund von: The Life of Alexander Duff, D. D. L. L. D., by George Smith, C. J. E. L. L. D. London 1879; und: The Indian Evangelical Review Bombay. Vol. VI.

samen Traum hatte er, als er einst im Walde eingeschlafen war. Er sah einen feurigen Wagen auf sich zukommen und vernahm dann eine Stimme, welche zu ihm sprach: „Komm hieher, ich habe Arbeit für dich zu thun.“ Ihm selbst war dieser Traum so unvergeßlich, daß er ihn noch kurz vor seinem Tode einem seiner Enkel erzählte. Zu einer großen Glaubensstärkung gereichte ihm eine Lebensrettung, die ihm als dreizehnjährigem Knaben widerfuhr. Mit einem Kameraden zusammen hatte er sich an einem Wintertag aufgemacht zu einem Besuche daheim. Sie kamen vom Wege ab, blieben im Sumpf und Schnee stecken und konnten zuletzt vor Ermüdung nicht mehr weiter. Schon hatten sie sich niedergelegt und waren also in der äußersten Gefahr zu erfrieren, da traf von weither ein Lichtstrahl, von der Fackel eines nächtlichen Fischers herrührend, ihre Augen, sie rafften sich noch einmal auf und waren bald gerettet. Die Erinnerung an diese gnädige Bewahrung machte, daß er in den vielen gefährlichen Lebenslagen, in die er späterhin geriet, stets ein unerschütterliches Vertrauen auf seinen Gott sich bewahrte.

Mit 15 Jahren wurde der schlanke unternehmende Jüngling, mit hellem durchdringendem Auge, als primus von der Schule entlassen und bezog nun die Universität zu St. Andrews, um Theologie, resp. zunächst nach schottischer Weise die alten Sprachen weiter zu studieren. Auch als Student zeichnete er sich durch Ernst, Entschiedenheit und Gelehrsamkeit aus, im Griechischen und Lateinischen, sowie in der Philosophie gewann er die ersten Preise. Weitaus den bedeutendsten Einfluß unter seinen akademischen Lehrern hatte Dr. Thomas Chalmers auf ihn. Als dieser große, ja gewaltige Mann, der eigentliche Begründer der schottischen Freikirche, im Herbst 1823 in St. Andrews, seiner Vaterstadt, als Professor einzog, wo er mit wahrer Begeisterung empfangen wurde, da fing ein ganz neues Leben auf der Universität, auch für den jungen Duff an. Nicht nur für seine wissenschaftliche Ausbildung waren die 5 Jahre, welche er Dr. Chalmers Vorlesungen hörte, entscheidend, er erhielt von ihm in persönlichem Verkehr auch fürs praktische Leben die förderndsten Anregungen, infolge deren der eifrige Student auch zugleich der Gründer einer Sonntagsschule und eines blühenden Studenten-Missionsvereins wurde. Dieser letztere, der sich das Studium des ganzen Missionsfeldes zur Aufgabe gemacht, wurde zu einer wahren Pflanzschule von Missionaren, wie denn überhaupt aus den Reihen der Schüler Chalmers besonders viel Missionare hervorgegangen sind, zwei Prozent von allen Studenten, die ihn hörten. 1828 folgte Dr. Chalmers einem Rufe als Professor nach Edinburgh; Duff begleitete ihn zwar nicht

dahin, aber er blieb mit seinem Lehrer, so lange er lebte, in lebendiger Korrespondenz. Der studentische Missionsverein gedieh fröhlich weiter.

Es war die Zeit, wo sich in Schottland der Missionssinn zu regen begann. Seit den Tagen jener berüchtigten General Assembly von anno 1796, die durch Majoritätsbeschluß erklärt hatte: die Kenntnis des Evangeliums unter barbarischen Völkern und heidnischen Nationen verbreiten zu wollen, erscheine ihr als eine höchst anmaßende und verkehrte Sache, hatte sich manches verändert. Seit 1800 bestand eine kleine Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis, die schon einzelne Missionare nach Astrachan und zu den nordamerikanischen Indianern ausgesandt hatte und die Mission in Serampore unterstützte. Einen wesentlichen Schritt weiter wurde die Missionssache in Schottland dann gebracht durch die gewaltige, von prophetischer Siegesgewißheit getragene Predigt, welche Dr. Inglis im Jahre 1818 am Jahresfest jener Gesellschaft hielt. Das war ein heller Posaunenton, der die Schläfer weckte. 1825 war man bereits so weit gekommen, daß die General Assembly den Beschluß faßte, ein Missions-Seminar in Indien mit 3 Lehrern nebst Zweigschulen in der Umgegend zu errichten. Als Vorsteher des Komitees, welches ernannt war, um die dazu nötigen Gelder zu sammeln und die Lehrer auszuwählen, ließ Dr. Inglis einen offenen Brief an das Volk Schottlands ausgehen, und als Antwort auf diesen Brief bot sich Duff an, um dem Herrn unter den Heiden zu dienen, wo es auch sei. Schon längst hatte ihn sein Herz mächtig nach Indien gezogen und nun war noch ein besonderer Umstand hinzu gekommen, seinen Entschluß zur Reife zu bringen. Ein lieber Freund und früherer Studiengenosse von ihm, John Urquhart, war nämlich schon als Missionar nach Indien gegangen. Natürlich interessierte ihn das weitere Ergehen dieses Freundes außerordentlich und jedesmal, wenn er seine Eltern in den Ferien besuchte, pflegte er ihnen auch von Missionar Urquhart zu berichten. Als er nun 1827 auch wieder zu Hause war, schwieg er merkwürdiger Weise ganz von seinem Freunde, so daß der Vater zuletzt fragen mußte: Aber was macht denn dein Freund Urquhart? Urquhart lebt nicht mehr, lautete die Antwort und dann fügte er langsam und bedeutsam hinzu: „Wie, wenn euer Sohn seinen Mantel aufnähme? Ihr habt damals Urquharts Entschluß gelobt — und ich habe seinen Mantel schon aufgenommen." Der Vater und die Mutter, denen er zuerst unter allen Menschen Mitteilung machte von dem Gelübde, das er Gott dargebracht, schwiegen betroffen still. Sie hatten so fest gehofft, den Sohn nun bald als Pastor in den Hochlanden zu sehen. Diese Hoffnung

sollten sie nun zu Grabe tragen, aber sie fanden sich schnell darein. Als im folgenden Jahre Dr. Inglis nun die Anfrage an Duff richtete, ob er als Missionar nach Kalkutta gehen wolle, sagte er zu, jedoch unter der Bedingung, daß er erst noch seine Studien vollendete. Wie er innerlich zu dieser Berufung stand, darüber sprach er sich in einem Briefe an Dr. Chalmers u. a. folgendermaßen aus:

„Wäre es eine Angelegenheit, in der es mit menschlicher Beratung und Anweisung gethan wäre, dann würden Sie ja der erprobte Freund gewesen sein, auf dessen Bereitwilligkeit einen guten Rat zu erteilen und auf dessen gesundes Urteil ich mich auf das getrosteste verlassen haben würde. Aber ich meine ganz in Übereinstimmung mit Ihren eigenen Ansichten gehandelt zu haben, wenn ich zu dem Schluß kam, diese gegenwärtige Frage müßte ganz allein zwischen mir und meinem Schöpfer ausgemacht werden. Indem ich nun in diesem Geiste die Frage mir ernstlich überlegte, kam ich zu dem Resultate, daß, so schwach auch mein Glaube sein mag und so sehr auch noch meine Wünsche an der Erde kleben, ich doch den Entschluß in meinem Herzen erkennen konnte, mich dem Dienste des Herrn zu weihen mit ganzem ungeteiltem Herzen und ohne durch irgend welchen Gedanken an Belohnung beeinflußt zu sein. Nachdem diese Frage betreffs meiner Beweggründe, wie ich zum Herrn hoffe, ohne Selbsttäuschung, beantwortet war, konnte ich die andere Frage betreffend die erforderlichen Begabungen keineswegs in gleicher mich selbst befriedigender Weise zum Abschluß bringen. Indes bei näherem Nachdenken schienen die herrlichen Verheißungen Gottes meinem zaghaften, schwankenden Sinn Vorwürfe zu machen und ich meinte so viel Glauben zu haben — ich hoffe, es war keine Anmaßung — um diesen Schluß zu ziehen: wenn ich in die Arbeit mit völliger Aufrichtigkeit des Herzens eintrete, im Glauben und mit Gebet, dann wird Gottes Gnade ausreichend sein für mich und seine Kraft wird in meiner Schwachheit vielleicht mächtig sein können. In dieser Gemütsverfassung konnte ich also den Entschluß fassen, die Stelle anzunehmen im Fall sie mir angeboten würde.

Der Ruf ist nun inzwischen an mich gekommen und ich bin bereit mit dem Propheten zu sprechen: Hier bin ich, sende mich. Das Werk ist ein äußerst schwieriges, aber es ist aus Gott und darum muß es gelingen; manche Opfer, die für Fleisch und Blut schmerzlich sind, werden gebracht werden müssen, aber keins, welches der Herrlichkeit, dem Heiland Seelen zu gewinnen, wert wäre. Im Gedanken an diese Herrlichkeit gerate ich vor Freuden fast in Entzückung und alles andre scheint mir als nichtig und unbedeutend zur Seite zu treten."

Nachdem Duff so über die Sache mit seinem Gott völlig ins reine gekommen war, galt es auch noch mit dem Missionskomitee ins reine zu kommen. Hier trat er mit großer Entschiedenheit auf. Um sich freier Hand für seine Arbeit zu bewahren, verlangte er, ganz ohne Instruktion ausgesandt zu werden, was man schließlich auch zugestand; nur das Versprechen verlangte man: das Seminar nicht in Kalkutta selbst sondern irgendwo auf dem Lande anzulegen. Und gerade dieses einzige Versprechen

konnte Duff später nicht halten, wie ihm sofort nach seiner Ankunft in Kalkutta klar wurde.

Nachdem diese Verhandlungen zum Abschluß gekommen und Duff auch seine Probepredigt in Edinburgh gehalten hatte, wurde er im Mai 1829 von der General Assembly einmütig zu ihrem ersten Missionar ernannt. Am 12. August wurde er in der St Georges Kirche in Edinburgh von seinem alten Lehrer und Freunde, Dr. Chalmers, ordiniert und hielt bei dieser Gelegenheit eine ganz wunderbar hinreißende Predigt. Auch noch auf mancher andern Kanzel durfte er vor seiner Abreise den Christen von Schottland ein Wort sagen und es gelang ihm schon damals, ihm selbst freilich unbewußt, hie und da einen neuen Geist wach zu rufen. Einer seiner Zuhörer von damals berichtete aus einer dieser Predigten das Wort: „Auf meinen Knieen in meinem Kämmerlein habe ich zu meinem Gott gesagt: O Herr du weißt, daß ich Gold und Silber, um sie für diese Sache zu geben, nicht besitze, was ich aber habe, das gebe ich dir, ich biete mich selbst dir dar — willst du dies Opfer annehmen? Ich meine, ich sehe ihn noch vor mir stehen, fügte der Mann hinzu, wie ihm bei diesen Worten die Thränen die Backen herunter liefen."

Im Lauf des Sommers besuchte der junge Missionar einen lieben alten Freund und wurde von demselben gefragt, ob er denn nicht verheiratet ausgehen wolle. Daran zu denken habe er noch keine Zeit gehabt, lautete Duffs Antwort. Aber er nahm sich die Sache zu Herzen und der Herr ließ es ihm so schnell gelingen, daß er noch vor seiner Ordination mit Frl. Anne Scott Drysdale getraut werden konnte und an ihr eine solche Perle fand, daß er selbst sagt: „Niemals hat ein Missionar ein hingebenderes Weib gehabt, als ich." Mit ihr zusammen reiste er im September nach London und trat dann, mit verschiedenen wertvollen Empfehlungen unter andern an den General-Gouverneur versehen, am 6. Oktober 1829 auf dem Schiff Lady Holland die Reise nach Kalkutta an.

2. Erste grundlegende Arbeit in Indien.

Aber nicht ohne Unfall sollte der angehende Missionar das Ziel seiner Reise erreichen. Schon in Madeira war das Schiff wochenlang durch Sturm aufgehalten worden, in der Nähe des Kaps aber erlitt es an einer kleinen Insel Schiffbruch. Hier in den Stunden der äußersten Lebensgefahr bewies Duff eine bewunderungswürdige Ruhe und Seelengröße, die auf einzelne seiner Mitpassagiere einen unvergeßlichen Eindruck machte. Auf ihn selbst aber machte bei diesem ganzen Erlebnis das den tiefsten

Eindruck, daß, als die ganze Gesellschaft glücklich auf dem unwirtlichen Inselchen gelandet war, ein Matrose ihm am andern Tage seine Bibel und sein Psalmbuch überbrachte, die er am Strande gefunden, die einzigen von seinen c. 800 Büchern, die aus dem Schiffbruch gerettet wurden. Dies nahm er als ein Zeichen vom Herrn, daß alles menschliche Wissen, von dem er ja selbst ein so reiches Maß besaß, immer nur Mittel zum Zweck, niemals aber Selbstzweck sein dürfe. Über den Verlust seiner Bücher schrieb er an Dr. Inglis: „Ich habe sie verloren, aber Gott sei Dank, ich kann hinzufügen ohne Murren. So vergehn des Lebens Herrlichkeiten, nur allein die Schätze, die im Himmel aufbewahrt bleiben, sind unverlierbar. Der Herr ist mir ein erbarmungsreicher Gott gewesen und nicht seine geringste Erbarmung erkenne ich in meiner Ergebung.“ An Dr. Chalmers schrieb er zu gleicher Zeit und bat dringend, daß man sich in Schottland durch dieses sein Mißgeschick ja nicht möchte entmutigen lassen. Nach längerem Aufenthalt in Kapstadt konnte dann auf einem zweiten Schiffe die Reise fortgesetzt werden, aber noch ein zweites Mal erlitt Duff Schiffbruch. Diesmal an der Mündung des Hooghly selbst, also unmittelbar vor der Ankunft in Kalkutta und zwar infolge eines jener entsetzlichen Wirbelwinde, wie sie jene Gegend ab und zu heimsuchen. Nachdem die Passagiere glücklich ans Land gerettet, mußte Duff gleich beim Betreten des indischen Bodens die Wirkungen der Kaste empfinden: man nahm die durchnäßten Schiffbrüchigen nicht in die Häuser auf und sie durften froh sein, daß sie noch in einem Tempel sich Unterkommen verschaffen konnten. Am 27. Mai, also nach mehr als siebenmonatlicher Reise, langten sie endlich in Kalkutta an und fanden namentlich auch von seiten des General-Gouverneurs, Lord W. Bentinck, einen sehr warmen Empfang. Als ihr zweifacher Schiffbruch bekannt wurde, sagte ein Eingeborner: „Sicherlich, dieser Mensch ist ein Liebling der Götter, sie müssen wohl für ihn hier in Indien ein wichtiges Werk zu thun haben.“

Damals als Duff in Kalkutta ankam, hatte ja schon seit geraumer Zeit evangelische Missionsarbeit in Bengalen, namentlich in Serampore und auch in Kalkutta selbst stattgefunden, aber die Erfolge derselben waren noch verschwindend gering, es gab in Kalkutta damals nur 3 Baptisten und außerdem noch 6 andere evangelische eingeborne Christen, so daß man es wohl einigermaßen begreifen kann, wenn hie und da die Meinung ausgesprochen wurde, es sei überhaupt ganz unmöglich einen richtigen Hindu zu bekehren und darum auch alle darauf gewandte Mühe rein vergeblich. Durch eine genaue Untersuchung aller in und um Kalkutta

betriebenen Missionsarbeit drängte sich Duff die Erkenntnis auf, daß die bis dahin befolgte Missions-Methode, die sich fast ausschließlich auf Straßenpredigt und literarische Arbeiten beschränkt hatte, den im Brahmanismus steckenden Hindus gegenüber sich so gut als erfolglos erwiesen habe, daß es ihr namentlich nicht gelungen sei, ein Christentum zu erzeugen, welches die Kraft eigener Weiterentwicklung in sich trüge. Darum faßte er den Plan, eine neue Methode zu versuchen, in welcher die Schule, die Erziehung, den Mittelpunkt bildete.

Um diesen Plan richtig zu verstehen und zu würdigen, muß man wissen, wie sich die englische Regierung bis zu jener Zeit zur Frage des Unterrichts der Eingeborenen gestellt hatte. Es war in dieser Beziehung äußerst wenig geschehen und dieses wenige ganz entschieden in verkehrter Richtung. Warren Hastings hatte zwar schon 1780 die sogenannte Madrissa gegründet, d. h. ein mohammedanisches Seminar (college), auf welchem das ganze Gebiet mohammedanischer Religion gelehrt wurde; die Absicht war natürlich gewesen, das Wohlwollen der einflußreichen Mohammedaner zu gewinnen. In Benares, der alten Priesterstadt war dann 1791 durch die Engländer das Sanscrit-College gegründet zur Pflege der alt-indischen heidnischen Literatur und Religion. In Kalkutta endlich hatte man 1817 das Hindu-College ins Leben gerufen, als das erste englische Seminar in Bengalen, ja in ganz Indien, aber nachdem dasselbe aus Privathänden in die der Regierung übergegangen, bestand auch hier unter der Leitung des Inspektor Wilson der Plan, mittelst der arabischen, persischen und Sanscrit-Sprache alle höhere Wissenschaft, die sich aber lediglich auf außereuropäisches Wissen beschränkte, mitzuteilen. Von irgend einem Einfluß des Christentums oder christlicher Wissenschaft war also dabei grundsätzlich keine Rede. In allen Schulen Kalkuttas zusammen gab es damals etwa 5000 Knaben, unter ihnen kaum 500 die etwas englisch verstanden und unter diesen kaum einen einzigen, der durch seine Kenntnis des Englischen dem Christentum irgendwie näher gekommen wäre.

Duffs neuer, schöpferischer Gedanke bestand nun darin, daß er sich sagte: Die bloße Predigt auf Straßen und sonst macht keinen Eindruck auf die Hindus, weil sie zu kurz und zufälliger Natur ist, nicht die volle und ganze Beweiskraft des Christentums entfalten kann und nicht auf einem persönlichen Vertrauensverhältnis basiert. Wirksamer ist schon ohne Zweifel jedes Gespräch unter vier Augen, am allerwirksamsten aber muß es sein, wenn ein Schüler Tag für Tag seinen Lehrer, dessen Überlegenheit und Vertrauenswürdigkeit er immer völliger anerkennen muß, ihm das

Evangelium verkünden hört. Also darauf wird es ankommen, die jungen Hindus unter den Einfluß eines solchen Unterrichts zu bringen, der ihre ganze heidnische Weltanschauung untergräbt und ihnen statt derselben die christliche, auf Grund des sich selbst an den Gewissen bezeugenden Wortes Gottes, vollständig und allseitig darlegt. Ein solcher Unterricht, in welchem die Bibel den Mittelpunkt bildet, der aber auch alle andern Wissenschaften befaßt, getragen und geheiligt durch Gottes Wort, muß aber wesentlich in englischer Sprache erteilt werden, nicht in den alten indischen Sprachen oder im Arabischen, aber auch nicht in der Landessprache, die zunächst für die Mitteilung der ganzen Fülle und Tiefe des christlichen Wahrheitsgehaltes völlig unbrauchbar ist. Nichts lag dabei Duff ferner, als etwa durch das Englische die Landessprachen verdrängen zu wollen; im Gegenteil, gerade auf diesem Wege glaubte er mit der Zeit solche Prediger in den Landessprachen zu gewinnen, die vermittelst der durch den englischen Unterricht erlangten tieferen Erkenntnis und aus der Fülle der englisch christlichen Literatur schöpfend, nun auch in ihren Landessprachen ihren Landsleuten das ganze und volle Evangelium zu verkündigen vermögen. Gerade so wie in seinem engeren Vaterlande der gälisch redende Teil der Bevölkerung niemals rechten Anteil hätte nehmen können an dem Geistesleben der ganzen Nation, wenn nicht seine Lehrer und Leiter eben mittelst ihrer Kenntnis des Englischen aus dem reichen Schatz englischer Literatur und Wissenschaft hätten schöpfen können, so, das ist seine Meinung, ist auch jetzt hier in Indien das Englische als Kanal der Mitteilung der christlichen Wahrheit in ihrer ganzen Fülle und Tiefe unentbehrlich. Gerade wie zur Zeit der Reformation die wieder zugänglich gewordene Kenntnis des Griechischen und Hebräischen ein tieferes Eindringen und Verständnis der Schrift erst ermöglichte, ohne mit der von der Reformation erhobenen Forderung der Predigt und des Jugendunterrichtes in den Volkssprachen im Widerspruch zu stehen, so verträgt sich auch bei Duff die Bedeutung, die er dem Englischen beimißt, aufs schönste mit der Predigt und dem Unterrichte in den Landessprachen. Daß eine ausgedehntere Anwendung des Englischen als Unterrichtssprache auch zur Stärkung des englischen Einflusses in Indien mächtig beitragen müßte, das konnte Duff durch Hinweisung auf die außerordentliche Bedeutung, welche in dieser Beziehung das Lateinische und Arabische gehabt hat, leicht beweisen und durfte er also hoffen, daß um deswillen sein System auch bei den Beamten und Politikern Anklang finden und in diesem Stück auch von ihnen nachgeahmt werden würde.

Daß er diesen Plan nirgend anders als in Kalkutta selbst auszuführen versuchen müßte, das stand Duff alsbald fest und ließ er sich daran auch nicht durch das seinem Komitee gegebene Versprechen hindern. Bei allen Missionaren in und um Kalkutta, die er nacheinander aufsuchte und mit denen er auch seine Gedanken besprach, fand er den entschiedensten Widerspruch mit Ausnahme Careys, den er absichtlich erst zu allerletzt aufsuchte und der seinen Plan völlig billigte. Namentlich war es der von ihm beabsichtigte Gebrauch des Englischen als Unterrichtssprache, was bei den Missionaren die ernstlichsten Bedenken erregte, weil es nach den seitherigen Erfahrungen, die sich aber lediglich auf religionslosen Unterricht bezogen, einen ganz übeln Namen erhalten hatte. Noch am Tage vor der Eröffnung seiner Schule besuchte ihn ein befreundeter Missionar und beschwor ihn hoch und teuer doch von dieser Idee völlig abzusehen, weil er damit sicherlich nichts anderes erreichen würde, als Kalkutta mit Schuften bevölkern. Durch alle solche Bedenken und Einwendungen ließ sich Duff aber von seinem Plane nicht im geringsten abwendig machen.

Am meisten Verständnis für seine Gedanken und, was noch wichtiger, die wertvollste Unterstützung zur Ausführung derselben fand er bei einem Manne, welcher, bis dahin vielleicht als der einzige, durch englischen Unterricht an seinem heidnischen Glauben irre geworden und zugleich dem Christentum wenigstens nahe gebracht worden war. Dies war Raja Rammohun Roy, der Begründer des Bramho Sobha, einer theistischen Richtung unter den Hindus, der freilich, weil er noch nicht zum vollen Glauben an Christum durchgedrungen war, bei den Missionaren, namentlich wegen seiner Schrift über die Lehre Jesu, gar nicht gut angeschrieben stand.

Um einen Anfang mit der Verwirklichung seines Planes zu machen, galt es für Duff drei nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden: ein passendes Lokal und zwar in dem Viertel der Eingeborenen zu finden, Schüler zu gewinnen und, was wohl die größte Schwierigkeit bildete, diese heidnischen Knaben willig zu machen, die Bibel in die Hand zu nehmen und sich dann unterrichten zu lassen. Denn das stand Duff unbedingt fest, daß in seiner Schule alle Tage von einer jeden Klasse, die dazu imstande sei, ein Abschnitt der Bibel gelesen und ihr erklärt werden müsse. Über alle diese Anfangsschwierigkeiten half ihm nun Rammohun Roy hinweg. Er bot ihm eine Halle in der Chittpore Road, die er für seine Versammlungen gemietet hatte, als Schullokal an, er lieferte ihm in den Söhnen seiner Anhänger die ersten Schüler, wenn es auch anfänglich nur fünf waren, und er war es auch, der sie dazu brachte, sich den

Unterricht in der Bibel gefallen zu lassen. Als nämlich Duff mit jenen fünf Schülern den Unterricht beginnen wollte, gab Rammohun Roy selbst ihnen die Bibel in die Hand, damit sie sie lesen sollten, und als sie sich dessen weigerten, weil das das h. Buch der Christen sei, in dem sie als Hindus nicht lesen dürften, da wußte er ihnen dies Bedenken dadurch zu nehmen, daß er sie auf die Engländer verwies, welche ihre hinduschen Schastras auch studiert hätten ohne darum Hindus geworden zu sein.

Nachdem einmal glücklich ein Anfang gemacht war, ging es über alles Erwarten gut. Nach kurzer Zeit zählte Duffs Schule schon 300 Schüler, ja es währte nicht lange, da mußte er sich nach einem größeren Lokal umsehen und mußte sogar viele, die gern aufgenommen werden wollten, zunächst noch abweisen. Duff hatte anfänglich fast gar keine Hülfe, nur einen Hülfslehrer, den er sich selbst in der Stadt gesucht, so mußte er täglich sechs Stunden geben und nachts sitzen und Schulbücher schreiben. Schon bald mußte er sich entschließen, ein eigenes Gebäude für seine Schule, in College Square, zu errichten, und als er nach Jahresfrist in einer großen öffentlichen Halle Examen abhielt, da erregte er mit den Leistungen seiner Schüler nicht geringes Erstaunen, am allermeisten aber damit, daß diese heidnischen Knaben die Bibel lasen und auf allerlei Fragen über christliche Dinge zu antworten wußten. Er hatte einen großen Erfolg und allgemeines Aufsehen erzielt, die ganze Stadt sprach von seiner Schule, der Andrang von Schülern wuchs noch ganz bedeutend und der Besucher wurden bald so viele, daß man einen bestimmten Tag der Woche, Sonnabend, für sie festsetzen mußte, um all zu häufige Störungen zu vermeiden. Und nicht nur in Kalkutta selbst fand er Anerkennung; sein Princip wurde alsbald auch nach verschiedenen anderen Orten hin verpflanzt, ja ein Heide bot ihm ein Gebäude und die nötigen Mittel an, um eine ähnliche Schule in Takee zu errichten.

Wie stand es nun aber mit den Missionserfolgen dieser Schule? Duff selbst hatte sich darüber nie getäuscht, als ob er etwa auf die Bekehrung aller seiner Schüler oder auch nur vieler von ihnen rechnen könnte. Aber es war doch schon etwas, wenn Gottes Wort anfing an den Herzen dieser jungen Heiden sich zu bezeugen, wenn ein junger Brahmane bei den Worten: „Die Liebe erträgt alles“ ausrief: „Ach, das ist zu gut für uns, wer kann so etwas thun?“ oder wenn bei dem Gebot des Herrn: „Liebet eure Feinde“, ein anderer ausrief: „O wie herrlich, ja das ist die Wahrheit.“ Ehe es indessen zu den ersten wirklichen Bekehrungen aus dem Kreise seiner Schüler kam, sollte es zuvor noch durch verschiedene Wechselfälle gehen.

Die liebe Jugend, die durch das Lesen von Gottes Wort und wohl mehr noch durch die ihnen schnell einleuchtenden Erklärungen des Regens, der Sonnenfinsternisse ꝛc. an ihrem Hinduglauben anfing irre zu werden, brüstete sich daheim mit der neu erlangten Weisheit, und so erhob sich unter den Hindus der Angstruf: „Unser Glaube kommt durch diese neue Schule in Gefahr.“ Alsbald wurde im Chundrika, der Zeitschrift der strengen Hindus, der Beschluß veröffentlicht, alle, welche Duffs Schule besuchten, aus der Kaste auszustoßen. Am nächsten Morgen kamen von allen nur noch 6 Schüler. Duff aber ließ sich nicht bange machen, ging ruhig seines Weges weiter und nach 8 Tagen waren alle Schüler wieder da.

Eine noch viel schlimmere und viel allgemeinere Aufregung unter den Hindus entstand aber, als Duff nicht lange darnach mit drei anderen ähnlich gesinnten Männern eine Reihe von öffentlichen Vorlesungen eröffnete, durch welche man dem unter den jungen gebildeten Hindus, namentlich unter den Studenten des Hindu College sich ausbreitenden Atheismus entgegen zu arbeiten suchen wollte. Die Hindus beschuldigten das Gouvernement, daß es seinem ausdrücklichen Versprechen zuwider jetzt ihre Söhne zu Christen machen wollte; wodurch sich die Leiter des Hindu College zu der Veröffentlichung eines Beschlusses veranlaßt sahen, daß alle Studenten, welche an politischen oder religiösen Disputationen teilnehmen, entlassen werden sollten. Auf Rat des General-Gouverneurs, den Duff aufsuchte und der ihm seine persönliche Sympathie mit seiner Arbeit bezeugte, standen Duff und seine Freunde von der Fortsetzung dieser Vorlesungen vorläufig ab, um erst einmal diese Aufregung vorüber gehen zu lassen, in seinem eigenen College aber ging die Arbeit ruhig weiter.

Unter den jungen gebildeten Hindus war aber schon eine Bewegung und Gährung entstanden, die sich nicht wieder beruhigen ließ. Diese Richtung, die sich allerdings zunächst hauptsächlich in einer übermütigen Hinwegsetzung über alle Vorschriften der Kaste äußerte, war von Duff schon lange mit einer gewissen Genugthuung beobachtet worden und wirklich, aus diesen Reihen kamen ihm seine ersten Bekehrten. Einen von diesen jungen Leuten, der wegen eines übermütigen Streiches aus seiner Kaste ausgestoßen war, Krishna Mohun Banerjea, nahm Duff in sein Haus auf und mit ihm und anderen ähnlich gesinnten Jünglingen richtete er abends Besprechungen ein, die bald von 50—60 meist ernstlich nach der Wahrheit suchenden jungen Leuten besucht wurden. Aus ihnen wurde am 28. August 1832 Mohesh Chunder Chose, ein ehemaliger Student des Hindu College und gewesener Atheist, der von sich sagte: „Trotz meiner selbst bin ich ein Christ

geworden," als der erste getauft. Zwei Monate darnach folgte ihm Mohun Banerjea, früher ein Glied der höchsten Klasse der Brahmanen (Koolin) und nicht lange darauf noch zwei, von denen der eine in Duffs Studierzimmer getreten war mit der Frage: „Giebt es noch eine Rettung für mich?" — Ereignisse, welche die ungeheuerste Aufregung in Kalkutta hervorriefen.

Inzwischen hatte sich Duffs Schule unter dem Beistand seines tüchtigen Mitarbeiters Mackay, den man ihm aus Schottland nachgesandt hatte, mächtig entfaltet. Duff war der Ansicht, daß eine solche Schule für Christum nur dann wirklich etwas ausrichten könne, wenn sie die Jünglinge so lange unter ihrem Einfluß behielte, bis ihr Urteil und ihr Charakter einigermaßen gereift seien. Deswegen war seine Absicht, einen zehnjährigen Kursus einzurichten. Dabei war sein Augenmerk darauf gerichtet, nicht nur seiner eigenen schottischen Kirche, sondern wo möglich allen evangelischen Missionen von Nutzen zu sein und deshalb hätte er am liebsten ein gemeinsames Missions-College eingerichtet, ein Gedanke, welcher bei der Missions-Konferenz in Kalkutta freudige Zustimmung fand, dessen Ausführung aber leider an der Uneinigkeit der evangelischen Kirchen daheim scheiterte.

Die weittragendsten Wirkungen erzielte Duff durch seine Schule aber dadurch, daß sie den Anstoß gab zu einem völligen Umschwung in dem Unterrichtssystem der Regierung. Neben Lord Bentink, dem General-Gouverneur selbst, war es namentlich Charles Trevelyan, damals einer der Direktoren der O. J. Kompagnie, der durch Duff ein eifriger Fürsprecher des englischen Unterrichts geworden war, weil er darin ein mächtiges Mittel erkannt hatte, den heidnischen Aberglauben zu erschüttern. Trotz des sehr heftigen Widerstandes von seiten der Anhänger des alten Systems setzte er es doch durch, daß die Regierungsunterstützung vor allen den englischen Schulen zugewandt wurde und daß zuletzt im Jahre 1835 ein Gouvernements-Beschluß zu gunsten des Englischen erlassen wurde, als dessen eigentlichen Urheber man wohl niemand anders als Duff bezeichnen muß. Die wichtigsten Sätze dieser Verordnung waren die, daß von Rechts wegen alle von der Regierung für Unterricht gewährten Summen ausschließlich dem englischen Unterricht zu gute kommen sollten und daß den auf andere Sprachen basierten Anstalten nur noch zeitweise Unterstützung gewährt werden könne. Alle disponibel werdenden Gelder sollten darauf verwandt werden, mittelst der englischen Sprache dem Volke eine Kenntnis englischer Literatur und Wissenschaft beizubringen. Natürlich hatte damit

die Regierung die Verpflichtung anerkannt, für die Errichtung solcher Schulen, in denen englischer Unterricht gegeben würde, auch im ganzen Lande zu sorgen, aber es währte noch 20 Jahre, ehe man wirklich daran ging, mit der Erfüllung dieser gewaltigen Aufgabe ernst zu machen. Zunächst geschah weiter nichts, als daß man durch einen Kommissar über den Zustand der Schulen in Bengalen genauere Erhebungen anstellen ließ, welche ergaben, daß von den schulpflichtigen Kindern 92% absolut keine Gelegenheit hätten zur Schule zu gehen.

So sehr sich Duff über diese wichtige Wendung, die ja ganz seinen Ideen entsprach, freute, so sah er doch völlig klar ein, daß mit dem Englischen allein noch wenig, ja fast nichts geholfen sei, wenn nicht das Christentum dazu komme, wenn nicht die Missionare durch eine ganz neue und ausgedehntere Thätigkeit ihrerseits die ihnen durch das dem Englischen gegebene Übergewicht gebotene kostbare Gelegenheit mit aller Energie ausnutzten. Vielleicht war es eben deswegen sehr gut und heilsam, daß diese neuen Ideen der Regierung nicht gleich damals zur Ausführung kamen, sondern erst 20 Jahre später, nachdem inzwischen die Mission bedeutend erstarkt und so ihrer neuen Aufgabe wenigstens einigermaßen gewachsen geworden war.

Außer seiner Schule war Duff aber während seines ersten fünfjährigen Aufenthalts in Indien auch noch in mannigfacher Art anderweitig im Segen thätig gewesen. Da er von Anfang an die große Bedeutung der Presse erkannt hatte, so ließ er seit 1832 ein monatliches Magazin, den Calcutta Christian Observer, erscheinen, welches wissenschaftliche und praktische Theologie, Bibel-Kritik und Übersetzung, Missionsarbeiten, europäische und eingeborne Institute, Recensionen von Büchern und den Fortschritt auf allen möglichen Gebieten in den Bereich seiner Besprechungen ziehen sollte und durch welches er auf die öffentliche Meinung und auf die Handlungen der Regierung Einfluß zu gewinnen hoffte und auch wirklich gewann. Außerdem gab er ein mehr populäres Wochenblatt, den Friend of India, heraus.

Von 1831—32 übernahm er zu seiner übrigen schon so mannigfaltigen Arbeit noch die eines Pastors an der schottisch-presbyterianischen Gemeinde, die sich nach langem Kampf eine stattliche Kirche erbaut hatte und deren damaliger Pfarrer wegen seiner geschwächten Gesundheit eilig Indien verlassen mußte. Als er zum erstenmal in der großen geräumigen Kirche zu predigen hatte, fand er kaum 8 Zuhörer auf den 800 Sitzplätzen, so daß er sich, wie er selbst sagt, vorkam wie in einer leeren wüsten

geworden," als der erste getauft. Zwei Monate darnach folgte ihm Mohun Banerjea, früher ein Glied der höchsten Klasse der Brahmanen (Koolin) und nicht lange darauf noch zwei, von denen der eine in Duffs Studierzimmer getreten war mit der Frage: „Giebt es noch eine Rettung für mich?" — Ereignisse, welche die ungeheuerste Aufregung in Kalkutta hervorriefen.

Inzwischen hatte sich Duffs Schule unter dem Beistand seines tüchtigen Mitarbeiters Mackay, den man ihm aus Schottland nachgesandt hatte, mächtig entfaltet. Duff war der Ansicht, daß eine solche Schule für Christum nur dann wirklich etwas ausrichten könne, wenn sie die Jünglinge so lange unter ihrem Einfluß behielte, bis ihr Urteil und ihr Charakter einigermaßen gereift seien. Deswegen war seine Absicht, einen zehnjährigen Kursus einzurichten. Dabei war sein Augenmerk darauf gerichtet, nicht nur seiner eigenen schottischen Kirche, sondern wo möglich allen evangelischen Missionen von Nutzen zu sein und deshalb hätte er am liebsten ein gemeinsames Missions-College eingerichtet, ein Gedanke, welcher bei der Missions-Konferenz in Kalkutta freudige Zustimmung fand, dessen Ausführung aber leider an der Uneinigkeit der evangelischen Kirchen daheim scheiterte.

Die weittragendsten Wirkungen erzielte Duff durch seine Schule aber dadurch, daß sie den Anstoß gab zu einem völligen Umschwung in dem Unterrichtssystem der Regierung. Neben Lord Bentink, dem General-Gouverneur selbst, war es namentlich Charles Trevelyan, damals einer der Direktoren der O. J. Kompagnie, der durch Duff ein eifriger Fürsprecher des englischen Unterrichts geworden war, weil er darin ein mächtiges Mittel erkannt hatte, den heidnischen Aberglauben zu erschüttern. Trotz des sehr heftigen Widerstandes von seiten der Anhänger des alten Systems setzte er es doch durch, daß die Regierungsunterstützung vor allen den englischen Schulen zugewandt wurde und daß zuletzt im Jahre 1835 ein Gouvernements-Beschluß zu gunsten des Englischen erlassen wurde, als dessen eigentlichen Urheber man wohl niemand anders als Duff bezeichnen muß. Die wichtigsten Sätze dieser Verordnung waren die, daß von Rechts wegen alle von der Regierung für Unterricht gewährten Summen ausschließlich dem englischen Unterricht zu gute kommen sollten und daß den auf andere Sprachen basierten Anstalten nur noch zeitweise Unterstützung gewährt werden könne. Alle disponibel werdenden Gelder sollten darauf verwandt werden, mittelst der englischen Sprache dem Volke eine Kenntnis englischer Literatur und Wissenschaft beizubringen. Natürlich hatte damit

die Regierung die Verpflichtung anerkannt, für die Errichtung solcher Schulen, in denen englischer Unterricht gegeben würde, auch im ganzen Lande zu sorgen, aber es währte noch 20 Jahre, ehe man wirklich daran ging, mit der Erfüllung dieser gewaltigen Aufgabe ernst zu machen. Zunächst geschah weiter nichts, als daß man durch einen Kommissar über den Zustand der Schulen in Bengalen genauere Erhebungen anstellen ließ, welche ergaben, daß von den schulpflichtigen Kindern 92% absolut keine Gelegenheit hätten zur Schule zu gehen.

So sehr sich Duff über diese wichtige Wendung, die ja ganz seinen Ideen entsprach, freute, so sah er doch völlig klar ein, daß mit dem Englischen *allein* noch wenig, ja fast nichts geholfen sei, wenn nicht das *Christentum* dazu komme, wenn nicht die *Missionare* durch eine ganz neue und ausgedehntere Thätigkeit ihrerseits die ihnen durch das dem Englischen gegebene Übergewicht gebotene kostbare Gelegenheit mit aller Energie ausnutzten. Vielleicht war es eben deswegen sehr gut und heilsam, daß diese neuen Ideen der Regierung nicht gleich damals zur Ausführung kamen, sondern erst 20 Jahre später, nachdem inzwischen die Mission bedeutend erstarkt und so ihrer neuen Aufgabe wenigstens einigermaßen gewachsen geworden war.

Außer seiner Schule war Duff aber während seines ersten fünfjährigen Aufenthalts in Indien auch noch in mannigfacher Art anderweitig im Segen thätig gewesen. Da er von Anfang an die große Bedeutung der *Presse* erkannt hatte, so ließ er seit 1832 ein monatliches Magazin, den Calcutta Christian Observer, erscheinen, welches wissenschaftliche und praktische Theologie, Bibel-Kritik und Übersetzung, Missionsarbeiten, europäische und eingeborne Institute, Recensionen von Büchern und den Fortschritt auf allen möglichen Gebieten in den Bereich seiner Besprechungen ziehen sollte und durch welches er auf die öffentliche Meinung und auf die Handlungen der Regierung Einfluß zu gewinnen hoffte und auch wirklich gewann. Außerdem gab er ein mehr populäres Wochenblatt, den Friend of India, heraus.

Von 1831—32 übernahm er zu seiner übrigen schon so mannigfaltigen Arbeit noch die eines Pastors an der schottisch-presbyterianischen Gemeinde, die sich nach langem Kampf eine stattliche Kirche erbaut hatte und deren damaliger Pfarrer wegen seiner geschwächten Gesundheit eilig Indien verlassen mußte. Als er zum erstenmal in der großen geräumigen Kirche zu predigen hatte, fand er kaum 8 Zuhörer auf den 800 Sitzplätzen, so daß er sich, wie er selbst sagt, vorkam wie in einer leeren wüsten

Wildnis. Durch fleißige Besuche bei den Gliedern seiner Gemeinde und durch die Macht und Anziehungskraft seiner Predigt brachte er es aber bald dahin, daß sich seine Kirche mehr und mehr füllte. Und nicht nur das, es gelang ihm auch in der Beobachtung des Sonntags wenigstens einen Anfang zum bessern unter den Europäern zustande zu bringen. Bis dahin war in Kalkutta sowohl von seiten der Regierung als auch der europäischen Kaufleute der Sonntag gar nicht gehalten worden. Als Duff nun einst zu einem vornehmen schottischen Kaufmann gerufen wurde, um dessen Kind zu taufen, stellte er die Bedingung, daß der Vater sich auch bereit erklären müsse, den Forderungen des Wortes Gottes, besonders in Bezug auf den Sonntag, nachzuleben. Der Kaufmann ging darauf ein und machte am nächsten Sonntag die Probe mit den 500 Arbeitern und Untergebenen, die er beschäftigte, indem er ihnen für die 6 Tage, die sie von nun an in jeder Woche arbeiten sollten, den gleichen Lohn versprach, wie vorher für die sieben, und siehe da, der Mann fand bald, daß er sowohl wie seine Leute sich sehr gut standen bei dieser Neuerung.

Weiter erwarb Duff sich ein Verdienst dadurch, daß er wesentlich mit dazu half, die Stellung der christlichen Halb-Europäer, der sogenannten Eurasians, sowie der bekehrten Hindus, zu verbessern. Warren Hastings hatte nämlich seiner Zeit, ohne zu wissen, was er that, sowohl den Hindus als Mohammedanern die ungestörte Beibehaltung ihres eigenen Erbrechtes garantiert. In Folge dessen wurden alle, die da Christen wurden, ohne weiteres von ihrem Erbe ausgeschlossen, und da die ostindische Kompagnie sie außerdem in keins ihrer Ämter zuließ, so befanden sich diese armen Leute in der allerunglücklichsten Lage. Unter den Eurasians entstand nun 1830 eine Bewegung, um hierin Wandel zu schaffen, und indem Duff und andere sich nach Kräften dieser Sache annahmen, wurde 1832 die Bestimmung getroffen, daß niemand wegen Religionswechsel solle enterbt werden dürfen und ebenso öffnete Lord Bentink die Regierungsposten allen ohne Unterschied der Religionen.

Ferner half Duff einen entscheidenden Umschwung mit herbeiführen in der Beurteilung der Mission von seiten der öffentlichen Meinung. Bis dahin war die Mission in englisch Indien ganz allgemein verachtet gewesen. Als nun der missionsfeindliche Schulinspektor Dr. Wilson dieser Verachtung bei einer ihm passenden Gelegenheit Ausdruck verlieh, zwang ihn Duff im Verein mit anderen Missionaren, sich öffentlich darüber zu entschuldigen. Ebenso, als ein Advokat bei Gelegenheit eines Prozesses, der sich über die Taufe eines jungen Hindu erhoben hatte, in den verächtlichsten und

ehrenrührigsten Ausdrücken über die Missionare öffentlich gesprochen und Duff, der ihn darüber zur Rede stellen wollte, einfach abgewiesen hatte, verarbeitete dieser ihn in einer Zeitung (Englishman) so gründlich, daß der Mann ein für allemal abgethan war und mit ihm zugleich auch die seitherige allgemeine Verachtung der Mission. Dazu hatte aber auch vor allem seine Schule mit beigetragen, die sich inzwischen zu einem stattlichen Kollege entwickelt hatte, dessen Examen ein Hauptereignis in Kalkutta bildete, welches von allen Zeitungen jedesmal besprochen und sogar vom General-Gouverneur Lord Bentink besucht wurde. Als dieser letztere Indien verließ, gab er noch zuletzt den Missionaren den Rat, sich doch ja nicht auf irgend welche weltliche Mittel zu verlassen, sondern auf fromme und gebildete Missionare und alle Kraft auf die Schule zu verwenden, ein Wort, das zugleich ein bedeutsames Zeugnis für Duff und seine Arbeit enthält.

Unter den vielen Fremden, die Duffs Schule besuchten, befand sich auch der Darbisten-Missionar Anthony Groves, der über alles, was er hier sah und hörte, so entzückt war, daß er sich zu Duff wandte und ausrief: „Hier finde ich, was ich überall vergeblich gesucht habe, seitdem ich England verließ. Ich habe in Bagdad fast täglich den erwachsenen Eingeborenen gepredigt, aber selbst bei den aufmerksamsten hatte ich immer das peinliche Gefühl, als ob eine Scheidewand zwischen ihnen und mir sei. Hier fühle ich dagegen, daß jedes meiner Worte zu Herzen geht. Ich könnte meine ganze Seele in die ihrige ausleeren. Wie kommt das?“ Als Antwort öffnete Duff die Thür zu dem großen Klassenzimmer und wies ihn auf die emsige kleine Schar, die das englische Alphabet buchstabierten. „Hier haben Sie die Antwort auf Ihre Frage,“ sagte er. „Ich erinnere mich der Zeit noch sehr gut, wo ich solche Beschäftigung mit Ekel von mir gewiesen haben würde, nicht nur als unerträglich langweilig, sondern auch als unter der Würde des geistlichen Amtes. Als ich aber hierher kam, merkte ich bald, daß dies für eine regelrechte Erreichung meines höchsten Zieles unumgänglich notwendig sei. So habe ich denn, nach dem Grundsatze, allen alles zu werden, hier vor 4 Jahren das A B C gelehrt und habe damit angehalten trotz des Spottes von der einen, der Verachtung von der andern und der Verwunderung von allen Seiten. Sie selbst haben heute etwas von den Früchten jener Arbeit gesehen und ich frage Sie nun, war es nicht doch der Mühe wert, so klein zu beginnen, um schließlich ein so hohes Ziel zu erreichen?“ „Wahrlich,“ erwiderte Groves, „dies bringt für mich die ganze Sache in ein neues Licht. Ich gestehe offen, daß ich bei meiner Abreise von England ein abgesagter Feind der

Schule als Missionsmittel war, aber ich bekenne, daß ich von nun an infolge dessen, was ich heute gesehen habe, ihr Freund und Verteidiger bin."

Das war für Duff der letzte Besuch in seiner Schule gewesen. Schon zwei Jahre zuvor hatte er nach der Visitation einer Schule in den Sunderbunds einen Anfall von Sumpffieber gehabt, dem dann später Wechselfieber gefolgt war, jetzt erkrankte er so heftig an der Dysenterie, daß vier Ärzte seinen Fall für hoffnungslos erklärten. Seine außerordentlich zähe und elastische Konstitution überstand dennoch die Krankheit, aber so bald er nur ein klein wenig besser war, drangen die Ärzte mit Nachdruck auf sofortige Abreise. So trug man ihn denn aufs Schiff und mit ihm seine Frau, die eben am Tage ihrer Abfahrt von einem Sohne entbunden wurde. Unterwegs in der kühlen Seeluft erholte er sich allmählich; am Kap war er doch schon wieder so weit gekräftigt, daß er ans Land gehen und sein Kindlein taufen lassen konnte. Zu Weihnachten 1834 lief das Schiff glücklich in den Clyde ein, Duff war wieder in seiner Heimat.

3. Erste grundlegende Arbeit in der Heimat.

Nur sehr wider seinen Willen war er heimgekehrt, noch dazu so bald schon, aber ein Gedanke hatte ihn dabei getröstet, daß er vielleicht daheim die große Sache, der er sein Leben geweiht hatte, fördern könnte. In der That es war sehr gut, daß er kam, um in der Heimat das Fundament, ohne welches eine gedeihliche Entwickelung der Arbeit draußen nicht möglich war, zu befestigen und zu erweitern. Bei seinem Freunde Chalmers fand er einen sehr herzlichen Empfang und warme Sympathie, im übrigen aber trat ihm eine große Gleichgiltigkeit und Trägheit entgegen, kaum daß man ihn an ganz vereinzelten Orten zu einer Predigt einlud und seinem Komitee gegenüber, das ihn wegen eines ohne seine Erlaubnis gehaltenen Meetings zur Rede stellen wollte, mußte er auf das energischste seine Freiheit wahren. Da gab es in der That Arbeit genug für ihn, wenn er die Christen Schottlands zu solchen Leistungen für die Mission bringen wollte, wie er sie für angemessen hielt und wie er es auch schon einige Jahre zuvor in einem Briefe an Dr. Inglis ausgesprochen hatte. Derselbe hatte ihm nämlich mit Freuden mitgeteilt, daß sie jetzt auf ein Einkommen für die Mission von 1200 Pfdstrl. rechnen könnten. Duff erwiderte, man müsse nicht eher ruhen, bis man statt 1200 Pfdstrl. 12000 Jahreseinnahme hätte und dürfe selbst dabei nicht stehen bleiben. Dieser sein Brief fiel ihm jetzt in Schottland wieder in die Hände und da fand er, daß ein Mitglied des Komitees dazu an den Rand geschrieben hatte: „Der Mensch

ist verrückt. Die indische Sonne hat ihm den Kopf verdreht.“ Mit aller Energie ging er nun auf sein Ziel los und zwar nach dem Schlachtplan, den er während der ruhigen Zeit seiner Seereise sich ganz genau ausgedacht hatte. Nachdem er zuerst einer Einladung der Presbyterianer in London gefolgt war und dort in allen presbyterianischen Gemeinden die Bildung von Hülfskomitees zustande gebracht hatte, hielt er, kaum erst von einem neuen Krankheitsanfall wiederhergestellt, im Mai zu Edinburg in der General Assembly eine ganz gewaltige Rede, die bei allen Zuhörern einen völlig durchschlagenden Erfolg hatte und selbst harte Juristen und stolze Lords zu Thränen rührte. Mit glänzender und unwiderstehlicher Beredsamkeit wußte er eben so wohl die heilige Verpflichtung Englands zum Werk der Mission in Indien, als die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit seiner besondern Methode als der einzig richtigen, um tüchtige eingeborne Prediger zu gewinnen, darzulegen. Zur Widerlegung des altbekannten von der vielfachen Not in der Heimat hergenommenen Einwandes gegen die Heidenmission sagte er u. a.:

„So oft wir für die Heiden plädieren, wird uns immer geantwortet, es giebt noch so viele Heiden hier in der Heimat, es giebt noch so sehr viel hier in der Nähe zu thun, warum also in die Ferne schweifen? Ich habe den starken Verdacht, daß eben diejenigen, welche diesen Grund am lautesten vorbringen, grade die Leute sind, die nur wenig thun und sich noch weniger kümmern um die Heiden sowohl hier in der Heimat als draußen. Auf alle Fälle ist es ein Einwand, der sich besser für einen Heiden paßt als für einen Christen. Die Apostel haben jedenfalls nicht so argumentiert, denn sonst hätten sie ja in Jerusalem bleiben und sich mit den ungläubigen Juden dort abplagen müssen bis sie der Tag, der die Stadt ihrer Väter in Asche legte, übereilt hätte. Wenn wir uns nach jenem Einwande richten wollten, so könnte man uns mit Recht vorwerfen, daß wir dem Beispiel der Apostel nicht folgten und wir würden hier in der Heimat aufgehalten werden, bis daß uns die Flammen des jüngsten Tages übereilten. Ich für meine Person kann durchaus keinen Gegensatz zwischen der Arbeit daheim und draußen erkennen. Ich bin froh, daß man so viel für die Heimat thut, aber es könnte noch zehnmal so viel geschehen hier daheim und draußen.“

Als er endlich nach mehr denn zweistündiger Rede geendet hatte, war die ganze Versammlung so tief und gewaltig ergriffen, daß man einmütig Dr. Gordon aufforderte, den Dank aller im Gebete Gott darzubringen, und der ehrwürdige Dr. Stewart erklärte: „Ich habe Fox und Pitt im Parlament reden hören, muß aber feierlich bezeugen, daß ich von keinem der beiden je eine Rede gehört habe, die sich in Bezug auf Erhabenheit des Tons, der Gedanken und ihrer überzeugenden und überwältigenden Kraft mit der soeben gehörten vergleichen ließe.“ Durch diese Rede hatte Duff sich alle Herzen gewonnen und sich so für seine beabsichtigte Arbeit

die Thüren erschlossen; auch erließ die General Assembly eine Empfehlung an alle Gemeinden und Presbyterien, Duff aufzunehmen und Lokal-Missionsvereine zu gründen. Er beabsichtigte nichts geringeres, als alle Presbyterien einzeln zu besuchen und ihnen zu predigen. Jede Woche besuchte er in der Regel 3 Orte und so belief sich nach $2^1/_2$ Jahren die Zahl der von ihm besuchten Presbyterien auf 70, die der besuchten Gemeinden auf mehrere hunderte. Indem er sich dabei sorgfältig hütete, einer der vorhandenen kirchlichen Parteien zu nahe zu treten, die Mission vielmehr als eine über den Parteien stehende gemeinsame Angelegenheit behandelte, gelang es ihm sogar, eine Annäherung zu bewirken. Wie erfolgreich seine Arbeit war, das beweist am besten der Umstand, daß die Beiträge für die Mission aus der Kirche Schottlands sich in den Jahren 1835 bis 1837 von 1200 Pfdstrl. auf 7589 Pfdstrl. hoben, ja bis zum Jahre 1839 hatten sie sich, alle verschiedenen Missionsarbeiten zusammengerechnet, sogar vervierzehnfacht. Daß es ihm dabei auch an mancherlei persönlichen Anerkennungen und Ehrenbezeugungen nicht fehlte, versteht sich von selbst. Die Universität von Aberdeen kreierte ihn zum Doktor der Theologie und namentlich machten verschiedene Gemeinden, in Edinburg und anderwärts die größten Anstrengungen, ihn zur Annahme einer Pfarrstelle zu bewegen. Dies letztere schlug er überall unbedingt aus, da sein Leben nun einmal der Heidenmission gewidmet sei. Es ist gar nicht zu verwundern, daß er bei solcher angestrengten und aufreibenden Thätigkeit wiederholt neue Fieberanfälle hatte, infolge deren er zunächst freilich an die Rückkehr nach Indien nicht denken konnte, ja sich zeitweise monatelang ganz ruhig halten mußte in seiner Wohnung in einer der Vorstädte Edinburgs.

Natürlich blieb Duff während dieser Zeit in der regsten Korrespondenz mit seinen Mitarbeitern in Kalkutta. Er suchte sie durch das neu erwachte und sich so mächtig ausbreitende Interesse an der Missionssache zu immer größerem Eifer und Energie anzutreiben, weil jetzt die Augen von ganz Schottland auf sie gerichtet seien, aber nicht nur das, sondern er war auch unablässig bemüht, ihre Reihen durch neue, tüchtige Kräfte zu verstärken. Denn nicht um Gewinnung von größeren Geldmitteln allein war es ihm zu thun, vielmehr lag ihm daran, neue Arbeiter zu gewinnen, und er gewann deren in der That eine ganze Reihe, die sich meist hernach als sehr tüchtige Missionare hervorgethan haben, so Mc. Cheyne, John Milne, John Anderson, Braidwood, Johnston, Dr. Murray Mitchell, Th. Smith und Stephen Hislop. Mit Hülfe dieser Männer konnte die Kirche Schottlands ihre Arbeit ganz bedeutend ausdehnen, und außer ihrer Station in

Kalkutta, wo die Zahl der Missionen auf 4 gebracht wurde, ähnliche Centralstationen auch in Madras und Bombay anlegen.

Duffs anregende und aufweckende Thätigkeit blieb übrigens nicht auf Schottland beschränkt. Nachdem er schon früher von den Presbyterianern nach London gerufen worden war, wurde er 1836 von der Church Miss. Society eingeladen zu den Mai-Meetings, und zwar war er der erste Redner, den diese Gesellschaft bis dahin sich von außerhalb der Grenzen ihrer eigenen Kirche gesucht hatte. Seine damalige Rede machte schon großen Eindruck, noch größeren aber diejenige, welche er im folgenden Jahre ebenfalls im Mai an die Presbyterianer in London hielt und in der er mit schneidender Ironie auf den ungeheuren Widerspruch hinwies zwischen den vielen hochtönenden Phrasen, die man in Exeter Hall zu hören gewohnt sei und den geringen Opfern und unbedeutenden Thaten, die dann darauf zu folgen pflegten. Eine ähnliche gewaltige Rede hielt er dann noch in demselben Jahre in der General Assembly in Edinburg, in der er einen dringenden Appell erhob, die kostbare Gelegenheit, wie sie sich in Indien eben jetzt biete, nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen und durch eine viel ausgedehntere Missionsarbeit die von der Regierung gemachten Anstrengungen richtig und heilsam zu ergänzen.

Als er endlich 1839 wieder so weit gekräftigt war, daß er sich zur Abreise nach Indien rüsten konnte, da durfte er sich sagen, daß, wenn er auch nicht alle seine Pläne, so wie er gehofft, hatte völlig zur Ausführung bringen können, es ihm doch mit Gottes Hülfe gelungen sei, die Missionssache in seinem Vaterland mächtig zu fördern und die Unterstützung derselben zu einer wohl organisierten Arbeit seiner Kirche gemacht zu haben. Und ebenso mußte es sein Herz mit Dankbarkeit erfüllen, wenn er daran dachte, wie er vor 9 Jahren als der erste und einzige Missionar dieser Kirche nach Indien ausgezogen und wie jetzt schon 8 Boten der Kirche von Schottland in Indien arbeiteten.

Zum zweitenmale entließ ihn Dr. Chalmers mit einem herzlichen Abschiedsworte, in welchem er ihn auch gegen die zweifachen und entgegengesetzten Vorwürfe in Schutz nahm, sowohl gegen die Leute, welche sein Wissen zwar anerkannten, aber sein Gebet verachteten, als auch gegen diejenigen, welche seinen Glauben vielleicht anerkannten, aber von seiner weltlichen Gelehrsamkeit gering hielten. Nachdem Duff dann noch in seiner engeren Heimat eine Abschiedspredigt gehalten, mußte er und seine Frau nun auch den Schmerz durchkosten, der mit zu den schwersten und häufigsten in der Laufbahn von Missionsleuten gehört, sie mußten sich von ihren

vier Kindern trennen, von denen das jüngste erst wenige Wochen alt war. Und doch stand auch Frau Duff nicht an, solches zu thun, denn es war ihr gewiß, daß ihres Mannes Platz in Indien sei und ihr eigener Platz an ihres Mannes Seite. (Schluß folgt.)

Die neuen Missionsunternehmungen in Ostafrika.

Von F. M. Zahn.

(Fortsetzung.)

2. Erste praktische Versuche.

Die geltend gemachten Bedenken waren es jedoch nicht, welche Livingstone veranlaßten, seinen Kolonisationsplan zwar nicht aufzugeben, aber doch aufzuschieben. Es war der Eintritt eines neuen Gehilfen in Ausführung seiner wohlwollenden Pläne, der ihn veranlaßte, einstweilen zu warten, bis sich herausstellte, ob nicht durch den Dienst anderer sein Vorhaben zustande komme. Livingstone war während seines ersten Besuches in England auch in Dublin, Oxford und Cambridge gewesen, und seine Worte hatten ein neues Missionsunternehmen angeregt. Auf den drei Universitäten gab es schon Missionsvereine und ein um den Cambridger Verein verdienter Mann, Rev. W. Monk, fand es sehr nützlich, wenn Livingstone durch Vorträge in Cambridge das Interesse weiter anrege. Seine Bitte zu kommen wurde zunächst abgeschlagen, auf die Vorstellung aber, wie wichtig es sei, an einem Universitätsort die Sache Afrikas zu vertreten, versprach Livingstone, es zu versuchen und kam denn auch im Dezember 1857 hin. Seine Vorträge müssen einen großen Eindruck gemacht haben und Monk glaubte, dieselben noch weiter ausnutzen zu können, wenn er sie mit allerlei Beilagen, die von Livingstones Leben berichteten, herausgebe. Livingstone gab die Genehmigung dazu unter der Voraussetzung, daß ein Versuch gemacht werden sollte zu einer „Cambridge-Mission to Africa"; er versprach einer solchen seine Unterstützung in Afrika wie in England, und wie es scheint, hat Monk damals gedacht, selbst hinauszugehen. Wie derselbe in der zweiten Auflage (Dr. Livingstones Cambridge Lectures etc. By the Rev. W. Monk. Second Edition 1860) erzählt, blieb die Sache aber doch liegen, bis im November 1858 Bischof Gray nach Cambridge kam, um die Missionsfreunde zu bitten, etwas zu thun für die Gegenden, die durch Dr. Livingstone eröffnet seien. Die Sache kam nun ins Rollen.

Auf Einladung schloß sich Oxford an zur Gründung einer Oxford Cambridge Mission to Central-Africa und da später auch Dublin beitrat, so erhielt die Gesellschaft den Namen „The Oxford, Cambridge and Dublin Mission to Central-Africa", läuft aber gewöhnlich unter dem Namen: „Universities-Mission." Auch Durham ist nachmals beigetreten. Sie sollte übrigens keine ganz selbständige Gesellschaft sein, sondern nur ein freier gehaltener Zweig der Society for Propagation. Es fehlte der jungen Arbeit nicht an hohen Freunden, und alles nahm einen guten Verlauf. Offenbar waren diese Männer sehr beeinflußt von Livingstones Ideen. In einer Beratung vom 2. Nov. 1859 wurde resolviert, daß man „eine oder mehrere Stationen als Centren des Christentums und der Civilisation zur Förderung der Ausbreitung der wahren Religion des Landbaues, ehrlichen Handels und zur schließlichen Ausrottung des Sklavenhandels" gründen wolle. Einen Bischof, der in England oder von den drei afrikanischen Bischöfen konsekriert werden sollte, mit sechs Geistlichen, einen Arzt, eine Anzahl englischer und eingeborener Handwerker für die Bauten und Landwirtschaft, besonders zur Baumwollenpflanzung, hoffte man aussenden zu können. In einigen Jahren, so erwartete man, werde die Mission sich selbst unterhalten. Bei der Wahl des Ortes hoffte man auf Livingstones Rat. Wie große Erwartungen gehegt würden, ist aus einigen Worten Monks zu ersehen: „Einer unsrer ausgezeichnetesten Prälaten charakterisierte diese Mission als „das größeste Ereignis, das sich seit der Reformation in unsrer Kirche zugetragen." Dies ist nicht Überschätzung." Monk sieht voraus, daß sie, „was so sehr zu wünschen ist, die gegenwärtig in der Heimat herrschende Methode christliche Missionen auszusenden, revolutionieren werde, und ihre Erfolge in Afrika vielleicht mit denen von mehr als einem Zweige der jugendlichen ersten Kirche wetteifern werden. Wir müssen an allen Wassern säen und das weitere Gott überlassen." Wenn einmal die hohen Herren das Missionswerk anfassen, an dem geringe Leute schon lange gearbeitet, so ist es natürlich, daß sie selbst von dem Augenblick an eine neue Epoche datieren. Allein die obigen Worte sind doch etwas zu stark und vor allem etwas früh ausgesprochen. Der erste Feldzug dieser Universitäten-Mission hat leider ganz und gar nicht denselben entsprochen.

Dies mit so großen Hoffnungen unter hoher Protektion von Staats- und Kirchenmännern begonnene Werk hat nur eine Dauer von drei Jahren gehabt. Nach großen Opfern ist es wieder aufgegeben worden. Allerdings sind auch außerordentlich viel ungünstige Verhältnisse zusammengekommen,

um es zu ruinieren. Zunächst war das Schirethal, welches die Sendboten der Universitäten Mission fanden, nicht mehr das Thal, welches Livingstone so begeistert hatte. Das Jahr 1860 hatte Livingstone fast ganz dazu gebraucht, um seinem Versprechen gemäß die Makololo in ihre Heimat zurückzubringen. Als er 1861 mit den Missionaren wiederkehrte, fand er das Land am Schire traurig verändert. Während die Portugiesen vor Livingstone nicht gewagt hatten, in den Fluß zu gehen, so daß ihnen auch der ihrem Gebiet so nahe liegende Nyassa unbekannt geblieben war, hatten sie sich jetzt als „Brüder der Engländer" eingeschlichen und auch hier ihren Sklavenhandel eingeführt. Dazu kam ihnen gelegen, daß zu der Zeit das Volk der Ajawa, wahrscheinlich durch andere aus seinen Sitzen vertrieben, sich auf die Manganja warf, sie aus ihrem Lande vertrieb und die Gefangenen den portugiesischen Händlern verkaufte. Das Bild der Verwüstung, welche sie in dem gesegneten Lande anrichteten, wie es Livingstone in seinem zweiten Reisewerk schildert, ist bekannt genug. In solche Verhältnisse kamen die Missionare, und wir werden sehen, wie verhängnisvoll das dem Unternehmen wurde.

Jedoch auch abgesehen von diesen besonderen Schwierigkeiten war die Sache von vornherein dadurch versehen, daß man, wie es scheint, gar nicht recht bedacht, was vor dem ersten Anfang einer Mission notwendig geschehen muß. Man sollte denken, wenn die junge Gesellschaft bei den älteren sich Rat geholt hätte, würde man ihr gesagt haben, daß man eine Gesellschaft bestehend aus einem Bischof, dem von allen gelobten Mackenzie, drei Geistlichen, Procter, Scudamore, Rowley, dem Laiensuperintendenten Herrn Waller, zwei englischen Handwerkern, Gamble und Adams, nebst vier Afrikanern aus der Kapstadt, also von 11 Personen mit den nötigen Vorräten nicht aussendet, wenn man nicht vorher einigermaßen untersucht hat, wo sie bleiben soll, und wie sie dahin kommen kann, wo sie bleiben soll. Allerdings hatte man Livingstone, wenigstens im allgemeinen, um Rat gefragt und wahrscheinlich hoffte man, daß er, der ja mit einem Dampfschiff auf dem Zambesi war, helfen werde, wo es fehlen sollte. Den Eindruck bekommt man wenigstens aus The Story of The Universities Mission to Central-Africa, welche H. Rowley giebt. (London 1861.) Zwar redet er davon, Livingstone sei so „freundlich" gewesen hie und da zu helfen, aber er bemerkt auch, daß er mehrmals nicht habe so helfen können, wie er „versprochen" habe und sagt einmal, nachdem er vorher berichtet, der Bischof sei von einer bestimmten Zeit an nie mehr ganz wohl gewesen: „Ich glaube, er war sehr beunruhigt durch die

Schwierigkeiten die entstanden infolge davon, daß Dr. Livingstone nicht imstande war uns die Hilfe zu geben, auf die wir gerechnet hatten." Zwischen den Zeilen liest man hier und anderswo einen Tadel gegen Livingstone. Allein Rowley kann nicht als ein unparteiischer Zeuge gelten. Er ist das Mitglied der Universitäten-Mission, welches in den Kapzeitungen einen Brief veröffentlichte, der Livingstone in ein ganz falsches Licht stellte, und den der Briefsteller nachher selbst bedauerte. Livingstone hat nur, als die Portugiesen diesen Brief gegen ihn benutzten, geantwortet; er schwieg sonst, weil er nicht wünschte einen Geistlichen bloß zu stellen. Es wäre dankenswert, wenn Dr. Blaikie über Livingstones Verhältnis zur Univ.-M. noch etwas eingehender berichtet hätte. Auch jetzt ist ersichtlich, daß er nur ganz allgemein befragt und um Hilfe gebeten ist. Im Januar 1860 schreibt er an den Sekretär der Univ.-M., daß er sich zweimal an H. Venn, den Sekretär der Kirchlichen M. G. gewandt habe; er sehe jetzt, „daß etwas in Cambridg: überlegt werde." Er erinnert daran, daß die jungen Leute, die man sende, sich darauf gefaßt machen müssen, alles für sich selbst zu thun und nur mit Geduld ihr Ziel zu erreichen. Es ist nicht klar, in welcher Zeit geschehen ist, was er an seinen Freund J. Young schreibt: „Ich hatte der U. M. einen kleinen Aufschub angeraten, bis wir genügende Forschungen angestellt[1]) — und als Personal für das Werk empfohlen: zwei Gärtner mit Landbau bekannt, zwei Tischler, die imstande sind Schuppen zu errichten und grobe Arbeit zu thun; zwei Händler um Baumwolle zu kaufen und für den Export fertig zu machen; einen General-Verwalter der Missionsgüter, dessen Frau eine gute, einfache Köchin sein muß; einen Mediziner, der genug von Chemie versteht, um die Behandlung des Indigo und die Zuckerfabrikation zu leiten. Alle Gehilfen sollen verheiratet sein und ihre Frauen beschäftigt werden mit Nähen, Waschen, Pflege der Kranken u. s. w., wie die Not es erfordert. Die Missionare dürfen nicht denken, daß sie eine gute englische Frau verdienen, bis sie ein komfortables Heim für sie errichtet." Jedenfalls ist über diesen Plan nicht hin und her geschrieben worden. Denn im Juli 1860 berichtet Livingstone an denselben Freund: „Wir haben von einer Mission der englischen Universitäten ins Innere gehört, und das ist die beste Neuigkeit, die wir vernommen haben, seit wir nach Afrika kamen. Ich habe den oberen Schire als geeignetes Gebiet empfohlen und eile zurück, um an Ort und Stelle zu sein, wenn irgend eine Hilfe geleistet werden kann."

[1]) Nämlich des Rovuma.

Es ist natürlich, daß hiezu ein Mann bereit war, dessen innerstes Verlangen endlich erfüllt zu werden schien, der, wie er in demselben Brief schrieb, „von Entdeckungen müde war, wenn keine Frucht folgte.“ Und solche Hilfe hat er reichlich geleistet. Aber es war doch wenig Vorsicht auf diese Hilfe allein zu rechnen. Livingstone stand im Regierungsdienst und konnte nur, soweit derselbe es erlaubte, Beistand geben. Er hat daher auch schon früh dem Bischof zugeredet, um ein Dampfschiff in England zu bitten. Dieser hatte Bedenken und entschloß sich erst im Januar 1862 darum zu schreiben. Es mußten Jahre vergehen, ehe dieses als notwendig erkannte Mittel an Ort und Stelle war.

Wie wenig übrigens Livingstone die Ankunft der Missionare schon jetzt erwartete, geht auch daraus hervor, daß er dem Bischof, als er ihn Februar 1861 an der Mündung des Kongone begrüßte, einen Brief überreichte, mit dem er ihn noch in England zu erreichen gedachte. Auch das war eine Überraschung, daß Livingstone jetzt den Missionaren einen ganz anderen Reiseweg vorschlug. Statt auf Zambesi und Schire an den See zu gehen, sollten sie mit ihm den Rovuma versuchen. Livingstone selbst hatte Order dies zu thun, und für die Mission hielt er es auch für besser, wenn sie einen Weg habe, der nicht von den Portugiesen abhänge. Trotz aller Bedenken war man genötigt auf den Plan einzugehen. So wurden denn $2^1/_2$ Monate auf eine vergebliche Untersuchung des Rovuma verwandt. Bekanntlich hat Livingstone auch auf seiner dritten Reise diesen Fluß noch einmal versucht, von dem man noch nicht wußte, daß er keine Verbindung mit dem Nyassa hat. Am 30. April war man also wieder an der Kongonemündung des Zambesi, aber um einiges ärmer. Während der Untersuchung des Rovuma hatte man die Vorräte auf Johanna gelassen; da aber der Pionier zur Rückreise Kohlen einnehmen mußte, konnte er nur ein drittel der Güter mitnehmen. Die anderen blieben zurück und verdarben zum großen Teil.

Nachdem man in den Kongone hineingekommen war, über dessen Brauchbarkeit für die Schiffahrt Rowley sehr ungünstig urteilt, konnte man am 7. Mai die Auffahrt beginnen. Auch über den Zambesi ist Rowley nicht so entzückt und wie sie in den Schire einfahren, schreibt er; „Sumpf, Sumpf, stinkender, eiternder, modernder, fieberschwangerer Sumpf.“ Und sie hatten Gelegenheit ihn genügend kennen zu lernen. Denn statt 18 oder 20 Tage, wie sie gehofft, brauchten sie mehr als zwei Monate;[1]) am 8. Juli waren sie bei Chibisas Dorf.

[1]) Rowley sagt „fast 80 Tage“; seine eigenen Daten vom 30. April bis 8. Mai, den äußersten Terminen, geben nur 70 Tage.

Wir können hier gleich bemerken, daß Rowley durchaus nicht einstimmt in Livingstones Lob des Landes am Schire. Auch er kann das Thal höher hinauf und das Hochland nur bewundern wegen seiner Schönheit, aber er findet es keineswegs fruchtbar. Es werde nie ein wohlhabendes Land sein; an eine Baumwollenkultur sei nicht zu denken, die für den Kaufmann Gewinn abwerfe. Für die Missionare biete es ein großes Feld, und wenn sie mäßig seien, auch wohl genug, um ihren Lebensunterhalt zu finden.

Am 15. Juli schon begab sich der Bischof mit Dr. Livingstone ins Hochland, um eine Station auszusuchen. Am 14. Juli erreichten sie Magomera, das Dorf des Chigunde, welches für die Missionsniederlassung gewählt wurde. Allein auf dem Wege dahin war wichtiges geschehen. Bei dem Dorf eines Mambe traf man Sklavenhändler mit Sklaven; Dr. Livingstone verjagte die Händler, nahm ihnen die Gewehre und Güter ab und befreite die Sklaven — 84 an der Zahl. Dr. Kirk wurde an den Schire gesandt, wo der Pionier wartete, um eine Verfolgung der portugiesischen Sklavenhändler zu veranlassen, durch welche es ihnen unmöglich gemacht werden sollte, die Sklaven über den Schire zu bringen. In dem Augenblick, als in Mambes Dorf die Sklaven befreit wurden, war der Bischof nicht zugegen; allein er billigte das Vorgehen. Am anderen Tage, dem 18. Juli, wurden wieder 8 Sklaven befreit, am 19. Juli nochmals 8, am 22. Juli 44. Den Befreiten wurde die Wahl gelassen, in ihre Heimat zu gehen oder sich in Magomera niederzulassen, wo infolge dessen gleich von Anfang an ein ziemlicher Haufe von Eingeborenen, die ganz auf die Missionare geworfen waren, sich sammelte.

Es ist außerordentlich auffallend, daß Livingstone diese Befreiungen vorgenommen hat. Rowley stellt es in dem erwähnten Brief so dar, als ob Livingstone seine Aufgabe darin gesehen habe, auf die Sklavenhändler Jagd zu machen und das Land auf und abgezogen sei, ihnen ihre Beute abzujagen. Dies ist durchaus unwahr. Er ist der friedfertigste von allen Reisenden und hat viel gelitten, in dem er mit Geduld das Übel ansah und ertrug. Diese Vorgänge sind ganz exceptionell. In einem Brief an Sir Thomas Maclear sagt er: „Es ist nicht wahr, daß ich je bei irgend einer Gelegenheit ein aggressives Verfahren gegen die Ajawa eingeschlagen oder von ihnen Sklaven genommen hätte. Nur von den Portugiesen wurden Sklaven genommen. Ich habe die Ajawa nie gejagt oder die Partei der Manganja gegen die Ajawa genommen." Daraus ist ersichtlich, daß er den Portugiesen gegenüber zu solchem

Thun berechtigt zu sein glaubte. Wahrscheinlich wird er geurteilt haben, daß sie gegen das Gesetz ihres eigenen Landes sich durch den Sklavenhandel vergingen, und daß er, wenn auch die eigenen Behörden dazu nicht scheel sahen, vielmehr sie unterstützten, als Konsul Großbritanniens, dem gegenüber Portugal den Sklavenhandel verurteilt hatte, berechtigt sei, das ungesetzliche Handeln zu unterdrücken. Der Ingrimm, daß die Portugiesen das von ihm geöffnete Thal zu einer Mördergrube machten, wird den Gründen das hinzugegeben haben, was ihnen an Beweiskraft fehlen mochte. Doch darüber ist hier nicht nötig zu reden. Dagegen ist es nicht unnötig zu fragen, wie der Bischof seinerseits einverstanden sein konnte. Daß er dies war, zeigen folgende Worte an Rowley, der beim Schiff geblieben war: „Gestern passierten sechs oder acht Männer mit 84 Sklaven das Dorf, in dem wir waren. Sie liefen weg und alle Sklaven wurden befreit. Ich badete gerade und kam erst, als sie schon alle da saßen gekleidet und beim Kochen so ruhig, als ob nichts geschehen sei. Heute wurden wieder acht befreit. Kirk wird ihnen sagen, warum er kommt. Ich bin darüber im klaren, daß es recht ist in solchen Fällen, Gewalt zu gebrauchen und selbst, wenn es nötig ist, zu feuern, um Gefangene zu befreien. Ich würde es selbst thun, wenn nötig, doch halte ich es für unser Amt schicklicher, wenn die Gewehre in anderen Händen sind:" Und darnach rät er auch Rowley zu thun. Es ist unmöglich, die edlen Beweggründe zu verkennen, welche einen Mann treiben, den elenden Übelthäter, der einem anderen die Freiheit raubt, niederzuschlagen. Allein das kann nicht abhalten zu urteilen, daß die Missionsarbeit in ihrem innersten Kerne verdorben wird, wenn sie auf diesen Weg geleitet wird. Sogar in der Selbstverteidigung wird für die Boten des Herrn Matth. 5, 39 mit in Betracht kommen. Aber jedenfalls haben sie keinerlei obrigkeitlichen Auftrag; kein göttliches Recht giebt ihnen das Schwert in die Hand; sie müssen umkommen, wenn sie das Schwert gebrauchen.

Diese Thaten der Befreiung waren jedoch nicht die einzigen Vorgänge, welche in bedenklicher Weise die Mission einleiteten. Das Land war im Kriege. Die Ajawa waren damit beschäftigt die Manganja aus dem Lande zu treiben. Livingstone fand es darum nötig, mit den Ajawa zu einem Verständnis zu kommen. Schon nach wenigen Tagen begab er sich mit dem Bischof nach dem Lager der Ajawa. So wenig war er auf einen Kampf gefaßt, daß er nicht einmal ein Gewehr bei sich hatte und nachher, als der Kampf ausbrach, sich einen Revolver mußte geben lassen.

Die Ajawa aber waren mißtrauisch, wahrscheinlich auch gereizt durch das falsche Gerücht, Chibisa, der für einen großen Zauberer galt, sei mit den Weißen gekommen; sie schossen ihre Pfeile, und es kam zu einem Zusammenstoß, infolge dessen die Ajawa in die Flucht getrieben wurden. Durch eine merkwürdige Fügung war Livingstone in der Gesellschaft eines Missionsbischofs, als er zum erstenmal gegen Eingeborene von seinen Waffen Gebrauch machte.

Das waren gefährliche Anfänge, allein es war durchaus nicht nötig, in dem Stil fortzufahren, wie denn auch Livingstone, der bald darauf die Missionare verließ um an den Nyassa zu gehen, dringend davon abriet, sich in die politischen Verhältnisse einzulassen. Es ist unrichtig, wenn Rowley meint, dieser Rat sei gegeben, weil Livingstone geglaubt habe, der eine Schlag gegen die Ajawa werde genügen, und wenn er es so darstellt, als ob das spätere Verhalten der Mission nur die Konsequenz des Anfangs gewesen sei. Die Missionare haben es nicht mehr mit portugiesischen Sklavenhändlern zu thun gehabt und sind auch nicht zur Selbstverteidigung genötigt gewesen. Sie haben wie eine selbständige Obrigkeit Verträge geschlossen, Krieg geführt und Justiz geübt.

Magomera 70 engl. Meilen von Schire entfernt war zur Station gewählt und dorthin würden die Missionare, auch Rowley von Chibisas Dorf, zusammengezogen. Wie letzterer erwähnt, waren andere, auch Dr. Kirk, für das Dorf Soche's, auf dem Wege nach Magomera gelegen, aber Livingstone habe letzteres empfohlen. Rowley nennt es ein „Pestloch", auf dem gesunden Hochland in einer Tiefe gelegen mit beschränktem Raum, an einem Fluß. Übrigens hatte Livingstone es nur zum provisorischen Standort empfohlen und zwar weil es vom Kriegsgetümmel noch ziemlich unberührt war. Dort begann man nun das Missionswerk, so wie es auch sonst zu beginnen pflegt, nur daß die über 100 Eingeborenen, die sich infolge der Ereignisse noch vermehrten, als Pflegbefohlene der Mission besondere Aufgaben stellten. Der Bischof seinem Wesen nach durchaus kein Kriegsmann, sondern ein Mann dienender, sich selbst verleugnender Liebe, zeigte sich dabei im schönsten Lichte. Allein dieses Friedensbild ist verunstaltet durch die kriegerischen Thaten. Den Manganja hatte es offenbar gefallen, daß die Gewehre der Engländer die Ajawa an dem einen Ort verjagt hatten. Sie stellten sich in Magomera ein um zu klagen, daß von allen Seiten die Ajawa auf sie eindrängen, ihre Dörfer verbrannten, ihr Volk zu Sklaven machten, und um die mächtige Hilfe der Engländer zu erbitten. Das war eine ernste Angelegenheit, und der

Bischof hat sich auch Zeit genommen sie zu überlegen, aber seine Entscheidung fiel dahin aus, daß er helfen wolle. Allerdings schloß er zuvor einen Vertrag, wonach sich die Manganja verpflichteten, sich selbst in keiner Weise an dem Sklavenhandel zu beteiligen, auch den Krieg nicht zu benutzen, um Sklaven zu machen, vielmehr an ihren eigenen Volksgenossen und an den Portugiesen, wenn sie ins Land kämen, den Handel gemeinsam zu bestrafen. Natürlich wollte der Bischof auch vorher friedliche Unterhandlungen mit den Ajawa versuchen. Allein dieselben schlugen fehl, und so kam es am 14. August 1861 zu einem Treffen; die Missionare führten das Manganjaheer gegen die Ajawa und verhalfen ihm zum Sieg. Der Kampf war freilich ziemlich unblutig; nur etwa fünf Tote wurden gezählt; das war aber das Verdienst der Ajawa, die vor den Flinten bald Reißaus nahmen. Rowley meint, ohne Zweifel würde man in abstracto dieses Vorgehen verurteilen, allein sie hätten konkreten Verhältnissen gegenüber gestanden, und jeder würde wie sie gehandelt haben. „Wenn Afrika christianisiert werden soll, so muß denen, die das Werk übernehmen, eine weit, sehr weit gehende Vollmacht gegeben werden." Gewiß, aber doch keine, die den Weg Jesu, der das Unrecht leidend den Sieg gewann, in sein Gegenteil verkehren muß.

Der Kampf vom 14. August war nicht die Beendigung des das Land verwüstenden Krieges. Die Manganja erschienen nur um so häufiger mit ihren Klagen, fanden jedoch nicht so bereitwillig Gehör. Es stellte sich heraus, daß dieselben es mit dem Vertrag nicht so genau genommen, daß sie durchaus nicht immer die Wahrheit sagten, daß zuweilen nicht die Ajawa, sondern die Manganja die Angreifer waren. So wurden sie hingehalten, zurecht gesetzt, was sie sich auch gefallen ließen, aber schließlich erhielten sie doch Hilfe. Zum zweitenmal zog der Bischof am 16. Oktober mit 2000 Manganja dem Häuptling Nampeko zur Hilfe gegen das Ajawa Lager. So bald diese hörten, die Engländer kommen, liefen sie von dannen und ließen ihr Lager in den Händen der Sieger. Von den etwa 500 Gefangenen, die man machte oder befreite, kamen gegen 50 nach Magomera.

Dies war die letzte Kriegsthat gegen die Ajawa, aber nicht der letzte Akt einer solchen Missionspolitik. Im November 1861 ward die Mission verstärkt durch den Missionar Burrup, den Doktor Dickinson, den Maurer Clark; ein Schuhmacher Blair mußte seiner Gesundheit wegen wieder zurückkehren. Mit diesen Männern waren von England gekommen, aber noch am Kap Fräulein Mackenzie, des Bischofs Schwester, und Frau

Burrup nebst zwei Dienerinnen. Livingstone wollte seine Frau, die mit ihnen kam, holen, aber vorher, wenn er zu diesem Zweck den Schire und Zambesi hinabfuhr, mit dem Bischof am Einfluß des Ruo in den Schire zusammentreffen. Bisher war die Verbindung zwischen Magomera und der Wasserstraße auf dem Wege nach Chibisas Dorf geschehen, der Weg nach dem Ruo war noch nicht bekannt und sollte erforscht werden. Um dies zu thun begaben sich Scudamore und Procter am 2. Dezember 1861 auf die Reise, wobei sie statt den von Livingstone angeratenen Weg einen anderen einschlugen, der ihnen durch den Häuptling von Magomera empfohlen war. Fünf Tage später kommt Charles, einer der Kapleute, abgehetzt auf der Station an mit der Schreckensnachricht, Procter und Scudamore seien gefangen, wenn nicht getötet. So schlimm war es nun nicht. Die beiden Reisenden kamen bald selbst in elendem Zustand; sie waren in die Hände eines diebischen Dorfhäuptlings gefallen, der sie nicht hatte abziehen lassen wollen, als sie, mißtrauisch geworden, aufzubrechen Anstalten machten. Es kam zu einem Gemenge; zwar jagte der Knall der Schüsse die Leute schließlich in die Flucht, allein die Sachen wurden geraubt, einige ihrer Begleiter gefangen, und sie selbst hatten sich elendiglich nach Magomera zurückschlagen müssen. Was war jetzt zu thun? Die Frauen der Gefangenen forderten Hilfe. Missionare, die das Schwert nicht gebraucht, konnten antworten, sie seien Friedensmänner und könnten nur versuchen mit friedlichen Mitteln zu helfen. Nach den Vorgängen vom 14. August und 16. Oktober war eine solche Antwort nicht möglich. Die Männer mußten befreit und Manasomba, der verräterische Dorfoberste bestraft werden. „Menschlichkeit und Gerechtigkeit forderten" dies. Selbstverständlich versuchte der Bischof, der mit drei Weißen und einem Haufen Makololo und Manganja hinzog, auch dies Mal zunächst Verhandlungen, allein die gute gemeinte Voreiligkeit zweier Makololo verdarb die Sache. Sie suchten einen Mann von Manasombas Leuten zu fangen, damit er als Vermittler diene. Er entwand sich ihren Händen, und der Anblick seines Ringens mit den Makololo setzte Manasomba und alle seine Leute in Flucht. Das Dorf fand man leer, und zur Strafe wurde es in Brand gesteckt. Manasomba hat später seine Gefangenen frei gegeben. Rowley sieht voraus, daß gute Leute daheim dies Strafverfahren nicht der christlichen Liebe entsprechend finden werden. Aber „sie können ebensogut, sagt er, die Bestrafung von Verbrechern in England als rachsüchtig und dem Geist des Christentums widersprechend tadeln, als uns richten, daß wir das thaten, was unsre Kenntnis von Land und Leuten uns als geeignet erkennen ließ zur Unterdrückung des

Verbrechens und zur Bestrafung der Übertreter." Man sieht, der Mann hat auch gar keine Ahnung von dem, warum es sich handelt; er scheint nie die Frage aufgeworfen zu haben, wer dem Bischof denn den Auftrag und das Recht gegeben habe, die Verbrecher zu strafen. Selbst da wo eine Obrigkeit das Recht verwaltet, wird der Missionar, wie des Paulus Beispiel zeigt, sich oft fragen, ob er diesen Schutz anrufen soll und nicht seinem Beruf besser diene, wenn er Unrecht leide. Aber wenn der Missionar sich selbst als Obrigkeit aufwirft, so thut er Unrecht und greift in ein fremdes Amt. So hat man auch daheim geurteilt. Der Kirchen-Kongreß in Oxford sprach seine Mißbilligung sehr stark aus. Wenn Livingstone für den Bischof einigermaßen eintrat, so geschah es, weil er glaubte, daß man in heftigem Urteil seine edlen Beweggründe verkenne. In der Sache war er mit dem Urteil einverstanden, wie er denn auch das Gegenteil angeraten hat und als man von seinem Rat abging, die schlimmsten Folgen voraussah. Allein wenn man so urteilt, so muß man auch die Konsequenz ziehen und entweder die Missionsarbeit auf die Länder beschränken, wo eine ordnungsmäßige Obrigkeit ist, oder wenn man sie auf andere Länder ausdehnt, die Mission so betreiben, daß in ihrer Organisation selbst nicht die Nötigung liegt, das Amt der Obrigkeit sich anzumaßen.

Der Strafzug, den man vollzogen, erlaubte es nicht, daß der Bischof auf diesem Weg zu der verabredeten Zusammenkunft am Ruo ging. Er entschloß sich nach Magomera zurückzukehren, wo alle recht angegriffen eintrafen. Der beständige Regen hatte sie selten trocken werden lassen. Mackenzie brach bald wieder auf um nach Chibisas Dorf zu gehen und dann mit Canoe nach dem Ruo. Es war eine unglückliche Reise. Schon der Weg nach Chibisas hinunter war bei den vielen geschwollenen Wassern sehr beschwerlich. Auf dem Schire selbst schlug das Bot um; alle bekamen ein Bad, die Kleider wurden durchnäßt, die Medizinen gingen verloren. Am 8. Januar 1862 erreichten sie Malo, die Insel an der Ruomündung, aber Livingstone war nicht da. Für den ersten Januar war die Zusammenkunft verabredet, Livingstone hatte aber festgesessen, war zu spät gekommen und hatte seinerseits geglaubt, daß der Bischof wieder weggegangen sei. Das war den 7. Januar gewesen, und es ist unbegreiflich, daß der Bischof von den Eingeborenen, die doch nicht alle Tage ein Dampfschiff zu sehen bekamen, nichts hörte. Er wartete, wurde krank und am 31. Januar starb er. Sein Begleiter Burrup war ebenfalls krank; er versuchte nach Magomera zurückzukommen. Die Makololo mußten

ihn tragen. Er hat sich nicht wieder erholt und ist am 22. Februar dem Bischof im Tode gefolgt. Es war überaus schmerzlich, daß als vierzehn Tage später die Frauen kamen, die Schwester den Bruder, die Frau den Mann nicht mehr am Leben fand.[1] (Schluß folgt.)

Quartal-Bericht.

(Fortsetzung.)

Afrika. Am Neujahrstage cr. hatten 2 Amerikaner, der Korrespondent des New-Yorker Independent und ein Senator von Pennsylvanien eine Audienz bei dem Khedive von Ägypten, über welche der erstere im Indep. (2./2. cr.) ausführlichen Bericht erstattet, wie er ausdrücklich versichert, mit möglichster Treue und mit Wissen und Willen des ägyptischen Herrschers. Die Reformideen, welche Se. Hoheit in dieser Unterredung entwickelte, sind höchst interessant; ob sie im Ernst gemeint, oder ein gut Teil Phrasen sind, entzieht sich unserer Kontrole. Jedenfalls ist ihre Ausführung auf dem Boden des Islam eine — Träumerei. Immerhin bleibt es lehrreich zu hören, daß ein mohammedanischer Fürst sich mit solchen Reformideen trägt, — die wenn sie realisiert würden, den Islam an der Wurzel untergraben müßten.

Zuerst betonte der Khedive die Notwendigkeit einer Schulreform. „So lange das Volk unwissend bleibt, ist jede andre Reform unmöglich. Ich trete daher mit der größten Energie für die Verbreitung der Bildung ein. Die Leute müssen mehr als den Koran wissen; sie müssen Geographie, Rechnen und die übrigen Schuldisciplinen, auch die neueren Sprachen lernen. In allen großen Städten Ober- und Unterägyptens sind daher Schulen gegründet; die Zahl der Schüler hat sich seit meinem Regierungsantritt von 10—13 000 bis auf 80—90 000 vermehrt. Meine eigenen Knaben besuchen die öffentlichen Schulen . . und ich gebe für dieselben aus meiner Privatkasse jährlich 300 000 Mk. Ich selbst besuche die Schulen oft . . Eine andre Reform ist die der Erziehung der Frauen. Bis jetzt sind diese ganz unwissend und mehr Sklaven und Tiere als freie Frauen gewesen . . Eine dieser Schulen wird bald in Kairo eröffnet werden; ich werde meine eigene kleine Tochter hineinschicken und hoffe, daß meinem Beispiele die ägyptische Aristokratie folgen soll."

„Ich will, daß fremde Reisende uns nicht mehr als Barbaren, sondern als das erleuchtetste Land des Orients betrachten sollen. Wir sind wirklich in manchen Dingen Barbaren gewesen und ich habe bereits manche der abscheulichsten Gebräuche unsrer Religion abgeschafft. So habe ich im vergangenen Jahre der barbarischen Ceremonie der Doseh ein Ende gemacht; nämlich daß die von Mekka zurückkehrenden Pilger eine An Teppich bildeten, indem sie sich vor der Moschee neben einander auf die Erde legten,

---

[1] Von Fräulein Mackenzie und ihrer Schwester, die auch hinaus gehen wollte, und von dem Bischof selbst giebt das Baseler Missions-Magazin 1866 S. 279 u. 305 ff. ein sehr liebliches Bild. Die dort S. 279 genannten Quellen sind mir nicht bekannt. Überhaupt sind alle, Livingstone voran, so einstimmig in der Anerkennung Mackenzies, daß man nur ungern von den Fehlern, die er gemacht, redet.

das Haupt nach Mekka gerichtet, und der Sheikh über ihre Leiber ritt, bei welcher Gelegenheit stets 18—20 Personen von den Hufen des Pferdes getötet wurden" . . .

„Ferner geht mein Streben dahin, mein Volk mit einem Weibe zufrieden zu machen. Ich selbst habe nur ein Weib, während mein Vater ihrer viele hatte (5—600 bezüglich deren der Khedive nachher versicherte, daß sie seinem Vater jährlich 40—60 Millionen Mark gekostet!). Ich gebe damit ein Beispiel, von dem ich wünsche, daß mein Volk ihm folge . . Man sagt mir allerdings, daß der Koran einem Manne vier Weiber gestatte, aber ich erwidere darauf, daß dasselbe Buch auch erklärt, wer sich mit einem Weibe begnügt, der werde ein besseres, reineres und glücklicheres Leben führen. Jetzt ist (bei der Vielweiberei) Familienglück unmöglich" . . .

„Weiter wünsche ich mein Volk liberal zu machen bezüglich der religiösen Glaubenslehren und voll Achtung auch gegen Christen und Juden. Sie sollen nicht fernerhin einen Christen Teufel nennen, wie sie bisher gethan, sondern ihn respektieren, auch wenn sie seinen Glauben nicht teilen. Ich selbst bin ein Muselmann und gehe wöchentl. einmal in die Moschee, obgleich mein Vater das nicht that. Ich habe aber gleich bei meiner Thronbesteigung erklärt, daß ich meine Religion respektieren und ihren Lehren gemäß leben wolle. Dabei ermutige ich alle Religionen. Hier in Kairo habe ich für ein protestantisches Missionshaus Land bewilligt, damit die Jugend in ihm unterrichtet werde. Auch für ein Hospital habe ich Grund und Boden angewiesen, das den Anhängern aller Religionen geöffnet sein soll (vermutlich ist das neue seitens des evang. Pastor Gräber in Anregung gebrachte Diakonissenhaus gemeint). Desgleichen habe ich erst vor wenigen Tagen für eine andre protestantische Mission in Oberägypten Land hergegeben. Das alles thue ich ohne weder selbst meine Religion zu wechseln noch andre zu solchem Wechsel zu veranlassen. Als mir neulich jemand schrieb, er wolle ein Muselmann werden, habe ich ihm geantwortet: Folge nur den Lehren deiner eigenen Religion so wirst du gut werden . . . Ich habe große Hoffnungen für Ägypten und lebe und wirke nur für sein Wohlergehen." Soweit der Khedive. Ob er freilich Macht genug besitzen und Männer finden wird, denen es Ernst ist, ihn in solchen Bestrebungen zu unterstützen, das ist uns höchst zweifelhaft. Jedenfalls sollte die protestantische Mission die günstige Zeit auskaufen, damit, wenn über kurz oder lang die mohammedanische Macht zusammenbricht, sie festen Fuß gefaßt hat im Lande der Pharaonen. — Andererseits wird gerade aus Nordafrika eine bedeutende Steigerung des mohammedanischen Fanatismus berichtet, die herbeigeführt ist teils durch die franz. Okkupation Tunesiens, teils durch die Erwartung eines mohammedanischen Messias. Wie nämlich die Times (28./12. pr.) berichten, erwartet die mohammedanische Welt am 1. Moharram 1300 d. h. den 12. Nov. 1882 die Erscheinung des Mehdi oder Messias, der „40 Jahre alt und von edlem Benehmen" sein soll; erkennbar daran, daß er „einen Arm länger als den andern" hat. „Seines Vaters Name ist Mohammed, seiner Mutter Fatima und eine Zeitlang vor seinem Auftreten wird er verborgen sein." „Alle diese Einzelheiten — fügt der „Globus" (82. S. 127) hinzu — passen auf das jetzige Haupt der Snussijah-el-Mehdi, welcher vor 4 Jahren sich in die Einsamkeit zurückgezogen hat, um voraussichtlich in 10 Monaten als Messias aufzutreten."

Bis jetzt sind es außer den schottischen wesentlich die amerikanischen United Presbyterians, welche (seit 1854) die protestantische Mission in Ägypten vertreten. Nach dem letzten Jahresberichte haben dieselben 4 Central- und 40 Nebenstationen, 21 amerikanische Arbeiter und Arbeiterinnen und 149 eingeborne Gehilfen. Die Stationen

erstrecken sich über Unter-, Mittel- und Oberägypten, von Alexandrien bis Assuan und den ersten Katarakt. In Unterägypten sind die Hauptstationen Alexandrien und Mansura, wo man es mehr mit Mohammedanern als mit Kopten zu thun hat. Hier sind Gemeinden und Schulen noch ziemlich klein. Kairo bildet bis jetzt das wichtigste Missionscentrum. Im Dezember 1880 wurde hier eine neue schöne Kirche eingeweiht, die Knaben- und Mädchenschulen werden zahlreich besucht. In Oberägypten ist die Hauptstation Sinoris mit vielen Nebenstationen um Osiut in fünf Distrikten. Die Summe aller Kirchenglieder beträgt 1036, die der Anhänger 1837, welche die bedeutende Summe von 19000 Mk. an kirchlichen Beiträgen aufbrachten. In Osiut befindet sich ein Lehrer- und Predigerseminar, welches 267 Schüler zählte. Andre Schulen der verschiedensten Art giebt es 49, welche von 2219 Knaben und Mädchen besucht sind. 22 Frauen treiben Zenanamission; die Zahl ihrer Schülerinnen belief sich auf 340 (Africa S. 103). —

Neben den Presbyterianern unterhält Fräulein Whately, die Tochter eines englischen Erzbischofs, seit 1861 eine zahlreich besuchte Schule für Knaben und Mädchen aus den niedern Klassen, der schon der Vater des jetzigen Khedive den Bauplatz schenkte. Die Gesamtzahl ihrer Schüler und Schülerinnen, von denen $^2/_3$ Mohammedaner $^1/_3$ Christen sind, beläuft sich heut auf 500. In Damiette befindet sich jetzt eine Filialschule mit ca. 90 Schülern. Hier wie in Kairo werden die Eltern der Kinder auch in ihren Häusern besucht. Endlich steht auch eine medizinische Mission mit dem Werke des Fräulein Whately in Verbindung, deren Einfluß von Jahr zu Jahr sich erweitert (Ebend. S. 104).

In Senegambien ist Mr. Golaz der einzige europäische Missionar, welchen die Pariser M.-G. erst vor kurzem ausgesandt hatte, am gelben Fieber gestorben und sein Weib und Kind im Tode ihm bald nachgefolgt. So ist der eingeborne Missionar Taylor wieder der einzige Repräsentant der franz. Mission in dem ungesunden Lande.

In Sierra Leone hat 1881 ein neuer Census stattgefunden, über dessen Ergebnisse wir auf Grund der Mitteilungen im Int. (81. S. 702 ff.) und „Ausland" (82. S. 96 ff.) folgende Notizen zur Kenntnis unsrer Leser bringen. Die Gesamtbevölkerung der Halbinsel (inkl. Brit. Quiah, Scherbro und den benachbarten Inseln) beträgt 60 546 Seelen, unter ihnen nur 163 seßhafte Europäer. Von den Farbigen gehören zur englischen Kirche 18 860, zu den Wesleyanern 17 098, zur Lady Huntingdon's connexion[1]) 2717, zu den Baptisten 400. Römische Katholiken giebt es nur

[1]) Einige Worte über diesen unter uns ziemlich unbekannten Zweig der method. Mission dürften nicht überflüssig sein. Nach „Africa" (82. S. 116) datiert diese Mission in Sierra Leone bereits seit 1792. Nach Beendigung des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges wurde eine Anzahl loyaler Negersoldaten in Nova Skotia angesiedelt und hier durch Prediger, welche Lady Huntingdon unterstützte, besonders durch den Schwarzen J. Marrant, einen geistlichen Sohn Whitefields, bekehrt. Da sie aber das dortige rauhe Klima nicht vertragen konnten, so wanderten mehr als 1100 dieser Schwarzen nach Sierra Leone aus, wo sie ihre denominationellen Eigentümlichkeiten bewahrten. In England hatte man die Leute fast ganz aus dem Gesicht verloren, bis 50 Jahre später einige von ihnen in politischen Angelegenheiten dahin kamen und sich wieder in Erinnerung brachten. Von da an wurden sie reichlich unterstützt. Die mit dem qu. method. Zweige verbundenen 14 Gemeinden sind über die ganze Kolonie zerstreut,

369, Mohammedaner 5178, Heiden noch gegen 16 000, von denen die Hälfte sich in Brit. Quiah und Scherbro befinden. Die Gesamtsumme der evangelischen Heidenchristen beträgt also 39 075 Seelen. Den Grundstock der Kolonie bilden bekanntlich befreite Sklaven, jetzt in Summa 34 000, die übrige Bevölkerung setzt sich aus 14 Stämmen einheimischer Schwarzer zusammen. Charakteristisch für alle diese Neger ist die Abneigung gegen den Ackerbau. Der Neger ist nicht abgeneigt zu arbeiten, wenn er den Lohn der Arbeit in sichrer Aussicht hat, aber er besitzt nicht die Geduld, um auf den Erfolg zu warten. Am liebsten treibt er Handel. Unter den 53 862 Einwohnern der Halbinsel selbst befinden sich 10 250 Händler. Dagegen werden die Schulen gut besucht. 1880 bestanden deren 82 mit 8543 Schülern. Einzelne Neger besitzen ein bedeutendes Maß der Bildung. Das Fourah Bay College verleiht durch seine Verbindung mit der Universität Durham sogar akademische Grade. Dem Lerneifer muß aber eine mehr praktische Richtung, zu Agrikultur und Handwerk gegeben werden. Die Hauptstadt Freetown mit ihren 22 000 Einwohnern ist der größte Markt für Feld- und Gartenfrüchte an der Westküste und das Emporium des gesamten dortigen Handels. Keine andre westafrikanische Stadt kann mit ihr „in Bezug auf Civilisation, Intelligenz und kommerzielle Thätigkeit verglichen werden." Import und Export sind stetig gewachsen; 1880 belief sich der erstere auf 8 907 100, der letztere auf 7 519 720 Mk. Bei Gelegenheit der Diskussion über den in dem Royal Colonial-Institute zu London gehaltenen, den qu. Census betreffenden Vortrag machte ein Neger aus Sierra Leone, W. Grant, der selbst ein redender Beweis von der hohen Kulturfähigkeit seiner Rasse war, über die englischen Schulen eine sehr treffende Bemerkung, von der wir wünschten, daß sie seitens aller Missions-Gesellschaften aufs ernsteste beherzigt würde. Nachdem er ausgeführt, daß diese Schulen vielfach zur Nachäfferei des europäischen Wesens erzögen und das Selbstgefühl — resp. die wirkliche Selbständigkeit — des Eingebornen vernichteten, sagte er: „Dadurch wird er verwirrt; kommt er in die Lage für sich allein als Mann zu handeln, so kennt er sich nicht und der Weiße tadelt ihn, daß er sich nicht um so viel gebessert, als ihm die Mittel geboten worden." Unverdautes und unverdaubares Wissen macht immer und überall aufgeblasen, unpraktisch, ja — borniert. Übrigens betonte Mr. Grant, daß unter den Eingebornen das Verlangen immer mehr zunehme, Kakao-, Kaffe- und Baumwollenplantagen zu gründen.

Über Liberia teilt The Afr. Repository (82. S. 12) folgende Statistik mit: Bevölkerung inkl. Megina: 1 400 000, unter ihnen ca. eine Million Mohammedaner. Die Baptisten zählen in 26 Gemeinden 1928 Kommunikanten; die Prot. Ep. Ch. in Amerika 361 K., die Meth. Ep. Ch. (Am.) 2200 K.; die Am. Presb. Ch. (North) 270 K. In Summa hat Liberia 104 Prediger und Lehrer, 4789 volle Kirchenglieder, 2428 Sonntags- und (nur) 760 Tagesschüler.

Die Baseler Missionare, diesmal Ramseyer und Mohr, haben im Laufe des Sept. pr. einen zweiten Besuch in Kumase gemacht und sind abermals „sehr freundlich und großartig empfangen worden." Das an der Küste verbreitete Gerücht, sie seien in der unheimlichen Stadt getötet worden, wurde durch ihre glückliche Rückkehr bald widerlegt.

---

besitzen 9 Kapellen, 60 Lokalprediger und 8 Schulen. Ihre größte Gemeinde ist Waterloo mit 500 Gliedern. Sowohl mit den Wesleyanern wie mit den Episkopalen leben diese Stillen im Lande in großer Eintracht.

Fünf Tage lang mußten die Missionare warten, bis sie nach Kumase hineindursten, weil der König erst tausende von Menschen zusammentrommeln ließ, die seine Macht vor den Fremden repräsentieren sollten. Predigen durften sie ungehindert; aber auf die Frage: ob er die Begründung einer Mission in Kumase erlaube? gab der König die ausweichende Antwort: bevor sein an den Gouverneur geschickter Gesandte nicht zurück, könne er keine Entscheidung treffen; er werde thun, was die Königin wünsche („Heidenbote" 1881. Nr. 12 und 82 Nr. 2). — Die jüngst viel kolportierte Nachricht, der König von Asante habe wieder 200 Mädchen schlachten lassen, um mit ihrem Blute den Mörtel zur Restauration seines Hauses zu mischen — soll sich glücklicherweise nicht bewahrheiten. Vielmehr sei ein Vertrag zwischen ihm und den Engländern zustande gekommen behufs der endlichen Abschaffung der Menschenopfer.

Den wesleyanischen Missionaren in Whydah ist die zur Eröffnung einer Schule erbetene Erlaubnis seitens des Königs von Dahome nicht nur nicht gewährt, sondern auch die Predigt des Evangelii geradezu verboten worden. „Wenn ihr — ließ der König sagen — zu dem Volke aus eurem Buche redet, so wollen sie den Fetisch nicht mehr verehren und wir können in diesem Lande ohne den Fetisch nicht existieren. Der König von Dahome ist nicht gleich einem andern König in der Welt; er muß Sklaven und Fetische haben oder das Land würde ihm genommen, ebenso wie es Quittah und Lagos gegangen ist. Wenn ihr mit Zeug, Gewehren und Rum Handel treiben wollt, so sollt ihr uns willkommen sein; aber euer Buch können wir nicht gebrauchen (Not. 81. S. 292).

Über die erfreulichen Fortschritte zu Bonny und Braß in der Nigermission siehe den Originalbericht des Bischofs Crowther in dem Beiblatt zu der vorigen Nummer. In Bonny soll mittlerweile König G. Pepple abgedankt haben, jedenfalls infolge eines neuen Sturms gegen das Christentum seitens der wieder erstarkten heidnischen Partei. Näheres bleibt abzuwarten.

Am Kongo findet jetzt ein förmlicher Wettstreit zwischen Reisenden, Kaufleuten und Missionaren statt, zuerst am Stanley Pool festen Fuß zu fassen. Bekanntlich ist Stanley seit 1879 mit der sehr aufhaltenden Arbeit beschäftigt, eine Straße bis zu dem genannten Punkte zu bauen. Bis Vivi ist von der Küste aus der Kongo schiffbar. Hier, am Nordufer des Flusses, legte der berühmte Reisende seine erste Station an, die das Hauptdepot für seine ungeheuren Materialien bildeten. Das Werk schritt nur sehr langsam voran, da bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden waren. Ein ganzes Jahr wurde gebraucht, um den nur 25 engl. Meilen langen Weg bis Isandschila fertig zu bringen, wo die zweite Station errichtet wurde. Von hier aus ließ Stanley seine Vorräte, soweit die Schiffbarkeit des Stromes es erlaubte, um durch den Straßenbau nicht zu lange aufgehalten zu werden, zu Wasser weiterschaffen und zwar bis Manyanga, das die dritte Station bildete. Da mittlerweile ein Franzose, Savorgnan de Brazza, den Mittellauf des Kongo vom Gabun aus den Ogowe hinauf erreicht, dort eine Station, Franceville, errichtet und das Land für Frankreich in Besitz genommen hatte, so wurde Stanley um so mehr zur Eile getrieben. Er ging dem Gros seiner Expedition voraus und erreichte im Juli des vorigen Jahres den Stanley Pool, den sein französischer Konkurrent unterdeß wieder verlassen hatte, um neue Verstärkungen zu holen. Allerdings erhielt er von dem dortigen Häuptlinge nicht sofort die Erlaubnis zur Niederlassung, was ihn aber nicht abhielt, seine Vorräte nachkommen zu lassen. Möglicherweise steht also ein unliebsames Rencontre bevor, wenn de Brazza nachkommt („Peter-

manns Geogr. Mitteilungen" 1882 S. 17 ff., ein sehr orientierender Aufsatz: „Die Anfänge der Erschließung des Kongobeckens von Westen her").

Auch für die protest. Missionsbestrebungen droht die etwas dreiste franz. Besitzergreifung allerlei Unannehmlichkeiten. Als die baptistischen Missionare Bentley und Crudgington auf ihrer so trefflich gelungenen und so interessant beschriebenen Rekognoszierungsreise am Norduser des Kongo hinauf den Stanley Pool glücklich erreicht hatten, wurden sie von dem Häuptling Nga Liema zu Ntamo sehr unfreundlich aufgenommen und auf der fünf engl. Meilen östlicher gelegenen franz. Station seitens der Eingebornen sogar mit Waffengewalt zurückgewiesen, ohne daß die drei Senegalesen, welche dort die franz. Marine repräsentierten, sie in Schutz genommen, sodaß sie nur durch schleunige Flucht ihr Leben retten konnten. Mittlerweile haben die baptistischen Missionare zwei Etappenstationen Isandschila und Manyanga — eine Stunde von den Ntobo-Wasserfällen — errichtet und am letzteren Orte ein Missionshaus erbaut auch mit den Eingebornen freundliche Beziehungen angeknüpft. Der Aufseher der Stanleyschen Zanzibarleute, der auch die Reise durch Afrika mitgemacht, ein Schüler des Bischofs Steere, Ferazi, ein Mann mit guter Schriftkenntnis, besucht regelmäßig den Sonntagsgottesdienst auf der baptistischen Station. Nur darüber klagen die Missionare, daß die Eingebornen sich alles sehr teuer bezahlen lassen. Ein kleines Stahlboot ist mit Miss. Crudgington und Dixon aus England zu Banana bereits angekommen und wird nach Manyanga geschafft, während das größere Dampfschiff, zu dem bereits 1880 Mr. Arthington 20 000 Mk. (und zu seiner Unterhaltung die Zinsen eines Kapitals von 60 000 Mk.) gegeben in England gebaut wird (Bapt. Her. 82. S. 38 ff. 68 ff.).

Wie der französische Reisende dem Mr. Stanley, so haben auch französische kath. Missionare den engl. Baptisten Konkurrenz zu machen begonnen. Und zwar gehören diese Missionare zu der trefflich organisierten Congregation du Saint Esprit et du Saint Coeur de Marie, welche am Gabun und zu Landana (südlich vom Ogowe, nördlich vom Kongo) eine ausgedehnte Thätigkeit übt. Führer der katholischen Expedition, die ohne sich mit der Errichtung von Zwischenstationen aufzuhalten, direkt den Mittellauf des Kongo zu erreichen strebt, ist Pater Augouard, welcher kurze Zeit nach Stanley den Pool erreichte, und natürlich auf der franz. Station freundliche Aufnahme fand. Dennoch mußte er bald umkehren, um das Eintreffen neuer Vorräte von der Küste aus abzuwarten. Seine erste Station beabsichtigt er an der Mündung des Cassai zu errichten (Über die gesamten kath. Missionsunternehmungen um den Kongo herum cf. Les Missions Catholiques 1880 und 81 und Africa 81 S. 93 ff.).

Von der Congo Inland M., welche von Banana aus über Noki, Palaballa und Montiko (am Südufer) gleichfalls den Mittellauf des Stromes zu erreichen trachtet, ist leider die betrübende Nachricht eingetroffen, daß ihr sehr tüchtiger Führer, der Ingenieur Mc. Call am Klimafieber (auf der Reise nach England zu Madeira) am 25. Nov. pr. im Alter von 31 Jahren gestorben ist — unter den 4 Todesfällen, von welchen diese Mission im Laufe von 4 Jahren heimgesucht worden, der schwerste Verlust (Ill. M. News 82 S. 3).

Selbst der Ch. M. Int. (82 S. 168 f.) widmet diesem treuen Manne einen ehrenvollen Nachruf. „Es ist unsre unerschütterliche Überzeugung, daß das Problem der Evangelisierung der Heiden einzig durch die kompakten Bataillone der großen Gesellschaften gelöst werden kann, die über bedeutende Mittel zu verfügen haben; dennoch haben wir noch Raum zur Bewunderung und für eine Thräne auf das frühe Grab des

guten und tapfern jungen Mannes, der eben abgerufen worden ist . . . Er hätte schon früher nach England zurückkehren sollen, aber er wollte erst seine neu ankommenden Mitarbeiter in ihre Arbeit einführen. Seine Krankheit brachte eine Lähmung mit sich, sodaß er nicht gehen konnte; aber er konnte getragen werden, konnte den kleinen Dampfer führen, Befehle austeilen, Briefe schreiben und soweit menschliche Vorsicht das vermag, Vorkehrungen treffen für den Fortgang der großen Unternehmung während seiner Abwesenheit, für deren Erfolg ja so viel von der organisatorischen Kraft des Führers abhängt . . . Als er bei seiner Abreise den Kongo aus dem Gesichte verlor, betete er, Gott möge seine geliebte Mission erhalten und beschützen bis zu seiner Rückkehr . . Als das Schiff in Madeira landete, erkannte er, daß er am Ende seiner Pilgerschaft angekommen, und nachdem er einen schweren Kampf gegen den herben Schmerz durchgekämpft, der sich seiner bemächtigte, ergab er sich ganz dem Willen Gottes. Zufällig hörte ein auf der Insel anwesender presbyt. Geistlicher von dem jungen Manne, der sterbend im Hotel lag und machte sich sofort auf, ihn in seinen letzten Augenblicken zu trösten. Mc. Call war sehr schwach, als sein unbekannter Besucher eintrat und seine ersten Worte waren: „Ja, ich bin sehr schwach, aber Er ist stark und ich bin stark in Ihm; Er wird mich nicht verlassen noch versäumen." Er redete über seine englische Heimat und seine Mission in Afrika, aber in so bescheidener Weise, daß sein Besucher keine Ahnung davon hatte, daß er der Leiter und erste Urheber jener großen Unternehmung war, sondern dies erst nach seinem Tode erfuhr. Sie beteten mit einander, und als der Geistliche geendet, fuhr der sterbende Mann mit erhobener Stimme und in einem Tone fort, von dem der Hörer schreibt, er könne ihn nie vergessen: „Allmächtiger — ewiger — Gott — ich — bin — sehr — nahe — deiner Gegenwart — in diesem Augenblicke. Ich kann nicht — viele — Worte — machen — vor dir; — aber das — ist auch — nicht nötig. Du weißt — alles — was ich bedarf. Du — kennst — meine Lage, Herr —; thue — was dir — gefällt — ich habe — nichts — zu sagen. — Ich bin — nicht — unzufrieden — daß du — mich — wegnehmen willst — Warum sollte ich es sein? Ich habe — mich selbst — meinen Leib — Seel — und Geist — dir gegeben; geweiht — mein ganzes Leben und Sein — deinem Dienste — und — wenn es dir nun gefällt — mich wegzunehmen — für das Werk — das ich für dich thun wollte — was gehet es mich an? — Dein Wille geschehe." Er betete dann unter großer Schwierigkeit noch weiter in solchen abgerissenen Worten, aber sehr brünstig und als er schloß: „Ja, gebenedeiter Jesus, ich werde bei dir sein," da mischten sich seine Thränen in seine Worte . . . Sein Meister verlangte von ihm — schließt der Int. seinen Nachruf — das Beispiel vollster Selbstverleugnung und gänzlicher Übergabe des eigenen Willens, und er verlieh ihm die Gnade, dieses Beispiel wirklich zu geben und es wird der Kongo-Mission gewiß einen größeren Segen bringen, als seine eifrigsten Bemühungen ihr Interesse zu fördern. In einem Zeitalter der ausgeprägtesten Selbstsucht werden solche Beispiele verlangt selbst unter den Missionaren. Vom Tode solcher Bekenner datiert die Geburt manches neuen Christen und ein verlängertes Leben der allgemeinen Kirche des Herrn."

Die Bihé-Mission des amerik. Board steckt jetzt auch in den bekannten Nöten aller afrikan. Missionsexpeditionen. Der entgegengeschickte Gesandte hat sich nicht als ein Helfer sondern als ein Erschwerer der Expedition erwiesen und die „Könige" haben sich auch hier als Diplomaten und Despoten gezeigt, auf deren Wort kein Verlaß ist. Vorläufig haben die Missionare in der Nähe von Bailunda halt machen müssen und

scheint es als ob für die nächste Zeit an ein weiteres Vordringen nicht zu denken sei (Am. Her. 82 S. 28 f.). So richten sich denn die — mittlerweile durch neue Nachsendungen verstärkten Missionare zu Ballunda häuslich ein. Ihre bescheidene Wohnung ist fertig, an die Anlage eines Gartens sind sie in Begriff zu gehen und die Sprache studieren sie mit Fleiß. Mit dem Volke kommen sie gut aus und finden, daß es besser ist als sein Ruf. Als der König sie eines Tages besuchte, wünschte er ein Gewehr zum Geschenk zu erhalten, die Missionare erklärten ihm, sie verabreichten derartige Geschenke nicht. Da verlangte er, sie sollten ihrem König schreiben, daß dieser ihm eins schicke und war sehr ungehalten als ihm gesagt wurde, der amerikanische „König" habe nichts mit der Mission zu thun und werde auf einen solchen Wunsch nicht die geringste Rücksicht nehmen. Ein Geschenk von Zeug versöhnte ihn jedoch wieder (Ebend. S. 70 ff.).

Über die Austreibung der Jesuiten aus Hereroland siehe den betreffenden Artikel Biehes in der Februar-Nummer. Wie ich höre halten sich die Patres noch in der Walfischbay auf und würden es gerne sehen, wenn England mit Gewalt ihnen den Wiedereinzug in das verschlossene Land ermöglichte.

Daß Sekukuni wirklich wieder frei gelassen — wie wir neulich berichteten — bestätigt die Erzählung des Miss. Krahl im Beiblatt zur vorigen Nummer. Jedenfalls ist dieser unbegreifliche Akt britischer Regierungsweisheit ein politischer Schachzug gegen die Buhren, der dem engl. Government gerade keine Ehre macht. Noch seltsamer klingt die Kunde, daß Ketschwayo nach England gebracht werden soll, um dort seine Sache zu führen und vermutlich dann nach Zululand zurückzukehren. Das dortige settlement hat wenig befriedigende Verhältnisse geschaffen: die Häuptlinge liegen zum Teil mit einander in Krieg, J. Dunn beherrscht sie alle, der englische Resident ist völlig ohnmächtig. Und wenn nun gar Ketschwayo wiederkommt!!

Unter den Swazi hat die P. G. S. mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs ganz in der Nähe seines Kraals eine neue Missionsstation angelegt, in deren Schule der König neun seiner Kinder zu schicken versprochen hat. — Auch in Isandhlwana ist jetzt ein Missionar dieser Gesellschaft stationiert. Zu der hier zu errichtenden Kirche und Schule haben, unter Vorgang des Zuluhäuptlings Hlubi (der aber später noch 1000 Mk. brachte), 130 Eingeborne in einer Versammlung je 30 Mk. gezeichnet und das trotz des großen Viehsterbens, von dem das Volk jüngst heimgesucht worden ist. (M. I. 81 S. 402. Weitere erfreuliche Mitteilungen über diese Station, auf der bis Ende Sept. 45 Taufen stattfanden, ebend. 82 S. 15 ff.)

Die französische (evang.) Mission in Basutoland hat trotz der ungünstigen politischen Verhältnisse im letzten Jahre erfreuliche Fortschritte gemacht. Obgleich von drei Stationen (Leribé, Matatiele und Caun) die Berichte noch ausstehen, ergiebt die Statistik: 397 Taufen Erwachsener und 389 Kindertaufen, eine Vermehrung der Kommunikanten von 3974 auf 4252, 126 eingeborne Gehilfen und 20 europ. Missionare. Die Beiträge der Gemeinden für kirchliche Zwecke beliefen sich auf 30 000 Mk. Die sehr blühenden Schulen zu Morija und Thaba Bossigu, die durch den Krieg viel gelitten und zum Teil haben aufgelöst werden müssen — kommen allmählich wieder in guten Gang. Während des Krieges haben die Missionare ihre Posten nicht verlassen und beim Friedensschlusse die Rechte der Eingebornen tapfer verteidigt. Unterdes hat Miss. Mabille den Druck der ganzen Bibel ins Sessuto sowie den verschiedener anderer Schriften in Europa vollendet (Africa 81. S. 98). (Leider gährt es unter den Basuto infolge der unpädagogischen englischen Politik von neuem. Nach den traurigen Erfah-

rungen, welche die loyalen Baſſuto gemacht, dürfte das Gouvernement auf deren Unterſtützung im Falle eines neuen Krieges ſchwerlich wieder rechnen dürfen. In einer an den Gouverneur gerichteten Adreſſe haben ſich dieſelben jüngſt bitter über die ihnen ſeitens der Regierung widerfahrene Behandlung beſchwert.)

Auch Miſſionar Coillard hat ſeinen Aufenthalt in Europa tapfer ausgenutzt, um bei ſeinen Landsleuten das Intereſſe an der unter ſeiner Leitung ſtehenden neuen Zambeſi-Miſſion zu beleben. Die Beiträge, die er auf ſeinen Reiſen geſammelt, belaufen ſich auf ca. 40 000 Mk. — vermutlich ohne die 20 000 Mk., welche der allezeit freigiebige Mr. Arthington geſpendet hat. Es ſteht zu hoffen, daß nach der im Mai erfolgenden Rückkehr Coillards dieſer neue Zweig der franz. Baſſutomiſſion ſofort in kräftige Pflege genommen werden wird (Ebend. 82. S. 110).

Die Expedition des amerikaniſchen Board in das Reich Umzilas, jetzt unter Führung des Miſſ. Richards, hat ohne ernſtliche Unfälle das Ziel ihrer Reiſe Ende Juli des v. J's. erreicht. Und mehr als das: Der König hat die Erlaubnis zur Anlegung einer Station in ſeinem Reiche gegeben. Wiederholt wurden die Reiſenden auf ihrem Wege von Häuptlingen gebeten, bei ihnen ſich niederzulaſſen, reſp. Lehrer von Amerika ihnen zuzuſenden (M. Her. 81. S. 499).

Aus Livingſtonia (Nyaſſa) wird die Ankunft der „Handwerker-Evangeliſten" gemeldet, welche die Straße zwiſchen dem Nordende des Nyaſſa und dem Südende des Tanganyika herſtellen ſollen. Sie ſind in Begleitung der Miſſionare Laws und Stewart ſofort nach Bandawé, dem nördlichen Hafen des Nyaſſa gefahren, um die Arbeit unverzüglich in Angriff zu nehmen. Unterdes ſind von der Küſte aus zwei neue Expeditionen zu Land nach dem Nyaſſa gemacht worden, die eine von dem Vicekonſul O'Neill von Kiſanga (der Iboinſel gegenüber) aus nach dem Südweſtufer des Sees, die viel kürzer iſt als die Kilwa- oder Rovumaroute und durch ſchönes, dichtbevölkertes, zuletzt gebirgiges Land führt; die andre von dem zur Univ. M. gehörenden Miſſionar Johnſon von Mwembi nach Livingſtonia, über das Nordende eines großen inſelreichen Sees (vermutlich des Schirwa) dem Lugendifluſſe (einem Nebenfluſſe des Rovuma) folgend (Free Ch. Monthly 82. S. 49). Während ſeiner Abweſenheit zerſtörten Sklavenhändler ſeine Wohnung in Mwembi ſamt aller ſeiner Habe.

Zu Frere Town (Mombaſa) veranlaſſen ſowohl die fortgehenden Verwicklungen mit den Arabern wie die Ausübung der Jurisdiktion über die ſchwarzen Glieder der Kolonie immer neue Schwierigkeiten. So hat ſich Ende v. J's. die Ch. M. S. veranlaßt geſehen, den bekannten Gründer derſelben, Mr. Price, als ihren bevollmächtigten Viſitator dorthin zu ſenden, um die mancherlei Mißhelligkeiten beizulegen, die — wie es ſcheint — nicht ohne Verſchuldung des bürgerlichen Hauptes der Niederlaſſung ausgebrochen waren. Hoffentlich trägt auch die Anweſenheit des bekannten Konſuls Dr. Kirk in England dazu bei, die Beziehungen der Kolonie zu den arabiſchen Behörden beſſer als bisher zu regeln und ſeinen Nachfolger in Zanzibar mit größeren Machtbefugniſſen auszurüſten. Sobald in Frere Town und Kiſulutini ſelbſt die Verhältniſſe ſich konſolidiert haben, gedenkt die Ch. M. S. von dieſen wichtigen Küſtenpunkten aus ins Innere vorzudringen (Int. 81. S. 753 f.).

Vom Tanganyika-See ſind ſehr betrübende Nachrichten eingegangen: Krankheit und Tod haben die dortigen Londoner Stationen augenblicklich faſt aller ihrer Arbeiter beraubt. Zuerſt mußte Udſchidſchi verlaſſen werden und zwar von beiden dort ſtationierten Miſſionaren; der eine (Wookey) kehrte nach England zurück, der andre, Hutley, der zu

krank war, als daß er die Reise hätte mitmachen können, mußte nach Urambo geschafft werden, wo bekanntlich ein Missionsarzt steht. Sodann ergriff das Fieber den Dr. Palmer zu Mtowa und nötigte ihn, zunächst nach der Küste zurückzukehren. Bald darauf starb ganz unerwartet an den Folgen des Sonnenstichs Miss. Williams, der mit dem Arzt Southon in Urambo stationiert war — das vierte Menschenleben, welches diese Mission gekostet — und auch Miss. Griffith, der am See selbst allein noch auf dem entferntesten Vorposten stand, wurde so krank, daß er an das Verlassen seiner Station denken mußte. — Mittlerweile ist es besser mit ihm geworden, so daß er nicht nach Europa zurückzukehren braucht, sondern nur einen gesunderen Ort zur Station aufsuchen muß. — So ist zur Zeit Dr. Southon der einzige aktive Arbeiter der Londoner Mission auf diesem ganzen Gebiete. Trotz aller dieser Verluste denkt die Gesellschaft nicht daran, die Tanganyika-Mission aufzugeben; vielmehr beabsichtigt sie 5 resp. 7 frische Arbeiter so bald als möglich auszusenden, um die verlassenen Posten neu zu besetzen. Bis jetzt hat diese Mission 440 000 Mk. gekostet und — abgesehen von den einmaligen Ausrüstungsausgaben — sind jährlich 60—80 000 Mk. erforderlich, um sie mit neuen Kräften fortzuführen. Als künftige Reiseroute gedenkt man den Wasserweg (Zambesi, Schire, Nyassa) zu benutzen und durch Anlegung einer Station am Südende des Tanganyika eine Verbindung mit den Schotten am Nyassa herzustellen. Jedenfalls müssen gesundere Orte als Stationspunkte gesucht werden. (Chron. 81 S. 247 ff. 276 ff.)

Seitens der römisch-katholischen Mission am Tanganyika ist die Nachricht eingetroffen, daß drei Mitglieder derselben, zwei geistliche und ein Laiengehilfe von den Wabickaris ermordet worden sind. Sie hatten ihre Station zu Rumongwe in Urundi angelegt, weil dieser Ort gesunder als Ubschidschi selbst sein sollte. Die Patres widmeten sich vornehmlich dem Loskauf und der Erziehung junger Sklaven, was die Wabickaris — ein mit den Negern von Urundi in Streit lebender benachbarter Stamm — nicht leiden wollten. Diese raubten wiederholt von den Patres erworbene Sklavenkinder; eins derselben suchten die Missionare zurückzubekommen und unklugerweise drohten sie, als die Auslieferung verweigert wurde, mit Befreiung durch Gewalt. Das erbitterte die Räuber und sie drangen bewaffnet vor das Missionshaus. Die Missionare gingen ihnen, einer gleichfalls mit den Waffen, entgegen, ohne jedoch ihrerseits anzugreifen. Sofort schossen die Wabickaris und töteten ihrer drei. Ob die beiden übrig gebliebenen die Station werden halten können, ist zur Zeit zweifelhaft. Möglich, daß die arabischen Sklavenhändler die Mörder aufgehetzt haben („Kath. Missionen" 82 S. 41 f.). Jedenfalls wiederholt dieser traurige Verfall von neuem die doppelte Lehre, welche auch seitens der protest. Missionare nicht genug beherzigt werden kann: 1) daß es verderblich ist, eine Mission — zumal eine weit von jedem europ. Schutz entlegene — mit dem Loskauf von Sklaven, überhaupt mit dem Kampfe gegen die Sklaverei zu beginnen und 2) daß Missionare sich jeder Drohung mit Waffengewalt durchaus enthalten müssen.

Aus Uganda — oder wie die Missionare jetzt schreiben: Buganda[1]) — sind

[1]) Speke, Grant, Stanley und anfangs auch die Missionare schrieben Uganda für das Land; Waganda für die Bewohner desselben. Jetzt nennen die Letzteren das Land: Buganda, das Volk: Baganda; die Sprache: Ruganda oder Luganda statt des früheren Kiganda. Bis sich eine feste Schreibweise gebildet haben wird, wollen wir jedoch die alten Bezeichnungen beibehalten.

sehr erfreuliche Nachrichten eingegangen. Die beiden bei Mtesa stationierten Missionare, O'Flaherty und Mackay, haben sich nicht nur ein ordentliches Missionshaus gebaut und einen Garten angelegt, wozu ihnen Mtesa Grund und Boden geschenkt, sondern sie dürfen auch ungehindert lehren und predigen, stehen in großer Gunst bei Hofe und leben mit ihren katholischen Konkurrenten in leidlicher Freundschaft, während die Araber fast allen Einfluß verloren haben. Allerdings wird man gut thun, auf diesen augenblicklichen Sonnenschein nicht allzu große Hoffnungen zu bauen. Mtesa — von welchem das „Ausland" (1882 Nr. 8 u. 9) nach den Mitteilungen des Missionsarztes Felkien eine charakteristische Schilderung giebt — ist und bleibt ein launischer Despot, dessen heutige Freundlichkeit sich schon morgen wieder in Feindschaft umkehren kann. Indes faßt die Mission doch immer mehr Wurzel im Volke, und wenn auf den Sonnenschein über kurz oder lang auch wieder Sturm und Regen folgt — so wird die bisherige Arbeit doch ihre Frucht tragen. Jedenfalls sind die Missionare da und sie werden auch da bleiben, so lange sie nicht geradezu mit Gewalt aus dem Lande vertrieben werden. Hören wir zunächst was ihre Tagebücher von dem Haus- und Gartenbau erzählen. „Mackay baut ein großes, gut eingerichtetes zweistöckiges Haus, mit einem Strohdache und acht Zimmern, das der Stolz von Uganda werden wird. In unsrer bisherigen feuergefährlichen Schilf- und Grashütte haben uns die Ratten und Mäuse beständig alles zerstört. Mackay ist nicht nur Architekt und Aufseher sondern auch Zimmermann und Maurer. . . In unserm Garten haben wir Lehm gefunden, aus dem wir Ziegel geformt. Das Bauwerk ist ein Gegenstand der höchsten Bewunderung für die Waganda. Der König hat uns auch Land zu einem Garten gegeben; die Hälfte davon war freilich der reine Sumpf, aber wir haben Gras und Schilf ausgerissen und tüchtig gehackt, gegraben, gepflanzt, Wege gemacht, das ganze mit einem großen Schilfzaun umfriedigt und nun sieht schon alles ganz anders aus. Die Arbeiter und das nötige Material hat der König geliefert. Ja wir haben eine Pumpe angelegt, die das köstlichste Wasser giebt — ein wahres Wunder für die Eingebornen. . . „Wundervoll, wundervoll, rufen sie ein über das andremal. Die Bazungu (Fremden) sind viel klüger als die Lubare (weibl. Gottheit). Sie wissen alles, die Araber und Wangwana wissen gar nichts". . Hunderte kommen täglich, das Wunder zu prüfen. Sie drängen sich herzu von dem Wunderwasser zu trinken, das von selbst aus der Röhre läuft. Einige nennen es Lubare, andre sagen es sei das Werk Gottes. Mehr als einmal kam auch der alte mächtige Häuptling Jumba, der mit dem Dienste der Lubare betraut ist und vor 1½ Jahren die Göttin hierher begleitete. Als er von dem Wasser getrunken und sich die Hände damit gewaschen hatte, fragte ich ihn: ob die Lubare auch solches Wasser aus einer tiefen Höhle herausbringen könne. „Nein." Verehrt ihr nicht die Lubare als Gott? „Ja." Nun, was du siehst, ist nur das Werk eines Menschen, die Lubare kann also nicht so viel als ein Mensch, wie kann sie Gott sein? Jumba erwiderte: „Es ist kein Gott außer Katonda und wir sind Menschen, die all ihre Klugheit von Katonda (Gott) bekommen. Die Lubare ist eine Betrügerin und kann überhaupt nichts." —

„Auch auf diese Weise arbeiten wir an der Erziehung der Häuptlinge und des Volks. Meine Hände sind ganz hornig geworden von all dem Hacken, Graben und Jäten. Ich habe von dem König noch mehr Land erhalten, um Häuser und Gärten für unsre Arbeiter anzulegen. In spätestens 18 Monaten hoffen wir so weit zu sein, daß wir für unsern Unterhalt selbst sorgen können, was die vegetabilische Kost angeht. Wir haben jetzt auch 6 Kühe, 14 Ziegen, 1 Schaf, Hennen und Küchlein, 2 Esel, 2 alte

Frauen zum Jäten, einen Koch, Hirten und 12 Arbeiter. Dazu will uns der König weitere 12 junge Leute mitsamt ihren Vätern schicken, die Schmiede und Zimmerleute sind, damit sie Mackay, der alle Hände voll zu thun hat, weiter unterrichte."

Diesem Teile des Berichtes seines Kollegen fügt Mackay seinerseits manche treffende Bemerkungen hinzu. „Bliebe das Volk in seinem jetzigen traurigen Zustande und es würde christlich, so würden sie entweder faule oder kriegerische Christen, die Anleitung, die wir ihnen geben, lehrt sie Augen, Verstand und Hände für die Künste des Friedens gebrauchen, die sie von der Trägheit und den kriegerischen Gelüsten abziehen und den Gesamtzustand des Landes heben. . . Vielleicht denkt mancher, warum verbringt ein Missionar seine Zeit mit solchen weltl. Dingen? Warum beschränkt er sich nicht auf lehren und predigen? Denen sage ich: lebt ihr denn in einer Grashütte mit feuchtem Erdboden, in einem regnerischen äquatorialen Klima, ohne Sicherheit gegen Diebe und Feuer? Kommt nun erst hierher und versucht es jahrelang wie wir gethan und wenn euch dann dieses Leben gefällt und ihr dann noch meint, daß ein Leben, wie es die Wilden führen, wegen seiner Einfachheit die beste Verherrlichung des Christentums sei, dann will ich euch fragen: ob ihr auch eure Frauen in solche Grashütten einquartieren wollt? Ich versuche jetzt Ziegel zu machen und zweifle nicht, daß diese einfache Kunst, wenn sie erst allgemein geübt werden wird, in dem ganzen Lande eine große Revolution bewirken wird. Schon jetzt ist der Erfolg bedeutend. Die schmutzigen Straßen und Winkel werden gereinigt, man bessert den erbärmlichen Fußboden der Hütten, die Toten werden ordentlich begraben und nicht mehr in die pestilenzialischen Sümpfe versenkt." Doch genug davon.

Bezüglich ihres Verhältnisses zu den französischen Priestern meldet das Tagebuch O'Flahertys: „Ich sagte ihnen, daß wenn sie fortführen, uns zu schmähen, Aufrührer, Ketzer ꝛc. zu schelten, ich dem König, seinem Hofe und Volke den gegenwärtigen Zustand Frankreichs, Italiens ꝛc. und den dortigen Streit zwischen den Priestern und dem Staate klar legen würde. Ich sagte ihnen weiter, das Land sei groß genug für uns beide und wir möchten doch als Christen gemeinschaftl. Front machen gegen das Heidentum und das Volk zuerst die große Wahrheit der Versöhnung und was mit ihr zusammenhängt lehren. Seitdem stehen wir uns ganz freundschaftlich, speisen oft miteinander und halten gute Nachbarschaft. Den Superior, einen gelehrten und frommen Mann, habe ich ganz gern. Ich setze ihm oft die Fundamentallehren des wahren biblischen Christentums auseinander und er und seine Brüder sind erstaunt über die Lehren des Protestantismus. Sie sind über dieselben ganz anders gelehrt worden."

Wie schon bemerkt ist den Missionaren unverboten zu lehren und zu predigen. Viele kommen zu hören, manche können schon etwas lesen. Sprache und Übersetzungsarbeiten werden mit Fleiß getrieben. Auch mit Mtesa finden wieder häufig religiöse Gespräche statt. „Der König fragte mich vor versammeltem Hofe was ich über den Koran und Mohammed dächte. Ich wies ihm aus dem Buche selbst nach, daß es ein Gewebe von Irrtümern, der Verfasser ein Betrüger, der Islam ein Wahn sei." Mtesa war darüber sehr betroffen. Seit der Zeit läßt er seine Flagge am Sonntag aufziehen, zum Zeichen, daß das der wahre Ruhetag sei. . . Der König fragte mich heute, wie er den Wohlstand seines Landes heben könne. . . Zuletzt sagte ich ihm, er müsse den Sklavenhandel verbieten. Darauf erwiderte er: „Ich bin ein durch Hunger geschwächter Mann und du sprichst zu mir: stehe auf und mache eine lange Reise und thue Dinge die in meinem Zustande unmöglich sind. Ja, wenn die Königin für mich thun wollte,

was sie für den Sultan von Zanzibar thut, dann wollte ich froh sein. Der Wohlstand meiner Häuptlinge und meines Volks besteht hauptsächlich in Sklaven und ich habe kein Recht, mich da hineinzumengen. Ich möchte dieses System, das ich verabscheue, gern abschaffen, aber mir fehlt meinem Volke gegenüber die Macht dazu. Wenn die Araber nicht mehr kommen dürfen, wer soll uns mit Waren versorgen? Ja, wenn die Engländer mit mir Handel treiben wollten!" (Int. 82 S. 94 ff.).

Auch aus Mpwapwa sind über den Fortgang der ökonomischen Arbeit ermutigende Nachrichten eingegangen. Hier ist neben einem Missionsarzte ein Landwirt stationiert, der eine Acker- und Viehwirtschaft in erfreulichen Gang gebracht hat. (Ebend. S. 55 f.).

Über die schwedische Mission an den Grenzen Abessiniens und des Gallalandes ist ziemlich wenig unter uns bekannt. Da dieselbe jetzt durch ihren Missionar Arrhenius, den u. a. ein in Stockholm gebildeter junger Galla begleitet, von neuem den Versuch macht von Massaua aus via Berber, Khartum, Senaar und Famuka in das Gallaland einzudringen und hoffentlich in der Zukunft mehr von ihr die Rede sein wird, so dürfte es zeitgemäß sein, einmal einen kurzen Überblick über dieses leidens- und wechselreiche Werk zu geben. Wir folgen dabei den Mitteilungen, welche auf Grund des schwedischen Originalberichts „Africa" (82 S. 118 ff.) macht. Es ist die „Evangelische Fosterlands Stiftelsen" (1856 gegr.), welche auf Anregung Krapfs (1865) die Gallamission ins Auge faßte. Die Schwierigkeit einer Kommunikation so wie der fanatische Fremdenhaß machten jedoch die Ausführung unmöglich. Unter König Theodoros war auch in Abessinien eine Niederlassung unausführbar. Nach einem vergeblichen Versuche in Keren kam endlich in Kunama eine Mission zustande, die aber auch schon nach vierjähriger Arbeit (1870) infolge der polit. Wirren wieder aufgegeben werden mußte. Das Volk von Kunama hatte durch die Missionare polit. Unabhängigkeit (von Ägypten und Abessinien) zu erreichen gehofft, und als es sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah, ihnen nach dem Leben getrachtet, so daß sie nur mit Mühe nach Massaua sich retteten. 5 Missionare waren während dieser 4 Jahre am Fieber gestorben, 2 ermordet worden. Seit 1870 blieb Massaua (am roten Meere) und die nächste Umgegend (Eilet und Geleb) das Missionscentrum. Man predigte und errichtete Schulen, die von c. 200 meist heidnischen Kindern besucht wurden, unter ihnen viele Gallas. 1876 wurde der Leiter der Mission, Lager, auf einer Reise zu König Johannes von Abessinien ermordet; 1879 die Station von Massaua nach dem benachbarten Dorfe M'Kullo verlegt, auch die Nebenstation Geleb aufgegeben, da der König von Abessinien auf seinem Gebiete durchaus keine protest. Missionare leiden wollte. 1877 hatte man auf ihr Ansuchen einigen Gallahändlern 3 eingeb. Jünglinge als Lehrer mitgegeben, die sich zu Godjam, einer von Abessinien zieml. unabhängigen Provinz niederließen und dort in einer Schule abessinische und Gallakinder unterrichteten. — In Summa sind seit Beginn der schwedischen Mission 20 Heiden getauft und 42 (meist abessinische Christen) konfirmiert worden; von den 40 ausgesandten Arbeitern haben 12 wegen geschwächter Gesundheit zurückkehren müssen, 13 sind gestorben, 3 ermordet worden. Trotz dieser Opfer denkt man nicht an den Rückzug. Man hofft nicht nur, daß über kurz oder lang die Thore Abessiniens sich öffnen werden, sondern gedenkt auch westlich von Abessinien via Nubien, Khartum und blauen Nil zu den Gallas vorzudringen. In dem bereits erwähnten Arrhenius scheint der rechte Mann zu diesem schwierigen Unternehmen gefunden zu sein. Möge Gottes Schutz und Segen ihn und seine eingeb. Gehilfen geleiten. — Nach den

neuſten Nachrichten (Miſſions-Tidning" 82 N. 3) iſt Arrhenius bereits glücklich in Chartum angelangt und es iſt nicht unmöglich, daß er dort mit den Pionieren der ameril. Arthingtonmiſſion, die an den Sobat geht, zuſammentrifft.

Über Medical Missions in Africa bringt „Africa" (S. 111 f.) gleichfalls einen inſtruktiven Artikel, dem wir folgende Daten entnehmen: 1876 ſendete die Ch. M. S. mit ihrer erſten Expedition nach Uganda den Dr. J. Smith aus, der leider bereits 1877 zu Kagei, am Südende des Viktoria Nyanza, ſtarb. 1878 ging ein zweiter Arzt, Dr. Felkin, nach Uganda und leiſtete der Miſſion dadurch weſentliche Dienſte, daß der kranke Mteſa ſich von ihm behandeln ließ. Leider wurde er bald zur Rückkehr nach Europa genötigt. Ein dritter Arzt, Dr. Baxter, der bis heut auf ſeinem Poſten geblieben, wurde von derſelben Geſellſchaft 1878 zu Mpwapwa ſtationiert. Auch die Londoner M.-G. hat in ihrer Tanganyika-Miſſion einen Arzt, Dr. Southon, der die wichtige Station bei Mirambo verſieht. Desgleichen war die freiſchottiſche Expedition nach dem Nyaſſa gleich bei ihrem Beginn vom Miſſionsarzte, Dr. Black begleitet, der aber ſchon 1877 zu Livingſtonia ſtarb. An ſeine Stelle traten Dr. Laws und neuerdings noch Dr. Hannington. Auch die ſtaatskirchlichen Schotten haben wieder einen mediziniſchen Miſſionar, Dr. Dean, nach Blantyra geſandt, nachdem der früher dort ſtationiert geweſene Dr. Maklin abgegangen. Ferner arbeitet in Natal, in Verbindung mit der Gordon Memorial Mission, Dr. Dalzell und ſeit vorigem Jahre in Kaffraria im Dienſte der epiſkopalen ſchottiſchen Kirche Dr. Johnſton zu Umtata. Bei den weſtafrikaniſchen neuen Miſſionsunternehmungen ſcheinen noch keine Ärzte beteiligt zu ſein, während die eben in der Ausführung begriffene neue Arthington Miſſion der Am. Miss. Ass. im Oſten des oberen weißen Nil, an der Mündung des Sobat unter ihren Pionieren den Dr. Snow hat (Am. Miss. 81 S. 363 ff.). 5 von den genannten engl. Ärzten entſtammen der Medical Miss. Soc.'s Institution zu Edinburg. Vermutlich giebt es außer in dieſen neueren afrikaniſchen Miſſionen auch in den älteren — z. B. in der norwegiſchen auf Madagaskar — noch mehrere Miſſionsärzte, doch ſind wir zur Zeit noch nicht imſtande über dieſelben beſtimmte Angaben zu machen.

Über Madagaskar, wo das Chriſtentum immer mehr in allen Lebensverhältniſſen ſeine Sauerteigwirkungen geltend macht, entnehmen wir dem „Ev. M. Mag." (1882 S. 83 ff.) folgende Mitteilungen: Am 29. März v. J.'s hat die Königin wieder eine Reihe neuer Geſetze proklamiert, welche alle Regierungsgeſchäfte auf 8 Departements verteilen und für jedes Dep. eine Art Miniſterium einſetzen. Die Geſetze ſelbſt beziehen ſich auf die Sklaverei, den Wucher, die Ehe, Lebensmittelfälſchung, Verkauf von Arzneien, ſchlechte Literatur, Beſtechung, Prozeßordnung ꝛc. In der Provinz Imerina darf Branntwein weder fabriziert noch verkauft werden und die Übertretung dieſes Verbots wird mit hoher Strafe belegt. Sklavenverkauf darf nicht als Geſchäft betrieben werden und muß vor dem Regierungsbeamten ſtattfinden. Beſonders wichtig iſt das Schulgeſetz, welches anordnet, daß alle Kinder von 8 bis 16 Jahren ſchulpflichtig ſind und erſt entlaſſen werden ſollen, wenn ſie durch eine Prüfung nachgewieſen, daß ſie ſchreiben, leſen und rechnen können. Leider iſt über Gebet und Bibel kein Wort geſagt, um des konfeſſionellen Friedens willen! Für die nächſte Zeit wird freilich das ganze Geſetz nur auf dem Papiere ſtehen. — Die Norwegiſche Miſſion, welcher ſeitens der Londoner M.-G. jetzt der c. 100 000 Einwohner zählende nördl. Diſtrikt der Prov. Batſileo allein überlaſſen worden iſt, hat jetzt 1959 Gemeindeglieder und c. 14 000 Anhänger; ſie würde ihrer mehr haben, wenn ſie nicht ſehr vorſichtig mit der Aufnahme

in die Kirche wäre. Nach ihrem letzten Jahresberichte zählt die Londoner M. 244 197 Christen, unter ihnen 71 585 Kommunikanten, während die Quäker c. 26 000 Christen in ihrer Pflege haben und die P. G. S. etwa 2860 aufweist. Wie groß die Zahl der Katholiken auf Madagaskar ist, sind wir außerstande genau anzugeben.

Zum Schluß noch zwei kleine Geschichten. Während seines Besuches in Madagaskar betonte Mr. Sharp, ein Mitglied der Gesellschaft der Freunde, in einer seiner Ansprachen die Pflicht dem Feinde zu vergeben. Die Woche darauf kommt ein christl. Madagasse zu einem der Missionare, erzählt was Herr Sharp gesagt, fügt hinzu, das sei eine harte Lehre und fragt, ob sie wirklich wahr sei. Der Missionar schlägt einfach die Bibel auf und liest den Manne Matth. 6, 14 f. vor. Darauf erklärt der Madagasse: „ja, die Sache ist ihre Richtigkeit, es stehet ja so geschrieben; ich glaubte, ich könnte das nimmermehr, aber mit Gottes Hilfe will ich das harte Ding zu thun suchen." — Die andre in ihrer Art auch charakteristische Geschichte gehört in das Kapitel der humoristischen Exegese. Ein eingeb. Lehrer bittet seinen Missionar um Gehaltszulage. Der lehnt die Bitte ab, weil seine Mittel nicht reichten, diese Zulage allen zu gewähren und es nicht recht wäre, einen vor den andern zu bevorzugen. „Das ist ganz wahr," gab der Lehrer zur Antwort, „aber Jesus sagt uns oft, daß wir unsre Almosen im verborgenen geben sollen." (Illustr. M. News 82 S. 27).

Literatur-Bericht.

Holub, Dr. Emil, Sieben Jahre in Süd-Afrika. Erlebnisse, Forschungen und Jagden auf meinen Reisen von den Diamantfeldern zum Zambesi (1872—79). Mit 235 Original-Holzschnitten und vier Karten. Wien. Bei Alfred Hölder. 1881. 2 Bände. Pr. geb. 18 M.

Dr. Holub hat uns von seinen etwas abenteuerlich unternommenen, aber mit seltener Energie durchgeführten Reisen in dem Buche, das den vorstehenden Titel trägt, eine hochinteressante Beschreibung gegeben. Ohne Mittel kam der junge böhmische Arzt, der schon von der Knabenzeit an, durch Livingstones Reisen angeregt, eine Sehnsucht nach Entdeckungen in Afrika gehabt hatte, im Jahre 1872 in Port Elisabeth an, wo er durch eine Praxis weniger Wochen sich in den Stand gesetzt sah, weiter in das Innere vorzugehen. Ein glänzendes Angebot, bei hohem, garantiertem Gehalt sich in jener Hafenstadt niederzulassen, schlug er aus und begab sich nach Faureſmith, wo ihm ebenfalls Aussicht gemacht war, eine ärztliche Praxis zu finden. Es war dies jedoch eine Täuschung, und Holub mußte seinen Wanderstab weiter setzen. So kam er auf die Diamantfelder von Kimberley nach Dutoits-Pan, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen bald eine Wirksamkeit entfalten konnte, die ihm die Mittel einbrachte, nicht nur alle seine früheren Verbindlichkeiten zu decken, sondern auch die weiteren Reisen auszuführen, welche ihm einen achtungsvollen Platz in der Reihe der Afrikaforscher sichern. Die erste Reise, eine vorläufige Übungstour, führte ihn bis Lekatlong, der Londoner Missionsstation im Batlaping-Gebiet. Auch die zweite, welche sich durch die Reiche der unabhängigen Betschuana bis nach Schoschong, der Bamangwato-Hauptstadt erstreckte, hatte wesentlich vorbereitenden Charakter. Endlich folgte die Hauptreise nach dem Zambesi,

dessen oberer Lauf erforscht werden sollte. Der kühne Reisende wollte sich von dort den Weg nach der Westküste bahnen und bei Loanda wieder zum Vorschein kommen. Dort am mittleren Laufe des Zambesi, wo noch wenige Jahre zuvor das mächtige Makololoreich bestanden hatte, das durch Livingstone und den tragisch endenden Versuch einer Mission der Londoner Gesellschaft bekannt geworden ist, besteht jetzt das Reich der Marutse, einer der unterworfenen Völkerschaften, welche endlich die Eindringlinge überwältigt und vernichtet und sich selbst die Herrschaft angeeignet hatte. Bei Sepopo, dem damaligen Marutse-König, fand Holub freundliche Aufnahme und verweilte in seiner Hauptstadt, Seschele, mehrere Monate. Mit Hülfe des Königs wurde die weitere Reise zu Wasser unternommen und eine gute Strecke (ca. 130 Kilometer) des Stromes erforscht und kartographisch aufgenommen. Bei dem Nambwe-Katarakt aber ging ein Boot, welches die Ausrüstung zur weiteren Reise enthielt, verloren. Holub selbst war schwer vom Fieber niedergeworfen. So blieb ihm keine andre Wahl, als nach Seschele zurückzukehren und sich für diesmal, nachdem er die nötigen Kräfte wiedergewonnen hatte, wieder nach Süden zu wenden[1]).

Nachdem er, wie auch jedesmal nach den früheren Reisen, die immer seine Mittel völlig erschöpften, die letzteren durch ärztliche Praxis auf den Diamantenfeldern wiederhergestellt hatte, trat er über Port Elisabeth und Kapstadt (wo man ihn als bewährten Forschungsreisenden feierte) seine Rückreise nach Europa an. Kaum hat er sich nach Verwertung seiner ausgedehnten naturwissenschaftlichen Sammlungen und der Ausarbeitung seines Reisewerkes in der Heimat einige Ruhe gegönnt. Jetzt ist er bereits wieder auf dem Felde seiner Forschung und zwar mit andern Mitteln ausgerüstet, als das erste Mal. Da die Aufgabe der Erforschung des oberen Zambesi inzwischen bereits durch den portugiesischen Major Serpa Pinto[2]) gelöst ist, so wird sich Holub vermutlich von Seschele aus direkt nach Norden wenden und von Süden aus an der Erschließung des mehr und mehr zusammenschmelzenden unbekannten Centralafrikas arbeiten, an der von Westen wie von Osten her jetzt so viele Hände und Herzen geschäftig sind.

Holubs bisherige Leistungen liegen vorzugsweise auf dem Gebiete der Naturwissenschaft. Namentlich der Zoolog wird in dem vorliegenden Werke eine reiche Ausbeute finden. Für genaue Beobachtung des Tierlebens hat der Verfasser eine besondere Gabe. Daneben ist er ein Freund der Jagd, und interessante zum Teil abenteuerliche Jagdgeschichten füllen einen nicht geringen Teil seines Buches; auch solche hat er aufgenommen, die ihm auf seinen Reisen nur erzählt wurden, wofern sie von außergewöhnlichem Interesse waren.

Holub bietet aber auch manches für die Missionsfreunde Wichtige. Er hat die Gebiete verschiedener Völkerschaften durchzogen, namentlich der Betschuana, unter denen seit langer Zeit christliche Missionen thätig sind. Grade auf diesem Gebiete aber, wo politische Wechsel häufig, blieben die uns zukommenden Berichte in vielen Beziehungen lückenhaft. Es war schwer, sich von den dortigen Verhältnissen ein einigermaßen klares und zusammenhängendes Bild zu machen. Jeden Beitrag, der uns solchen Mangel ersetzen hilft, nehmen wir mit Dank an und freuen uns jedesmal, wenn über Missionsgebiete berichtet wird, auch durch Leute, die nicht mit der Mission in Verbindung stehen und bei denen man kein Vorurteil für die Mission voraussetzen darf, sondern gewiß

---

[1]) Die Rückreise führte ihn durch das Gebiet der Matabele.

[2]) Über dessen Reise wird eine der nächsten Nummern genaueres mitteilen.

sein kann, daß sie mit nüchternen Blicken beobachtet haben. Es ist gut, wenn man verschiedene Gesichtspunkte gewinnt, um eine Sache anzusehen. Um so erfreulicher ist es, wenn dieselbe dann auch von einer andern Seite einen günstigen Anblick gewährt. Einen solchen eröffnet uns unser Reisender im ganzen, obwohl bei ihm, dem böhmischen (also wahrscheinlich katholischen) Arzte nichts weniger als ein günstiges Vorurteil für die evangelische Mission zu erwarten war. Freilich er steht auf einem andern Standpunkt und die religiöse Seite der Mission zu berühren vermeidet er, wie es scheint geflissentlich[1]). Aber er gehört nicht zu denen, welche im materialistischen Sinne die Eingeborenen für eine etwas entwickeltere Klasse von Thieren halten, die auf eine menschenwürdige Behandlung keinen Anspruch hätte. Die Erziehung der Naturvölker, welche letztere er als auf einer Stufe der Kindheit stehend auffaßt, ist ihm eine unabweisbare Aufgabe der Kulturvölker. Er erkennt die segensreiche Arbeit der Mission in dieser Richtung an und daher klingt überall, wo er auf die letztere zu sprechen kommt, ein freundlicher Ton durch, der durch die von mehreren Missionaren ihm erwiesene Hülfe und Gastfreundschaft wohl noch befördert worden sein mag. Aber wie viele Naturforscher haben nicht schon Hülfe und Gastfreundschaft seitens der Missionare genossen und hernach doch der Mission nur bösen Leumund gemacht!

Wir bedauern es, daß solch ein billig denkender Mann, wie Holub, sich in manchen Beziehungen nicht weiter über die Mission ausgelassen hat, selbst wenn er in einem oder anderen Punkte abweichende Meinungen hätte aussprechen müssen. Was die Eingeborenenfrage im allgemeinen betrifft, so hat er sich darüber schon früher in einer Broschüre sowie in Zeitungsartikeln geäußert, welche nicht verfehlten, die Aufmerksamkeit selbst in leitenden englischen Kreisen auf sich zu ziehen. Möchte die englische Regierung, deren Mangel an pädagogischem Princip in der Behandlung der Eingeborenen auch wir öfter zu erwähnen Gelegenheit hatten, durch solche sachkundige Stimmen sich auf andere Bahnen leiten lassen! Bei Holub ist vor allem die Entschiedenheit und Energie anzuerkennen, mit der er die Fernhaltung der verderblichen Spirituosen fordert. Sein Buch enthält mehrere für die Europäer höchst beschämende Beispiele von Eifer, mit dem einige der Bechuana-Häuptlinge ihre Unterthanen gegen jenes Gift zu schützen suchen.

Wir können in dieser Besprechung nicht näher auf das Sachliche eingehen, halten uns jedoch für verpflichtet, unseren Lesern an anderer Stelle alles, was Holubs Buch für den Missionsfreund wissenswürdiges enthält, ausführlicher mitzuteilen. Denjenigen aber, welche sich das Buch selber verschaffen können, zumal wenn ihr Geschmack sich der oben bereits angedeuteten Richtung zuneigt, möchten wir die Lektüre desselben nichtsdestoweniger als sehr interessant bestens empfehlen.

Wir können nicht umhin, noch auf die vorzügliche typographische Ausstattung und den geschmackvollen Einband des Werkes hinzuweisen. In dieser Beziehung hat die Verlagshandlung alles geleistet, um nicht hinter den besten Erzeugnissen unserer Zeit zurückzubleiben. Nicht in dem gleichen Maße können wir das Lob den beteiligten xylographischen Künstlern spenden. Die Holzschnitte sind zwar alle sorgfältig und sauber ausgeführt. Sie legen beiläufig gesagt ein Zeugnis für die enorme Arbeitskraft des Verfassers ab, der bei allen Arbeiten für seine kolossalen naturgeschichtlichen Sammlungen

[1]) Nur einmal erwähnt er des Eindrucks, den der schlichte, schmucklose Gottesdienst in einem Hermannsburger Missionskirchlein vor der schwarzen Gemeinde auf ihn machte er stellt ihn weit über die pomphaften Gottesdienste in europäischen Kathedralen.

immer noch Zeit fand, eine solche Zahl von Skizzen anzufertigen. In der Ausführung aber, in der dem Künstler selbstverständlich freiere Hand gelassen werden mußte, vermissen wir leider das ethnographische Verständnis. Abgesehen von einigen typischen Porträts, die augenscheinlich nach guten Photographien gemacht sind, zeigt uns die Darstellung der Eingeborenen meistenteils Physiognomien, die fast auf den Wiener Straßen aufgelesen und nach beliebiger Phantasie mit etwas Wildheit, resp. Rohheit versehen zu sein scheinen. Wir bedauern es, daß die Künstler nicht Fritsch's vortreffliches Werk über die Eingebornen Südafrikas zuvor gründlich studiert haben; in diesem Falle würden die Illustrationen des vorliegenden Werks ungleich wertvoller ausgefallen sein[1]).

Schließlich müssen wir auch noch in Bezug auf den Text eine kleine Bemerkung beifügen. Es mag wunder nehmen, daß ein Mann, wie Holub, ohne der englischen und holländischen Sprache mächtig zu sein, nach Südafrika ging. Er hat diesem Mangel erst dort an Ort und Stelle abgeholfen, aber, wie es scheint, ohne die Grammatik zu Hülfe zu ziehen. Die Orthographie, besonders des Holländischen, läßt in seinem Buche wenigstens sehr viel zu wünschen übrig. Es ist in der That störend, wenn man lesen muß: det grote Springhan Vogl — für de groote springhaan-vogel, oder: all det vogels dot to skeuten — für all de vogels dood te schieten — Chut für goed — Wartebichi für wacht een beetje u. s. w. Wir sind weit entfernt mit diesen Anführungen in pedantischer Weise Herrn Holub einen persönlichen Vorwurf zu machen. Wenn jemand wie er jene Sprachen und noch das Setschuana dazu für seine Bedürfnisse sprechen lernte, so ist dies jedenfalls aller Ehren wert. Aber, so wie er seine englischen Zeitungsartikel erst einer korrigierenden Hand anvertraute, hätte auch bei seinem Hauptwerke die Verlagshandlung in dieser Beziehung für eine sachkundige Korrektur Sorge tragen können.

Hoffen wir, daß dies geschehe, wenn der kühne Afrikaforscher uns von einer weiteren Reise berichten wird, zu der wir ihm Gottes Schutz und gesegneten Erfolg wünschen. Gr.

---

[1]) Hinsichtlich der Karten sei noch bemerkt, daß sie nicht nur allen billigen Anforderungen genügen, sondern daß drei derselben als geographisch bedeutende Leistungen zu gelten haben: nämlich die Aufnahme einer Strecke des Zambesi, ferner die Specialkarte der Viktoriafälle und endlich die Tracierung der Route durch das Gebiet der Bamangwato, sowie (auf der Rückreise) durch das der Matabele.

Dr. Krapfs Missionslaufbahn.[1])

Es war vor 31 Jahren (am 2. Jan. 1851), daß Heinrich Venn (der damalige Direktor der Ch. M. S.) den Ausspruch that: „Soll Afrika der europäischen Mission gewonnen werden, so kann es nur von der Ostküste aus geschehen." Obgleich damals schon viele Reisende große Strecken des dunkeln Weltteils von der nördlichen, südlichen und westlichen Küste aus erforscht hatten, war es nur von zwei Männern versucht worden, in das Innere von der östlichen Seite her einzudringen. Es waren zwei deutsche Missionare der kirchlichen Missionsgesellschaft, Johannes Ludwig Krapf und Johannes Rebmann. Die wunderbaren Entdeckungen des letzten Vierteljahrhunderts gehörten noch der Zukunft an. Selbst Livingstones wichtigere Reisen waren kaum begonnen. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß seitdem die berühmtesten Reisenden, welche die größten Erfolge erzielten, beinahe alle Herrn Venns Ausspruch bewahrheiteten, indem sie von der Zanzibar-Küste aus ihre Reisen unternahmen. Livingstone, Burton, Speke, Grant, van der Decken, wie andere neuere Forscher, reisten alle von Osten nach Westen, und von

---

[1]) Die Leser mögen verzeihen, wenn ich von der bisher befolgten Redaktionsregel: lauter selbständige Artikel zu bringen, einmal eine Ausnahme mache. Ich hatte mich schon daran gemacht, eine Biographie Krapfs für die Allg. Miss.-Z. zu verfassen, als die hier in der Übersetzung mitgeteilte vortreffliche Arbeit des Ch. M. Int. (1882 Nr. 2 und 3) mir zu Händen kam. Da Krapf im Dienste der Ch. M. S. gestanden, so besaß der in ihrem Auftrag schreibende Verfasser der qu. biographischen Skizze viel mehr Detailmaterial als mir zu Gebote stand, und ich entschloß mich um so mehr statt einer selbständigen Bearbeitung einmal eine Übersetzung zu geben, als sich mir dadurch Gelegenheit bot, durch Mitteilung eines Originalartikels aus dem Ch. M. Int. den Lesern dieser Bl. einen Einblick in das trefflich redigierte Organ der größten aller Miss.-Gesellschaften zu gewähren.

Auch alle deutschen geographischen Zeitschriften haben in ihren Nekrologen in der ehrenvollsten Weise Krapfs gedacht, die große Bedeutung dieses Missionars für die Afrikaforschung voll würdigend. — Die in der Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft vom 7. 1. cr. zu meiner Überraschung gemachte Angabe, daß Krapf den Kilimandscharo erstiegen, beruht auf einem Irrtum. Es war der methodistische Missionar Charles New, der (1871) als der erste Europäer bis zur Schneeregion dieses Bergriesen vordrang, nachdem bereits Baron van der Decken ein Jahrzehnt früher die Besteigung versucht. Krapf sowohl wie Rebmann haben die Schneeberge nur gesehen und die erste Kunde von ihnen nach Europa gelangen lassen. D. H.

Osten nach Westen machten auch Cameron und Stanley ihre großen Märsche „durch Afrika". Was führte zu dieser merkwürdigen Abweichung in der bisherigen Richtung, welche die afrikanische Forschung genommen? Es ist nicht zu verkennen, daß Krapf und Rebmann durch ihre Reisen und Beobachtungen den Anstoß gaben. Krapf und Rebmann waren aber vor allem Missionare. „Wir kamen nach Afrika," schreibt letzterer 1855, „ohne einen Gedanken oder einen Wunsch zu haben, geographische Entdeckungen zu machen. Unser großes Ziel war allein die Ausbreitung des Reiches Gottes." Und doch nehmen sie einen hohen Rang in der langen Liste der afrikanischen Forscher ein. Man kann auf sie Gottes Worte an Salomo anwenden — „Weil du solches bittest und bittest nicht um Reichtum und Ehre . . . siehe, so habe ich gethan nach deinen Worten . . . . dazu das du nicht gebeten hast, hab ich dir auch gegeben."

Der Tod des überlebenden dieser beiden in Arbeit und Mühe vereint gewesenen Brüder veranlaßt uns zu einer Übersicht seiner höchst interessanten Laufbahn, einer Laufbahn, welche zugleich ergreifend als Erzählung, wichtig als ein Kapitel in der afrikanischen Reise- und Missionsgeschichte, und reich an bedeutsamen und ernsten Lehren für uns in dieser Zeit ist.

I.

Johannes Ludwig Krapf wurde in dem Dorfe Derendingen bei Tübingen am 11. Jan. 1810 geboren. Der Name Ludwig = „Kämpfer", welchen er in der Taufe erhielt, war, wie er in seinen biographischen Erinnerungen bemerkt, keine ungeeignete Benennung für einen, der bestimmt war, ein Streiter Christi zu werden. [1])

Sein Vater war ein einfacher Landmann und der junge Krapf wäre wohl nie aus dem gewöhnlichen Kreise des ländlichen Lebens herausgetreten, hätte nicht eine Dame, welche zufällig die Bekanntschaft seiner Schwester machte, vorgeschlagen, ihn auf die Lateinschule nach Tübingen zu schicken, um ihn später Theologie studieren zu lassen. In dieser Schule empfing er die erste Anregung in der Richtung seiner künftigen Laufbahn. In einen Atlas vertieft, staunte er, in den Adal- und Somali-Ländern in Ostafrika so wenige Orte angegeben zu finden und fragte sich: Ist dort eine so große Wüste noch unbetreten von dem Fuße eines

[1]) Siehe: „Reisen in Ostafrika in den Jahren 1837—1855". Auch in englischer Übersetzung erschienen. Dies die Hauptquelle.

Europäers, sollte es auch dort voll Hyänen sein? — von denen er eben in einem Bande von Bruces Reisen gelesen, welchen ihm ein Tübinger Buchhändler geliehen hatte. Er war damals 13 Jahre alt, und als bald darauf daheim über seinen künftigen Beruf beraten wurde, erhob er Einwände, sowohl gegen den geistlichen, als gegen den richterlichen und ärztlichen Stand, und drückte den Wunsch aus, zur See zu gehen, um bei dieser Gelegenheit fremde Länder zu erkunden. Einstweilen setzte er seine Studien eifrig fort, lernte gut lateinisch und griechisch, auch französisch und italienisch.

In seinem 15. Jahre kam an ihn der Ruf, dem er später so würdig folgte. Der Direktor las seinen Schülern einen Aufsatz über Heidenmission vor, von welcher Krapf jetzt zum ersten male etwas hörte. Sogleich wurde in ihm die Frage lebendig: „Warum werde ich nicht Missionar und gehe, die Heiden zu bekehren?" Aber er mußte erst lernen, sich selbst dem Herrn zu geben. „Wie kann ich," überlegte er, „den Heiden das Evangelium predigen, da auf mein eignes Herz sein Same als auf einen steinigen Acker gefallen ist?" Als Kind war er nicht ohne religiöse Eindrücke geblieben, aber sie waren vorübergehend gewesen. Wenn er jetzt für die Heiden betete, betete er auch für sich selbst, und da der Wunsch, Gott als Missionar zu dienen, in ihm wuchs, wanderte er in den Osterferien 1825 zu Fuß nach Basel, um Rat bei dem erfahrenen Inspektor Blumhardt zu holen. „Der Inspektor erkannte freundlich meinen Eifer an, aber zeigte mir auch, daß das Haupterfordernis für den Beruf eines Evangelisten, die Erneuerung des Herzens, mir noch fehlte." Doch blieb Krapf eine Woche in der Anstalt, „und hier," sagt er, „lernte ich zum ersten male wahre Christen kennen, die knieend neben mir beteten." Mit einigen von ihnen unterhielt er nach seiner Heimkehr einen regelmäßigen Briefwechsel, welcher ihm zum „größten Trost und Segen" gereichte. Obgleich kein bestimmter Zeitpunkt für seine Bekehrung angegeben werden kann, so kam doch bald der Augenblick, da Blumhardts Scharfblick erkannte, daß „das Haupterfordernis für den Beruf eines Evangelisten" nicht länger fehlte, und 1827 gelangte an Krapf die Aufforderung, in das Seminar einzutreten, welche ihn „mit unaussprechlicher Freude erfüllte".

In Basel blieb er 2 Jahre, nach welcher Zeit er, aufgeregt durch die mystischen Schriften von Jakob Böhme und Madame Guyon, den Gedanken, Missionar oder auch Geistlicher zu werden, aufgab, und heimkehrte, um Gott auf eine ihm angenehmere Weise mit seiner Hände

Arbeit zu dienen. Schließlich beendigte er doch seine Studien, wurde zum Pfarramt der lutherischen Kirche ordiniert und als Vikar in Wolfenhausen angestellt. Diese Stelle mußte er jedoch bald niederlegen, da er in einer Predigt durch die Behauptung Anstoß erregt hatte: „es sei drei viertel vor zwölf im göttlichen Weltplane." Darauf wirkte er einige Jahre ruhig als Hauslehrer.

Das Verlangen nach Missionsarbeit wurde wieder rege durch einen schwedischen Missionar der kirchlichen Missionsgesellschaft, Peter Fjellstedt, welcher kurze Zeit in Indien gedient und dann für Smyrna bestimmt war. Während seines Aufenthaltes in Europa lernte dieser Krapf kennen und suchte ihn für die Mission zu gewinnen, was ihm auch gelang. Krapf kehrte nach Basel zurück mit der Absicht, der kirchlichen Missionsgesellschaft zur Anstellung in Smyrna empfohlen zu werden und gemeinsam mit Fjellstedt zu arbeiten. Das Basler Seminar versorgte in jenen Tagen die kirchliche Gesellschaft mit einigen ihrer tüchtigsten und opferfähigsten Missionare; und Herr Dandeson Coates, der damals Laien-Sekretär war, besuchte im folgenden Jahre Basel zu einer Besprechung mit dem Inspektor. Krapf wurde mit anderen vorgestellt und Blumhardt bezeugte von ihm, daß „er nicht nur ein frommer, sondern auch ein durchgebildeter Mann sei". Herrn Coates' Bericht wurde in der Versammlung am 1. Nov. 1836 dem Komite vorgelegt und Krapf förmlich als Missionar der Gesellschaft aufgenommen; aber da es nicht wünschenswert war, die Mission in Smyrna zu verstärken, wurde er für Syra bestimmt, um an der Schule zu wirken, welche Herr Hildner seit so vielen Jahren geleitet hatte. Da kam gerade die Nachricht von dem Tode des jungen Missionars Knoth, auch eines Baslers, der erst kürzlich zur abessinischen Mission gesandt worden war, und auf Blumhardts Vorschlag wurde Krapf statt nach Griechenland nach Abessinien bestimmt.

II.

Die abessinische Mission war von der Gesellschaft zu demselben Zwecke unternommen worden, wie die andern Missionen im Orient und in Ägypten, nämlich durch freundschaftlichen Verkehr mit den Geistlichen der orientalischen christlichen Kirchen und durch Einführung des göttlichen Wortes jene Kirchen neu zu beleben, in ihnen Reinheit der Lehre und Einfachheit des Gottesdienstes zu fördern und dadurch sie zu befähigen, einigen Einfluß auf den Mohammedanismus rings umher und in Abessinien auf das Heidentum zu üben. Das Unternehmen, im großen und

ganzen, mißlang. Die östliche Christenheit offenbarte keinen Wunsch nach geistlicher Anregung von Westen her, und ungeachtet der langjährigen geduldigen Arbeit mancher aufopfernder Männer mußte eine Station nach der andern wieder aufgegeben werden.[1]) Die Mission in Abessinien, 1830 von Samuel Gobat begonnen und von Isenberg und andern weiter geführt, währte 8 Jahre, ungerechnet Krapfs Aufenthalt in Schoa und andere verunglückte Versuche. „Die alte christliche Kirche von Abessinien," schrieb Venn einige Jahre später, „wurde als die Grundlage unseres Wirkens betrachtet und man hoffte, sie würde, wenn man sie aus dem Staube erhöbe und ihr das Licht der evangelischen Wahrheit mitteile, dieses Licht den Heiden leuchten lassen."

Es gab gewiß Gründe für diese Hoffnungen und zwar eigentümlicher und interessanter Natur. Im Jahre 1817 kam in den Besitz der kirchlichen Missionsgesellschaft ein wertvolles äthiopisches Manuskript der ersten

[1]) Zur Charakteristik des römischen Missionssinnes, dem die Weitherzigkeit des großen Heidenapostels, wie sie Phil. 1, 18 uns entgegentritt, eine ganz unbekannte Sache ist, muß ich hier eine Äußerung anführen, welche die „Katholischen Missionen" (1882 S. 80) bezüglich der Fruchtlosigkeit der bisherigen protest. Missionsunternehmungen in Abessinien zu thun wagen. Die qu. Missionszeitschrift bringt nämlich jetzt einen längeren Artikel: „Blätter aus der Kirchengeschichte Abessiniens." Abschnitt 3 desselben: „Die Trennung von Rom" entwirft ein sehr dunkles Bild von dem gesunkenen abessinischen Christentum und gesteht zu, daß „der ganze Gottesdienst zu äußerem Formelkram ohne inneren Sinn und ohne Verständnis herabgesunken", „von der priesterlichen Würde nur die Abzeichen, von den gottesdienstlichen Handlungen nur die Äußerlichkeiten und selbst diese in nicht wenig entstellter Form gerettet" seien. „Das Salz habe seine Kraft verloren," darum „Verbrechen und Laster aller Art immer mehr um sich gegriffen, das Band der christlichen Familie, die Heiligkeit der Ehe sei gelockert, Ausschweifungen, Ehebruch, ja selbst Vielweiberei werden als nichts Außerordentliches mehr angesehen" ꝛc. „Dennoch," heißt es dann schließlich, „war selbst dieses entstellte Christentum eine Schutzwehr nicht bloß gegenüber dem vordringenden Moslemismus, sondern ebenso gegenüber den späteren Bemühungen des Protestantismus." Also lieber eine „gesunkene und entartete Kirche" „mit alten katholischen Überlieferungen, dem heiligen Meßopfer, der Verehrung der Heiligen, ihrer Bilder und Reliquien, der besondern Verehrung der heiligen Gottesmutter ꝛc.," lieber eine solche entartete Kirche, die eine Schmach für das Christentum ist, als — ein Erfolg der protestantischen Mission in ihr! Die Entartung des Christentums ist doch noch eine Schutzwehr gegen den Protestantismus! Unsere evangelische Kirche ist folglich schlimmer als das abessinische — christlich übertünchte — Heidentum! Natürlich, wenn der Papst die evangelischen Missionare „Satansdiener" nennt! Und solche Leute wagen es sich zu beschweren, wenn ein protest. Professor der Theologie einen Erasmus redivivus schreibt. — Siehe dagegen unser Urteil über die römisch-katholische Mission: diese Zeitschrift 1875 S. 504. D. H.

acht Bücher des Alten Testamentes, welche zu der ursprünglichen äthiopischen Bibelübersetzung gehörten. Andere Teile wurden unverhofft entdeckt. Da nun das Äthiopische die alte Kirchensprache Abessiniens ist, wurden einige dieser Schriften gedruckt und in das Land geschickt, wo sie vom Könige und den Priestern mit dem größten Erstaunen aufgenommen wurden, denn gedruckte Bücher waren dort ganz unbekannt. Einige Jahre vorher hatte Herr Asselin de Cherville, französischer Konsul in Kairo, die Bekanntschaft eines bejahrten abessinischen Mönches, namens Abu Rumi, gemacht, welcher Dolmetscher des Reisenden Bruce in Afrika und Lehrer keines geringern als des Sir William Jones in Indien gewesen war. Dieser beabsichtigte zur sprachlichen Übung irgend ein wertvolles Buch ins Amharische, die einheimische Sprache Abessiniens, zu übersetzen. Er erwählte dazu die Bibel und vollendete mit unendlicher Mühe die ganze Übersetzung. Rev. Jowett, der gelehrte Missionar der Ch. M. S. im Orient, sah das Werk bei einem Besuche in Kairo und kaufte später das Manuskript für die Bibelgesellschaft, deren Eigentum es am 10. April 1820 wurde. Es bestand aus 9539 Seiten klein Oktav, ganz von Abu Rumi in amharischen Buchstaben geschrieben. Verschiedene Teile davon wurden gedruckt und später viele tausende von Exemplaren in Abessinien verbreitet. Die Durchsicht dieser Übersetzung für die Bibelgesellschaft nahm Krapf mehrere Jahre in Anspruch, wie sich später zeigen wird.

Am 6. Febr. 1837, gerade 4 Monate ehe Königin Viktoria den englischen Thron bestieg, reiste der feurige junge Mann von Basel nach Marseille, um sich nach Malta einzuschiffen. Die rasche Dampferverbindung unsrer Tage war damals unbekannt, und in Malta mußte er ein anderes, ein österreichisches Segelschiff, bis Alexandrien benutzen. Merkwürdig ist es, daß er in Malta nur um zwei Tage Samuel Gobat verfehlte, der damals auf seinem Heimwege von Abessinien sich befand, wohin Krapf eben reiste. Von Alexandrien ging dieser nach Kairo, wo er 5 Monate bei den Missionaren Kruse und Lieder blieb, sich in der arabischen Sprache übend. Von da setzte er seine Reise auf einem Kamel bis Suez [1]) fort,

[1]) Man dachte damals nicht im entferntesten an den Suezkanal und noch 20 Jahre später, 1860, als Krapfs Reisen — in England — veröffentlicht wurden, hatte weder er, noch der englische Herausgeber Ravenstein eine Ahnung von dem mächtigen Einflusse, den derselbe auszuüben bestimmt war. Letzterer spricht in seinem Vorwort zu der englischen Ausgabe von „dem Kanal in nubibus“ und wenn er auch zugab, daß „er nicht zweifle, viele Verfechter des Planes glaubten wirklich an die Möglichkeit des-

wo er sich auf einem arabischen Schiff nach Jeddah einschiffte, das er in 22 Tagen erreichte. In einer andern arabischen Barke fuhr er über nach Massaua, wo er im Dezember 1837 ankam. Das waren die ersten 2 von 34 verschiedenen Reisen, d. h. Reisen in verschiedenen Schiffen von der Ostküste Afrikas aus, entweder im roten Meere, oder im indischen Ocean, welche in seiner Reisebeschreibung erwähnt sind. Andere mitgerechnet, welche dort übergangen sind, beläuft sich die Anzahl auf mindestens 40.

Nachdem Krapf verschiedene Schwierigkeiten erlebt, welchen Reisende in Afrika gewöhnlich ausgesetzt sind, gelang es ihm, die Missionare Isenberg und Blumhardt in Tigrés Hauptstadt Adowa zu treffen. Aber er blieb nur 2 Monate daselbst. Wie er uns erst vor 2 Jahren erinnerte, als die erste Nachricht von dem feindlichen Einflusse der römischen Mission in Uganda eintraf, so verursachte ein ähnlicher Einfluß seine und seiner Brüder Austreibung aus Tigré. Zwei französische katholische Priester überzeugten den Fürsten Ubie, daß sie mehr mit den abessinischen Christen übereinstimmten, als die protestantischen Missionare — was nur allzu richtig war — und letztere erhielten ihren Abschied. „Wir hätten bleiben können," schrieb Krapf, „wenn wir uns herbei gelassen hätten, dem Fürsten ein größeres Geschenk zu bieten, als das, welches er von den Katholiken erhalten hatte; aber wir hielten ein solches Verfahren für unwürdig, und nach einem Aufenthalt von kaum 2 Monaten mußte ich das Land verlassen, in welchem ich so gerne das Evangelium verkündet hätte." Die 3 Missionare gelangten glücklich nach Massaua, von wo aus Isenberg und Blumhardt nach Kairo weiter reisten, um Anweisungen vom Komite in London zu erwarten. Krapf jedoch, mit dem Eifer eines jungen Neulings, beschloß in Schoa, einem andern christlichen Königreich südlich vom eigentlichen Abessinien, den Eingang zu versuchen. Er begleitete seine Brüder bis Jeddah und segelte von da in einem persischen Schiffe nach Mokha. „Auf diesem Schiffe," sagt er, „hatte ich reichlich

selben, meint er doch beweisen zu können, daß seine Ausführung dem Handel wenig nützen würde. Nur von politischem Werte würde er sein, indem es Frankreich erleichtern würde, in Madagaskar ein Reich zu errichten, das dem britischen Indien den Rang streitig machen würde. So unmöglich war es noch vor 22 Jahren, selbst für die bedeutendsten Geographen, die Zukunft zu erraten. Krapf selbst hatte höhere Anschauungen. Wohl glaubte er nicht, daß das rote Meer an Bedeutung gewinnen würde; aber daß dadurch der Mohammedanismus in seiner Wiege Arabien und an der afrikanischen Küste geschwächt, der Sklavenhandel unterdrückt und das ostafrikanische Heidentum dem Christentum und der Civilisation unterworfen würde." Siehe Reisen ꝛc.

Gelegenheit die Weise zu beobachten, in welcher die Mohammedaner ihren neuen Sklaven die Religion ihres Propheten aufdringen. Ein Scheikh zeigte fortwährend einigen Galla Knaben die Verneigungen und Kniebeugungen des mohammedanischen Gebetes, und den ganzen Mechanismus seiner Andacht. Wenn die armen Sklaven, welche kaum ein Wort arabisch verstanden, die ihnen vorgemachten Gebräuche nicht zu seiner Befriedigung nachahmten, wurden sie vom Scheikh geschimpft und geohrfeigt.

Eine ernste Krankheit zwang Krapf indes nach Kairo zurückzukehren und erst im Frühjahr 1839 erreichte er, dieses mal von Isenberg begleitet, Tajurra, den Landungsplatz für Schoa, Aden fast gegenüber. „Jetzt sollte ich," schreibt er, „das Land persönlich kennen lernen, welches ich auf der Karte so öde und leer gefunden hatte." Einen Monat lang reisten sie durch die Wüste von Adal nach den Hochlanden von Schoa und am 3. Juni kamen sie in der Hauptstadt Ankober an. Sie wurden vom Könige Sahela Selassie freundlich empfangen; aber, wie ein andrer afrikanischer Potentat, mit dem die Engländer gegenwärtig sehr vertraut sind, teilte er ihnen mit, daß er keine geistlichen Lehrer brauche, sondern Maurer, Schmiede und besonders Büchsenmacher. Es ist wirklich merkwürdig, die Einzelheiten von Krapfs Unterredung mit ihm zu lesen. Man wird immer an Uganda erinnert. Krapf that sein möglichstes, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Schoa und England zu fördern und der König zeigte seine Bereitwilligkeit dieselben zu pflegen; eine britische Gesandtschaft kam von Aden mit Geschenken und dem Entwurf eines Vertrages über Abschaffung des Sklavenhandels nach Ankober. Der Vertrag wurde auch unterzeichnet, blieb aber selbstverständlich ein toter Buchstabe; und Krapf schreibt:

„Da der König in gewissem Sinne aufgeklärt und dem Fortschritte geneigt ist, kann es ihm nur wünschenswert sein, in Verbindung mit einer Nation, wie die englische, zu treten. Es ist nur schade, daß das Band kein engeres und für Afrika segenbringenderes war. Doch hatte es die Wirkung, daß diese und die benachbarten Regionen den Geographen wenigstens besser bekannt wurden. Diese Kenntnis wird künftig, wenn Schoa einen weiseren Herrscher als Sahela Selassie hat, Früchte tragen. Er war wirklich sehr gutmütig, begeistert für Verbesserungen, besaß Gerechtigkeitssinn und viele gute Eigenschaften; aber er ließ sich zu sehr leiten vom Aberglauben der Priester, von den beschränkten Vorurteilen seiner Häuptlinge, von dem Wunsche sich zu bereichern und der orientalischen Gewohnheit, tote Schätze aufzuspeichern. Hätte er die Gelegenheit, welche ihm geboten war, mit England in Verbindung zu treten, verstanden und benutzt, so hätte er der Herrscher nicht nur von Abessinien, sondern auch vom Innern Afrikas werden können. Aber so ist der Mensch. In seiner Unwissenheit wirft er die größten Schätze dieser und der zukünftigen Welt hinweg — Schätze, welche, wenn er sie zu gebrauchen gewußt, ihm sein zeitliches und ewiges Wohl gesichert hätten."

Die nämlichen Worte könnte man heute auf Mtesa anwenden. Mutato nomine, de te fabula narratur. Und wir können wohl fragen: In welchem Grade ist die koptische Christenheit Abessiniens dem Heidentum Ugandas überlegen? Wohl kennen sie Gott, aber in ihren Werken verleugnen sie ihn. Krapf fand im christlichen Schoa Vielweiberei und Sklaverei gebräuchlich. Wie vieler Frauen sich Mtesa rühmt, wissen wir nicht genau. Sahela Selassie hatte 500; und als wahres Urbild des Königs von Uganda, „wünschte er eine englische Prinzessin, um sein Bündnis mit Großbritannien zu befestigen." Königin Viktoria war damals noch unverheiratet; ob er an Ihre Majestät dachte, ist uns nicht bekannt. „Sittenlosigkeit," fährt Krapf fort, „ist an der Tagesordnung und sogar Priester und Mönche verletzen das sechste Gebot. Was Sklaverei betrifft, so verwendet er viele tausende von Sklaven als Holzhauer, Wasserschöpfer, Lastträger, Feldarbeiter ꝛc.; Christen dürfen keine Sklaven ausführen, aber zu ihrem eignen Gebrauche können sie welche einführen." Wie das Christentum dieses wirklich barbarischen Landes beschaffen ist, läßt sich daraus ersehen, daß man, während die Hauptstücke des Glaubens dem Namen nach bekannt werden, von der Jungfrau Maria rühmt, sie sei für der Welt Sünden gestorben und hätte 144 000 Seelen erlöst, auch glauben sie durch Almosengeben, Fasten und Psalmenableiern Sünde zu sühnen, und Kandidaten müssen vor der Ordination das nicänische Glaubensbekenntnis lesen und hersagen können.[1])

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Alexander Duff.

Von Dr. Schreiber.

(Schluß.)

4. Zweiter Aufenthalt in Indien.

Zu ihrer Reise benutzten Duff und seine Frau diesmal die Überlandroute, die inzwischen eingerichtet worden war. In Indien angekommen, besuchte er erst auch die beiden andern neu angelegten Stationen der schottischen Kirche, Bombay und Madras. In Bombay, wo er im Fe-

[1]) Ein genauer Bericht über die abessinische Religion erschien im Februarheft 1856 des Intelligencer. Sie ist eine sonderbare Mischung von Christen-, Juden- und Heidentum. In dem Jahresberichte der Gesellschaft 1817/18 erschien über die abessinische Kirche ein Aufsatz von Prof. Samuel Lee, dem orientalischen Gelehrten, welcher auf Kosten der Gesellschaft in Cambridge studierte und später Professor des Arabischen und Hebräischen wurde.

bruar 1840 anlangte und wo er sich einen Monat lang aufhielt, traf er Dr. Wilson, Rob. Nisbit und Dr. Murray Mitchell an, lauter junge Leute, die mit Geschick und Eifer ihrer erzieherischen Missionsarbeit oblagen. Die ganze Stadt war bei seiner Ankunft gerade in gewaltiger Aufregung infolge der Bekehrung von zwei jungen Parsis. Alles zog sich von den Schulen der Missionare zurück, so daß in der English Institution von den 200 Zöglingen kaum 50 blieben. Die Missionare, die freilich auch so schon keineswegs dadurch entmutigt gewesen waren, wurden nun durch Duffs Besuch noch mehr gestärkt. Nachdem man sich gegenseitig recht kennen und schätzen gelernt hatte, schied Duff von diesen seinen Mitarbeitern in vollster herzlichster Einmütigkeit.

Auf dem Wege von Bombay nach Madras besuchte er, wenn auch nur ganz kurz, die Baseler Mission in Mangalur und hatte eine interessante Zusammenkunft mit dem bekannten Baseler Missionar Hebich. Die wenigen Tage seines Aufenthaltes in Madras nützte er treulich aus zur Inspektion der Missionseinrichtungen und zu verschiedenen anregenden Ansprachen an Europäer und Eingeborene. Die beiden Missionare, die er dort antraf, Anderson und Johnston waren durch seine Ansprache in der General Assembly 1835 für den Missionsdienst gewonnen worden. Sie hatten gerade einen Anfang gemacht mit dem später so genannten Christian College für Südindien, eine Anstalt, die durch ihren allgemein evangelischen Charakter (indenominational) so recht im Geiste Duffs war. Er war bei seinem Besuch entzückt über die Zöglinge, welche seinen Worten so aufmerksam lauschten und diese selbst empfingen einen bleibenden Eindruck von dem Manne, welcher die Eingebornen, namentlich aber die eingebornen Jünglinge so außerordentlich liebte. Ehe sie ans Ziel ihrer Reise kamen, hatten sie wieder einen zwölfstündigen Sturm zu bestehen, sie kamen aber diesmal wenigstens ohne Schiffbruch davon.

Wenn sich Duff bei seinem zweiten Einzuge in Kalkutta eine Vergleichung mit den Zuständen, wie er sie bei seiner ersten Ankunft daselbst vorgefunden hatte, natürlich aufdrängen mußte, so hatte er schon gleich auf seinem ersten Gange vom Schiff zu seiner Wohnung mannigfache Gelegenheit, Beweise des Umschwunges und Fortschrittes wahrzunehmen. Wenn er hier auf einem Schilde jetzt lesen konnte: Ram Lochur Sen, Doktor und Apotheker, so verriet das einen ungeheuren Fortschritt seit der Zeit, wo noch kein einziger Inländer zum Studium der europäischen Arzneiwissenschaft zu bewegen gewesen war, während jetzt schon seit langem, durch das Vorbild seiner Schule angeregt, Regierungs-Schulen bestanden, auf

denen hunderte und tausende von jungen Hindus, die sich über ihre alten Vorurteile hinweg gesetzt hatten, durch europäische ärztliche Wissenschaft zu tüchtigen Doktoren ausgebildet wurden.

Weiter führte ihn sein Weg vorbei an einer neu erbauten Kirche, an welcher nun schon seit Jahren sein alter Schüler und Täufling, der nunmehrige Rev. Krischna Mohun Banergea stand, er, der frühere Koolin Brahmane und jetzt ein ordinierter Pastor der Church of England, ein lebendiger Beweis gegen die Behauptung, daß es unmöglich sei, einen richtigen Hindu zu bekehren. Die Aufrichtigkeit dieses Mannes, der durch seine englischen und bengalischen Predigten schon manchen zum Glauben gebracht hatte, wurde jetzt von allen, selbst von seinen Feinden anerkannt. Hier hatte Duff also wenigstens einen Anfang von dem, was er damals vergeblich in Indien gesucht hatte: ein sich selbst fortpflanzendes und ausbreitendes Christentum, und zwar hervorgewachsen aus dem Samen, den er seiner Zeit ausgestreut, der aber auch während der Jahre seiner Abwesenheit unter Gottes Segen erfreulich weiter gewachsen war.

Am allermeisten mußte es aber sein Herz erfreuen, als er nun der neu erbauten Assembly Institution und des Missionshauses ansichtig wurde, die mit einem Kostenaufwand von 5—6000 Pfd. St. erbaut worden waren. Fast 700 Zöglinge begrüßten ihn jetzt freudig. Manche seiner alten Schüler, welche damals kaum imstande gewesen, ein englisches Wort zu buchstabieren, konnten jetzt so gut, wie irgend ein schottischer Student ihr theologisches Examen bestehen. Damals war seine Methode verlacht und zurückgewiesen worden, jetzt war sie von allen evangelischen Missionaren in Indien anerkannt und von den meisten auch schon befolgt. Damals hatte er ganz allein und ohne Gehilfen die Arbeit beginnen müssen, jetzt fand er vier treue Mitarbeiter vor, lauter tüchtige Leute, mit denen er sich aufs innigste verbunden wußte, und die alle mit ihm dieses Institut als den Mittelpunkt der ganzen Missionsarbeit ansahen. Mit Freudigkeit trat er als fünfter neben diesen vieren, mit denen er regelmäßige Konferenzen hielt, in die Arbeit wieder ein. Er hatte die Zeit seines Aufenthaltes in Schottland auch dazu treulich ausgenutzt, um sich mit allen Verbesserungen auf dem Gebiet der Schule gründlich bekannt zu machen, und führte das beste davon nun auch in dem Institut ein. Namentlich richtete er von jetzt ab sein Augenmerk darauf, tüchtige Schulmeister zu bilden und wirklich brachte er es mit der Zeit dahin, daß hier so zu sagen ganz Indien seine Schulmeister holte, wie auch andrerseits sehr viele tüchtige Beamte aus dem Institut hervorgingen. Auch in welt-

lichen Wissenschaften wurde in demselben ganz vorzügliches geleistet, denn alle fünf Missionare waren gründlich gelehrte Leute. Duff selbst unterrichtete in Chemie, ganz besonders gern aber in Psychologie, Ethik und Pädeutik. Den größten Wert legte er auf ein klares Erkennen und die Fähigkeit, das erkannte in eigenen Worten wiederzugeben; entschieden feind war er allem sogenannten Einpauken, weshalb auch alles Diktieren vermieden wurde. Ein damaliger Schüler von ihm, jetziger Professor in Hogly, erklärt, daß man es auf den jetzigen Regierungs-Universitäten noch längst nicht so weit gebracht habe, als damals die Schüler des Assembly Institutes. Bei alle dem hielt Duff fest an seiner Forderung, daß alles weltliche Wissen durchdrungen und getragen sein sollte von dem Geist des Christentums und daß die Wiedergeburt durch den heiligen Geist bei jedem einzelnen Studenten das eigentlich letzte Ziel sein müsse. Freilich dieses Ziel wurde nur bei verhältnismäßig sehr wenigen erreicht. Bis zum Jahre 1843 waren erst 12 Zöglinge des Institutes Christen geworden, diese freilich auch fast alle Missionare, einer in der englischen Staatskirche, einer bei den amerikanischen Presbyterianern, einer in der Londoner und einer in der englisch presbyterianischen Mission. Drei von den zwölfen waren früh gestorben, zwei nachdem sie eine Zeitlang als Missionare gearbeitet hatten. So hatte das Institut schon verschiedenen evangelischen Missionen gedient, indem es ihnen einzelne tüchtige Arbeiter lieferte.

Für die zahlreichen heidnischen Kommis von Kalkutta, die aber nur am Sonntag freie Zeit hatten, richtete er Sonntags früh um sieben Uhr eine Bibelklasse ein. Dieselbe wurde gut besucht und fast alle wurden verstandesmäßig von der Wahrheit des Christentums überzeugt. Aber freilich, nur sehr wenige kamen dazu, nun auch um des Glaubens willen Familie und Kaste und alles daran zu geben. Außerdem hatte Duff auch noch in der Woche Stunden für solche, welche nach der Wahrheit suchten, eingerichtet. Auch seine Arbeit in der Presse fing er alsbald wieder an, und zwar suchte er auf die Aufhebung des Verbotes der Wiederverheiratung von Witwen und die Verhinderung der Kinderheiraten hinzuarbeiten.

Diese ganze so reich gesegnete Missionsarbeit in Kalkutta und in Indien überhaupt kam aber in eine sehr bedenkliche Krisis durch die in der Heimatkirche zum Ausbruch kommende Spaltung, aus welcher im Jahre 1843 die schottische Freikirche hervorging. Dr. Duff, der ja einen Einblick in die schottischen kirchlichen Verhältnisse gewonnen hatte, wie wenige, hatte diese Spaltung natürlich längst kommen sehen, und obwohl er

aus weiser Rücksicht sich immer sehr reserviert gehalten, so war er doch von Anfang an keinen Augenblick wegen seiner eigenen Entscheidung zweifelhaft. Von beiden Seiten erklärte man sich bereit, die Mission auch fernerhin unterhalten zu wollen. Manches schien entschieden gegen eine Erklärung für die neue Freikirche zu sprechen, sowohl die Aussicht, daß mancher treue Freund von nun an ein Gegner werden würde, als auch die Ungewißheit, ob die neu sich bildende Kirche, an welche schon für die Bedürfnisse in der Heimat ganz ungeheure Anforderungen gestellt werden mußten, auch imstande sein würde, die Mission zu unterhalten. Am allermeisten mußte aber die Gewißheit ins Gewicht fallen, daß man durch einen Beitritt zu der Freikirche dieses ganze schöne Institut mit all seinen Lehrmitteln werde verlassen müssen. Trotz alledem entschieden sich alle für die Freikirche, ganz in Übereinstimmung mit dem Gründer der schottischen Mission, Dr. Inglis, der erklärt hatte: Das Königreich Christi ist nicht nur geistlich sondern auch unabhängig, kein irdisches Regiment hat ein Recht, es zu beherrschen oder zu kontrollieren.[1])

Zwar aus dem schönen Institut mußten sie nun wirklich heraus, denn Duffs Vorschlag, dasselbe der Free Church zu überlassen, war zurückgewiesen worden, nicht einmal die Bibliothek und die Lehrmittel, die Duff doch aus privaten Gaben angeschafft, gestand man ihnen zu. Desto opferwilliger bewiesen sich die freikirchlichen Kreise der Heimat. Ein Aufruf des Dr. Candlish brachte gleich im ersten Jahre eine Einnahme für die Mission von 6400 Pfd. St. zuwege, die sich dann mit der Zeit auf 32 000 Pfd. St. Jahreseinnahme steigerte. Auch in Kalkutta schlossen sich, sobald der Austritt der Missionare bekannt wurde, viele angesehene englische und schottische Familien ihnen an und bildeten so eine Free Church Gemeinde, die zwar nur im Durchschnitt hundert Mitglieder zählte, aber nicht nur sich sofort eine stattliche Kirche erbaute, sondern innerhalb 34 Jahren nicht weniger als 106 500 Pfd. St. an freiwilligen Gaben aufbrachte.

Natürlich war man entschlossen, nun für die Free Church auch ein neues Institut in Kalkutta zu gründen und es hätte sehr nahe gelegen, dasselbe auf dem Grundstück unmittelbar neben dem seitherigen Institut, wegen dessen Ankauf Duff eben mit der Regierung unterhandelt hatte, zu errichten; doch wollte Duff das nicht, um nicht den Streit so ostensibel vor die Heiden zu bringen. Die Mittel für das neue Institut waren

[1]) Über die Stellung der Missionare zur Freikirche siehe Warneck: „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen“ Anm. 13 S. 142.

schnell gefunden und da viele Freunde mit suchen halfen, so konnte man schon Anfang März in einem großen gemieteten Hause mit ca. 1000 Schülern das neue Institut der Free Church beginnen.

Außerdem setzte man auch das Werk auf den Außenstationen fort. Zu den zwei vorhandenen, von denen die eine in eine Vorstadt Kalkuttas verlegt wurde, kamen bald noch drei weitere in Niederbengalen und später die Station in Santalia hinzu. Am untern Hoogly kaufte Duff auch die frühere Schule des Brama Samadsch, die geschlossen war, und richtete dort mit dem Gelde, das ihm General Outram als seinen Anteil an der Beute von der Eroberung Sindhs übersandt hatte, eine neue höhere Schule ein.

Gleich wenige Monate nach der Eröffnung des neuen Institutes kam auch wieder die Bekehrung eines Hindu von hoher Kaste vor, und im folgenden Jahre mehrten sich die Bekehrungen so (7 in einem Jahre), daß sich wieder der alte Ruf erhob: die Hindureligion ist in Gefahr. Auch fünf Juden unter Anführung des Rabbi Isaak kamen in diesem Jahre zum Glauben. Einer dieser bekehrten Hindus nahm mit seiner erst zwölfjährigen kleinen Frau, die eben so wie er von der höchsten Kaste war, und die mit ihm den Bunyan gelesen hatte, seine Zuflucht zu Duffs Haus. Einen andern suchten seine Verwandten zur Unsittlichkeit zu verleiten, weil sie glaubten, dann könne er nicht mehr ein Christ werden. Auch ein bedeutsames Zeugnis für das Evangelium!

Es war in der That ein gewaltiger Sturm der Feindschaft, es kam so weit, daß in einer Woche 300 von den 1000 Schülern das Institut verließen. Daß dasselbe aber dennoch diesen Sturm überstand, das schreibt Duff selbst lediglich der großen Liebe und Anhänglichkeit der Schüler an ihre Lehrer zu. Übrigens empfing er gerade bei dieser Gelegenheit einen sehr starken Eindruck von der Hülflosigkeit des Hinduismus. Um sich des Christentums zu erwehren, gründeten die Hindus — mit Hülfe der Jesuiten! — ein neues, religionsloses College, ein Ausweg, den Duff als selbstmörderisch bezeichnet. Nachdem sich dann die Gemüter allmählich beruhigt, gab es nach zwei Jahren einen ähnlichen Sturm, diesmal durch die Taufe von vier Koolin Brahmanen veranlaßt. Ein großes antichristliches Meeting wurde gehalten und auf demselben die Bildung einer Hindu-Gesellschaft beschlossen, deren Glieder sich schriftlich verpflichten sollten, keins ihrer Kinder in das Missions-Institut zu senden. Außerdem wurde Duff hinterbracht, daß man ihn durch Meuchelmörder aus dem Wege zu schaffen beabsichtigte. Er antwortete darauf öffentlich in der Zeitung, in-

dem er sein fröhliches Vertrauen in den Schutz seines Gottes aussprach und zugleich die Gegner aufforderte, doch nicht wieder in die alte, zum Glück längst überwundene Barbarei zurückfallen zu wollen.

Die Arbeit in dem Institut und sonst ging bei alledem ungestört fort, und auch die Zahl derer, die Christen wurden, verringerte sich nicht; im Gegenteil, sie nahm so zu, daß Duff die Getauften nicht mehr alle in seinem eigenen Hause aufnehmen konnte, sondern für sie ein eignes Haus bauen mußte. Allmählich entwickelte sich daraus eine ganze inländische Gemeinde mit einem inländischen Pastor an ihrer Spitze. Von Seiten der Regierung wurde die Arbeit der Missionsschulen dadurch anerkannt und indirekt unterstützt, daß verordnet wurde, bei allen Anstellungen sollten die, welche lesen und schreiben könnten, stets bevorzugt werden und zwar ohne Unterschied, ob sie Regierungsschulen oder Missionsschulen besucht hätten.

Von bedeutsamen litterarischen Arbeiten Duffs aus dieser Zeit ist namentlich zu erwähnen, daß er erst Mitarbeiter und dann vier Jahre lang sogar der Herausgeber der 1844 neu gegründeten Calcutta Review wurde, der er von Anfang an einen dem Christentum freundlichen Charakter aufprägte, und in der auch einzelne seiner frühern Schüler sehr tüchtige Aufsätze schrieben. Auch sah er sich in dieser Zeit veranlaßt über die Jesuiten ein Buch zu schreiben, das namentlich in Schottland sehr populär geworden ist.

Als nun im Juli 1847 sein theurer Freund und Lehrer Dr. Chalmers gestorben war, da erging an ihn von Seiten der General Assembly die Bitte, doch Chalmers Stelle an der Universität von Edinburg einnehmen zu wollen, aber so ehrenvoll dieser Ruf auch war, so sehr er auch von fast allen seinen Freunden in Schottland mit Bitten bestürmt wurde, er lehnte ab, weil er seinem Beruf als Missionar in Indien treu bleiben müsse. Dagegen rieten ihm seine Kollegen und ebenso auch sein Arzt, zu einem vorübergehenden Aufenthalt nach Schottland zu gehen, und zwar sollte er diesmal die Reise durch das Ganges- und Indus-Thal machen. Zuvor aber unternahm er erst noch eine große äußerst interessante Reise nach Süd-Indien. Von Madras aus besuchte er erst Pondichery, die französische Kolonie, wo er Gelegenheit hatte, den Unterschied zu erkennen zwischen den Franzosen, die das Christentum mit falschen Mitteln zu verbreiten gesucht, und den Engländern, die gerade in das entgegengesetzte Extrem verfallen sind. In Trankebar besuchte er die Kirche, wo Ziegenbalg begraben liegt, der nach Duffs Meinung, keinem andern

evangelischen Missionar nachsteht, und warf sich die Frage auf, wie es doch komme, daß diese Mission, wenigstens in Trankebar selbst, in der langen Zeit nur so wenig Erfolge erzielt habe. Duff findet den Grund in der Anerkennung der Kaste. In Nagapatam hatte er ein interessantes Gespräch mit einem Jesuiten-Missionar, der ihm auseinandersetzte, warum sie die Erwachsenen und die Kinder des Volkes nicht lesen lehrten und der nicht wenig erstaunte, als Duff ihm gestand, daß er Rom für den Antichrist ansehe. Bei Trichinopoly besuchte er die prachtvolle Seringham Pagode und bekam einen tiefen Eindruck von den kolossalen Schätzen, welche die Heiden in ihren Götzentempeln aufgehäuft haben. In Tangore ging er den Spuren des großen Missionars Schwartz nach, der ein ganz ähnliches auf Unterricht basiertes Missionssystem aufgestellt, wie er selbst, und der dasselbe, wenigstens teilweise, auch ausgeführt hat. In Madura überzeugte er sich davon, daß von den bekannten Experimenten des Jesuiten Robert de Nobili erstaunlich wenig Wirkungen übrig geblieben sind, wenngleich sein Grab zu einem wahren Wallfahrtsort für die Katholiken Südindiens geworden ist. Der dortige amerikanische Missionar erzählte ihm, wie sie früher in ihrer Mission die Kaste anerkannt hätten, wie er aber durch einen Ausspruch Duffs, daß die Legenden die Steine, aber die Kaste der Cement wäre im Bau des Hinduismus, zur rechten Erkenntnis, d. h. zur Verwerfung der Kaste gekommen sei. In Travankore besuchte er auch die Stationen der beiden Missionare — späteren Missionsbischöfe — Sargent und Caldwell, an deren Einrichtungen und Erfolgen er sich nicht wenig erfreute. Nach Kalkutta zurückgekehrt, trat er dann im Oktober die Heimreise an. Unterwegs in Lahore hielt er im Palast des General-Gouverneurs, Sir Henry Lawrence, dessen Gast er war, Gottesdienst. Am Indus traf er unvermutet mit seinem Freunde, Missionar Wilson von Bombay zusammen und erreichte dann im Mai 1850 nach elfjähriger Abwesenheit sein Vaterland wieder.

5. Erneute Arbeit in Schottland.

Duff war gerade zur rechten Zeit wieder nach Schottland gekommen, denn die Free Church, welche außer der bedeutenden Ausdehnung ihrer Mission in Indien auch noch in Südafrika eine Missionsarbeit begonnen hatte, konnte die dazu erforderlichen ansehnlichen Geldmittel nur mit Mühe aufbringen und ein sehr beträchtliches Deficit, das sich herausgestellt hatte, konnte nur durch außerordentliche Maßregeln gedeckt werden. Diesen Mißstand abzustellen, sah Duff nun als seine Aufgabe an. Sein Vorschlag auf der

General Assembly der Free Church ging dahin, daß man einen allgemeinen Bußtag wegen aller in Sachen der Mission begangenen Unterlassungssünden halten, und sodann daß statt der einmaligen jährlichen Sammlungen für die Mission, wöchentliche eingeführt werden sollten, gerade so gut, wie für die Bedürfnisse der Gemeinde selbst. Er wußte durch seine gewaltigen Reden, bei denen er sich immer bis zur äußersten Erschöpfung anzustrengen pflegte, seine Zuhörer so mit sich fortzureißen, daß wenigstens eine viermalige Kollekte für die Mission zugestanden wurde. Um auch in den Gemeinden die Mission ordentlich zu organisieren, nahm er sich nichts geringeres vor, als eine jede einzelne der 700 Gemeinden selbst zu besuchen, damit jedes Glied der schottischen Freikirche in direkte Beziehung zur Mission gebracht werde; und diesen Plan hat er wirklich in den folgenden 3½ Jahren, freilich nur mit einer fast übermenschlichen Anstrengung ausgeführt. Ehe er wieder nach Bengalen zurückkehrte, hatte er nicht weniger als 500 Lokal-Missionsvereine gegründet, welche nun eine sichere und langsam steigende Einnahme für die Mission lieferten. Sein Ziel war, daß in der Free Church jährlich 40 000 Pfd. St. für die Mission aufgebracht werden müßten, und wirklich ist dieses Ziel wenigstens in einzelnen Jahren erreicht worden. Unabläßig war er unterwegs, unabläßig körperlich und geistig angespannt, so daß man es kaum begreift, wie er dieses aufreibende Leben so lange aushalten konnte.

Außerdem brachten für ihn diese Jahre noch mehrere bedeutsame Ereigniße; das erste war, daß er trotz seines noch verhältnismäßig jugendlichen Alters 1851 zum Moderator der General Assembly berufen wurde, d. h. zu der höchsten geistlichen Würde seiner Kirche. Er nahm das mit Freuden an und zwar deswegen, weil er darin ein Zeichen sah, daß die lange Zeit so verachtete Missionssache nun endlich zu der ihr gebührenden Ehre komme.

Ungleich wichtiger war es aber, daß es ihm gelang sehr bedeutenden, ja man kann fast sagen, entscheidenden Einfluß zu gewinnen auf die Gestaltung der neuen charter (Grundgesetz) für Indien, die im Jahre 1853 erlassen werden mußte. Diese charter mußte nämlich alle zwanzig Jahre erneuert werden, und nachdem es schon 1833 gelungen war, derselben eine der Missionsarbeit günstigere Fassung zu geben, brachte Duff es diesmal durch lange Verhandlungen und Unterredungen mit den einflußreichsten Parlamentsmitgliedern, welche die betreffende Kommission bildeten und die ihn als Sachverständigen zu Rate zogen, dahin, daß in Beziehung auf die Unterrichtsfrage fast alle seine Ideen angenommen wurden. Unverzagt

trat er für seine Meinungen ein, wenn es sein mußte, sogar im Gegensatz zu dem gewesenen General-Gouverneur, Lord Ellenborough, dem er entgegen hielt, daß ein höherer Unterricht in Indien ohne Religion geradezu als ein Selbstmord der englischen Herrschaft bezeichnet werden müsse, während ein höherer englischer Unterricht in christlichem Sinn und Geist ganz entschieden das wirksamste Mittel sei, um diese Herrschaft zu konsolidieren. Das Hauptresultat dieser seiner Bemühungen war der berühmte Unterrichtserlaß (educational despatch) des Lord Halifax vom Juli 1854, dessen eigentlicher Urheber niemand anders als Duff gewesen. Durch denselben wurde angeordnet, daß der höhere Unterricht im Englischen, der niedere in den Landessprachen gegeben, daß alle Schulen ohne Unterschied nach ihren Leistungen unterstützt (grant in aid system), daß an geeigneten Orten Universitäten nach Art der Londoner, und in allen größern Städten Mittelschulen errichtet werden sollten und daß auf allen Schulen der Religionsunterricht, wenn auch nur außerhalb der regelmäßigen Schulstunden gestattet wurde. Man hat nicht mit Unrecht die Behauptung aufgestellt, daß wenn Duff auch nichts anders gethan, als zuerst in Indien auf Lord Bentinck und nun in England auf Lord Halifax diesen entscheidenden Einfluß zu üben, er hätte dann schon reichlich genug gewirkt. Was Duff zu erreichen hoffte, das sprach der damalige Schatzsekretär, zugleich sehr erfahrene frühere indische Beamte, Sir C. Trevelyan, der ganz auf Duffs Ideen eingegangen war, mit folgenden Worten aus: „Viele Leute irren sich in Betreff der Art und Weise, wie die Bekehrung Indiens einmal zustande gebracht werden wird. Ich glaube, dieselbe wird zuletzt massenweise stattfinden, gerade so wie auch bei unsern eigenen Vorfahren. Zuerst muß christliche Belehrung dem Lande beigebracht werden auf alle mögliche Weise, unmittelbar durch missionarischen Unterricht und mittelbar durch allerlei Bücher, durch Zeitungen, durch den Umgang mit den Europäern, kurz auf allen ordentlichen Wegen, auf denen man Kenntnisse mitteilen kann. Dann aber, wenn das ganze Volk vollständig von der christlichen Erkenntnis durchdrungen sein und wenn die öffentliche Meinung die entscheidende Schwenkung in christlicher Richtung gemacht haben wird, dann werden sie zu tausenden kommen."

Ehe Duff nach Indien zurückkehrte, unternahm er noch eine andere anstrengende Reise nach Nordamerika. Schon längst war er wiederholt auf das dringendste dahin eingeladen worden und so begab er sich zu Anfang 1854 auf eine viermonatliche Rundreise durch die vereinigten Staaten und Kanada. Er wurde mit den größten Erwartungen und

ganz außerordentlichen Ehrenbezeugungen empfangen, aber auch die ungeheuerlichsten Forderungen an seine Leistungsfähigkeit und Spannkraft gestellt, indem man ihn schonungslos von einem Ort und von einer Stadt zur andern schleuderte. So viel ist gewiß, daß diese Reise das Interesse am Missionswerke in den vereinigten Staaten ganz bedeutend steigerte, abgesehen davon, daß sie auch der dortigen inneren Mission einen heilsamen Impuls gab. Ganz erschöpft, ja geradezu krank, kehrte Duff im Mai zurück und konnte nur durch völlige Schonung, Kaltwasserkuren und längere Ruhe allmählich seine Nervenkraft wieder heben. Den folgenden Winter mußte er seiner Gesundheit wegen im südlichen Frankreich und Italien verbringen. Auf die Forderung der Ärzte, noch einen Winter in Europa zuzubringen, wollte er nicht hören. In seiner Abschiedsrede vor dem Presbyterium der Free High Church-Gemeinde zu Edinburg sagte er unter anderm:

„Nicht um des Geldes willen allein habe ich Schottland der Länge und Breite nach durchzogen, das wäre mir zuwider gewesen, sondern mein Ziel war ein höheres und besseres. Ich hatte in meiner Seele wenigstens in etwa ein Gefühl von der Größe und der Herrlichkeit dieses Werkes und mein brennendes Verlangen war, wo möglich etwas von diesem Eindrucke meinem ganzen Vaterlande mitzuteilen, um es zu einem Bewußtsein seiner Verpflichtung in diesem Stück zu bringen. Wenn ein Mensch nicht wiedergeboren und von Herzen zu Gott bekehrt ist, kann er niemals ein richtiges herzliches Mitleiden fühlen mit den im Verderben liegenden Heiden; darum habe ich mich an die Gewissen der Menschen gewandt mit der Forderung der eigenen Wiedergeburt. — — — Ich glaube, daß weder diese Gemeinde noch irgend eine andre als solche die ganze Größe des Werkes, das zu geschehen hat, noch die Kraft und die Hülfsquellen des Feindes kennt, den es zu bekämpfen gilt, und darum habt ihr und alle andern bis jetzt nur, so zu sagen, mit der Mission gespielt. — — Es war meine Absicht, wenn ich nur die Kraft dazu gehabt hätte, vor meiner Abreise von Schottland noch ausführlich über diese und andre damit zusammenhängenden Punkte zu reden, aber Gott hat mich darnieder gelegt. Ursprünglich hatte mich der Herr in gnädiger Fürsorge mit einer solchen Körperkonstitution ausgerüstet, die mich in den Stand setzte, alle auch noch so große Mühen und Anstrengungen fast ohne Schaden auf mich zu nehmen, aber weil ich, so zu sagen, auf den höchsten Wogen der Anstrengung einherfuhr, gefiel es Gott, mich darnieder zu legen und indem er mich ganz bei Seite warf, rief er mir zu: Du sollst jetzt wenigstens für eine Zeitlang als ein gebrochener Mann von deiner Arbeit dich zurückziehen und die Macht einer feierlichen Stille erkennen lernen. — — Vor einigen Jahren fühlte ich, daß Gott mich berufen hatte, eine bestimmte Arbeit in Schottland zu thun. Was meinen persönlichen Anteil daran betrifft, fühle ich jetzt, daß dieses Werk im wesentlichen ausgeführt ist."

6. Letzte abschließende Arbeit in Indien.

Anfang 1856 war Duff wieder in Indien und trat alsbald mit gewohnter Energie in seine verschiedenen Arbeiten ein. Es war gut, daß

er selbst wieder an die Spitze seines Institutes trat, denn eine neue Krisis, schwerer als alle früheren, sollte nicht bloß über diese Anstalt, sondern zugleich über die ganze Herrschaft der Engländer in Indien hereinbrechen: gerade ein Jahr nach Duffs Ankunft in Kalkutta brach der große Aufstand aus. Auf die Ursachen und die Geschichte desselben haben wir hier nicht näher einzugehen, nur das sei bemerkt, daß es sich, nach Duffs Ansicht, dabei nicht sowohl um religiöse als vielmehr um politische Antipathien der Eingebornen, namentlich der Mohammedaner handelte, wie denn auch die Rebellen keinen besondern Haß gegen die Missionare als solche an den Tag legten, sondern in ihnen wesentlich nur die Europäer haßten. Duff schrieb damals alle 14 Tage einen Brief über die Entwicklung der Dinge; diese Briefe sind hernach zu einem Buche vereinigt. Er wußte sehr wohl, daß auch in Kalkutta selbst ein Komplott gegen die Europäer bestand, er wußte auch, daß wenn es wirklich zu einem allgemeinen Aufstande käme, bei der völligen Unzuverlässigkeit der ganzen inländischen Armee und bei der völligen Unzureichendheit der vorhandenen europäischen Truppen, die Herrschaft der Engländer unhaltbar sei. Dennoch hatte er von Anfang an völliges Vertrauen auf Gottes Durchhülfe, da er dafür hielt, daß Englands Werk in Indien noch nicht gethan sei. So dachte er denn auch keinen Augenblick daran, das Institut zu verlassen, sondern trug Sorge, daß die Missionsarbeit ungestörten Fortgang nahm. Ja selbst an dem kritischen Tage — Sonntag den 14. Juni — wo Kalkutta jeden Augenblick den Überfall der meuterischen inländischen Truppen von den beiden benachbarten Garnisonen Barakpore und Dumdum erwartete, war er nicht dazu zu bewegen, das Institut, das gerade an dem Vereinigungspunkte der beiden von Barakpore und Dumdum kommenden Straßen lag, zu verlassen, sondern hielt ganz ruhig seinen Gottesdienst. Noch an demselben Tage gelang es der Regierung, mit Hülfe einiger frisch aus Europa angekommener Truppen jene meuterischen Regimenter zu entwaffnen.

Wiederholt sprach Duff es schon in diesen Briefen aus, daß mit allen möglichen äußerlichen Verbesserungen Indien nicht zu halten sei.

„Laßt also das christliche Volk der reichgesegneten britischen Inseln sich erheben und unwiderstehlich wie die mächtigen Wogen des Oceans, im Namen dessen, der da lebt immer und ewig, den Beschluß fassen, daß hinfort diejenigen, welche von ihnen entsendet werden, um die Millionen Indiens zu regieren und ihnen Recht zu sprechen, es nicht mehr wagen sollen, in ihren öffentlichen Kundgebungen den Namen und den Glauben der Christen vollständig zu ignorieren oder schmählich von sich zu weisen, während sie den entsittlichenden Aberglauben Brahmas und Mohammeds pflegen und nähren. Laßt zu gleicher Zeit die englische Christenheit sich erheben und den Entschluß fassen, wenn es auch noch so viel Selbstverleugnung kosten sollte, doch mit ganzem Ernst, wie

sie es bis jetzt noch nie gethan haben, das kolossale Werk der Zerstörung des 3000 Jahre alten Reiches Satans in diesen weiten Ländern in die Hand zu nehmen, um an seiner Stelle Christi Reich aufzurichten."

In ähnlichem Sinn hielt er am 25. Oktober an dem allgemeinen wegen des Aufstandes angeordneten Bußtage eine gewaltige Predigt. Der Aufstand hatte doch manchem Engländer die Augen geöffnet, namentlich auch durch die Haltung der eingebornen Christen, die treu zu den Engländern gestanden. Auch von Duffs alten Schülern hatten manche in dieser Zeit der Regierung gute Dienste gethan. Einer von ihnen erhielt zur Belohnung einen bedeutenden Strich Landes, auf dem er ein Dorf anlegte, welches er seinem Lehrer zu Ehren Duffpore (Duffs-Stadt) nannte.

Im Jahre 1858 konnte Duff sein neues großartiges Instituts-Gebäude, für welches er in Schottland 15 000 Pfd. St. gesammelt hatte, eröffnen. Fast der erste Besucher in demselben war der eingeborne Fürst, Maharaga von Gwalior, der von allem, was er daselbst sah und hörte so sehr angethan war, daß er mit dem festen Entschluß von dannen ging, in seinem Lande eine gleiche Anstalt zu errichten. Zu den früheren Anstalten rief Duff jetzt noch eine ganz neue ins Leben, nämlich eine Schule für Mädchen. Nachdem schon seit 7—8 Jahren in den Zenanas an der Unterweisung der Frauen und Mädchen gearbeitet worden war, hielt er es jetzt für angezeigt, diesen allerdings gewagten Schritt zu thun. Ein benachbarter Brahmane gab die nötigen Räume dazu her, eine bewährte Lehrerin und ein alter Pundit übernahmen den Unterricht; er selbst besuchte die Anstalt alle Tage, und so ging es gleich im ersten Jahr mit dieser Mädchenschule ganz vortrefflich. Am Ende desselben hielt er, auf besonderen Wunsch, im Hause eines heidnischen Millionärs ein öffentliches Examen ab, welches das allgemeinste Interesse erregte. Der höchste eingeborne Beamte sagte ihm am Schluß des Examens: „Als Sie nach Indien kamen, wäre so etwas einfach unmöglich gewesen."

Da Duff um diese Zeit mehrere seiner Kollegen durch Krankheit und Tod verlor, so mehrte sich dadurch natürlich seine Arbeit auch wieder; in welchem Geist er aber dieselbe trieb, zeigt uns ein Ausspruch in einem Briefe von damals: „Unsere Waffe, sagt er, soll mehr als je Gottes Wort sein und der Arm, der sie schwingt, das Gebet." Zugleich ersucht er, daß man doch durch Fürbitten seiner Schwachheit zu Hülfe kommen möchte.

1861 war infolge einer Missionskonferenz in Edinburg, zu welcher Duff auch das seine vermittelst schriftlicher Mitteilung beigetragen hatte, der Missionssache in Schottland wieder ein neuer Anstoß gegeben. Durch

die nun reichlicher fließenden Mittel wurde Duff in den Stand gesetzt, die Missionsarbeit auf den Außenstationen in Nieder-Bengalen auszudehnen. Von Manahad aus wurde ein ganzes System von Schulen angelegt, und dieselbe unter die Aufsicht des eingebornen Pastors Bhattacharjia gestellt. Um diese Zeit machte Duff auch eine zweimonatliche Inspektionsreise nach der deutschen Kolhsmission.

Von seiner übrigen Thätigkeit aus dieser Zeit ist noch zu erwähnen, daß er vier Jahre lang Präsident der sogenannten Bethune-Gesellschaft war, welche sich zu ihrer Aufgabe gemacht hatte, die Kasten-Unterschiede aufzuheben. Diese Gesellschaft, welche früher in rein weltlichem Geist gearbeitet hatte, wurde von Duff natürlich in ein mehr christliches Fahrwasser geleitet und florierte unter ihm ganz außerordentlich. Von der größten Bedeutung war auch sein Einfluß auf die Gestaltung der neu gegründeten Universität von Kalkutta, ja dieselbe wurde fast ganz genau nach seinen Ideen eingerichtet. Er sollte sogar ihr Kanzler (Vicekanzler) werden; sein Freund Trevelyan, dem diese Stellung angetragen war, bat ihn aufs dringendste darum, aber Duff konnte nicht mehr daran denken, denn sein altes indisches Übel hatte sich wieder eingestellt, die Dysenterie. Man ließ ihn erst durch eine Reise nach China Heilung suchen, darnach durch einen Aufenthalt auf einer Gesundheitsstation am Himalaya, aber alles umsonst, und so mußte er sich entschließen wieder nach Hause zu reisen, von wo man auch so schon wieder dringend um seine Rückkunft, im Interesse der Missionssache gebeten hatte. In seiner Abschiedsrede in der Bethune-Gesellschaft legte er noch einmal ein sehr entschiedenes Zeugnis für das Christentum ab. Von den mancherlei anerkennenden Zeugnissen, mit denen sein Weggang begleitet wurde, mögen hier wenigstens aus zweien einige Worte ihre Stelle finden. Sir Henry Maine, der Vicekanzler der Universität sagte u. a.:

„Ich würde mich schämen ihn in irgend einem andern Charakter darzustellen, als dem einzigen, welchen er auszufüllen sich bemühte, dem eines Missionars. An ihm als Missionar nun waren die Eigenschaften, welche auf mich den tiefsten Eindruck gemacht haben, zu allererst seine absolute Selbsthingabe und Selbstverleugnung. So weit ich sehe, haben Religionen niemals eine bedeutendere Ausbreitung erfahren, ausgenommen durch zwei Klassen von Männern, durch Eroberer und durch Asketen. Die britische Regierung von Indien hat freiwillig und sehr weise darauf verzichtet, ihre Macht dazu zu gebrauchen, und wenn darum Indien jemals zu der Religion seiner jetzigen Herrscher bekehrt werden soll, so muß es durch den Einfluß jener andern Art von Leuten geschehen, durch den Einfluß von Missionaren in der Art wie Duff. Die zweite bemerkenswerte Eigenschaft in ihm — und hier liegt der Berührungspunkt von Duffs religiösem und seinem Charakter als Schulmann — war seine voll-

kommene Überzeugung von der Übereinstimmung aller Wahrheit. Ich habe nicht bemerkt, daß er jemals den Unterricht in irgend einer Wahrheit von der Universität fern zu halten versucht hätte, weil er sie für gefährlich gehalten. Während Leute von schwächerem Glauben und Geiste sich gefürchtet haben würden, zu dem Studium dieser oder jener klassischen Sprache zu ermutigen, weil dieselbe irgend welchen alten Aberglauben enthält, oder sich geweigert haben würden, eine Neigung für gewisse physikalische Wissenschaften zu befördern, weil deren Ergebnisse zu irreligiösen Schlußfolgerungen zu führen schienen — hielt Duff in der festen Überzeugung von der Wahrheit seines Glaubens dafür, daß derselbe auch die große Eigentümlichkeit der Wahrheit besäße, mit allem andern in Einklang gebracht zu werden, wenn das andere nur auch wahr ist. Wenn man bedenkt, wie außerordentlich selten die Vereinigung dieser beiden Eigenschaften in einer Person ist, dann kann man die Größe unsers Verlustes, der uns durch den Weggang dieses Mannes trifft, begreifen."

Dr. Cotton, der damalige Bischof von Kalkutta sagte:

„Darin besteht der besondere Ruhm Alexander Duffs, daß er, hier angelangt mitten in einer großen geistigen Bewegung von ausgeprägt atheistischem Charakter, sofort den Entschluß faßte, diesen Charakter in einen christlichen umzugestalten. Während das Geschlecht des jungen Bengalen und leider auch nur all zu viele von ihren europäischen Freunden und Lehrern vom Christentum sprachen als von einem veralteten Aberglauben, der baldigst auf demselben Scheiterhaufen, auf welchem der Glaube der Brahmanen, der Buddhisten und der Mohammedaner schon lag, gleichfalls verbrannt werden würde, erschien plötzlich Alexander Duff auf der Bühne mit seinem felsenfesten Glauben, seiner unermüdlichen Energie, seiner vielseitigen Bildung und seinem unerschöpflichen Strom glühender Beredsamkeit, um sie zu belehren, daß das Evangelium keineswegs im Tod oder im Schlafe liege, auch nicht der Bundesgenosse von Unwissenheit und Irrtum sei, auch nicht zu zaghaft oder unfähig, seine Ansprüche auf allgemeine Anerkennung zu behaupten, sondern daß damals so gut wie zu allen Zeiten das Evangelium Christi einherschreitet an der Spitze der Civilisation und daß die Kirche Christi noch immer das Licht der Welt ist. Die Wirkung seines furchtlosen Widerstandes gegenüber den Anmaßungen des Unglaubens dauert noch fort bis auf diesen Tag, und mag nun die Zahl der von ihm Getauften groß oder klein sein, — unter ihnen befinden sich manche, die wir alle kennen und hoch schätzen, — eins ist gewiß, das Werk, das er hier in Indien zustande gebracht hat, kann nie wieder ungeschehen gemacht werden, es müßte denn sein, daß wir, die wir hier zurückbleiben, seinem Beispiel nicht nachfolgen wollten."

Die Missionskonferenz von Kalkutta endlich begleitete seinen Weggang mit folgenden Worten:

„Dr. Duff war einer der Gründer der Konferenz und hat drei und dreißig Jahre lang durch seine große Erfahrung, seine mannigfaltigen Gaben und seine Hingabe stets viel beigetragen zu den gesegneten Wirkungen ihrer Zusammenkünfte, und hat durch seine erhabenen Anschauungen und weisen Rat ihren Gliedern oft neuen heiligen Eifer eingehaucht, sowie zur Vervollständigung und zum Erfolge ihrer gemeinsamen Pläne viel gethan. Auf den Segen, den er in seiner eigenen Berufssphäre gehabt hat, kann die Konferenz nur hindeuten, aber sie kann es nicht unterlassen, ihr Zeugnis abzulegen für die ausgezeichneten Dienste, welche er durch das Free Church-Institut der Sache der christlichen Erziehung während der ganzen Zeit seiner Missionslaufbahn und durch seine wertvollen Ratschläge bei der Gründung der Universität von Kalkutta geleistet hat."

7. Letzte abschließende Arbeit daheim.

Als Duff im Dezember 1863 Indien für immer verließ, da hatte er auf dem Segelschiffe, mit dem er die Reise ums Kap herum machte, Zeit genug, über seine Missionslaufbahn nachzudenken, die nun hinter ihm lag. In seinem Tagebuche heißt es:

„1830 fing ich meine Arbeit buchstäblich mit nichts an. Jetzt lasse ich dort das größte und vom christlichen Standpunkt aus beurteilt, gesegnetste christliche Institut Indiens zurück, eine inländische Gemeinde, die sich beinahe selbst unterhält, mit einem eingebornen Pastor, drei ordinierten eingebornen Missionaren, außerdem unter Katecheten und eingebornen Lehrern blühende Außenstationen in Chinsurah, Bansbaria, Culna, Mahanad ꝛc. Für alles das will ich dem gütigen, gnädigen Gott Dank sagen, des Eigentum ich bin und verpflichtet ihm zu dienen mit Geist, Seele und Leib. Manche Zeiten meiner Missionslaufbahn sind sehr stürmisch gewesen, namentlich die erste und die zweite. Während meines ersten Aufenthaltes war ich in fortwährender Kollision mit den Eingebornen, die mich maßlos privatim und in den Zeitungen beschimpften und beleidigten und auch mit den Europäern, namentlich mit einigen Gelehrten und Juristen. Während meines zweiten Aufenthaltes gab es gleichfalls noch heftigen Widerstand und Streit mit allen Klassen der Eingebornen über die verschiedensten Dinge, eine Verschwörung gegen mein Leben wurde gemacht; als ich mit dem General-Gouverneur in einen heftigen Konflikt wegen der Unterrichtsfrage kam, vereinigte sich der ganze Schwarm der Regierungsleute, Journalisten und Weltmenschen in dem Geschrei wider mich, in Spott, Hohn, Verachtung und Entrüstung. Unter all' diesem Widerstand suchte ich einfach meine Seele in Geduld zu fassen im Bewußtsein meiner guten Absichten. Mein dritter Aufenthalt ist weniger stürmisch gewesen, und, Gott sei Dank, ich kann jetzt Indien verlassen mit dem glücklichen Gefühl, daß der Herr in unaussprechlich gnädiger Weise und von meiner Seite ganz unverdient sogar meine Feinde mit mir zufrieden gemacht hat. O wie soll ich dem Herrn alle seine Wohlthaten vergelten?"

Am Kap wurde die Reise unterbrochen, um erst die Stationen der Free Church in Südafrika, namentlich Lovedale zu besuchen. Mit großem Interesse ging Duff überall auf die Details der Verhältnisse ein und wußte fast überall einen neuen Impuls zu geben. Auch von andern Missionsstationen sah er ein gut Teil, kehrte dann via Natal nach der Kapstadt und von da nach Schottland zurück. Im Oktober 1864 langte er in Edinburg an und wurde mit wahrem Enthusiasmus empfangen.

Ebenso wie sich in den drei Perioden seiner Wirksamkeit als Missionar eine Entfaltung zu immer großartigerer Arbeit erkennen läßt, so zeigt auch seine dreimalige Wirksamkeit in der Heimat eine ähnliche Steigerung. Auch jetzt kam er wieder mit neuen Plänen heim, durch welche er das früher zustande gebrachte noch weiter zu fördern, das Gebäude gleichsam zu krönen hoffte. Das erste war die Gründung einer Professur für Missionswissenschaft. Er brachte zur Fundierung derselben 10 000

Pfd. St. zusammen, und wurde dann selbst zum ersten Träger dieser neuen Stelle erwählt. Als solcher hatte er von nun an jeden Winter auf den drei Universitäten, Edinburg, Glasgow und Aberdeen Vorlesungen zu halten, was ihm natürlich sehr viel winterliche Reisen und Strapazen verursachte. Von dem Gehalt nahm er aber nichts an, er begnügte sich mit dem Einkommen eines andern für ihn bei seinem Abgang in Indien zusammengebrachten Kapitals (dem Duffs Mission fund), und gab sein ganzes Gehalt als Professor hin als Beitrag zur Ausführung seines zweiten Planes. Das war nämlich die Errichtung eines Missions-Instituts oder Seminars, dessen Verwirklichung freilich noch immer auf sich warten läßt. Auch seinen dritten Plan, die Gründung einer wissenschaftlichen Missions-Quartalschrift, konnte er nicht zur Ausführung bringen.

Außerdem arbeitete er natürlich wieder in alter Weise mit Macht als Prediger der Missionspflicht, indem er namentlich die Schriftanschauung, daß ein jeder sich nur als Verwalter seines Vermögens anzusehen habe, energisch vertrat. Der Erfolg seiner Wirksamkeit war denn auch so bedeutend, daß sich die Free Church nach neuen Missions-Arbeitsfeldern umsehen konnte. Das erste war bei den Gonds und Santals in Indien. Für die Herstellung von besseren gesunderen Wohnungen der Missionare sowie für Erhöhung ihrer Gehälter brachte er in kurzer Zeit die ungeheure Summe von 50 000 Pfd. St. (eine Million Mark) zusammen.

Natürlich nahm Duff an der Entwicklung der Dinge in Indien stets den allerlebhaftesten und thätigsten Anteil. Als gleich bei seiner Ankunft die Kunde von dem ungeheuren Elend eintraf, welches ein Sturm an den Gangesmündungen angerichtet, erließ er sofort einen Aufruf und konnte den Notleidenden bald 5000 Pfd. St. senden. Mit großer Freude vernahm er bald darauf, daß Sir J. Lawrence als der erste General-Gouverneur sein Institut mit einem Besuch beehrt habe — ein deutliches Zeichen des völligen Umschwunges, welcher in der Stellung der Regierung zur Mission sich vollzogen hatte. An den General-Gouverneur Northbrook wandte er sich mit der Bitte, doch dafür Sorge tragen zu wollen, daß die Bestimmungen des Unterrichts-Erlasses von 1854 auch wirklich zur Ausführung kämen, eine Bitte, die nicht ohne Erfolg blieb. Von Madras erging im Jahre 1874 die Aufforderung an ihn, seinen schon 1832 gefaßten Plan: ein allgemeines evangelisches Institut für die Free Church, die Kirche von England und die Wesleyaner gemeinschaftlich zu gründen, ins Werk zu setzen. Mit Freuden ging er darauf ein und brachte es auch wirklich zustande. Als Präsident der Anglo Indian Christian Union

half er, die Engländer und Eurasians in Indien mit Pastoren zu versorgen und erlebte es noch, daß diese Gesellschaft auch 10 Agenten, darunter 7 ordinierte Pastoren in Indien an der Arbeit hatte, sandte auch Pastor Sommerville von Glasgow als einen vorübergehenden Evangelisten dahin aus.

Natürlich war Duff kraft seiner ganzen Persönlichkeit und auf Grund seiner reichen Erfahrung der Leiter des ganzen Missionswerkes der Free Church und hat in dieser Stellung nach seiner Rückkehr von Indien noch 14 Jahre lang stehen und sehr viel Gutes wirken können. Unter seiner Leitung wurden nach und nach drei neue Missionen in Südafrika gegründet, nämlich in Kaffraria, Natal und am Nyassa-See. Diese letztere Mission, zu welcher Livingstone seine Landsleute aufgefordert hatte, war von Duff schon längst ins Auge gefaßt und hatte er im Blick auf sie schon den Dr. Stewart einstweilen nach Lovedale gesandt, damit derselbe im rechten Augenblick bereit stünde. Als nun 1873 Livingstones Tod dieser Sache einen neuen mächtigen Anstoß gab und sich alle Städte und Gemeinden Schottlands vereinigten, um ihrem großen Landsmann dort an dem von ihm entdeckten See ein würdiges Denkmal zu setzen durch die Gründung von Livingstonia, da waren es Duff und James Stevenson von Glasgow, die diese Sache als Leiter in die Hand nahmen und es fertig brachten, daß wirklich 1875 die erste Expedition ausziehen konnte. So erhielt der Nyassa-See gerade 16 Jahre, nachdem er von Livingstone entdeckt worden war, die erste Missionsstation. In Kaffraria hatte Duff schon vorher die Gordons Memorial-Mission gegründet zur Erinnerung an einen früh verstorbenen Sohn einer adligen schottischen Familie, der selbst hatte ein Missionar werden wollen und zu dessen Andenken die Familie Duff 6000 Pfd. St. übergab zur Stiftung und Unterhaltung einer Missionsstation in Südafrika. — Sogar noch eine Inspektionsreise übernahm der greise und doch noch immer thatkräftige und jugendfrische Duff nach Syrien, um dort die von der schottischen Kirche unter den Drusen und Maroniten gegründeten Schulen zu visitieren, und brachte mit den eben daselbst arbeitenden Amerikanern eine heilsame Verständigung zuwege.

Als 1878 das 49. Jahr der mit ihm begonnenen und so lange Jahre hindurch nun auch schon von ihm geleiteten Mission seiner Kirche zugleich mit seinem eigenen Leben zu Ende ging, da konnte man, abgesehen von all den Missionen, die er für andre Kirchen gegründet und den Missionaren, die er für andre Gesellschaften herangebildet, was die Mission seiner Kirche durch ihn geworden war, in Summa also bezeichnen: Aus dem

einen jugendlichen Missionar, den Dr. Inglis 1829 hinausgesandt, waren jetzt 115 schottische und 44 Hindu-, Parsi- und Kaffern-Missionare geworden. Von diesen war beinah die Hälfte schon zur ewigen Ruhe eingegangen und 38 schottische nebst 18 eingebornen ordinierten Missionaren bildeten den gegenwärtigen Bestand der missionarischen Kräfte, zu den noch 5 Missionsärzte und 11 nicht ordinierte Lehrer kommen. Aus den zwei ursprünglichen englischen Schulen in Kalkutta und Bombay sind nicht weniger als 210 Seminare und Schulen geworden, auf denen im ganzen mehr als 15 000 Schüler beiderlei Geschlechtes täglich einen Unterricht empfangen, der getragen, durchdrungen und geheiligt ist durch das Wort Gottes. Das Englische ist die geläufige Sprache geworden für hunderttausende von gebildeten Eingebornen Indiens und Afrikas, zugleich aber ist eine reine, christliche Literatur in ihren verschiedenen Landessprachen ins Leben gerufen worden im Anschluß an und in Anwendung der in diese Sprachen übersetzten Bibel. Die Heidenchristen der Free Church allein belaufen sich auf 6458 Erwachsene, welche schon 28 Gemeinden unter eingebornen Pastoren, mit 3500 Kommunikanten und 800 Katechumenen bilden, und die im Jahr 1878 750 Pfd. St. aufgebracht haben für Missionsarbeit unter ihren heidnischen Volksgenossen. Keine andre Mission kann so viele Bekehrte aus den Reihen der gebildeten Hindus und Mohammedaner aufweisen, wie die indische Mission Dr. Duffs, der allezeit bereit war, sich selbst zu erniedrigen, während er sein Amt pries und seine Methode verteidigte. Wie viel diese Methode mit dazu beigetragen hat, daß aus dem Indien von 1829 dasjenige von 1878 geworden ist und aus den 27 000 damaligen Christen die jetzigen 500 000, das kann nach dem mitgeteilten jeder Leser selbst beurteilen.

8. Das Ende.

Duffs Frau, von der wir fast gar nicht geredet haben, weil sie auch in der That völlig in den Hintergrund trat, war ihm schon 1865 im Tode vorangegangen. Sie war ihm ganz außerordentlich viel gewesen, — er selbst nennt sie „die liebevollste, liebenswürdigste und auch am meisten geliebte Hausfrau und Mutter“, und ihr Hingang bewirkte, daß der Himmel für ihn eine neue Anziehungskraft bekam. Wie viel sie trotz ihres Zurücktretens neben ihrem Manne doch auch zu den großartigen Erfolgen desselben mit beigetragen hat, das kann man z. B. erkennen aus dem, was der Rev. Lal Behari Day, Duffs Schüler und lange Zeit auch sein Hausgenosse, von ihr sagt: „Ich habe nie eine hochherzigere und edlere

Frau gekannt von erhabenerem Charakter und größerer Freundlichkeit. Sie sah ihre Aufgabe nicht darin, selbst irgend etwas auszurichten, sondern vielmehr darin, ihren Mann in seinem ungeheuren Werk zu stärken und zu stützen. Ganz gewiß würde Dr. Duffs Wirksamkeit eine viel geringere gewesen sein, hätte ihn nicht seine Frau immerwährend aufrecht erhalten und ermutigt."

Aus Duffs letzten Lebensjahren ist noch zu erwähnen, daß er sich viele Mühe gab zwischen den beiden Parteien, welche in der Free Church bestanden, zu vermitteln und den Frieden aufrecht zu erhalten. Als Moderator der General Assembly, wozu er zum zweitenmal ernannt worden war, gelang ihm solches in der That, hernach aber mußte er erfahren, wie außerordentlich schwer es ist, zwischen kirchlichen Parteien wirklich dauerhaften und ehrlichen Frieden zustande zu bringen, Erfahrungen, die ihn schließlich veranlaßten, alle seine Ämter niederzulegen. Bis zuletzt führte er ein rastloses, vielbewegtes Leben, in dem immer noch das Interesse und die Mitarbeit an allem, was Mission heißt, den Grundton bildeten. So war er z. B. auf einer seiner jährlichen Reisen auf dem Kontinent, im Jahre 1876 noch ein Teilnehmer an einem der großen holländischen Volks-Missionsfeste in der Nähe von Utrecht, und ebenso besuchte er die norwegischen Missionsanstalten in Christiania. Schon 1876 war er infolge eines unglücklichen Falles in seiner Bibliothek längere Zeit ernstlich krank gewesen, doch erholte er sich noch einmal wieder und konnte im folgenden Winter noch seine mühevollen Pflichten als Professor trotz seiner 70 Jahre erfüllen, ja er schien fast an Geisteskraft und Schärfe noch immer zu wachsen. Aber im folgenden Jahre stellte sich ein neues, sehr schmerzhaftes Leiden bei ihm ein, welches ihn verhinderte sowohl an der General Assembly im Mai als an dem allgemeinen presbyterianischen Konzil im Juli teilzunehmen, letzteres namentlich zu seinem großen Kummer, denn gar zu gerne würde er den Antrag: das Konzil nicht zu Ende gehen zu lassen, ohne eine neue gemeinsame Mission in Melanesien zu gründen, den er nun schriftlich an dasselbe gelangen ließ, selbst mündlich vorgetragen haben.

Indessen verschlimmerte sich sein Leiden stetig, auch eine Kur in Neuenahr brachte keine Erleichterung und als sein Sohn zu Anfang 1878, durch den Telegraphen von Indien heimgerufen, bei ihm ankam, fand er ihn schon dem Tode nahe. Der Eifer für seines Herrn Sache war so groß, daß er gern noch länger gelebt haben würde, doch war er völlig in Gottes Willen ergeben. „Ich bin in Gottes Hand, sagte er zu seinem

Sohn, heimzugehen oder zu bleiben. Wenn er mich hier noch nötig hat, wird er mich wieder aufrichten, wenn nicht, so ist es noch viel besser ... Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. Ich bin sehr matt und kann nicht mehr viel sagen, aber ich lebe täglich ja fortwährend in Ihm ... In meinem Geiste sehe ich den ganzen Plan der Erlösung von Ewigkeit her klarer und herrlicher als jemals". — Das waren einige seiner Aussprüche in diesen letzten Tagen. Es zog sich mit seinem Sterben noch hin bis zum 12. Februar, wo er denn ganz sanft und im vollsten Frieden entschlief. Einer von denen, die zugegen waren, bezeugt: „Er war genau wie einer, der einschläft, ich habe noch niemals solch ein friedevolles Ende gesehen." Natürlich wurde ihm von allen Seiten bei seinem Begräbnis die höchste Ehre angethan, aber das schönste von dem, was ihm in seinem Tode hier auf Erden zu teil wurde, war doch dies, daß an seinem Grabe evangelische Christen aller Denominationen in innigstem Mitgefühl einmütig vereinigt standen, gerade wie er Zeit seines Lebens sie stets auf dem Missionsfelde zu einigen gesucht hatte.

Serpa Pinto,

seine Reise durch Afrika und seine Urteile über die evang. Mission.[1])

Der portugiesische Major Serpa Pinto hat sich durch seine kühne Wanderung vom atlantischen bis zum indischen Ocean eine Stelle unter den berühmten Erforschern des dunkeln Weltteils errungen. Einzelne Mitteilungen aus seinem kürzlich in die deutsche Sprache übertragenen Reisewerk werden auch für den Leserkreis dieser Blätter von Interesse sein.

Bereits im Jahre 1869 hatte Serpa Pinto Afrika kennen gelernt und als portugiesischer Offizier mit den Eingebornen am untern Zambesi gekämpft. Das Verlangen, tiefer in die Geheimnisse des wunderbaren Erdteils einzudringen, verließ ihn seit jener Zeit nicht mehr.

Gelegenheit dazu wurde ihm im Jahre 1877 geboten. Die portugiesische Regierung ernannte ihn zum Mitglied einer Expedition, welche den Auftrag erhielt, die unbekannten Länderstrecken zu erforschen, welche sich zwischen ihren östlichen und westlichen Kolonieen in Südafrika ausdehnen.

Wir übergehen die vielfachen Schwierigkeiten, die sich dem Aufbruch entgegenstellten. Endlich, am 12. November 1877, machte sich der Major, des langen Wartens müde, mit nur wenigen Leuten auf den Weg um

[1]) Vgl. Serpa Pintos Wanderung quer durch Afrika, übersetzt von H. v. Wobeser. 2 Bände. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn, 1881.

der Karawane vorauszueilen, mit welcher der alte Händler Silva Porto das Gepäck nach Bihe schaffen sollte. Er selbst reiste dahin auf einem weiten südlichen Umwege über Quillengues und Kakonda. Letzteres ist der äußerste mit portugiesischen Truppen besetzte Platz, obgleich die Kolonialregierung ihr Gebiet als sich viel weiter und selbst über Bihe erstreckend ausgiebt. Thatsächlich sind die Bihenos[1]) und ihre Nachbarstämme Ganguella,[2]) Huambo und Sambo völlig unabhängig. Eine Hauptaufgabe der Expedition war die, zu widerlegen, was von Reisenden immer nachdrücklicher über die unverantwortliche Wirtschaft der Regierung der Kolonieen behauptet wurde. Serpa Pinto aber konnte leider die Vorwürfe nur bestätigen. So spricht er sich sehr abfällig gegen die Kolonialarmee aus. Die Neger sind traurige Soldaten und die wenigen Weißen (die meist als Verbrecher nach der Kolonie transportiert wurden) noch verworfener als die Neger. Der Sklavenhandel geht immer noch schwunghaft. Die Behörden sind machtlos. Hier und da liegt ein vernachlässigtes Fort fast in Ruinen und die grün oxydierten Messingkanonen sind unbrauchbar. Trümmer christlicher Kirchen erinnern an eine einst erfolgreiche Missionsthätigkeit, aber das gröbste Heidentum herrscht weit und breit. Die Häuptlinge (Sova), welche sich nicht im mindesten um die Regierung kümmern, sind heruntergekommene mit europäischen Fetzen (unter denen die rote Nachtmütze selten fehlt) bekleidete Menschen, bettelhaft und voller Anmaßung, welche die Handelskarawanen durch willkürliche Zollerhebung brandschatzen und die, wie die Masse ihrer Unterthanen durch den Branntwein (Aguardente) völlig verlüdert sind. Das sind so einige Züge aus den Zuständen der portugiesischen Kolonieen, die uns der Reisende, so sehr er sich bemüht fremde Anklagen abzuschwächen, nicht verhehlen kann.

In Bihe mußte er längere Zeit verweilen und zwar allein, da seine beiden europäischen Gefährten sich von ihm getrennt hatten, um den Quanza und Quango in ihrem oberen Laufe zu erforschen, während Pinto dem Zambesi zustrebte. In der Wartezeit — bis ihn der alte Händler Silva Porto seine Karawane zuführte, hatte er Gelegenheit eingehende Beobachtungen über Land und Leute anzustellen, die wir hier etwas ausführlicher mitteilen, da Bihe als das jüngste Missionsfeld des

[1]) Man gestatte uns diese portugiesische Form beizubehalten. Richtiger wäre es vielleicht wenn wir „Bihenen" sagten.

[2]) Durch das Gebiet der Stämme dieses Namens führte der Weg unsres Reisenden, ehe er die Grenze von Bihe erreichte. Er giebt einige genauere ethnographische Notizen über die Ganguella, die wir hier jedoch übergehen müssen.

American Board[1]) das Interesse der Missionsfreunde besonders in Anspruch nimmt.

Bihe nimmt den höchsten von Pinto besuchten Teil des centralafrikanischen Tafellandes ein. Bei einer Höhe von 1700 m waltet ein sehr günstiges Klima vor, das den, der aus Benguellas Fieberatmosphäre kommt, erfrischend anmutet. In der kühlen Zeit kommt sogar Eisbildung vor. Das Land hat alle Bedingungen für europäische Ansiedlung, eignet sich also jedenfalls als Missionsfeld. Zwar fehlt die üppige Tropenvegetation, doch gedeihen alle europäischen Kulturpflanzen und herrliche Weidegründe würden ausgedehnte Viehzucht gestatten. Das Land erstreckt sich über etwa 2500 englische Quadratmeilen und hat gegen 95 000 Einwohner. Im Westen, Süden und Osten wird es von dem Cuqueima-Fluß, einem Nebenfluß des Quanza, begrenzt; im Norden ist es dem Andulolande benachbart. Der Gründer des Reiches war ein berühmter Elefantenjäger Bihe, der Sohn des Fürsten von Humba, welcher auf einem Jagdzuge mit großem Gefolge in diese Gegend kam, die Prinzessin Kahanda auf einer Reise traf, sie heiratete, einen festen Platz baute und sich zum König des Landes machte. Die Bihenos sind also Mohumbes, Abkömmlinge der an der Küste von Banguella wohnhaften Humberasse, vermischt mit den Mondombes, den ursprünglichen Bewohnern des Landes. Die Abkömmlinge der Jäger des ersten Königs bilden den Adel, doch ist durch den Zuzug von Sklaven verschiedener Rassen die Bevölkerung mehr und mehr ein Mischvolk geworden.

Bihe hatte einen Sohn Tambi, der ihm in der Regierung folgte, dieser zwei Söhne, welche sich die Herrschaft streitig machten. Der jüngere, Kangombi, siegte mit Hilfe des portugiesischen Gouverneurs von Angola und wurde ein großer König. Er hatte 8 Söhne, von denen 6 einander in der Regierung folgten. Von sämtlichen 8 Söhnen ist nur noch ein legitimer Abkömmling übrig: Quillemo, der jetzige Sova d. i. Beherrscher von Bihe, so daß die Regierung des Landes sich jetzt in der fünften Generation derselben Familie befindet.

Die Lieblingsbeschäftigung der Bihenos sind Handelsreisen. Den Frauen wird Ackerbau und Handwerk überlassen, die Männer dringen furchtlos bis in die entferntesten Gegenden vor, um Elfenbein, Wachs und Sklaven heimzubringen. Abenteuernde Europäer wie Silva Porto u. a. übernehmen gern die Führung der Handels-Karawane. Doch rüsten auch

[1]) Im Laufe des verflossenen Jahres ist — wie bereits mitgeteilt — die erste Station in Bailunda, etwa 15 d. Meilen N. W. von Bihe, begründet.

die Schwarzen selbständig Expeditionen aus, wozu ihnen in Benguella Kredit eröffnet wird. Es giebt Neger, die einen Umsatz von 20000 bis 24000 Mark hatten, ja ein früherer Sklave Silva Portos hatte für eigene Rechnung ein Geschäft von 70000 Mark gemacht.

Die Bihenos lassen selten ihre Karawane im Stich, auch zetteln sie keine inneren Kriege an, um Sklaven zu erhalten, sondern kaufen dieselben. Im Kriege mit ihrer Nachbarvölkern stehen sie freilich an Grausamkeit den übrigen Negern nicht nach. Leider gesellt sich zu ihren guten Eigenschaften des Mutes und der Ausdauer eine so gründliche Lasterhaftigkeit und schlaue Scheinheiligkeit, daß sie darin nach Pintos Urteil alle anderen ihm bekannten Stämme übertreffen.

Was ihre religiösen Vorstellungen betrifft, so beschränken sich dieselben auf allerlei Zaubereien und Wahrsagereien. Doch glauben sie an die Unsterblichkeit der Seele und sogar an eine Art Fegefeuer, in dem sich die Abgeschiedenen so lange befinden, bis die Überlebenden gewisse Vorschriften erfüllt oder Racheakte ausgeführt haben.

Die Regierungsform ist absolut monarchisch; der Sova ist zwar von einer Art von Ministern umgeben, denen er seine Entschlüsse unterbreitet, um deren Ansichten er sich aber wenig kümmert. Der Tod des Königs wird erst bekannt gemacht, wenn die Insekten das Fleisch von dem verwesten Leichnam verzehrt haben. Dann läuft alles Volk wild umher, stiehlt und raubt, und macht die Fremden zu Gefangenen. Darauf wird der rechtmäßige Erbe ermittelt und in die äußere Umzäumung der Libata grande (Königsburg) geführt. Gleichzeitig stürzen zwei Trupps von Jägern heraus, von denen der eine einer Antilope, der andere dem ersten besten Menschen den Kopf abschneidet. Die beiden Köpfe werden in einen Korb gethan und dienen dem Medizin-Mann zu seinen Ceremonieen, mit denen der Antritt des neuen Herrschers geweiht wird. Nun erst darf derselbe in den inneren Raum der Libata grande seinen Einzug halten.

Eine Einrichtung, welche die Ruhe und den Verkehr im Lande sehr hindert, sind die Mukano. Das Wort bedeutet Strafe. In erster Instanz wird der Verbrecher von dem Geschädigten oder Beleidigten selbst abgeurteilt und falls er sich weigert die Strafe zu zahlen, wird ihm ein Pfand in höherem Werte abgenommen und hierauf kann er an den Häuptling appellieren, was indessen selten geschieht, weil es noch weitere Kosten machen würde. Von den Weißen erhebt man freilich eigentlich kein Mukano; hat aber irgend einer von den Trägern etwas Unrechtes gethan, so muß der Reisende als sein Vater für ihn eintreten. So

wurde ein portugiesischer Händler kürzlich gezwungen, Waren im Wert von 3000 Mark in Bihe zu lassen, weil einer seiner Leute Hammelfleisch für 3 Petrane gekauft und den Preis nicht an demselben Tage bezahlt hatte. Als er am nächsten Morgen zu zahlen bereit war, wurde die Zahlung nicht mehr angenommen sondern das Mukano verlangt. Ist ein Weißer stark genug, sich der Forderung zu widersetzen, so wird ohne weiteres dem nächsten Reisenden der verlangte Betrag mit Gewalt abgenommen. Viele Bihenos sehen es geradezu darauf ab, Fremde zu irgend einem Vergehen zu veranlassen (z. B. müssen die Frauen jene verführen) um ein Mukano erheben zu können. Der früher sehr beträchtliche Handelsverkehr zieht sich daher immer mehr von Bihe zurück.

Auch der Trunksucht sind die Bihenos ergeben und darum sehr begierig nach Aguardente. Sie selbst bereiten einen für gewöhnlich nur wenig berauschenden aber sehr nahrhaften Trank (Capata oder Quimbombo) aus Mais und Hopfen. Sie leben meist von Vegetabilien; von den wenigen Rindern wird nie eins geschlachtet. Nur dann und wann haben sie ein Stück Schweinefleisch, sind aber keineswegs Verächter von Fleischspeisen, sondern verschlingen mit Gier alles, was sie aus dem Tierreich erlangen können und ziehen das verwesende Fleisch vor. Hunde werden zu besonderen Gelegenheiten gemästet. Zuweilen kommt sogar Kannibalismus vor; bei gewissen großen Festen der Könige werden fünf Personen, und zwar regelmäßig ein Mann und vier Weiber verzehrt.

Die Bihenos sind diebische Naturen; sie stehlen, was ihnen in den Weg kommt. Hat ein Reisender aber dem Häuptling[1]) das beanspruchte Geschenk geleistet, so haftet er für die Sicherheit des Eigentums. Für große Unternehmungen hält Pinto diesen Stamm besonders befähigt (und das ist bedeutsam für die Mission). „Wenn wir nur die Schlange der Unwissenheit, welche sie bis ins Innerste zerfressen hat, ausrotten könnten," sagt er, „und die Leute aus ihrem vertierten Zustande auf die Stufe des Menschen erheben könnten, wir würden sie bald an der Spitze des Fortschrittes allen andern afrikanischen Völkern weit vorauseilen sehen." Wir meinen nicht im Kopf — im Herzen liegt der Schade, der zu diesem Zwecke beseitigt werden muß.

[1]) Die Unterhäuptlinge werden Sekulo genannt, der Oberhäuptling Sova (Somba). Jene stehen zu diesem in einem feudalen Verhältnis, werden zu Kriegszügen aufgeboten u. s. w. — Letztere sind meist Raubzüge gegen benachbarte Stämme. Kaum ein Fünftel von der Zahl der Krieger ist mit Gewehren (langen Lazarinas) versehen, aus denen sie selbstgeschmiedete Eisenkugeln schlecht schießen. Die übrigen haben Bogen und Pfeile, Streitäxte und mit Ziegenhaaren verzierte Assegais, die nicht geworfen, sondern als Spieße gebraucht werden.

Eine eingehendere Schilderung der befestigten von laubreichen Bäumen überschatteten Dörfer (Libata) heben wir uns für eine Besprechung der jungen amerikanischen Mission auf. Ebenso die Schilderung der gar nicht auf niederer Stufe stehenden Industrie, welche geschickte Schmiede-, Töpfer- und Flechterarbeiten aufweist. Als Geld gilt Baumwollenzeug. Für ein Meter im Werte von 80 Pf. kauft man ein Huhn oder 6 Eier; eine junge Ziege kostet 8 Meter, 1½ Metzen Maismehl 2 m, ein Schwein zwei Stücken Zeug zu je 28 m. Die Preise sind also hoch. Glasperlen, die bei anderen Stämmen begehrt sind, sieht man in Bihe kaum an. Dagegen ist Kupfer und Messingdraht sehr gesucht.

Nachdem Pinto wochenlang sich umsonst bemüht hatte, die nötige Zahl von Trägern zu bekommen, mußte er sich entschließen, den größten Teil seiner Vorräte zu vernichten, und nur von einer kleinen Schar begleitet weiter vorzudringen. Sein Weg ostwärts führte ihn durch das Gebiet der Quimbandes, die mit den Unsitten der Bihenos die schamloseste Faulheit verbinden. Sie gehen fast nackt, arbeiten nicht, machen nie eine Reise, treiben keinen Handel. Und doch bewohnen sie ein Land, dessen fruchtbarer Boden und herrliches Klima alle Bedingungen zu der reichsten Entwickelung darbietet.

Weiter ging es in das Land der Luchazes, von wo die Wasser nicht mehr dem atlantischen Ocean, sondern durch den Zambesi dem indischen Meere zuströmen. Das Land war zum teil entvölkert, Ruinen alter Dörfer zeugten von den Greueln früherer Sklavenkriege. Hier gelangte Pinto zu den Quellen des Quando, des größten Nebenflusses des Zambesi, dessen Erforschung einen besonderen Ruhm seiner Reise bildet.

Von den Luchazes kam er weiter östlich zu den Ambuellas, welche das ganze vom oberen Quando bewässerte Land einnahmen. Mit ihnen zusammen wohnen die Mukassequeres, die herabgekommensten Wilden des südtropischen Afrikas. Dieselben bauen keine Wohnungen oder irgend etwas derartiges, sondern sind zufrieden, wenn sie im Schatten des Waldes sterben, in dem sie geboren worden sind. Sie bearbeiten niemals den Erdboden, sondern begnügen sich mit Wurzeln, Honig und den von ihren Pfeilen erlegten Tieren. Werden sie von Hunger gequält, so gehen sie zu den Ambuellas, um von ihnen Lebensmittel gegen Wachs und Elfenbein einzutauschen. Sie haben eine helle Hautfarbe und besitzen den Typus der Hottentotten-Rasse in ihrer ganzen Häßlichkeit, während der Ambuella schwarz und von kaukasischer Gesichtsbildung ist. Die letzteren zeichnen sich durch fleißige Bebauung des Bodens aus, der ihre Mühen reichlich lohnt, sind gastfreundlich gegen die Fremden, sonst aber in sinnliche Begierde versunken, feige und den Schwachen gegenüber tyrannisch.

Am 24. Auguſt erreichte Pinto den Zambeſi und hielt ſeinen Einzug in Lialui, der großen Hauptſtadt des Königreichs Lui. Der König Lobosſi bereitete dem Abgeſandten des weißen Königs einen großartigen Empfang. 1200 Krieger waren vor dem Hauſe aufmarſchiert, welches dem Fremdling zur Wohnung angewieſen wurde. Das Reich Baroze, Lui oder Ungenge (leider ſagt der Verfaſſer nichts über die verſchiedenen Beziehungen, in denen dieſe Namen gebraucht werden) iſt jetzt an die Stelle des bekannten Makololoreiches getreten. Pinto geht auf die Geſchichte des letzteren ein. Er nennt den Gründer Chibitane und ſeinen Sohn Chicrêto. Wir bedauern, daß er nicht die von Livingſtone gebrauchten Formen Sebituane und Sekeletu beibehielt — es wird das manche Verwirrung geben. Irrig iſt ſeine Angabe über Entſtehung des Namens Makololo. Soviel uns bekannt, hatte der Suto-Stamm, welchen Sebituane nach Norden führte[1]), ſchon in der Heimat jenen Namen. Auch können wir die Anſicht nicht teilen, daß jener die beſiegten Stämme vereinigt und ein brüderliches Verhältnis mit gemeinſamen Intereſſen unter ihnen hergeſtellt habe. Es war das Joch des Despotismus, durch welches er ſie mit organiſatoriſchem Talent zuſammenzwang. — Das Makololoreich, das wegen der tragiſchen Epiſode von 1859—60[2]) in der Miſſionsgeſchichte unvergeſſen bleiben wird, exiſtiert nicht mehr. Schon unter Sekeletu begann der Verfall. Das ſchreckliche Sumpffieber im Verein mit dem Hanfrauchen und der Trunkſucht überwand die ſonſt unüberwindlichen Krieger. Schließlich erhob ſich einer der unterjochten Stämme und richtete eine Bartholomäusnacht an, in der die meiſten Makololo[3]) erſchlagen wurden. Es war dies nach dem Tode Sekeletus, als deſſen Neffe Omborolo die Herrſchaft führte für Pepe, Sekeletus jüngeren Bruder, einen Sohn des großen Sebituane.[4]) Als dasjenige Volk, welches die Makololo

[1]) Es iſt auffallend, daß ſich, wie es ſcheint, über die Zeit dieſes Zuges gar keine Angaben finden. Wir wenigſtens haben Livingſtones Missionary Travels und das andere uns zu Gebote ſtehende Material vergeblich darnach durchſucht. Bei Pinto findet ſich wenigſtens die Bemerkung, daß Silva Porto bereits vor Sebituanes Ankunft am Zambeſi jene Gegend beſucht hatte. Hiernach möchten wir die ſpäten dreißiger Jahre als Zeit der Makololo-Einwanderung annehmen.

[2]) Vergl. Burkhardt, Kl. M. B. zweite Auflage, II, 2. 196. Gundert, die Ev. Miſſion S. 62. — Der Führer der Expedition hieß übrigens Helmore, nicht wie Pinto ſchreibt Elmore.

[3]) Nach Holub alle männlichen M. bis auf 2 Knaben!

[4]) Dieſe Angabe muß auf einem Mißverſtändnis beruhen, wie es beim Dolmetſchen ſo leicht vorkommen kann. Sekeletus Halbbruder, Mpepe, wurde von deſſen Kriegern ſchon 1853 vor Livingſtones Augen getötet; ſiehe Blaikie: „Das Leben David Livingſtones“ I, S. 177.

stürzte, nennt Pinto die Luinas, von denen ein fähiger Mann, Chipopa, auf den Thron erhoben wurde, der es verstand das Reich vor Zerstücklung zu bewahren. Nach Holub waren es die Marutse, und jener Herrscher Sepopo, bei dem Holub lange Zeit verweilte. Ob jener Name mit Pintos Baroze (Barotsi der Pariser Mission) gleichgeltend ist, und wie es zu erklären, daß sich die Hauptstadt des Reiches bis 1876 in Sescheke befand, während Pinto dieselbe zwei Jahre später etwa 50 d. M. nordwestlich fand — darüber geben unsre Quellen keinen Aufschluß. Wahrscheinlich kurz nach Holubs letztem Aufenthalt in Sescheke wurde Sepopo (Chipopa) gestürzt durch einen gewissen Gambella, der seinen Neffen Manuauino auf den Thron setzte. Dieser ließ sofort seinen Onkel und Wohlthäter, sowie alle Verwandte väterlicherseits töten. Ihr Anhang bildete eine Oppositionspartei, der es 1878 durch eine neue Revolution gelang den Herrscher zu verdrängen. Derselbe entfloh und Lobossi wurde als König proklamiert. Manuauino aber stand noch am Kafukue, einem Nebenfluß des Zambesi in der östlichen Gegend,[1]) unterstützt von weißen Elefantenjägern dem jungen Könige gegenüber. Nach den neusten Nachrichten ist der letztere wieder nach Lobossis Sturz und Ermordung auf den Thron gelangt.

Wir haben diese Angaben ausführlicher mitgeteilt, da das Reich am mittlern resp. oberen Zambesi schon um des noch immer als Reichssprache geltenden Sessuto willen als Missionsfeld von Bedeutung bleibt, wenn auch der jüngste, unten zu erwähnende Versuch dort eine Mission zu gründen, vorläufig mißlungen ist.

Die Lage Pintos in Lialui wurde kritisch; man wollte ihn an dem Weitermarsch hindern; verräterische Anschläge bedrohten sein Leben, zuletzt kam es zu einem nächtlichen Angriff auf sein Lager, aus dem er nur wie durch ein Wunder gerettet wurde. Auch von seinen Begleitern verließen ihn die meisten mit dem größten Teile der Munition, sodaß er hilflos in der Mitte von Afrika sich befand. In dieser Bedrängnis erfuhr er, daß in Patamatenga, etwa 375 englische Meilen entfernt, sich ein englischer Missionar befinden solle. Pinto beschloß zu versuchen, ob er denselben erreichen könne.

Nach unsäglichen Mühen und Entbehrungen, von Hunger und Fieber in gleicher Weise geplagt — auf Kanoes den Zambesi mit seinen Stromschnellen abwärts fahrend — traf Pinto am 19. Oktober endlich den Missionar — nicht einen Engländer — sondern den Franzosen François Coillard. Damit war der gefahrvolle Teil der Forschungsreise beendet.

[1]) Im obern Laufe Loengue (Loangwa) genannt.

Die Familie Coillard nahm den Reisenden in der liebenswürdigsten Weise auf. In ihrer Gesellschaft setzte er die Reise bis nach Schoschong, der Hauptstadt Khamas des Königs der Bamangwato, fort und gelangte von dort durch Transvaal nach Durban, wo er sich am 19. April 1879 zur Rückkehr nach Europa einschiffte.

Für uns sind aus diesem Teil der Reise die Urteile von Interesse, welche der katholische portugiesische Major über evangelische Missionare und ihre Arbeiten fällt.

Am genausten lernte er seinen Retter von dem drohenden Untergang, den erwähnten Missionar Coillard, kennen. Derselbe, im Dienste der Pariser Missionsgesellschaft, war von seiner Station Leribe im Bassutolande nordwärts gezogen, um in das Land der Maohonas zu dringen. Von einer Bande Matebeles überfallen, wurde er mit seiner Frau und Nichte gefangen zu dem wilden Häuptling Lo Bengula (Lupengula der Londoner) geschleppt, welcher ihm verbot, je wieder sein Reich zu betreten. Er wandte sich daher nach einer andern Richtung, um zu versuchen, ob er in das Reich Baroze gelangen könne. Er erhielt zwar von Gambella, dem schlauen Minister König Lobossis eine freundliche Antwort auf seine Anfrage, ob er kommen dürfe, und manche Versprechungen, doch wurde seine Reise gradezu verhindert, und man gestattete ihm nicht über Chicheque (Sescheke) hinaus zu kommen. Während er alle seine Bemühungen vereitelt sah, traf er mit Serpa Pinto zusammen, der aus eben diesem Reich kam; und als auch dort sein Vordringen unmöglich wurde, kehrte er mit ihm nach Schoschong zurück.

Pinto giebt von seinem Gastfreunde folgende Charakteristik: „Fr. Coillard war und ist der beste, freundlichste Mensch, den ich je kennen gelernt habe; mit seinem großen Wissen verbindet er einen unbeugsamen Willen und die notwendige Festigkeit zur Ausführung eines schwierigen Unternehmens. Obwohl sehr gelehrt, ist er doch der gefühlvollste Mensch, welchen man sich denken kann: immer nur die in den Eingebornen schlummernden guten Eigenschaften suchend und findend, sieht er die schlechten nicht, oder will sie nicht sehen, und das ist sein einziger Fehler, obgleich derselbe mit seiner edlen Gesinnung hinreichend zu entschuldigen ist.[1]) Wie ihr Gatte, so ist auch Frau Coillard die Freundlichkeit selbst, der Notleidende geht nie leer, der mit Sorgen Beladene nie ungetröstet von ihr. Herr Coillard hatte sein ganzes Leben der Civilisierung der Eingebornen gewidmet. Stets ruhig in Sprache und Geberde habe ich nie gesehen, daß er ärgerlich wurde, oder gehört, daß er anders als mit verzeihenden Worten über die in seiner Umgebung begangenen Fehler sprach."

Aber Pinto sollte auch Gelegenheit haben, über die Erfolge der evangelischen Mission tief im Innern Afrikas Erfahrungen zu sammeln.

[1]) Diese Bemerkung ist insofern beachtenswert, als sie das in gewissen Kreisen noch immer festgehaltene Vorurteil widerlegt, daß die Missionare die Heiden, unter denen sie arbeiten, stets zu schwarz malen.

Er hielt sich einige Zeit in Schoschong auf und lernte dort den König Khama, den großen Fürsten der Bamangwatos, kennen, den er „den bedeutendsten Eingebornen des südlichen Afrikas“ nennt.

Bekanntlich war Khama, der Sohn des heidnischen Sekhome, in seiner Jugend von einem Hermannsburger Missionar getauft und, etwa 7 Jahre vor Pintos Ankunft, nach mehrfachen Kämpfen, zum König proklamiert worden. Er hielt treu an seinem christlichen Glauben fest. Pinto charakterisiert ihn folgendermaßen.

„Im Gegensatze zu allen andern Regierungen der Eingebornen in Afrika war diejenige Khamas nichts weniger als selbstsüchtig, denn der König dachte stets zuerst an seine Unterthanen, dann erst an sich selbst. Ein großer Teil der Bevölkerung gehörte dem christlichen Glauben an. Alle aber kleideten sich in europäische Kleider. Selten sah man einen Mann, der bewaffnet ging. Auch Khama trug nie Waffen und kehrte stets von der Missionsanstalt (gegenwärtig ist Schoschong Station der Londoner Missionsgesellschaft), die anderthalb Meilen von der Stadt entfernt lag und sehr häufig von ihm besucht wurde, allein und ohne Schutz zurück. Welcher andere afrikanische Häuptling würde dasselbe thun?

Khama war etwa vierzig Jahre alt, seine Haltung war distinguiert, seine Kleidung einfach, aber äußerst geschmackvoll. Er war ein vorzüglicher Redner, ein vortrefflicher Schütze und ein eifriger Jäger. Fast täglich nahm er bei der Familie Coillard das Frühstück ein, sein Benehmen bei Tisch war stets das des vollendeten Gentleman. Er besaß große Reichtümer, verwendete dieselben aber größtenteils zum Besten seiner Unterthanen.

Einige Jahre vor meiner Ankunft war der Bamangwato-Distrikt von Pestilenz und Hungersnot heimgesucht worden. In Schoschong wurde letztere jedoch nicht gefühlt, denn der König kaufte alles Getreide auf, welches er erhalten konnte, und soll in einer Woche allein volle 5000 Pfund Sterling dafür ausgegeben haben. Seine Unterthanen litten daher keine Not. Es war ein angenehmer Anblick, wie alle, welche dem Könige begegneten, ihn mit größter Ehrerbietung grüßten, aber es geschah nicht aus Ehrfurcht vor dem Herrscher, sondern aus Liebe zu dem väterlichen Freunde. Khama besuchte die Wohnungen der Armen so gut wie die der Reichen und veranlaßte alle in gleicher Weise zur Arbeit, mit der sich die Bamangwatos gern beschäftigen. Frauen sowohl als Männer bestellen die Felder, auf denen ihnen die von England importierten Pflüge vorzügliche Dienste leisten. Die Bamangwatos sind aber nicht allein Ackerbauer, sondern auch Viehzüchter, und viele von ihnen besitzen große Rinder- und Schafherden. Den Europäern sind die Bamangwatos sehr freundlich gesinnt; erstere sind in Mangwato ebenso sicher wie in ihrem Heimatlande.

Daß sich mitten unter den vielen barbarischen Völkerschaften ein von den übrigen so grundverschiedener Stamm befindet, ist meiner Überzeugung nach den englischen Missionaren zu danken, und es sind namentlich drei derselben, welche dies große Werk vollbracht haben: Rev. Price, später am Tanganyika-See, Rev. Mackenzie, gegenwärtig am Kuruman, und Rev. Hepburn, den ich nicht die Ehre hatte kennen zu lernen, da er auf einer Missionsreise abwesend war, dessen Fähigkeit ich aber nach seinen Werken und dessen Charakter ich nach der Achtung zu beurteilen vermochte, in welcher er bei Eingebornen und Europäern stand. Es macht mir große Freude, die Namen

dieser drei bedeutenden Männer zu erwähnen, und sie bei dem Werke der Civilisation Afrikas anderen als edle Beispiele hinzustellen, um so mehr, als diese hervorragenden Männer mir persönlich gänzlich unbekannt sind."

Man sollte nach solchen Lobsprüchen erwarten, daß Pinto auch über die Mission im allgemeinen günstig urteilen werde. Dennoch ist dies auffallender Weise nicht der Fall. Vielmehr tritt er der Meinung Stanleys, als sollten Missionare die Civilisation Afrikas in die Hand nehmen, nachdrücklich entgegen. Seine Gründe sind die bekannten: die Afrikaner seien nicht imstande, die Wahrheiten der christlichen Religion zu begreifen; vielmehr könnten sie nur durch den Handel und die dadurch erhaltene Anregung zur Arbeit für die Civilisation gewonnen werden. Freilich erklärt er unverhohlen, daß der Handel, wie er gegenwärtig von Portugiesen, Arabern und Engländern betrieben werde, nicht der Art sei, um civilisatorische Einflüsse zu verbreiten. Die Lasterhaftigkeit der Händler verderbe wieder, was der Handel selbst nütze. So sprechen also seine eigenen thatsächlichen Erfahrungen auf das entschiedenste gegen seine theoretische Behauptung von dem segensreichen Einfluß des Handels. Und er hat auch nicht gesagt, wo denn, nachdem die „lasterhaften" Händler seit langen Jahrhunderten unsäglichen Fluch über Afrika gebracht haben, nun auf einmal jene „tugendhaften" Händler herkommen sollten.

Auf der andern Seite hat er mit eigenen Augen gesehen und mit beredten Worten geschildert, welche heilsame Umwandlung durch drei Missionare bei einem ganzen Volksstamm thatsächlich ausgeübt ist. Doch wo die Theorie ein für alle mal fertig ist, da bleibt alle Evidenz der Erfahrung umsonst. Pinto hilft sich damit, daß er voraussetzt, wenn König Khama einmal stirbt und sein Nachfolger dem Christentum feindlich sein sollte, so „werden alle Bekehrten verschwinden, wie Nebel vor der Sonne" — eine willkürliche Prophezeiung, die doch unmöglich als beweiskräftig angesehen werden kann.[1]) Auch teilt der Major uns in anderem Zusammenhange mit, daß im Bassuto-Lande durch das Wirken französischer Missionare ein großer Teil „der Kannibalenhorden" „die christliche Lehre anerkannt und die Polygamie und die sonstigen barbarischen Sitten ihrer Vorfahren aufgegeben habe." Nun, das ist geschehen, ohne daß „jene Kannibalenhorden" durch den Befehl ihres Herrschers dazu angetrieben worden sind, was uns doch so eben

[1]) Diese Behauptung wird thatsächlich dadurch widerlegt daß bei mehreren Betschuana-Stämmen das Christentum trotz des Widerstandes der Herrscher Eingang gefunden hat und bereits überwiegend vom Volke angenommen ist; so z. B. bei den nördlichen Barolong unter Montsua. Wir werden darüber nächstens bei Besprechung der Holubschen Reisen näheres bringen.

als der einzig denkbare Grund für die Bekehrung von Afrikanern hingestellt wurde.

Wir denken sehr hoch von der Unerschrockenheit und Umsicht des Majors, er wird uns aber gestatten müssen, daß wir von der zwingenden Macht seiner theoretischen Deduktionen nicht ganz dieselbe günstige Meinung haben.

Leider beschränkt er sich nicht darauf, die Erfolge der Mission in abstracto zu bestreiten, sondern fällt auch über die Mehrzahl der Missionare selbst — eine Minderzahl nimmt er immer aus — Urteile, für die es ihm an jeder thatsächlichen Begründung fehlt.

Wenn Pinto u. a. sagt (Band II, S. 186): „die protestantischen Missionare — natürlich nur die schlechten — erzählen dem Neger, daß sein katholischer Kollege so arm ist, daß er sich nicht einmal ein Weib kaufen kann, und suchen letzteren dadurch mit Schande zu überhäufen" — so fordern wir ihn hiemit öffentlich auf, uns den Namen eines solchen protestantischen Missionars zu nennen. Seine Ehrenhaftigkeit wird es, wie wir überzeugt sind, nicht zulassen, daß eine so gehässige Anklage ohne sichere Begründung auf einer ganzen Klasse von ehrenhaften Männern haften bleibe. Aus eigener Wahrnehmung scheinen dergleichen Urteile nicht geflossen zu sein. In dem sehr genauen Reisebericht werden nur noch drei Begegnungen mit Missionaren erwähnt.

Zuerst mit dem französischen Missionar Mr. Gonin zu Souls Port am Pilandsberg, nördlich von Rüstenburg. Demselben wird dankbar nachgerühmt, daß er den Reisenden in sein Haus geladen, ihm eines seiner Gespanne zur Verfügung gestellt und ihm seinen Diener als Führer und Dolmetscher bis Pretoria mitgegeben habe.

Die zweite Begegnung fand statt mit dem Hermannsburger Missionar Behrens in Bethanien, bekanntlich „der Perle" unter den Hermannsburger Stationen mit einer Gemeinde von c. 1100 farbigen Mitgliedern. Derselbe hatte den Leuten Pintos ein Paar Schaufeln geliehen, um in der Nähe von Bethanien ein Grab zu graben. Als dies geschehen war, ritt Pinto voran, um der Mission von Bethanien einen Besuch abzustatten. „Als ich den Missionar besuchte," — erzählt er — „rauchte er aus einem ungeheuren Porzellan-Pfeifenkopfe; seine ersten Worte bewiesen mir, daß er ein mehr selbstsüchtiges als zartfühlendes Herz habe, denn er empfing mich mit der Frage, ob ich ihm die Schaufeln zurück gebracht habe, welche er meinen Leuten geliehen, um das Grab für Mariolina zu graben."

Dieses Urteil ist ebenso voreilig wie unwahr, Behrens hatte unbekannten Negern seine Schaufeln geliehen, ohne Zweifel wird er in ähnlichen

Fällen traurige Erfahrungen gemacht haben. Und nun glaubt sich Pinto berechtigt, um der einfachen Frage willen, ob die Schaufeln zurückgebracht seien, vor aller Welt einen Mann der Selbstsucht anzuklagen, der sein Leben in den Dienst hingebender und erfolgreicher Arbeit an den elenden Betschuanen gestellt hat. Ohne Zweifel wird sich der Major nicht bedenken, sein ungerechtes Urteil sofort zurückzunehmen, wenn er hört, daß eben dieser Behrens seinen ganzen 300 Morgen großen Bauernhof, den er in Hermannsburg als Eigentum besaß, einst der Mission geschenkt hat und dann selbst mit seinem Kinde als einfacher Zögling ins Missionshaus gezogen ist, um sich für den Dienst unter den Heiden vorzubereiten.[1]) Wir halten es für unsere Pflicht, diese That der Selbstverleugnung aufs nachdrücklichste hiermit in Erinnerung zu bringen, weil sie die schlagendste Widerlegung des voreiligen Urteils unsres Reisenden und zugleich eine Warnung ist, unbeweisbare Vermutungen als sichere Urteile in die Welt hinauszuschreiben. Hätte der Major Behrens erst genauer kennen gelernt, so würde er über ihn vermutlich ebenso anerkennend geurteilt haben, wie er es über Coillard gethan.

Auch ein dritter Missionar — der Holländer Groeneberger in Pretoria — hatte Gelegenheit, dem Reisenden einen Dienst zu leisten. Er befreite ihn aus großer Verlegenheit, indem er seine schwarzen Reisebegleiter Wochen hindurch in sein Haus aufnahm.

Jedenfalls haben die Freundlichkeiten, welche dem Reisenden ausnahmslos alle Missionare erwiesen, mit denen er zusammentraf, ihn in seinem Urteil über ihre Wirksamkeit in Transvaal in keiner Weise zu ihren Gunsten bestochen. Er wirft den Missionaren vielmehr vor: „sie seien die Haupturſache, warum sich in Südafrika der fürchterliche Kampf zwischen Civilisation und Barbarei so sehr in die Länge ziehe." Die „schlechten Missionare" — d. h. in seiner Redeweise die große Mehrzahl — predigten den Schwarzen den Aufruhr gegen die Buhren, deren Edelmut und Trefflichkeit von ihnen schändlich verleumdet werde. Selbst wenn wir dem Portugiesen Pinto ein gut Stück patriotischer Animosität in diesem unzutreffenden Urteile zu gute rechnen, so können wir doch den Widerspruch, der zwischen diesem Urteile und den thatsächlichen Erfahrungen des Majors liegt, nicht anders erklären, als daß er geglaubt hat, dem in manchen wissenschaftlichen Kreisen noch immer geltenden Axiom von der Erfolglosigkeit der Mission und der nur ausnahmsweisen Tüchtigkeit weniger Missionare einige Rechnung tragen zu müssen, oder besser, daß

[1]) Lebensbeschreibung des P. L. Harms S. 84.

er sich selbst von dem Bann dieser axiomatischen Behauptung nicht frei zu machen vermocht hat — trotz aller gegenteiligen Erfahrungen.

Doch unser Bedauern darüber, daß der kühne Reisende sich mit seiner Kritik auf ein Gebiet begeben hat, zu dessen Beherrschung es ihm begreiflicherweise an den nötigen Vorbedingungen fehlen mußte, soll uns nicht abhalten, ihm unsern Dank dafür auszusprechen, daß er durch seine objektive Schilderung der Missions-Erfolge in dem Reich des Königs Khama zur Apologie der Mission einen bedeutsamen, weil zweifellos unparteiischen, Beitrag geliefert hat.

Die neuen Missionsunternehmungen in Ostafrika.

Von F. M. Zahn.
(Schluß.)

Auch dieses Hinaussenden von Frauen in einer so frühen Zeit scheint nicht sehr weise. Rowley sagt, der Bischof habe Bedenken gehabt, seine Schwester kommen zu lassen, Livingstone aber habe ihm zugeredet. Das wird sich wohl kaum so verhalten; denn obwohl Frau Livingstone selbst kam, war es doch etwas anders, Frauen kommen zu lassen, die nicht an solches Leben gewöhnt waren. In dem früher erwähnten Plan fordert ja Livingstone auch ausdrücklich, daß die Missionare erst ihren Frauen bequeme Häuser bauen müßten, ehe sie dieselben zu haben verdienten. Diese Frauen hatten auch schon am 6. April 1861 England verlassen, so daß kein durch Livingstone veranlaßter Brief mitgewirkt haben kann, da diesen der Bischof erst im Februar dieses Jahres sah. Monk erzählt auch in seinem Buch, also schon 1860, daß beabsichtigt sei, vier Frauen mit hinauszusenden. Livingstone war tief betrübt für diese Frauen; er selbst sollte bald seiner eigenen Frau das Grab am Zambesi bestellen. Insbesondere auch fürchtete er, daß Afrikas böser Name dadurch aufs neue befestigt werde.

Mit den Frauen war übrigens noch andere Hilfe gekommen, ein Geistlicher Hawkins, der jedoch Gesundheit halber von der Küste gleich heimkehrte, während der um derselben Ursache willen nach dem Kap zurückgegangene Blair jetzt zum zweitenmal kam. Derselbe war Schuhmacher, hatte aber die Gerberei noch gelernt, um die Felle zu gerben, welche jedoch, wie Rowley bemerkt, da es auf dem Hochlande so gut wie kein Wild gab, dort nicht zu haben waren. Magomera stieg überhaupt nicht in der Achtung. „Der ungesundeste Ort in dem ganzen Lande" wurde er noch ungesunder in der Regenzeit. Man suchte darum einen anderen Platz,

allein man fand, daß überhaupt das ganze Hochland gegenwärtig nicht geeignet sei. Wie auch aus den immer erneuten Bitten der Manganja um Hilfe hervorging, waren nicht etwa hier und dort Ajawa, sondern über das Land erstreckte sich der Kampf zwischen beiden Völkern und nicht um einzelne Kämpfe, sondern um einen regulären Krieg handelte es sich, wenn man die Manganja von ihren Drängern befreien wollte. Darauf konnte auch diese Mission, deren Leitung nach des Bischofs Tode der älteste Geistliche Procter übernommen, nicht eingehen, und so beschloß man Magomera und das Hochland überhaupt zu verlassen. Noch einmal dachte man bei Mambes Dorf, auf der ersten Höhe und weiter entfernt von den Wirren, sich niederzulassen, allein dort war kein oder nicht genügend Regen gefallen, um für einen so großen Zuzug den Lebensunterhalt bieten zu können. So blieb nichts übrig, als sofort ins Thal hinabzusteigen.

Am 25. April 1862 endete die neunmonatliche Missionsarbeit in Magomera und am 6. Mai war alles unten bei Chibisa, wo nochmals $^{3}/_{4}$ Jahre das Werk betrieben wurde. Die Schwierigkeiten mit den Ajawa und die politischen Thaten hörten hier auf, obgleich bei einer unter der Leitung der Mission stehenden Kolonie von einigen hundert Eingeborenen, so viel müssen es gewesen sein, immer allerlei vorkommt, was nicht zum Missionswerk gehört. So mußte ein Mörder bestraft werden. Die Missionare ließen die Eingeborenen ein Geschworenen-Gericht bilden, welches das schuldig aussprach; sie bestimmten die Strafe, zwar nicht die Todesstrafe, aber doch, was den Eingeborenen hart schien, die Ausstoßung aus der Kolonie und das Niederbrennen der Hütte des Schuldigen. Ganz in der Ordnung, wenn es in der Ordnung wäre, daß Missionare auch als bürgerliche Behörden fungieren. Doch solche Vorgänge waren hier vereinzelt, dagegen gab es andere Nöte. Auch Rowley weiß viel zu erzählen von der Überlegenheit der Makololo, die mit Livingstone ins Schirethal gekommen. Ihre Mannhaftigkeit und sonstige Tüchtigkeit muß groß sein, und sehr schöne Züge ihres Edelsinnes werden mitgeteilt. Aber er redet auch viel von ihren Schattenseiten. Nachdem sie sich am Nyassa nicht gut betragen hatten und von Livingstone entlassen waren, hatten sie sich bei Chibisa niedergelassen und bald zu Herren des Landes gemacht. Ihre Rechtsbegriffe waren nicht besser als meistens bei denen, die der Welt Herren werden, und nicht wenige Gewaltthaten wurden von diesen „Freunden der Engländer" verübt, die den Missionaren mit angerechnet wurden. Auch der Herr des Landes, Chibisa, war lästig. Ein kluger, energischer Mann hatte er sich zu höherem Ansehn emporgeschwungen, als der Rundo, der oberste Häuptling des Landes, besaß. Sein Ruf als Zauberer

mochte ihn dabei unterstützt haben. Allein wie bei so vielen Emporkömmlingen Afrikas ist seine Herrlichkeit nicht von langer Dauer gewesen. Chibisa lebte nicht in seinem Dorf, als die Missionare dort ankamen, aber machte später einen Besuch und quälte die Missionare ihm Pulver zu geben, ohne das er eine seiner Streitigkeiten nicht ausfechten könnte. Sie verweigerten es, halfen ihm aber, es bei Livingstone zu kaufen. Chibisa hat dann in den Wirren, in die er geraten, sein Leben verloren.

Doch das waren kleinere Plagen. Nicht minder schrecklich wie die Kriegsverwüstung im Hochland war die Hungersnot, welche die Missionare im Thale zu erleben hatten. Im November 1862 blieb der Regen aus; als Ende Dezember Regen fiel, war es nicht genug, um eine Ernte zu geben. Rowley schildert die Not mit starken Farben; der Fluß Schire sei der Strom des Todes geworden; „Krieg und Hungersnot, schreibt er Ende Februar 1863, haben ihr Werk gethan, gegen 90 von 100 Manganja sind tot.“ Mit vieler Mühe gelang es den Missionaren ihre Kolonie und andere, die sich anhängten, vor dem Äußersten zu bewahren.

Als man von den Bergen ins Thal stieg, erwies sich der Wechsel des Klimas für die Eingeborenen günstig, und Rowley scheint anzunehmen, daß auch den Europäern die Niederung nicht ungünstig war. Allein die Krankenliste war doch sehr stark, und auch an Todesfällen fehlte es nicht. Das erste Opfer war Scudamore, der am Neujahrstag 1863 nach längerem Kranksein verschied, einer der Männer, die Livingstone namentlich als die tüchtigsten der Mission bezeichnete. Ein auffallendes Zeichen der unevangelischen Stellung der Männer giebt Rowley in einer kleinen Notiz. Scudamore würde gerne vor seinem Tode kommuniziert haben und war eine Zeit darüber betrübt, daß es nicht sein konnte. Es konnte aber nicht sein, weil Procter abwesend und Rowley nur in Deakons order war. Als ob nicht jeder Christ berechtigt wäre die Gnadenmittel zu verwalten, wenn die ordnungsmäßigen Verwalter nicht zu haben sind. Zwei Monate später am 17. März starb dann Dr. Dickinson, er war schon länger so angegriffen, daß er heimkehren sollte, allein er wollte seinen Posten nicht verlassen, bis ein anderer Arzt für die Mission gekommen sei. So sind auch für Chibisas zwei Männer in den Tod gegangen. Und schon im November des vorigen Jahres war der Gehilfe Gamble heimgekehrt; im Mai 1863 nötigte Clark sein Gesundheitsstand die Mission zu verlassen, und etwas später wurden auch Procter und Rowley heimgesprochen vom Arzt.

So scheint denn doch das Thal nicht sehr gesund gewesen zu sein. Dies nebst anderen Gründen wird den Gedanken nahe gelegt haben, wieder

aufs Hochland zu ziehen. Die Lage dort hatte sich geändert. Der Kampf war entschieden; die Ajawa waren Herren des Landes geworden. Es ist eine besondere Gunst, daß den Missionaren durch ihr kriegerisches Auftreten der Zutritt zu den Ajawa nicht verwehrt war. Bei anderen afrikanischen Stämmen würde dem Missionar die Thür verschlossen bleiben, wenn er sich an einem Kriege gegen sie beteiligt hätte. Hier lagen Zeugnisse genug vor, daß die Ajawa sie willkommen heißen würden. Zu so günstiger Stimmung beigetragen hatte ohne Zweifel, daß von den Ajawa manche in der Missions-Kolonie gelebt hatten und die Gesinnung der Missionare besser hatten kennen lernen, als die Kampftage dies möglich machten. Die Missionare konnten zurück; sie hatten vor, die nötigen Untersuchungen zu machen, aber Krankheit nötigte sie, noch damit zu warten.

So stand die Sache, als Ende Juni 1863 Mackenzies Nachfolger eintraf. Auf die Nachricht von des Bischofs Tod war der Bischof Gray von der Kapstadt nach England geeilt um einen Nachfolger zu finden. Bischof Tozer wurde dazu bestimmt und kam nun mit Dr. Steere, Herrn Drayton, dem Geistlichen Allington und drei Handwerkern am Zambesi an. Seine Begleiter mit den Vorräten ließ er in Mazara, er selbst mit Allington begab sich nach Chibisas Dorf, um die Sache zu untersuchen. Die älteren Missionare waren fürs Hochland, dazu wird auch Livingstone geraten haben, mit dem der Bischof eine Zusammenkunft hatte. Dieser kehrte zurück ohne eine Entscheidung gegeben zu haben, am 6. August ging dann aber ein Brief von ihm ein mit dem Befehl Chibisas Dorf aufzugeben und auf dem Morumbala die Mission neu zu beginnen. Das ist der Berg auf dem linken Ufer des Schire in der Ecke, die Schire und Zambesi bilden, ein einzelner Kegel in einer niedrigen Gegend an zwei Flüssen, nahe den Portugiesen, vor deren Nähe Livingstone immer gewarnt hatte, in einem Landstrich, der durch die Kriege des Banditen und Sklavenhändlers Mariano ganz verwüstet war. Es war eigentlich ein ganz neues Werk. Von den alten Arbeitern war, da Procter und H. Rowley nach Hause gingen, nur noch Waller übrig.[1]) Auch die Kolonie wurde nicht mitgenommen. Die Leute wollten nicht in die Fremde. Waller, der besondere Freund Livingstones und der Herausgeber seiner Last Journals, verhandelte mit einem Ajawahäuptling Kempama, der jetzt Mambes Dorf besaß, daß er sie in seinen Schutz aufnahm und sorgte auch dafür, daß zwischen ihm und den Makololo Friede hergestellt würde, so daß man einigermaßen über das Schicksal der Pflegbefohlenen beruhigt sein

[1]) Wir wissen nicht, wann Adams die Mission verließ.

konnte. Der Bischof scheint sich wenig um sie bekümmert zu haben. Es blieben noch 10—12 Mädchen und Frauen übrig, die schutzlos waren. Waller konnte es nicht übers Herz bringen, sie im Stiche zu lassen; er gab, wie Rowley berichtet, seine Stellung unter dem Bischof auf und nahm sie auf eigene Verantwortung nach Morumbala und von dort nebst einigen dreißig befreiten Knaben fünf Monate später nach der Kapstadt, wo er sie in christlichen Familien unterbrachte. Livingstone, der zwei von den Knaben, Waikatani und Juma nach Bombay mitnahm, half Waller und nahm die Leute auf sein Schiff. Er wollte nicht, daß der Name Mackenzies und der Engländer überhaupt darunter leiden sollte, daß sie zuerst befreiten und dann die Befreiten im Stiche ließen. Der Bischof scheint auch hier nichts gethan zu haben, als er das Land verließ. Man hatte sich am Morumbala niedergelassen, unten am Fuß und ein Drittel des Weges den Berg hinauf sich angebaut. Allein die Erfahrung weniger Monate überzeugte den Bischof, daß es unthunlich sei hier Mission zu treiben. Anfang 1864 verließ die Universitäten-Mission den Zambesi. Die meisten Mitarbeiter wurden entlassen, Bischof Tozer mit Dr. Steere begab sich nach Zanzibar, das er für den besten Ort hielt um später Central-Afrika zu erreichen.

Livingstone war tief betrübt über diesen Ausgang und hat es nie überwinden können, daß man den schönen Plan aufgab. Er glaubte allerdings, daß große Fehler gemacht worden seien, aber wenn man sich jetzt zurückzog, so erkannte er darin nur einen Mangel an Mut. Er hatte Bischof Tozer noch einmal brieflich gebeten, doch die Sache reiflich zu überlegen und nicht den englischen Missionaren einen schlechten Namen zu machen. „Ich hoffe, lieber Bischof, Sie werden mich nicht für unverschämt halten, wenn ich so mit wundem Herzen schreibe. Ich sehe, daß wenn Sie gehen, der letzte Strahl der Hoffnung für das elende, niedergetretene Volk schwindet und nochmals bitte ich Sie dringend aus tiefstem Herzen die Sache zu überlegen, und möge der Allweise Sie zu der Entscheidung führen, welche am meisten zu seiner Verherrlichung beiträgt." Es hat nicht geholfen, und Livingstone ist nicht frei von Bitterkeit, wenn er später auf diesen Schluß des großen Unternehmens zu sprechen kommt. Er lief aus dem Lande, sagt er vom Bischof. „Unglücklicherweise fehlt es, schreibt er seiner Tochter, dem Bischof Tozer, der sonst ein ganz guter Mann ist, an Mut... Was wäre das für eine Mission, wenn es keine Schwierigkeiten gäbe . . nichts als umherspazieren in Pantoffeln, die bewundernde junge Damen gemacht! Bah, das würde mir nicht passen! Es würde mich toll machen; aber es giebt mancherlei Geschmack in der Welt." Noch

1870 während jenes schrecklichen Aufenthaltes in Manyuema beklagt er das Aufhören der Universitäten-Mission und macht sich lustig über Bischof Tozer, der mit seinem Bischofsstabe in Zanzibar herumläuft und „an einem schönen klaren Tage eine entfernte Aussicht von dem Kontinent bekommt, dessen Bischof er zu sein beansprucht."

Die Universitäten-Mission war jedoch in jenen Jahren nicht die einzige Hoffnung Livingstones. Der General Assembly der schottischen Freikirche wurde im Jahre 1861 berichtet, daß vor einigen Monaten von einem Prediger und einem Studenten, der bald seine theologischen Kurse vollendet habe, der Vorschlag gemacht sei, eine neue Mission irgendwo in den Ländern, die Livingstone eröffnet, zu beginnen; sie selbst seien bereit zu gehen. Die beiden Männer betrieben die Sache so eifrig, daß die Kommission für die Mission sie nicht abweisen konnte. Man trat in Korrespondenz mit Livingstone, beschloß jedoch nur dann weiter zu gehen, wenn Mittel da seien und nicht andere Arbeiten darunter zu leiden hätten. Die Mittel seien übrigens in Aussicht. Diese Mission solle die gewöhnlichen evangelistischen und erziehlichen Arbeiten treiben verbunden mit medizinischen und industriellen Bemühungen für die zeitliche Wohlfahrt der Heiden. Auf Kosten einiger Freunde, so konnte berichtet werden, sei der erste Haupturheber dieses Vorschlages, Rev. James Stewart im Begriff nach Afrika zu gehen und die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen.

Dieser James Stewart, jetzt Dr. Stewart, bekannt durch seine Arbeiten in Lovedale, und neuerdings durch seinen Anteil an der Gründung von Livingstonia, war während seiner Studien in Glasgow der Tutor von Livingstones Sohn Thomas gewesen und hatte so wohl näheres von Livingstone gehört. Das war das Verbindungsglied, welches diesen Mann zu Livingstone und dem von ihm befürworteten Werke brachte. Mit dem Schiff, welches Frau Livingstone und die Frauen der Universitäten-Mission brachte, kam auch Stewart. Wie die Leser sich erinnern, war das keine gute Zeit. Er ging den Zambesi hinauf, besuchte Chibisas Dorf, machte von da mit den Missionaren kleinere Touren, und kehrte nach Schupanga zurück, wo er Livingstone zur Seite stand, als dieser seine Frau verlor. Das Resultat seiner Untersuchungen war, daß für jetzt eine Mission dort nicht ratsam sei. Livingstone war nicht mit diesem Urteil einverstanden und wollte ihn auch nicht loslassen. In dem Eifer auf dem Nyassa ein Dampfschiff zu sehen, hatte Livingstone auf eigene Kosten ein Dampfschiff, die Lady Nyassa, bauen lassen, das ihm statt 3000, 6000 Pfd Sterl. kostete. Er hoffte, daß ihm die Regierung wenigstens einiges davon zurückbezahlen würde und bot unter dieser Voraussetzung Stewart an, wenn er

von Schottland zur Arbeit am Nyassa zurückkehren wolle, so werde er ihm die Auslagen bestreiten und jährlich 150 Pfd. Sterl. geben. Wir wissen nicht, ob hieraus nichts wurde, weil die Regierung nichts bezahlte und Livingstone überhaupt die gesamten 6000 Pfd. Sterl. verlor, oder weil Stewart nicht darauf einging. Das Herz für dies Feld hatte Stewart; denn als er 1867 nach Lovedale berufen wurde, war eines seiner Bedenken, daß er dadurch von Central-Afrika abgehalten werde. Aber jetzt schien es ihm noch nicht an der Zeit.

Noch eine dritte Aussicht eröffnete sich für Livingstone seine Lieblingswünsche in der einen oder anderen Weise erfüllt zu sehen. Ein Engländer John Jehan, früher im Dienst der Londoner Stadtmission, las Livingstones Buch und kam zu der Überzeugung, es könne nützlich sein, wenn einige Handwerker eine Erforschungsreise in jene Länder machen würden. Er teilte seinen Plan fünf schottischen jungen Männern mit, zwei Maurern, zwei Tischlern und einem Schmied, sie bildeten im Juli 1861 eine Gesellschaft, arbeiteten zusammen, legten ihre Ersparnisse zurück und kamen so weit, daß sie im Besitz von Waffen, von zwei Ochsenwagen mit Gespann und den Mitteln für ihre Ausrüstung waren. Im September 1862 waren sie fertig um von Aliwal in Südafrika aufzubrechen. Allein auch daraus ist nichts geworden. Dr. Blaikie nimmt an, daß die Aufgabe der Universitäten-Mission und die Zurückberufung Livingstones diesen „viel versprechenden Plan" zerstört haben. Allein von September 1862 bis 1864 ist Zeit genug gewesen, um doch einiges zur Ausführung zu bringen, und davon hört man nichts.

So ist denn alles fehlgeschlagen. Dennoch hat Livingstone seine Pläne nicht aufgegeben, sondern nur sie etwas anders gestaltet. Auf der Reise nach Bombay schreibt er in sein Journal, daß Kolonien im gewöhnlichen Sinne des Wortes in Afrika unmöglich; die englische Rasse könne in keiner Handarbeit mit den Eingeborenen konkurrieren. Aber die Führer könne England geben, und ihrer bedürfe das Land. In dem Sinne, oder doch in einem davon nicht weit entfernten Sinne ist denn auch nach dem Tode des großen Mannes begonnen, was er selbst nicht erreichen konnte. „Ich strebe nach der Ehre, schrieb er 1860, hier einen Brennpunkt des Christentums zu schaffen, aber sollte es mir nicht gewährt werden, so werde ich mich als ganz unwürdig unterwerfen." Die Nachlebenden werden nicht so urteilen, sondern hier nur eines der vielen Beispiele sehen, daß der eine Knecht Gottes etwas Großes im Sinne hat, das erst einem anderen nach ihm zu thun gegeben wird.

Dr. Krapfs Missionslaufbahn.

(Fortsetzung.)

Krapf blieb 3 Jahre in Schoa, die meiste Zeit allein, da Isenberg nach Europa zurückgekehrt war, um seine amharischen Arbeiten drucken zu lassen. Er begleitete den König auf verschiedenen Feldzügen und lernte auf diese Weise die umliegenden Länder und Stämme genau kennen. Ganz besonders fühlte er sich zur Galla Nation hingezogen, welche weite Länderstrecken bewohnte, die sich südlich beinahe bis Mombasa ausdehnen, und da er in ihnen Heiden fand, welche sich dem Mohammedanismus noch nicht ergeben hatten (wie es seitdem in großem Maße geschehen ist), so hielt er sie bei ihrer Anzahl und Thatkraft für befähigt, eine leitende Stelle in dem afrikanischen Missionswerk einzunehmen, wenn sie für ein reineres Christentum als das abessinische gewonnen würden. Zu einer Zeit beschloß er sogar, unter ihnen zu leben; aber dieser Plan wurde durch einen Krieg vereitelt, und im März 1842 verließ er Ankober mit andern Absichten. Erstens wollte er 2 Missionaren, welche ihn unterstützen sollten, entgegenreisen, J. C. Müller und Mühleisen-Arnold,[1]) der später eine Autorität in mohammedanischen Angelegenheiten wurde, und zweitens hatte er, wie er naiv bekennt, „ein persönliches Interesse", nämlich Fräulein Rosine Dietrich aus Basel in Ägypten zu treffen und zu heiraten.

Anstatt die Küste wieder bei Tajurra zu berühren, nahm er seinen Weg durch das Herz Abessiniens und nach mancherlei merkwürdigen Abenteuern und schmerzlichen Entbehrungen erreichte er Massaua, kehrte von hier nach Ägypten zurück, wurde mit Rosine Dietrich getraut und schiffte sich dann mit Isenberg und Arnold nach Aden ein, in der Absicht nach Schoa zurückzukehren. Aber in Tajurra hörten sie, daß der aufgeklärte Sahela Selassie bestimmten Befehl gegeben, keinen Engländer in das Innere zu lassen. „Wenn sie wiederkommen dürfen," lauteten die Vorstellungen der Priester und Mönche, „wird das Volk von dem Glauben der Väter abfallen." Offenbar war feindlicher römisch-katho-

[1]) Verfasser des früher in dieser Zeitschrift (1875 S. 7) besprochenen, auch ins Deutsche übersetzten, aber wohl überschätzten Buches: Islam, its history, character and relation to Christianity. Er ist kürzlich in der Kapstadt, wo er unter den Mohammedanern missionierte, gestorben. D. H.

lischer Einfluß thätig gewesen in der Person eines französischen Reisenden, dem Krapf viel Freundlichkeit erwiesen hatte. Diese Freundlichkeit wurde nicht nur durch den Ausschluß der protestantischen Missionare aus Schoa vergolten, sondern später noch durch Veröffentlichung eines Buches, welchem mehrere Ergebnisse von Krapfs Nachforschungen einverleibt waren, ohne Nennung seines Namens. Das Buch enthielt in der That Nachrichten, welche noch einer andern Quelle entsprangen. „Herr Krapf," sagte eines Tages der künftige Schriftsteller, „wir müssen behaupten, daß wir die Quellen des Hawash gesehen haben." „Als ich erwiderte," schreibt Krapf, „daß dies eine Unwahrheit wäre, da wir dieselben nicht gesehen, entgegnete er lächelnd: O, wir müssen Philosophen sein!" Demgemäß erschien ein Bericht über die Flußquellen in des „Philosophen" wahrheitsgetreuer Erzählung.

Nach dem vergeblichen Versuch einen andern Weg durch das Land Somali zu finden, wurde beschlossen, noch einmal den Eingang in das eigentliche Abessinien zu wagen. Isenberg und Arnold gingen voraus, Krapf und Frau folgten mit einem großen Vorrat amharischer und äthiopischer Bibeln und Testamente nach einem Besuche in Aden, wo sie nach der Gelegenheit, das Gallaland zu erreichen, geforscht hatten. Frau Krapfs erste Reiseerfahrungen in Afrika müssen in ihres Mannes eignen Worten wiedergegeben werden:

„In der Schoho Wildnis genas meine geliebte Frau vor der Zeit einer kleinen Tochter, welcher ich bei der Taufe den Namen „Encha" (Thräne) gab. Ich mußte das liebe Kind, welches nur einige Stunden lebte, unter einem Baum am Wege begraben, und die tiefbetrübte Mutter war genötigt, am dritten Tage nach der Entbindung ihre Reise fortzusetzen, da die Schohos nicht länger warten wollten und kein Dorf in der Nähe war, wo sie hätte ausruhen können."

Aber das so mutig begonnene Unternehmen zeigte sich erfolglos und die ganze Gesellschaft zog sich nach Massaua zurück, von wo aus Isenberg und Arnold nach Ägypten, Krapf mit Frau nach Aden reisten. So endete die abessinische Mission der kirchlichen Missionsgesellschaft, ein Werk, das im Glauben und Hoffnung begonnen und von Männern ausgeführt wurde, welche willig waren, ihr Leben preiszugeben, Gefahren aller Art zu Wasser und zu Land zu trotzen, wenn sie dadurch die Werkzeuge sein konnten, eine gefallene christliche Kirche wieder zu beleben und sie anzuregen, das Wort des Lebens den Heiden umher anzubieten; aber es war ein Werk, das wenig Nennenswertes erzielte außer der Verbreitung von vielen tausenden in amharischer Sprache gedruckten Bibeln.

III.

Krapf hatte über seine Pläne südlich zu gehen und auf diesem Weg die Gallas zu erreichen an das Komitee geschrieben. Bei seiner Ankunft in Aden fand er Briefe vor, welche seinen Vorschlag genehmigten. „Nachdem sie für die lange Seereise durch Gebet und Betrachtung sich vorbereitet", schiffte er sich mit Frau am 11. Nov. 1843 nach Zanzibar ein. Schon nach 3 Tagen ereilte sie ein wütender Sturm; die gebrechliche arabische Barke erhielt ein Leck und dem Kapitän blieb nichts übrig, als umzukehren, wenn er ihre Leben retten wollte. Schon war der Hafen in Sicht, als der Wind umschlug und das jetzt mit Wasser gefüllte Schiff wieder ins Meer hinaus trieb, aber Dank der Vorsehung nahm ein vorüberfahrendes Boot sie auf, gerade ehe das ihrige unterging. Dann bestiegen sie ein anderes Schiff, dessen Kapitän ein Suahili aus Mombasa war und welcher von Hafen zu Hafen längs der afrikanischen Küste bis zu dieser Stadt fuhr. Krapf sah in dem Unglück des ersten Schiffes nicht weniger die Hand der Vorsehung als in seiner Rettung. Ohne diesen Unfall wäre er direkt nach Zanzibar gereist und hätte Mombasa wohl nie besucht — was die ganze Geschichte des geographischen Unternehmens und der Mission in Afrika geändert hätte.

Krapf erzählt in anziehender Weise von den verschiedenen Orten, an denen er auf dieser Reise sich aufhielt. An einigen traf er Gallas aus dem Innern, welche ihn in der Hoffnung bestärkten, daß er sein künftiges Arbeitsfeld bei ihnen finden könnte. Er ahnte nicht, welcher Art sein zukünftiges Werk sein sollte. In Takaungu hörte er zuerst von dem Wanikavolke, unter dem er später leben sollte, und von einigen Ländern weiter im Innern: Jagga (Dschagga), Usambara und Uniamesi; „in diesem letztgenannten Reiche," schreibt er, „liegt ein großer See." Niemand hatte größere Freude denn Krapf, als 33 Jahre später die Viktoria Nyanza Mission ihr erstes Boot auf diesem gewaltigen Binnenmeere vom Stapel ließ. In Takaungu mußte er das arabische Schiff verlassen und ein Boot besteigen, eine Dhow, mit welchem er einige Stunden später, am 3. Jan. 1844, in den Hafen von Mombasa einlief.

Mombasa (von den Portugiesen so genannt, Krapf nennt es Mombaz) gehörte im 17. Jahrhundert zur Kolonienkette, welche von portugiesischen Kaufleuten gegründet, Afrika, Arabien, Persien und Indien verband. Die Festung trägt eine Inschrift, welche der Gouverneur Xeixas de Cabreira 1639 anbringen ließ, und welche 1635 als den Zeitpunkt

ihrer Errichtung angiebt. Mitte des 18. Jahrhunderts kamen viele dieser Ansiedlungen unter die Herrschaft der Araber von Oman. Als der bedeutendste arabische Herrscher war den Europäern der Imâm von Muskat bekannt und einer dieser Imâms, Said-Said, welcher 52 Jahre (1804—1856) regierte, brachte große Strecken der ostafrikanischen Küste, der Ufer des persischen Golfes und des arabischen Meeres unter seine Herrschaft. Um nicht auch in seine Hände zu fallen wurde Mombasa von seinen Bewohnern England angeboten. Kapitän Owen war gerade mit einem Geschwader zum Wachtdienst an der Küste und an ihn erging das Anerbieten. Er ging bereitwillig darauf ein und es wurde ein Vertrag unterzeichnet; aber als Said-Said 1826 Ansprüche geltend machte, verzichtete die englische Regierung auf die Verbindung, rief die Geschäftsträger zurück und Mombasa fiel in des Imâm Hände. Nach seinem Tode teilten sich seine drei Söhne in sein Reich, und der eine nahm Zanzibar mit allem was dazu gehörte. Diesem folgte ein andrer Sohn Said-Saids, der gegenwärtige Sultan. Als Krapf an der Küste anlangte, war Said-Said auf dem Gipfel seiner Macht und hatte eben seine Hauptstadt von Muskat nach Zanzibar verlegt.

Damals hielt sich Krapf nur einige Stunden in Mombasa auf. Am 7. Jan. erreichte er Zanzibar, wo er vom Sultan (oder Imâm), auch von dem englischen und dem amerikanischen Konsul freundlich empfangen wurde. Letzterer wünschte, „er möge in Zanzibar bleiben, an Sonntagen den wenigen Europäern predigen, unter den Banians aus Indien wirken, Schulen für die Suahilis und Araber gründen und dabei Bücher vorbereiten.“ Krapf jedoch zog es zu den Gallas und er konnte nicht ruhen bis er festen Fuß im Inlande gefaßt hatte. Die Arbeit, welche er ablehnte, wurde viele Jahre später von der Universitätenmission unternommen und wird noch jetzt weiter geführt. Vom Sultan erhielt er folgenden Brief:

„Dies schreibt Said-Said, der Sultan: Grüße an alle unsere Unterthanen. Freunde und Statthalter! Dieser Brief betrifft Dr. Krapf, einen Deutschen, einen guten Mann, welcher wünscht, die Welt zu Gott zu bekehren. Benehmet Euch gut gegen ihn und seid ihm in allen Stücken hilfreich!“

Damit machte sich Krapf auf, die Küste zu erforschen, seine Frau in Zanzibar lassend. Er wußte nicht, wo sich niederlassen und kam sich vor „wie einer, der im Nebel geht und gerade genug sieht, um ein paar Schritte zu thun;“ aber fortwährend wartete er auf ein Zeichen, das ihm Gottes Willen offenbaren würde. Am 13. März war er wieder

in Mombasa, wo er sehr freundlich empfangen wurde. „Da," sagt er, „kam mir plötzlich der Gedanke, daß Mombasa für eine Missionsstation am besten geeignet sei, besonders da die Gallas im Norden in einigen Tagereisen zu erreichen wären." Er kehrte nach Zanzibar zurück, holte Frau Krapf und nahm nun Anfang Mai seinen bleibenden Aufenthalt in Mombasa.

Mit dem ihm eigenen Eifer versenkte er sich in das Studium der Suahilisprache, für welche es weder Grammatik noch Wörterbuch gab, und am 8. Juni, dem Tage, welchen er immer für einen der wichtigsten seines Lebens hielt, machte er sich mit Hilfe des Kadi von Mombasa versuchsweise an die Übersetzung des ersten Buches Mose. Kaum hatte er jedoch begonnen, als er nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse schwer geprüft wurde. Am 1. Juli ergriff ihn das Fieber, das am 5. seine Frau noch viel heftiger überfiel. Tags darauf wurde sie entbunden und am 9. zeigte sich, daß der Herr ihre Seele zu sich rufen wolle. Sie versammelte die mohammedanische Dienerschaft um sich und bat sie dringend, an Christum den Sohn Gottes zu glauben, in welchem sie in dieser qualvollen Stunde, da ihr die Trennung von Mann und Kind bevorstand, ganz in Frieden ruhen konnte. Krapf lag todesmatt daneben, und als sie ausgehaucht hatte, konnte er sich nur mit Mühe aufraffen, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich tot war, und später der geliebten Hülle zum Grabe zu folgen, in das sie in Gegenwart des Statthalters, des Kadi und anderer vornehmen Bewohner des Ortes gebettet wurde. Nach einigen Tagen erlag auch das mutterlose Kind dem Fieber, und Krapf schreibt: „Das Klima nötigte mich, das zweite Opfer des Königs der Schrecken so rasch als möglich zu dem Grabe meiner geliebten Rosine zu geleiten." „Leib und Seele weinten viele Tage," schreibt er in einem Privatbriefe.

Als er so zweimal seine Toten über die Bucht geleitete, ahnte er nicht, daß 30 Jahre später neben dem einsamen Grabe eine segenverbreitende Missionsstation errichtet werden würde. Denn Frere Town, das uns jetzt so vertraut ist, wurde eben auf diesem Punkte, der Insel Mombasa gegenüber erbaut, nur einige 100 Meter von dem weißen Grabsteine entfernt, der die Stelle bezeichnet, wo die sterblichen Überreste von Frau Krapf und ihrem Kindchen ruhen. Aber er betrachtete jenes Grab schon damals als Bürgschaft zukünftiger Triumphe des Evangeliums in Afrika, und schrieb an das Komitee die denkwürdige und oft angeführte Botschaft:

„Sagen Sie unsern Freunden, daß in einem einsamen Grabe an der ostafrikanischen Küste ein Glied derselben Mission ruht, welche mit Ihrer Gesellschaft in Verbindung steht. Das ist ein Zeichen, daß Sie den Kampf mit diesem Weltteile begonnen haben, und da die Siege der Kirche über die Gräber von vielen ihrer Glieder führen, können Sie um so mehr überzeugt sein, daß die Stunde naht, in welcher Sie berufen sind, Afrika von der Ostküste aus zu bekehren."

Während seiner Wiedergenesung in kummervoller Einsamkeit vertiefte sich Krapf in Pläne für weitgehende Missionsbestrebungen, um Afrika Christo unterthan zu machen. Drei Ideen gestalteten sich in seinem Geiste: 1) eine Kette von 9 oder 10 Stationen, mit 4 Missionaren an jeder, sollte den Kontinent von Mombasa nach dem Gabun durchziehen; 2) eine Kolonie für befreite Sklaven, ähnlich derjenigen in Sierra Leone sollte angelegt werden, und dafür schien Mombasa und Umgebung der geeignetste Platz; 3) „ein schwarzer Bischof und eine schwarze Geistlichkeit protestantischen Glaubens werden über kurz oder lang für die afrikanische Civilisation notwendig werden." Zu alle diesem war damals wenig Aussicht; doch hat Krapf unsere Unternehmungen in Centralafrika, Freetown und das Bistum am Niger noch erleben dürfen. Ein solcher Rückblick mag als Verweis für die Ungeduld dienen, zu welcher wir in diesen telegraphischen Tagen nur allzu geneigt sind. Wir sollten dankbarer für den wunderbaren Fortschritt sein, den Gott uns gewährt hat, und dann durch Stillesein und Hoffen stark einer helleren Zukunft entgegen arbeiten.

Am 19. August, einige Wochen nach dem Tode seiner Frau, durchreiste Krapf das Wanika-Gebiet und besuchte das Dorf Rabbai Ku (Alt- oder Groß-Rabbai), nicht weit von der Stelle, wo später die jetzt so segenbringende Station Kisulutini gegründet wurde. Das war die erste von vielen ähnlichen Reisen, welche er nach verschiedenen Richtungen in die benachbarte Gegend, auch die Küste hinauf und hinab machte, während er mit mancherlei Stämmen freundschaftlich verkehrte und jede Gelegenheit ergriff, das Evangelium zu verkünden. Indessen behielt er Mombasa als Hauptquartier und „verfolgte mit großem Eifer das Studium der Suahili Sprache, in welche er allmählich das ganze Neue Testament übersetzte, über die er auch eine kurze Grammatik und ein Wörterbuch verfaßte; zugleich setzte er seine geographischen und ethnographischen Studien fort, fest überzeugt, daß in der Zukunft auch Ostafrika in den europäischen Verkehr hineingezogen werden würde, wo dann diese einleitenden Studien von Nutzen sein könnten, sollte auch gegenwärtig für die Mission kein besonderer Erfolg erzielt werden." Das ist

der wahre Missionsgeist — dem es genügt zu säen, was andere ernten, in der festen Zuversicht, daß der Tag kommen wird, wo beide, der, welcher gesäet, und der, welcher geerntet hat, sich zusammen freuen.

Bei dieser geduldigen vorbereitenden Arbeit vergingen rasch 2 Jahre.

(Schluß folgt.)

Centralafrikas westliches Eingangsthor.

Von Dr. Grundemann.

I.

Centralafrika ist dem europäischen Verkehre gegenüber eine Festung, wie sie niemand nach den Regeln der Fortifikationskunst besser hätte anlegen können.

Von Osten her ist es für den europäischen Verkehr verhältnismäßig noch ziemlich offen. Die weite Entfernung aber, die unbeholfenen, kostspieligen Transportmittel und das Klima sind Ursachen genug, welche die Benutzung der auf dieser Seite liegenden Zugangsstraßen auf ein Minimum herabdrücken. Im Westen dagegen liegt uns das verschlossene innerafrikanische Gebiet keineswegs sehr fern. Aber die politischen Verhältnisse der verschiedenen Stämme sind die festen Schanzen, an denen bis jetzt fast jedes europäische Eindringen zu schanden geworden ist. Zwar giebt es nun auch auf dieser Seite ein Thor: das ist der Kongo.[1]) Aber das Thor ist dreißig mal verbarrikadiert durch die Fälle des Stroms. Der Held, der seinen Siegeszug mitten durch die Festung ausgeführt hat, Stanley, verließ sie auf dieser Seite. Aber noch nie war es bis vor Jahresfrist einem Europäer vergönnt gewesen die betreffende Strecke des Kongolaufes als das Eingangsthor zu passieren. Es waren zwei Missionare, welche diese That vollbracht haben. Wie bereits in kurzer Notiz gemeldet, sind in den ersten Monaten des vorigen Jahres die beiden Baptistenmissionare Bentley und Crudgington auf dem bezeichneten Wege bis zum Stanley-Pool vorgedrungen. Schon die geographische Wichtigkeit dieses Ereignisses würde eine ausführlichere Besprechung ihrer Reise rechtfertigen. Da aber, wie wir bald näher zeigen werden, jetzt gewaltig daran gearbeitet wird, jenes Thor ein für alle mal offen zu legen und ohne

[1]) Stanleys wohlgemeinte Absicht, dem Strome den Namen Livingstones beizulegen, der auch wir uns zunächst anschlossen, vermag doch nicht durchzudringen. So schön es wäre dem unvergeßlichen Missionspionier auch auf diese Weise ein Denkmal zu errichten, so erweist es sich als nicht möglich, den seit Jahrhunderten eingebürgerten, heimischen Namen Kongo zu verdrängen.

Zweifel die Zeit nicht mehr fern ist, da auch ein reger Missionsverkehr dort ein und ausgehen wird, so glauben wir den Lesern dieser Blätter eine ausführliche Beschreibung jenes Eingangsthores schuldig zu sein. Eine solche wird uns auf das beste durch die Reisebeschreibung der genannten Missionare geliefert. Die letztere ist um so wichtiger, als Stanley, der in dieser Gegend nur mit vollster Zusammennahme seiner außergewöhnlichen Energie die Durchführung seines Zuges ermöglichte und die Expedition vor dem Untergange rettete, seine Beobachtungen begreiflicherweise nicht in dem Maße, wie wir es sonst von ihm gewohnt sind, hatte ausführen können, daher die in seinem Werke gegebene Schilderung mancher Ergänzung bedarf.[1])

Vor uns liegen die ausführlichen Tagebücher der beiden Missionare, welche im Missionary Herald vom August v. J. veröffentlicht sind. Wir wollen dieselben aber hier nicht reproduzieren, sondern um die Eintönigkeit der Tagebuchsform zu vermeiden, die Ergebnisse ihrer Beobachtungen unter gewisse Gesichtspunkte zusammenfassen.[2])

Rufen wir uns zunächst zum besseren Verständnis des Gebiets der Kongokatarakte die Formation des Kontinents überhaupt ins Gedächtnis. Das oft gebrauchte Bild ist durch die fortschreitenden Entdeckungen als zutreffend bestätigt. Afrika gleicht einer — freilich sehr unregelmäßigen — umgekehrten Schüssel. Der Rand erhebt sich nur allmählich; dann folgt der mehr oder weniger schroffe Aufstieg der Gebirge, welche wiederum von allen Seiten her sich nach dem Innern zu senken und jenes mächtige Becken bilden, in dem bis auf die neuste Zeit uns fast völlig verborgen, unter den höchst günstigen Bedingungen eines wasserreichen Tropenklimas eine außerordentlich dichte Bevölkerung lebt, während die äußeren Randgebiete des Kontinents fast durchweg den Charakter der Dürre tragen, der sich hie

[1]) Auch seine Karte bedarf wesentlicher Berichtigung. Die Position von Stanley-Pool ist fast einen ganzen Grad (also 15 M.) zu weit östlich angegeben. Hierdurch wird der Weg um ein gut Stück abgekürzt. Die erforderliche Zusammenschiebung der Karte betrifft namentlich die Strecke vom Snake River bis Nkio Buminu. Die berichtigte Positionsbestimmung rührt von Bentley her.

[2]) Wir beabsichtigten anfänglich eine zusammenfassende Darstellung der nun vier Jahre in Thätigkeit befindlichen Kongomission der Baptisten zu geben. Die letztere aber beginnt in der That erst mit der vorliegenden Reise, da alle bisherigen Versuche von San Salvador einen Weg ins Innere zu finden fehlgeschlagen sind. Die dabei begründete Mission in der eben genannten Hauptstadt des Königreichs Kongo ist eine Sache für sich, auf die wir jedoch, sobald sie in ihrer Entwicklung etwas weiter vorgeschritten und sobald uns möglich sein wird, auf die ehemalige katholische Mission in jenem Gebiete nach den Originalquellen näher einzugehen, in ausführlicherer Behandlung zurück zu kommen hoffen.

und da bis zur öden unwirtlichen Wüste steigert. — Der durch die physische Formation gegebenen Abschließung des Innern entsprechen die ethnographischen und politischen Verhältnisse, welche den Zugang zu jenem Gebiete erschweren. Wohl giebt es von Südwesten her einen friedlichen Handelsverkehr, der Vertreter der von portugiesischem Einflusse berührten Küstenvölker bis tief ins Innere führt. Es sind jedoch nur wenige, bestimmte Handelsstraßen, auf die sich dieser Verkehr beschränkt. In der Gegend des Kongo kommen die Händler der Küstenländer, wie es scheint selber nicht in das Innere, sondern nur bis zu bestimmten Stämmen, welche die Rolle der Makler übernommen haben und bei denen der Austausch der aus dem Innern gebrachten Produkte mit den Erzeugnissen europäischer Industrie stattfindet. Diese Stellung nehmen die unten näher zu beschreibenden Bateke ein. (Vergl. B. Her. 1881. S. 320.) Jene Scheidung der Küstenvölker von den Inlandbewohnern aber hat tiefe ethnographische Wurzeln. Zwar ist die ursprüngliche Verwandtschaft beider auch schon nach den geringen Brocken der Sprache, die uns allgemein zugänglich geworden, nicht mehr zu bezweifeln. Aber eine bedeutende Differenzierung muß doch im Laufe der Zeit stattgefunden haben. Das Fiot (Fyot), die Sprache von Kongo und Loango, mit dem man sich bei den benachbarten Völkern sehr wohl verständigen konnte, gestattete nach Bentleys Angaben den mündlichen Verkehr mit den Bateke nicht. Dennoch erwähnt Crudgington, daß auch einzelne Wörter des Kiteke von seinen Leuten verstanden wurden. Eine mächtige Scheidewand aber bildet die Furcht, welche die Bewohner der Küstenländer bei dem Gedanken an die wilden Inlandbewohner erfüllt, und die in den abgeschmacktesten der abergläubischen Phantasie entsprossenen Fabeln ihren Ausdruck gefunden hat. Meist werden die letzteren als boshafte Zwergvölker vorgestellt (so klein daß sie in einer Kürbisschale schlafen können), oder man stellt sie sich als geschwänzte Geschöpfe vor (um sich niedersetzen zu können müssen sie erst ein Loch in die Erde bohren); sie sind ohne Ausnahme Menschenfresser und lüstern nach dem salzhaltigen Fleische der Küstenstämme.[1]) Diese unsinnige Furcht war es insonderheit, welche bisher alle Versuche der Europäer, von Westen aus ins Innere zu dringen, vereitelte. Auch unsre Missionare hätten ihr Ziel wahrscheinlich nicht erreicht, wären sie auf die Hilfe von Kongoleuten angewiesen gewesen, die bei jeder Gelegenheit zittern wie ein Espenlaub. Glücklicherweise hatten sie eine bereits wohl eingeübte kleine Schar von Kru-Negern (Kroo Boys)

[1]) Vergl. Die Loango-Expedition I S. 111. Viele dieser Fabeln finden sich auffallenderweise in fast wörtlicher Übereinstimmung in den verschiedensten Teilen Afrikas wieder, z. B. am Kongo und am Weißen Nil.

zur Verfügung, die obgleich als Träger[1]) weniger tauglich (sie sind viel langsamer und ertragen nicht Lasten von gewöhnlichem Gewicht = 50 bis 75 Pfd.), doch treulich aushielten und nicht wie etliche mitgekommene Kongoleute bei jeder Gelegenheit sogleich an das Umkehren dachten oder wegen heimlichen Fortlaufens Besorgnis erregten. Es ist beachtenswert, daß die Missionare nur dieser geschulten Trägerschar, deren Vertrauen sie erworben, und die außerdem durch das Guthaben einer größeren Summe verdienten Lohnes an sie geknüpft waren, ihren Erfolg verdanken.[2])

Es würde jedoch auch mit den geübtesten Leuten wahrscheinlich unmöglich gewesen sein von Westen aus bis zum Stanley-Pool vorzudringen, wenn nicht von dort aus der Entdecker zuvor an die Küste gelangt wäre. In seine Fußtapfen war dann der französische Reisende Savorgnan de Brazza getreten, der vom Ogowé aus einen Nebenfluß des Kongo erreicht hatte und von Stanley-Pool ebenfalls dem rechten Ufer des Stromes gefolgt war. Nur wenige Wochen waren verflossen, als die Missionare in umgekehrter Richtung denselben Weg machten. Somit war die Bevölkerung bereits an den Anblick eines Mindele (Weißen) einigermaßen gewöhnt. Mit jedem Europäer, der von jetzt an diese Reise macht, werden die Schwierigkeiten, welche die Bevölkerung derselben entgegenstellt, herabgemindert, und während es heute noch wenige Meilen rechts oder links vom Kongo eine völlige Unmöglichkeit ist ins Innere vorzudringen[3]), giebt es am rechten Ufer des Stromes nunmehr endlich einen freien Zugang. Das Thor ist geöffnet.

Neben den ethnographisch-politischen Hindernissen, deren Überwindung also begonnen hat, fallen freilich die immer noch bestehenden physischen Verhältnisse erschwerend ins Gewicht. Als Wasserstraße ist der Kongo von seiner Mündung aus gegen 28 deutsche Meilen weit zu benutzen. An diesem Teile liegen die großartigen europäischen Faktoreien Banana und Boma, beide am nördlichen Ufer, erstere am äußersten Punkte desselben. Vier Meilen von der letzteren nach Osten haben die Baptisten zu Mus-

[1]) Sie tragen die Last auf dem Rücken, die Kongostämme dagegen tragen sie in der muteta auf dem Kopfe. Vergl. „Geschichten und Bilder a. d. M. Heft II."

[2]) Es kam auch ein Fünklein Neugierde hinzu, zu erfahren, wo die Mindele (Weißen) hinwollten? sowie die Ruhmsucht, hernach von ihren Landsleuten mit der weiten Reise prahlen zu können. B. H. 81, p. 305. 337.

[3]) Wir gehen hier auf die bis in die neuste Zeit fortgesetzten Bemühungen der Baptisten-Missionare, den Weg über Makuta, Mbangu ꝛc. zu eröffnen, nicht ein. Daß auf der andern Seite die Verhältnisse ganz ebenso liegen, beweisen die mehrfachen energischen aber dennoch vergeblichen Versuche der deutschen Loango-Expedition.

fuka am Südufer ihr Missions-Depot angelegt, dessen Verwaltung Mr. Grenfell übernommen hat, und das zugleich die Basis für die Arbeiten in San-Salvador bildet. Weiter hinaus ist noch ein holländischer Handelsposten zu Wangawanga, bis jetzt wie es scheint der am weitesten vorgeschobene. Dicht unterhalb der Yellala-Fälle hat Stanley sein Depot errichtet. Von hier aus beginnt die Katarakten-Region, welche den Strom auf mehr als 50 deutsche Meilen für die Schiffahrt unbrauchbar macht.[1])

Hier liegen die wohlfortifizierten Thore Centralafrikas. Es ist die breite Zone der hohen Randgebirge, welche der mächtige Strom durchbrechen mußte, um mehr als 1000 Fuß hinabsteigend zum Ocean zu gelangen. Geographisch sind jene Gebirge noch wenig erforscht. Soviel ist jedoch klar, daß sie aus mannigfachen Ketten bestehen — daher die vielen Stufen, auf denen das Wasser herabsteigt. Wie viel leichter würde es sein, das Innere des Kontinents zu erreichen, wenn sich die Fälle auf wenige, vielleicht nur zwei Punkte, die sich umgehen ließen zusammen drängten! In diesem Falle würde Centralafrika längst dem europäischen Verkehr erschlossen sein. Aber, ich meine, wir müssen Gottes Vorsehung preisen, die jene starken Thore gebaut hat. Fehlten sie, so würden die Völker des Innern zum großen Teil, infolge der europäischen Einflüsse, heute gerade so unzugänglich für das Evangelium sein, wie die durch Sklavenhandel und Branntwein verdorbenen Küstenvölker.[2]) Jetzt, erst nachdem das Missionswesen erstarkt ist, beginnt die Eröffnung; und wir hoffen es ist ein gutes Zeichen, daß Missionare die ersten Weißen waren, welche längs der Katarakte nach dem Stanley-Pool kamen.

Noch hatten sie bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden. Der Marsch mit einer Karawane über Berg und Thal ist nichts Leichtes. Lassen wir uns einige Punkte der Landschaft von Mr. Bentley näher vorführen.

— — Die Bäume, viele von bedeutendem Umfang, stehen so dicht, daß alle Stämme nicht niederzufallen vermögen. Gefangen in den Zweigen ihrer Nachbaren und angeknüpft durch Schlingpflanzen vom üppigsten Wuchs hängen sie, bis Millionen von Insekten das Werk der Zerstörung vollbracht haben. — Die steilen waldbedeckten Berge dieser Gegend (vor Isangila am Nsongo Yellala-Fall) sind sehr schön. In rauhen Reihen hatten wilde Naturkräfte sie einst umhergestreut. Jetzt hat eine üppige Vegetation

[1]) Es giebt wohl ein paar Strecken, auf denen derselbe passierbar wäre. Aber man wird namentlich die eine derselben von Isangila bis Mbu (mit Umgehung des Inzima-Falles doch nur so lange benutzen, als die Bevölkerung jener Gegend sich den Weißen gegenüber so feindselig wie bis jetzt zeigt.

[2]) Grenfell hebt diesen Unterschied zwischen den „wirklichen Heiden des Innern" und den „vollendeten Schurken der Küsten" nachdrücklich hervor (B. Herald 1878, 91). Auch Stanley hat ähnliche Beobachtungen gemacht (Deutsche Ausgabe II 485).

eine weiche Laubdecke über die schroffen Formen gebreitet; nur hier und da sträubt ein Felsenhang oder eine unverbesserliche Klippe sich noch immer gegen die freundlich gebotene Hülle.

Aus dem Hochwalde ging es tief hinab, wo etliche Gießbäche ihren Weg in den Kongo finden. Zur rechten wie zur linken türmten sich die Berge fast senkrecht — vor uns donnerte ein wilder Wasserfall. Man sah keinen Ausweg. Das Bett des Stromes ist hier in enge Grenzen gebannt[1]) und mehr als die halbe Breite ist mit großen Felsen verstopft. Auf der einen Seite dreht sich das Wasser in schwindelndem Wirbel, während es auf der andern wild gegen die Felsen prallend abwärts braust. Es ist eine großartige, wilde Scene (B. H. 303).

In anderen Gegenden aber ist die Landschaft weniger wild. Es zeigen sich reiche, fruchtbare Thäler, dicht besetzt mit volkreichen Dörfern umgeben von eingezäunten Feldern und Pflanzungen (Im Basundi-Lande. S. 308). Oder es ging durch hohe Wälder mit prächtigem kühlem Schatten, in denen große Flecke für den Ackerbau gelichtet waren — überall lagen verkohlte Stämme herum. Es wechselt dann Wald mit offener Landschaft. In der Ferne erblickt man lange waldige Bergzüge; hier und da hellgrüne Flecke, selten die Zeichen eines Dorfes. Bergauf und bergab führt der Pfad, oft über klare, kristallhelle Bäche mit Betten von weißem Sand (S. 319).

Die Flüsse sind nicht immer leicht zu passieren. Bald bildet ein einziger Baumstamm die bedenkliche Brücke, — man muß eine solche wohl auch erst selber herstellen indem man einen der Waldriesen am Ufer fällt — oder eine schwanke Lianenbrücke führt hinüber — wie dort, von einem vorspringenden Felsen in den Gipfel einer Palme, an der man sich affenartig herunterlassen muß, oder man muß das Wasser durchwaten, nicht ohne Besorgnis der Alligatoren wegen. Die Pfade, wenn solche überhaupt vorhanden, sind oft nichts weniger als bequem, zumal wo sie steil über schlüpfrigen Boden herabführen, sodaß Crudgington sich einmal versucht fühlte mehr „der Sicherheit als der Würde" Rechnung tragend in sitzender Situation herabzugleiten.

So lange alle diese Schwierigkeiten nur mit Karawanen überwunden werden könnten (und so lange bei den betreffenden Stämmen das Zeug die Stelle des Geldes vertritt, ist solche Trägerschar nicht zu entbehren), würde dieser Weg zum Stanley-Pool doch nur wenig benutzt werden. Die Missionare aber fanden bereits auf eine ansehnliche Strecke die Thore schon weiter geöffnet durch die hingebende philanthropische Arbeit, welcher Stanley mit seinen Scharen dort obliegt. Sein anerkennungswertes Unternehmen ist nicht Geringeres als der Bau einer regelrechten Straße von Vivi an bis zum Pool. Bis Isangila (7 d. M.) war

[1]) Durchschnittlich ist der Kongo auch in der Kataraktenregion etwa ¼ deutsche Meile breit; hier und an einigen andern Stellen verengt er sich auf 700 M. Bei Boma beträgt die Breite eine Meile, bei Banana fast 1½.

dieselbe (mit Ausnahme von ein paar noch mit Kähnen passierten Strecken) vollendet, ein Meisterwerk der Ingenieurkunst, besonders da, wo sie sich an dem erwähnten Nsongo Yellala-Falle kühn um einen Felsenvorsprung schlingt, der jedes Weiterkommen zu verhindern schien. Möge Gott dem Baumeister die Vollendung des ganzen Baus gelingen lassen und ihn noch lange erhalten in seiner edeln Arbeit für das Wohl Afrikas! Unter den noch erschwerten Verhältnissen währte die Reise von Vivi bis zum Pool 21 Tage;[1]) nach Vollendung des Weges dürfte sie sehr wohl in 14 Tagen zu machen sein. Ja, wir dürfen weiter in die Zukunft blicken. Es gehört keineswegs zu den Utopien, wenn man sich das Dampfroß an den Kongo-Katarakten vorüberbrausend vorstellt. Mit Recht möchte man freilich bange werden, wegen der Gefahren, die mit dem Strom des europäischen Verkehrs sich dann nach Innerafrika ergießen würden. Es käme aber nur darauf an, wer die Eisenbahn baut? Wäre sie das Werk einer Handels-Aktiengesellschaft, so möchte die Sache jedenfalls bedenklich erscheinen. Indessen noch auf lange Zeit dürfte solch ein großartiges Unternehmen zu wenig Rentabilität versprechen, als daß man sich von jener Seite daran wagen sollte. Wenn aber die christliche Philanthropie glaubensmutig und opferfreudig[2]) sich an das Werk machte, so würde sie auf den durch den neuen Schienenweg beförderten Handel soviel Einfluß behalten, daß die schlimmsten Gefahren für die Naturvölker des eröffneten Gebietes sich abwenden ließen. Zwei einfache Bestimmungen schon würden nach dieser Richtung hin von unberechenbarem Segen sein, nämlich: 1. Unbedingte Ausschließung aller Spirituosen, und 2. Nur bedingungsweise Zulassung von Schießgewehren und Munition. Die Vertreter des Freihandels lächeln über solche Gedanken.[3]) Andre Leute dagegen zweifeln nicht, daß

[1]) Die Rückreise wurde dadurch auf 15 Tage abgekürzt, daß auf einer Strecke Boote benutzt wurden, die nicht ohne Gefahr über manche Stromschnelle dahin schossen.

[2]) Die Kosten einer solchen Eisenbahn veranschlagte Stanley auf einem Meeting in Manchester anfangs 1879 (Illustrated Missionary News 1879 p. 26.) auf etwa 20 000 000 Mk. Rechnet man 5 Jahre Bauzeit, so würde nach einer ungefähren Schätzung eine Steigerung der jetzt auf Afrika verwendeten Missionsgelder um 25 % im Laufe dieser Periode zur Herstellung des Werkes ausreichen.

[3]) Als mir anfangs 1878 die Ehre einer Audienz beim preußischen Handelsminister in Angelegenheiten der Verwertung von Stanleys Entdeckung zu teil ward, und ich ermutigt durch die Leutseligkeit Sr. Excellenz in unbefangener Aussprache auch die Möglichkeit einer Überwachung des Handels in obigem Sinne berührte — ich hatte, wie das einem der Diplomatie fernstehenden Menschenkinde wohl passieren kann, über der Sache die politische Richtung des hohen Herrn ganz vergessen — da wurde die Audienz sofort mit einem nicht unfreundlichen: „Empfehle mich Ihnen“ zum Schluß gebracht.

der Stern von Manchester sich in schnellem Niedergange befindet; und wir hoffen, daß die Zeit nicht fern ist, wo unter den christlichen Kulturvölkern allgemein die Verpflichtung anerkannt wird, die Naturvölker gegen Vergiftung durch verderbliche Auswüchse der Kultur zu schützen.

Doch zurück von den Zukunftsgedanken, die, wenn auch wohlbegründet, sich in nächster Zeit jedenfalls noch nicht verwirklichen werden. Vorderhand sind noch ganz andere Arbeiten zu thun, ehe die Eingangspforte Centralafrikas so völlig aufgethan werden kann. Insonderheit kommt es darauf an, die Stämme, durch deren Gebiet die Straße führt, unter christlichen Einfluß zu bringen. Das Ziel der Kongo-Mission bleibt ja immer die Wirksamkeit unter den Völkern des Innern selbst, welche auf dem ausgedehnten Komplex bequemer Wasserstraßen, des Kongo und seiner Nebenflüsse, binnen kurzem zugänglich sein werden. Aber das Komitee der Baptisten-Mission hat wohl sehr richtig zunächst nur zwei Missionare für den auf dem Stanley-Pool flottzumachenden Dampfer bestimmt, welchen die vorbereitenden Arbeiten für die Anlegung von Stationen im Innern obliegen sollen, während die dreifache Zahl für die sofort in der Kataraktenregion zu gründenden Stationen bestimmt wurde. Soweit uns die Nachrichten vorliegen, waren bereits im August v. J. zwei dieser Stationen besetzt: Isangila und Mbu (Manyanga). Die Bemühungen katholischer Missionare, vor den evangelischen Stanley-Pool zu erreichen, trugen dazu bei, diese Arbeiten zu beschleunigen. — Fassen wir nun jene Völker, denen diese wichtige Vorbereitungsarbeit gilt und deren Christianisierung für die weitere Mission im Innern von großer Bedeutung sein wird, näher ins Auge.

Über die Bevölkerung der Umgegend von Isangila finde ich keine nähere Angabe. Wahrscheinlich gehört sie der in viele kleine Stämme zersplitterten Nation der Bafiot an, wie wir die Bewohner der Küstenländer nach ihrer gemeinsamen Sprache zusammenfassend nennen können. Weiterhin folgen die Basundi, dann die Babwende und endlich die Bateke, welche das Gebiet zu beiden Seiten des Stanley-Pool inne haben. Das erste dieser vier Gebiete, in welche die Kataraktenregion zerfällt, macht nicht mehr viel Schwierigkeit. Bei Vivi, wo sich Stanleys erstes Depot befindet, beginnt der neue Weg, der nur auf eine Strecke, wo bisher Kanoes benutzt werden, unterbrochen ist. Die Missionare aber zogen dort den schmalen Landpfad vor, auf dem sie die Stadt Salika Banza passierten. Zwei Stunden weiter am Mbundi-River beginnt der Weg aufs Neue. Die ganze Strecke von der genannten Stadt bis Isangila

3 M. ist unbewohnt, ein großartiges Waldgebirge, nur von Büffeln, Elefanten, Antilopen, Leoparden ꝛc. bevölkert, während an den Ufern des Kongo zahlreiche Hippopotami hausen. Die Kru-Jungen hätten es gar gerne gesehen, daß die Weißen „etwas Großes" geschossen hätten, um sich 2—3 Tage niederzulassen und „es zu essen." Aber der Missionar hat keine Zeit zu überflüssigem Jagdvergnügen!

Isangila liegt an dem doppelten Wasserfall gleichen Namens in großartigster Umgebung. Glatt, wie Öl, gleitet der mächtige Strom eine Strecke abwärts um dann tosend 3 und nochmals 5 Fuß niederzubrausen in ein erweitertes Felsenbecken, aus dem mehrere grüne Inseln und zahlreiche glattgespülte Steinklippen aufragen. Am Ufer erhebt sich wie ein Wachtposten ein einzelner hoher Berg. Hier war wieder ein Lager Stanleys, in dem die Missionare Aufnahme fanden. Über die Bevölkerung ist nichts berichtet. Bezeichnend ist, daß der Führer von Vivi aus nicht bis hierher mitkommen wollte, sondern unterwegs davon lief. Von Isangila ab benutzt Stanley auf eine ziemlich weite Strecke den Strom selbst, trotz der vielen Stromschnellen. Es sind ohne die vielen Krümmungen in gerader Linie 16 deutsche Meilen, die mit Umgehung eines einzigen Falles (Itunzima) zurückgelegt werden können. Nach den neusten Nachrichten hat das Missionskomitee beschlossen für diese Strecke ein kleines zerlegbares Dampfboot hinauszusenden. Bei der Untersuchungsreise aber mußte man sich zu Lande forthelfen. Die aus Isangila mitgenommenen Führer leiteten die Karawane irre. Immer weiter und weiter ging es nach Norden zu einem fremdartigen Stamme nach Banza Ntombo und als die Führer noch weiter in gleicher Richtung vorwärts wollten, mußten sie von den Missionaren entlassen werden, welche nun mit großer Mühe sich wieder nach dem Kongo zu durcharbeiteten. Über mehrere Flüsse kommen sie in das Basundi-Gebiet.

Eine dichtbevölkerte Stadt reihte sich an die andre, umgeben von den üppigsten Pflanzungen von Mais, Bananen, Palmen, Bohnen, Kürbissen ꝛc. Die ungeahnte Erscheinung weißer Männer rief überall eine außerordentliche Aufregung hervor. Man hielt sie für Götter oder wenigstens für mächtige Zaubrer um so mehr, als einige Regenschauer durch ihre Anwesenheit erklärt wurden. Ein geheimnisvoller Schein liegt auf den weißen Gesichtern, der mit glühendem Metall oder leuchtendem Gewölk verglichen wurde. Man wußte nicht recht, ob man weglaufen und sich verstecken, oder die Fremdlinge angreifen solle. Der letztere Gedanke gewinnt überhand. Alles läuft zu den Waffen. Alte Flinten werden in Bereitschaft gesetzt. Die

große Kriegstrommel macht einen abscheulichen Lärm. Gelingt es einmal mit den Leuten zu reden[1]) (Palawer machen), so stellt sich heraus, daß man befürchtet die Weißen seien gekommen um Sklaven zu stehlen! Schrecken und staunende Neugierde mischen sich seltsam in die wilde Aufregung. Eine Frau verfällt in Krämpfe. Ein wachsender Volkshaufe umgiebt die Karawane und geleitet sie aus einer Stadt in die andre, wo sie bereits ebenfalls mit den unheimlichen Klängen der Lärmtrommel empfangen wird. So geht es fort bis endlich der Strom wieder erreicht ist; mit Mühe und unter allerlei Unannehmlichkeiten mit den Häuptlingen, ist ein Plätzchen zum Nachtquartier zu finden.

Auch die folgenden Tage wiederholt sich die gleiche Aufregung. Die ganze Wanderung durch das Basundi-Land war „eine Angst." Ihre Nachbaren, die Babwende, wunderten sich, daß die Weißen mit heiler Haut überhaupt durchgekommen waren.

Schon Stanley hat in seinem Werke die Basundi als ein nichtswürdiges, argwöhnisches, entartetes Geschlecht, streitsüchtig und mit Absicht herausfordernd geschildert. Auf seiner ganzen Reise hatte er keinen Stamm getroffen, der mehr Erpressungsversuche gemacht hätte. Die Missionare fanden das Urteil in jeder Hinsicht bestätigt. Die Männer sind plumpe, schwerfällige Gesellen. Als Abzeichen ihres Stammes tragen sie einen Haarschopf auf dem Scheitel, in den Perlschnüre eingeflochten sind, und dessen Ende mit einem schwarzen, mit weißen Perlen verzierten Knopf geschmückt ist. Der Körper ist vielfach mit erhabenen Narben gezeichnet, die man durch Reizmittel bei der Heilung zu möglichster Höhe bringt.[2]) Männer und Frauen tragen in der durchbohrten Nasenwand ein vier Zoll langes Hölzchen oder Grasstengel; auch Tierzähne finden dieselbe Verwendung. Die Weiber sind so häßlich, wie man sie sich nur vorstellen kann: runde flache Gesichter mit platten Nasen und großen dicken Lippen. Auch beschmieren sie sich mit einer Masse, die wie Ruß und Syrup aussah. Mit derselben kleistern sie auch die Haare, nachdem dieselben erst möglichst lang gewachsen, zusammen, sodaß sie einen wirren Wulst rings um den Kopf bilden und in die Augen hängen. Die Ohren sind natürlich durchbohrt und werden in Ermanglung von Ringen oder Perlen mit Lappen geschmückt die zugleich Amulette zu sein scheinen. Ein Minimum von Zeug[3]) [um die Lenden] vollendet die Bekleidung. (B. H. 311 343.)

[1]) Die Missionare hatten einen Dolmetscher, Antonio, von San-Salvador bei sich.

[2]) Eine ganz ähnliche Sitte findet sich auf den Vitiinseln.

[3]) Vielfach wird ein aus Gras oder Palmblattfasern hergestelltes Zeug gebraucht.

Als besonders hervorstehenden Charakterzug der Basundi lernten die Missionare ihre Habgier kennen. Zwar gaben die Häuptlinge das überall bei den Negern übliche Gastgeschenk, mit dem lediglich eine möglichst große Gegengabe provociert wird, die nach dem Maßstab der Eingebornen jedenfalls den Wert des ersteren übersteigen muß. Hier aber gaben sie den Missionaren möglichst große Schweine, um dann selbst das übrige Fleisch, das nicht konsumiert werden konnte, zurückzuerhalten. Mit der Gegengabe waren die Häuptlinge, bettelhafte Gesellen, nie zufrieden. Einer verlangte ehe er nur das überreichte Zeug entfaltet hatte, noch eine Klafterlänge dazu. Führer waren wegen der ungeheuren Forderungen, die sie stellten, gar nicht zu haben.

Selbst die andern Stämme der Eingebornen können mit den Basundi nicht fertig werden. Der Handelsverkehr von der Küste nach dem Innern vermeidet daher ihr Gebiet vollständig und umgeht es auf der Südseite des Kongo, über Palabala oder Kinsuka. — Auch einen Fall von heidnischen Greueln mußten die Missionare in diesem Gebiete mit erleben. Ein alter Häuptling, den man aus dem Wege schaffen wollte, war angeklagt durch seine Zauberei den Tod zweier von Alligatoren gefressenen Männer verschuldet zu haben. Ein Zauberer trieb mit einem Fetisch, der plumpen Nachbildung eines Alligators, sein Wesen und der alte Mann mußte unter wilden Tänzen der Menge den Giftbecher des Gottesurteils trinken. Da kein Erbrechen folgte, war es um sein Leben geschehen.

Es ist ein Glück, daß der breite Strom an dieser Stelle die Möglichkeit gewährt, wenn auch mühsam, an dem Gebiete dieser unfreundlichen Leute vorüber zu kommen. Die Mission wird sich mit ihnen vorläufig noch weniger abgeben können sondern zunächst bei den andern Stämmen, die einen geeigneteren Boden darbieten, festen Fuß zu fassen suchen.

Der Mata-Fluß (etwa unter dem 15° O. L. v. Gr.) bildet die Grenze zwischen den Basundi und Babwende. Auch bei den letzteren entstand eine nicht geringe Aufregung wegen der durchreisenden Mindele. Fortwährend erklang in den Städten und Märkten das unausstehliche Getrommel, das die Missionare zuletzt so nervös machte, daß sie am liebsten alle die großen Trommeln in Stücke geschlagen hätten. Stupide Furcht und abgöttische Ehrerbietung paarte sich hier in sonderbarer Weise mit unfreundlicher Verschlossenheit. Während man die Weißen für den mitgebrachten Regen pries, wollte man ihnen meistens keine Nahrungsmittel verkaufen. Nur die Drohung, daß der Hunger die Träger treiben werde selbst zuzulangen — denn in den Pflanzungen waren große Massen

von Früchten vorhanden — bewog die Eingebornen etwas Maniok-Brot (Kwanga), Bananen, Mais u. dergl. herauszurücken. Ungern sahen sie die Karawane in ihren Städten übernachten und zuweilen wurde der zuerst vergeblich gesuchte Führer dadurch sehr schnell gefunden, daß die Reisenden Miene machten, sich niederzulassen. Wahrscheinlich liegt diesem Mangel an Gastfreundschaft die Furcht vor Zauberei zu Grunde, wie sich auch die Eingebornen scheuten das Gepäck anzurühren, es könnte ja „Medizin" sein. Auch zu mancher plumpen Lüge verleitet sie diese Furcht. Dennoch ist mit ihnen ungleich leichter fertig zu werden, als mit den wilden, streitsüchtigen Basundi.

Manyanga ist eine bedeutende Marktstadt (Kitanda), wo an den bestimmten Tagen große Mengen von Menschen, jeder seine Muteta auf dem Kopfe zusammenströmen.[1]) Es liegt 3 deutsche Meilen von dem erwähnten Mata-Flusse, in der Nähe des Ngombi-Falles, an dem eine andre Ortschaft Mbu liegt. Dieser Platz wurde für die zweite Station der Baptistenmission in Aussicht genommen und ist jetzt bereits besetzt.

Das Babwende-Gebiet erstreckt sich über 20 deutsche Meilen längs des Kongo, der bei dem mittleren Teile desselben kurz hintereinander 12 Wasserfälle hat. Die Gegend ist sehr stark bevölkert mit vielen Dörfern und Marktplätzen in offner Grassandschaft.[2]) — Ein hohes Gehäge mit einem Thore, ½ M. vor dem Mfulukado-Flusse, bezeichnet die Grenze gegen die Bateke. Die Landschaft zeigt bald ein verändertes Gepräge. Der Kongo fließt zwischen hohen Bergen, die bis zum Wasser herabreichen. Die glatte Wasserfläche des Stroms ist durch viele kleine waldige Inseln unterbrochen. Weit und breit zeigt sich der reichste Baumwuchs mit jeder Schattierung von Grün und Braun mit prächtigen Blüten der üppigen Tropenpflanzen vermischt. Der Boden besteht aus feinem weißen Sande. Anstatt der Grasflächen walten hier unabsehbare herrliche Wälder. Lieblich ist das Land und auch das Volk der Bateke wird von den Missionaren als das liebenswürdigste von allen, die sie in Afrika kennen gelernt, bezeichnet. Die wenig verständliche Sprache und die ganz veränderte äußere Erscheinung der Eingebornen läßt sogleich den ethnographischen Unterschied erkennen. Die Physiognomien mit dem langen Kinn erinnern einigermaßen an die amerikanischen Indianer. Die eine Seite des Gesichts ist mit einer Reihe erhabener Narben in Bogenform geschmückt, welche das

[1]) In dem ganzen Gebiete finden solche Märkte jeden vierten Tag statt.
[2]) Vergl. Geschichten und Bilder a. d. M. II S. 12.

Stammesabzeichen bildet. Es sind ruhige Leute von artigem Benehmen, dabei durch ihr gutes Äußere vor allen andern Stämmen ausgezeichnet. Auch die hübschen Kinder fielen auf. „Nach den flegelhaften Stämmen, die wir hinter uns hatten," sagt Bentley, „kamen diese uns vor wie Engel, und das schöne Land wie ein Paradies."

Nirgends zeigte sich hier die dumme abergläubische Furcht, obgleich die Weißen mit allen, was sie Neues und Fremdartiges mitbrachten, angestaunt wurden. Der Kompaß, ein Buch, ein Hinterlader wurden stundenlang bewundert; namentlich auch die Zündhölzchen. Etliche fühlten sich sehr geehrt, ein solches anstreichen zu dürfen, und thaten es ohne Scheu. Die Babwende würden lieber sterben, als solches „Medizinstöckchen" anrühren. Obwohl auch den Bateke die weißen, leuchtenden Gesichter und die schlichten dünnen Haare höchst seltsam vorkamen, machten sie doch gute Freundschaft mit den Missionaren. Die Aufnahme war ceremoniell. Der Begrüßende kniete vor den Fremden nieder und sagte „Ndugu"! (Bruder), indem er seine inneren Handflächen darbot. Jene berührten die letzteren mit den ihrigen, dasselbe Wort aussprechend und dann klatschte man auf beiden Seiten dreimal in die Hände.

Die erste Rast im Bateke-Lande wurde in Nkio Buminu gehalten. Der alte freundliche Häuptling dort war mit einem Kavalleriesäbel versehen, der die Marke: Klingenthal 1823 trug.[1]) Die Häuser zeigen eine andre Bauart, als in den vorher durchwanderten Gebieten. Statt des scharfen, spitzen Daches haben sie ein solches in Form eines halben Cylinders, aus Grasstengeln, doch so zusammengefügt, daß die Samenbüschel die äußere Lage bilden, was den Häusern das Ansehen giebt, als wären sie mit Fichtenreisern gedeckt. — So schwierig es sonst gewesen, Führer zu bekommen, hier brauchte man nur das Wort „Njila (Weg)" zu sagen, und alsbald wurden die Führer mitgegeben. Unterwegs begegneten sie langen Zügen von Marktleuten, die ohne alles Lärmen stille vorübergingen, als wenn sie absichtlich das unhöfliche Gaffen vermeiden wollten. Wie wohl war den Reisenden, daß sie das Getrommel und Geschrei der Basandi und Babwende hinter sich hatten!

Die freundlichste Aufnahme aber fanden sie bei dem liebenswürdigen Häuptling Babwa Njali, dessen Hauptstadt am Zue-Flusse (Stanleys Gordon Bennet R.) liegt, kaum eine Meile vom Stanley-Pool entfernt.

[1]) Von den europäischen Artikeln, welche die Missionare auf der Reise antrafen, werden öfter Waschbecken erwähnt, in denen die Häuptlinge den Fremden den Palmwein kredenzten.

Crudgington nennt ihn „the most gentelmanly fellow," den er je unter den Schwarzen gesehen habe, und Bentley sagt, man möchte glauben, daß er seine Erziehung in England genossen habe. Es ist ein Mann von etwa 35 Jahren, von schön gebautem gesundem Körper, nett gekleidet und sehr reinlich. Sein ungezwungenes freundliches Benehmen stach aufs beste ab gegen die affektierte, dummstolze Würde, welche sich sonst die Negerhäuptlinge zu geben pflegen, ebenso ein feines Zartgefühl bei Betrachtung der den Missionaren gehörigen Gegenstände, das geflissentlich auch selbst den Schein der sonst so gewöhnlichen Habgier zu vermeiden suchte. Er bemühte sich auf alle Weise, seinen Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Als er sie zu einem Bade im Flusse, um für ihre Sicherheit zu wachen, begleitete, sprach er zu seinen vorübergehenden Unterthanen, sie sollten sich vor den weißen Männern nicht fürchten, die weder Menschen fräßen noch sie zu Sklaven machten.

Bezüglich des Zwecks der Reise fragte er, ob sie „die Ziege holen wollten"? Diese Ansicht wurde so oft von den Eingebornen der verschiedenen Gebiete geäußert, daß wir ein paar Worte darüber sagen dürfen. Stanley hatte einen außergewöhnlich großen Ziegenbock aus Urega mitgebracht, den er zum Geschenk für englische Freunde bestimmt hatte. In Ntamo gleich am obersten Katarakt wollte der Häuptling für nichts anderes Proviant hergeben als für den Bock, den er schließlich erhielt. Die Kunde von diesem Wunder hatte sich in kaum glaublicher Weise verbreitet, und alle Versuche der Missionare, nach Stanley-Pool vorzudringen, wurden mit jenem Tiere in Verbindung gebracht. Der Mythus sagt: der König von Kongo sei den Missionaren noch nicht genug gewogen. Der andre weiße Mann habe sein Herz in den Ziegenbock gebannt, und nun machten jene die größten Anstrengungen um den letzteren zu erlangen und also das Herz Dom Pedros zu gewinnen.

Gern hätte der freundliche Babwa Njali seine Gäste länger bei sich behalten. Aber sie hatten bereits den Wasserspiegel des Pool von ferne gesehen und hatten keine Ruhe mehr. Sie erreichten das Ufer desselben bei Ibiu, wo der Häuptling Dom Joao Makabi residiert, der sie mit Booten nach Ntamo an der Südseite des Kongo nahe dem ersten Fall übersetzen ließ. Glücklicherweise hatten sie einen beider Sprachen mächtigen Handelsmann aus dem Küstengebiete getroffen, der als Dolmetsch mit ihnen ging. Die Landschaft ist herrlich. Aus dem stillen Wasserbecken erheben sich viele bewaldete Inseln. Die sandigen Ufer tragen die üppigste Vegetation. In Ntamo hat Nga Liema seinen Sitz. Eine Meile

weiter östlich, am Südufer des Pool liegt Nschascha, Makokos Hauptstadt, der sich für den Oberherrscher aller Bateke ausgiebt. Bei diesem hatte sich Savorgnan de Brazza aufgehalten. Er war vom Ogowe bis an die Alima (Elima) vorgedrungen, einen schiffbaren Nebenfluß des Kongo, der ihn oberhalb des Stanley-Pool in den Hauptstrom führte. Das ganze Gebiet zwischen den genannten Flüssen hatte er im Namen der französischen Regierung annektiert und darüber eine Urkunde aufgesetzt, welche Makoko unterzeichnete. Bei diesem hißte er die französische Flagge auf. Über die Giltigkeit und rechtliche Wirkung dieses Verfahrens dürfte doch starker Zweifel obwalten. Nga Liema wenigstens behauptet, die Franzosen gingen ihn gar nichts an. Man kann gespannt sein, ob sie den Negerfürsten mit Waffengewalt in die Gemeinschaft der großen Nation aufnehmen werden. In Nschascha hatte Herr de Brazza drei Schwarze, einen Sergeanten und zwei Marinesoldaten zum Schutze der Trikolore zurückgelassen.

Die Eingebornen auf der Südseite bildeten einen auffallenden Kontrast gegen die freundliche Bevölkerung am Nordufer. Die Missionare durften nicht sogleich in Ntamo einziehen. Umgeben von einer Schar häßlich bemalter, mit Speeren und langen Messern bewaffneter Männer mußten sie warten bis der Häuptling erschien, ein langer Mann mit durchdringendem Blick, gekleidet in ein aus roten Taschentüchern mit grüner Tinte gefertigtes Gewand, das Gesicht betupft mit roter Farbe. Seine erste Frage galt dem Ziegenbock. Als er beruhigt worden, daß man den nicht holen wolle, fuhr er fort: „Und fürchtet ihr euch nicht, an meinem Ufer zu landen?" „Nur die Böses im Herzen haben, müssen sich fürchten. Wir kommen mit gutem Palawer", war die Antwort, infolge deren der Eintritt in die Stadt und das Lumbu (die Umzäunung des Hofes[1]) eines alten Häuptlings[2]) gestattet wurde. Bis spät in die Nacht hinein stand die gaffende Menge um den Zaun und mehrere verdächtige Speerträger liefen in derselben umher. Das Volk machte den Eindruck wirklicher Wilden. Man hörte solche Redensarten wie: die Häuptlinge äßen gerne Ohren und Zungen, das Fleisch der Kruleute schmecke salzig (sei wohlschmeckend), selbst die Missionare hörten von ihrem vielen Zeug in Verbindung mit Nasen- und Ohrenabschneiden sprechen. Der Dolmetscher

[1]) Vgl. „Geschichten und Bilder" II. S. 15.

[2]) Wahrscheinlich ist es der, welchen Stanley als Itse kennen lernte und dem er den Bel schenkte.

hatte einiges über die Absicht der Missionare zu Nga Liema gesagt, un eine schnöde Abweisung zur Antwort erhalten. „Er habe das Verständni der Zauberei in seinem Herzen. Die könne ihm keiner nehmen. [Ande Lehre brauche er nicht.] Wenn die Weißen kämen, Elfenbein zu kaufe wäre es gut. Sonst brauche er sie und ihr Gott-Palawer (Gottes Wor nicht! Kein weißer Mann solle in seiner Stadt wohnen. Jedem der e versuchte, würde er den Kopf abschneiden" u. s. w.

Am andern Tage kamen die erwähnten schwarzen Franzosen un machten den Missionaren Vorwürfe, daß sie nicht zu ihnen nach Nschasch gekommen wären. Über Nga Liema und seine Leute äußerten sie sich seh ungünstig.[1]) Die Missionare versprachen am folgenden Tage zu kommen Einer der Soldaten blieb bei ihnen. Bei dem Austausch der Geschen offenbarte sich auch hier wieder die Habgier der Häuptlinge, so da Crudgington sie mit harten Worten zurecht weisen mußte. Dennoch ge staltete sich alles noch freundlich, und durch ein bei den Negern beliebte Händeringspiel gelang es dem genannten Missionar Nga Liema in gute Humor zu versetzen. In dieser Situation wurde schnell der Aufbruch bewirkt, zu dem jener sonst schwerlich sobald die Erlaubnis gegeben hätte. Der Abmarsch lief glücklich ab, obgleich Nga Liema noch im letzten Augenblick Zank anfing wegen eines von ihm geschenkten Schweines, von dem ihm das Schulterstück gebühre. Da aber ein anderes erst halb verzehrt war, so hatte es keinen Sinn, auch dieses schon zu schlachten. Man wollte es ihm ganz zurücklassen. Aber er verweigerte dies. Es sei Medizin. (Einmal geschenkte Sachen werden als bezaubert betrachtet.) Er hielt sich dann schließlich schadlos an einer Henne, die er einem Träger abnahm, wobei ihm Bentley noch behülflich war, worauf er die Hand des Missionars sich selbst wie jenem dreimal an die Brust drückte — ein Zeichen freundlichen Abschiedes.

In Nschaschа hatte man einen angenehmeren Aufenthalt erwartet, wurde jedoch bitter enttäuscht. Es ist eine Gruppe von sieben Ortschaften; die des Oberhäuptlings Makoko war die äußerste auf der andern Seite. Schon bei der Annäherung vernahm man wilden Lärm. Als aber der erste Mann der Karawane die Stadt betrat, stürzten von allen Seiten bemalte Krieger mit Speeren, langen Messern und Flinten hervor unter dem Schalle der Trommel und Bura bura! (zurück) schreiend. Diesem

[1]) Eben so entrüstet äußerte sich jener über die Franzosen. Er habe sein Land nicht verkauft; er wolle Herr in Ntamo bleiben u. s. w.

Angriff gegenüber blieb nur der Rückzug übrig, der in aller Ruhe, obwohl in der größten Lebensgefahr ausgeführt wurde. Die Kru-Leute benahmen sich sehr gut. Nur einer ließ seine Last fallen und flüchtete in den Wald, wollte auch später trotz alles Rufens nicht wiederkommen, da er wegen des verlorenen Gepäckes Strafe fürchtete. Während der Verfolgung kam endlich der Sergeant heraus, indem er auf die Eingebornen schimpfte und den Missionaren zurief, es sei ein Mißverständnis. Es stellte sich denn heraus, daß S. de Brazza dem Volk es eingeschärft hatte, als gute Franzosen sich vorzusehen, daß nicht die Vertreter einer andern Nation ihr Land in Besitz nähmen. Daraufhin hatte einer der Häuptlinge, obgleich die andern nicht feindselig gestimmt waren, den Angriff veranlaßt. Obwohl der Sergeant die Missionare zur Rückkehr aufforderte, schien es doch geratener, dieser Aufforderung nicht Folge zu leisten. Sie waren froh, daß sie ein paar Boote fanden, in denen sie mit ihren Begleitern über den Stanley Pool nach Ibiu gebracht wurden, wo sich die Bevölkerung und der Häuptling freundlich bewiesen. Es war zu deutlich, daß die beabsichtigte Station am Stanley Pool nicht in Ntamo, sondern hier am nördlichen Ufer anzulegen sei.

Die Rückreise wurde dann ohne Zögern angetreten, um so mehr, als der Eintritt der vollen Regenzeit immer näher rückte. Nur flüchtig konnten sie den guten Bwabwa Njali begrüßen, der besorgt war, sie könnten sich durch längeres Stillstehen eine Erkältung zuziehen, da sie von einem Regenschauer durchnäßt waren. Unter mancherlei Aufregung ging es dann wieder durch das Gebiet der Babwende und Basundi. In dem letzteren folgten sie nunmehr dem Laufe des Stromes und trafen dicht am Itunzima-Falle eine neuangelegte Station der Livingstone Inland Mission. Die beiden Missionare Lancely und Clarke hatten die benachbarten Städte noch nicht besucht und waren über die Position noch im unklaren. Sie meinten in der Nähe von Manyanga zu sein, das zehn deutsche Meilen oberhalb jenes Punktes liegt. Den Baptistenmissionaren gelang es dort ein paar Boote zu kaufen, mit denen sie die Reise abwärts sehr schnell fortsetzten, obwohl nicht ohne Gefahr manche Stromschnellen zu passieren waren. Zu Isangila trafen sie Stanley selber, der sie aufs freundlichste in seinem Lager aufnahm. Sie können seine Güte und Liebenswürdigkeit nicht genug rühmen. „Er ist mit Leib und Seele in dem großen Werke thätig zur Erleuchtung und Civilisation des schwarzen Erdteils.“ Nach manchen interessanten und lehrreichen Besprechungen schickte er seine Gäste in seinem Dampfboot „En Avant“ bis zum nächsten Katarakt. Von dort wanderten sie nach

Vivi und wurden von Stanleys Agenten, Mr. Sparhawk, in d „Belgique" nach Mussuka befördert, wo sie am 5. März wohlbehalte auf dem Missionsdepot eintrafen.

Missionar Comber und Hartland waren inzwischen, nachdem i letzter Versuch im Süden vorzudringen auch wieder gescheitert, eine gu Strecke am Nordufer des Kongo, bis ins Basundi-Gebiet hinauf gereis hatten aber wegen Mangel an Zeug für den Tauschhandel umkehre müssen.

Bentley und Crudgingtons Reise ist, wie gesagt, ein bedeutender Er folg, in sofern sie beweist, daß die Thore in der That passierbar sin Hiernach glaubte die heimatliche Missionsleitung nicht mehr zögern z dürfen. Die Mission zu San Salvador, die inzwischen durch die katho lischen Missionare immer mehr bedroht wurde,[1]) sollte nicht aufgegeben, aber die Kongomission fortan selbständig getrieben und sofort mit der An legung der Stationen Isangila, Manyanga[2]) und Ibiu vorgegangen werden. Sechs neue Missionare sollten alsbald hinausgehen. Ein öffentlicher Aufruf sicherte bald die Kosten der Aussendung und Erhaltung derselben. Die betreffenden Summen waren in mehreren Fällen von einzelnen Personen für je einen Missionar gezeichnet. Schon im Oktober v. Jahres meldete der Herald, daß die beiden ersten der beabsichtigten Stationen begründet waren. Zugleich freilich war auch hier von katholischen Missionaren (Jesuiten)[3]) zu berichten, die sich beeilten, den evangelischen den Vorrang abzulaufen und vor diesen am Stanley Pool sich niederzulassen. Sie haben das Ziel auch erreicht. Mit der Niederlassung aber geht es nicht so schnell, und nach einigen Wochen kamen sie wieder zurück. In ihrem Gefolge befand sich der zurückgebliebene Kru, der gemäß dem Versprechen des Sergeanten in Nschascha aufgenommen und verpflegt worden war. Selbst der größte Teil der Waren, welche seine Last bildeten, war wieder beschafft worden. Mit Jubelgeschrei wurde er von seinen Kameraden begrüßt.

---

[1]) Der arme Dom Pedro ist zwischen Baum und Borke. Den englischen Missionaren ist er von Herzen zugethan, und seine Mahnung klingt rührend: „Bleibt doch, sonst weicht alles Licht von mir." Auf der andern Seite aber steht die Furcht vor der politischen Macht Portugals. So besucht er nun regelmäßig an dem einen Sonntage den evangelischen, am andern den katholischen Gottesdienst.

[2]) Der Name wird festgehalten, obwohl er nicht ganz zutreffend ist. Er bezieht sich nicht auf den Distrikt, wie man früher annahm, sondern auf den erwähnten 4—5 engl. M. entfernten Platz. Mbu liegt weiter landeinwärts.

[3]) Unter Führung eines Père Augouard.

Es war dies zu Manyanga, wo Bentley und Grenfell am 18. August eingetroffen waren, um die Station anzulegen. Sie, so wie auch die Jesuiten fanden Aufnahme in dem dortigen Depot Stanleys. Letzterer war inzwischen am Pool gewesen um gleichfalls bei seinem alten Freund Iga Liema ein Depot zu errichten. Wahrscheinlich aus Furcht vor einer Okkupation des Landes hatte es dieser aber verweigert. Nichts desto weniger war aber Stanley mit vielem Material, Booten u. s. w. wieder dorthin aufgebrochen.

In Manyanga wählten die Missionare bald eine geeignete Stelle zum Bau ihrer Häuser, und kauften dieselbe in aller Form von den versammelten Häuptlingen der Umgegend. Der Preis war niedrig: alles in allem etwa 40 Mark. Das Grundstück liegt auf einer sanften Erhebung 50 Fuß über dem Kongo, durch eine Schlucht getrennt von einem 250 Fuß hohen Berge auf dem sich Stanleys Depot befindet. Missionar Grenfell eilte dann alsbald zurück zur Küste, um nach England zu gehen und dort den Bau des Dampfbootes zu leiten, das von Ibiu aus das Evangelium weiter ins Innere tragen soll.

So weit gehen vorläufig unsre Nachrichten über die Kongomission der Baptisten.

Wir haben im vorstehenden öfters Stanleys Thätigkeit erwähnt und wären unsern Lesern wohl eingehendere Mitteilungen über dieselbe schuldig. Es ist jedoch darüber, wie es scheint, absichtlich nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen. Stanley selbst begab sich incognito nach dem Kongo. Lange Zeit wußte man in Europa überhaupt nicht, was er eigentlich vorhabe. Dann verlautete, daß er mit manchen seiner Getreuen von Zanzibar sowie vielen andern Afrikanern und mehreren Europäern von der Kongomündung aufgebrochen sei. Welchem Zweck zunächst seine rastlose Thätigkeit gilt, haben wir in obigem erfahren. Seither ist nun aus öffentlichen Blättern zu ersehen, daß Stanley in Verbindung mit der belgischen Sektion der internationalen Gesellschaft zur Erforschung Afrikas arbeitet, die bekanntlich unter der Protektion resp. Leitung des Königs der Belgier steht.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß eine so hingebende Thätigkeit von Verleumdung nicht verschont bleiben würde. Im Juli vorigen Jahres brachte die Times die Mitteilung, daß Stanley auf seinem Wege Sklaven in Fesseln arbeiten lasse, die er in großer Anzahl sehr wohlfeil an Ort und Stelle kaufe. Der König der Belgier sei wegen der langsamen Fortschritte unzufrieden, viele seiner weißen und farbigen Be-

gleiter seien gestorben u. s. w. Die Quelle, aus der diese Mitteilun stammt, verrät sich bald durch die folgenden Angaben über die glänzende Erfolge des Grafen Savorgnan de Brazza, der eine große Länderstrec wohlfeil gekauft (sic!) und am obern Kongo eine Station gegründet, di er der Obhut eines Weißen (sic!) anvertraut habe. Es ist kaum glaublich daß derartige Verleumdungen und Schwindeleien selbst in einem Missions blatte bona fide ohne Widerlegung abgedruckt werden konnten (Vgl Illustr. Missionary News 1881 p. 91).[1]) Den wahren Sachverhalt kann man aus unsern obigen Andeutungen leicht entnehmen. Die französische Rivalität bemüht sich den Erfolgen Stanleys den Rang abzulaufen.[2]) Di Behauptung, daß de Brazza das Land gekauft habe, ist für jeden, der innerafrikanische Verhältnisse nur entfernt kennt, eine solche Lüge, daß man kaum begreift, wie man es wagen kann sie zu drucken. Ob einer Annexion irgend welche Giltigkeit zukommen kann, ist wie schon angedeutet, stark zu bezweifeln. Immerhin bleibt es zu bedauern, daß gleich nach dem Bekanntwerden der Stanleyschen Entdeckung keiner der hervorragenden Diplomaten die Sache in die Hand nahm, um eine Klarlegung der Stellung herbeizuführen, welche die christlichen Kulturstaaten den plötzlich bekanntwerdenden reichen Ländern gegenüber einzunehmen haben, und einer jeden einseitigen Besitzergreifung vorzubeugen. Daß unsre schwache Stimme, die wir damals in dieser Sache erhoben,[3]) überhört werden würde, war vorauszusehen. Vielleicht wird man noch später es bereuen, daß seiner Zeit nichts in der von uns angedeuteten Richtung geschehen ist.

Hoffen wir jedoch, daß ein Mann von der Energie eines Stanley, das von ihm entdeckte Gebiet nicht ohne weiteres seinen Rivalen in die Hände fallen läßt. Jedenfalls deutet dahin der beschleunigte Vorstoß Stanleys noch vor Vollendung des Weges. Hoffentlich gelingt es ihm, sein Dampfboot auf dem Kongo flott zu machen, ehe de Brazza von der Alima aus mit dem seinen den Hauptstrom erreicht.

---

[1]) Es kann dies nur als ein Zeichen der Gedankenlosigkeit der Redaktion gelten. — In der Times ist ohne Zweifel eine Widerlegung gefolgt, doch hatten wir keine Gelegenheit davon Kenntnis zu nehmen.

[2]) Auch die von Stanley angelegte Straße, die ja freilich sehr primitiv sein mag, wird als unpraktisch, ja fast als ein Mißerfolg in dem franz. Berichte verdächtigt. Siehe „Ausland" 1882. S. 213 ff. D. H.

[3]) Jahrgang 1878 S. 9 u. 10.

Eine kurze Replik.

Die „Kathol. Missionen“ haben in Nr. 5 (S. 101 ff.) eine gegenteilige Darstellung der die Ausweisung der römischen Missionare aus Herrsland betreffenden Vorgänge (cfr. S. 66 ff. dieser Zeitschrift) gebracht. Wir hatten das als selbstverständlich erwartet, und sind ganz und gar nicht gesonnen, uns in eine weitläufige Polemik mit unsern papistischen Gegnern einzulassen. Denn erstens ist eine solche Polemik ein unfruchtbares Werk, weil der römischen Dreistigkeit und Rechthaberei gegenüber jede Verständigung aussichtslos, und zweitens liegt zu ihr auch keine Veranlassung vor, da der Bericht der „Kathol. Missionen“ sich darauf beschränkt, das Recht der römischen Eindringlinge auf eine dauernde Niederlassung in Omarum einfach zu behaupten und die rheinischen Missionare, namentlich Biehe, zu beschuldigen, die einzigen Urheber der Ausweisung zu sein — *ohne auch nur den Versuch zu machen, für jene Behauptung* und diese *Beschuldigung Beweise beizubringen oder die Beweise Biehes* zu widerlegen. Jeder unparteiische Mensch, der beide Berichte mit einander vergleicht, muß jedoch durch das aktenmäßige Beweismaterial wie durch die ruhige Objektivität, welche der invektivereichen römischen Darstellung gegenüber den Bericht Biehes charakterisiert, von der Wahrheit des letzteren überzeugt werden.

Mit großer Emphase wird die in Rede stehende Ausweisung als „ein Beitrag zur Geschichte der protest. *Toleranz* nicht aus alten Tagen, sondern aus dem Jahre des Heils 1881“ bezeichnet. Die Herren im römischen Lager scheinen sonderbare Begriffe von „Toleranz“ zu haben, nämlich daß der Kampf zwischen Papismus und Protestantismus einseitig in der Weise geführt werden müsse, daß wir einfach still halten, dieweil sie uns tot schießen. Man sollte sich doch nicht auf Toleranz berufen in einer Kirche, welche diese Tugend mit dem Fluche belegt, und welche überall, wo sie die Macht besitzt, bis auf den heutigen Tag mit Gewaltmitteln der Ungerechtigkeit jede protestantische Regung zu unterdrücken trachtet. Zum Beweise hierfür lese man nur die letzte Nummer (XLI) der „Blätter aus Spanien“ von F. Fliedner! Wir werden selbstverständlich nicht gleich mit gleich vergelten; aber wir werden uns gegen die römischen Angriffe und Eingriffe unsrer Haut wehren. Statt hämische Bemerkungen über protestantische Toleranz zu machen, übet selbst erst Toleranz gegen uns, ihr Herren, dann werden wir uns über diesen Punkt vielleicht verständigen.

Vor allen Dingen lasset eure Missionare von unsern Missionsgebieten fern bleiben! Die heidnische Welt ist ja noch groß genug — warum dringen sie systematisch fast überall ein, wo wir bereits festen Fuß gefaßt, richten Verwirrung an und geben Feinden und Freunden des Christentums so viel Ärgernis? Schiedlich — friedlich: das laßt unsre Losung sein. Wird aber diese Losung nicht acceptiert, so ist es nicht protestantische Intoleranz, wenn wir gegen unberufene Eindringlinge mit dem Schwerte des Geistes uns verteidigen.

Und nur das hat Missionar Biehe gethan. Die Ausweisung erfolgte kraft *obrigkeitlicher* Ordre, weil die Römischen ein Recht sich angemaßt, das ihnen nicht gegeben worden war. Ja — Biehe „erachtete es für seine Pflicht, die Gegensätze zwischen der römischen und protest. Kirche seiner Gemeinde auseinanderzusetzen.“ Durfte er etwa auch das nicht? Aber, behauptet der katholische Bericht, „die von den Protestanten verfaßten Religionsbücher strotzten von groben Unwahrheiten.“ — P. Lynch führt als

Beweis zwei Sätze aus dem Buche Omahouge Ookulezza (?) Otjiherero (II p. 54) an, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu prüfen wir außerstande sind, da das betreffende Buch uns nicht zu Händen. Wir bezweifeln aber aufs entschiedenste, daß sie ganz so lauten, wie der Pater sie übersetzt. „Jeder Christ, welcher früher die Bibel zu lesen wünschte, wurde von der römischen Kirche gemordet und die Zahl der Christen, welche dafür den Tod erlitten, ist so groß wie der Sand am Meere." Und: „So lange man die Gewalt der römischen Kirche nicht im Zaume hält, wird sie fortfahren, die Christen zu morden und zu verbrennen." Es wird wohl mit diesen Sätzen ähnlich stehen wie mit einem Wort, welches Viehes Bericht selbst enthält und bezüglich dessen die „Kathol. Missionen" schreiben: „Über Herren Viehes Wahrheitsliebe oder bodenlose Unwissenheit verbreitet übrigens der einfache Satz (S. 73 der Missionszeitschrift) hinlängliches Licht: „„Als die Römischen hier ankamen, machten ihnen mehrere der ersten Herrenmänner einen Besuch. Diesen fiel das Bild der Jungfrau Maria auf und auf ihre Frage, was das vorstelle, wurde ihnen bedeutet, diese heilige Jungfrau müsse man anbeten."" Nun, dieser Beweis für Viehes „bodenlose Unwissenheit" dürfte kaum sehr schlagend sein, und wenn es sich, wie wir vermuten, mit „den groben Unwahrheiten, von denen die protest. Hererobücher strotzen," und von denen der — übrigens eben erst ins Land gekommene und der Sprache unkundige — Pater doch gewiß die ärgsten herausgegriffen hat, ähnlich verhält, so sind sie wahre Spielereien gegen die gemeinen Verdächtigungen, welche in Wirklichkeit offizielle katholische Lehrbücher z. B. über Luther und die Reformation enthalten. Daß aber die römische Kirche einen „gefälschten Glauben" lehrt, das ist allerdings nicht blos die Meinung der rheinischen Missionare in Hereroland, sondern eine Thatsache, die eben die Veranlassung zur Reformation und zur Bildung der evang. Kirche war.

Endlich nur noch eins. Die „Kathol. Missionen" belehren uns, daß Viehe die römischen Missionare in Hereroland mit Unrecht als „Jesuiten" bezeichne. „Es waren leider keine Jesuiten, sondern Patres vom heiligen Geiste, ebensowenig als die Missionäre[1]) im Reiche Mtesas Jesuiten sind, sondern Missionäre von Algier (Pères blancs); aber die protest. Missionszeitschrift scheint immer dieses lächerlichen Wauwaus von Jesuiten zu bedürfen, um ihren Lesern das nötige Grausen vor katholischen Missionären einzujagen." Diese Bemerkung hat uns viel Spaß gemacht. Was für ein sonderbares Bild muß doch der Herausgeber der „Kathol. Missionen" von unsern Lesern haben, daß er meint, wir müßten sie durch Gruseln fesseln und dazu bedürften wir eines kräftigen „Wauwau". Es giebt bei uns ein Sprichwort: „Was ich denk und thu, trau ich andern zu", daran wurden wir durch diese Bemerkung lebendig erinnert. Weder haben wir „Wauwau"-Liebhabereien noch unsere Leser „Gruſel"-Bedürfnisse. Wenn wir gewisse kathol. Missionare Jesuiten nannten, so waren wir wirklich der Meinung, sie seien auch solche, und da die Jesuiten in der römischen Kirche heutzutage den Ton angeben, so werden wir ja auch keinen großen sachlichen Fehler gemacht haben. Das kann einem Protestanten schon passieren, daß er die römischen

[1]) Auch die „Kathol. Missionen" schreiben Missionäre (von dem franz. missionaire) statt: Missionare (von dem lateinischen missionarius). Warum erst der Umweg der französisierten Form? Oder wollen sie ihre Sendlinge dadurch unterscheiden von unsern Missionaren?

Missionare einmal unrichtig rubriciert. Passiert doch ähnliches auch dem Herausgeber der „Kathol. Missionen," der die rheinische M. G. eine „lutherische" nennt. Jedenfalls nicht, um seine Leser mit dem „lächerlichen Wauwau": „lutherisch" gruseln zu machen, sondern einfach weil er nicht gewußt hat, daß sie eine unierte ist. Schlimmer dürfte es sein, daß in dem in Rede stehenden Aufsatze der Oberhäuptling der Herero und zwar nicht einmal sondern durchgehends Kamaherero genannt wird, während der Mann doch Kamahärero heißt. Wir wollen unsern Irrtum gern berichtigen; aber doch auch bei dieser Gelegenheit den Herausgeber der „Kathol. Missionen" bitten, nicht so schadenfroh mit Steinchen zu werfen, wenn man selbst unter einem Glasdach wohnt.

Missionsrundschau.[1])

Bevor wir zu Asien übergehen, noch zwei Nachträge zu **Afrika.** Der erste betrifft den Krieg zwischen den Namaqua und Herero (cf. diese Ztschr. 81 S. 275 ff.). Dr. Hugo Hahn, jetzt lutherischer Pastor in der Kapstadt, bekanntlich einer der Begründer der Hereromission, und langjähriger Arbeiter in derselben, welcher im Auftrage der Kapschen Regierung nach der Walfischbay resp. ins Hereroland entsendet wurde, um sich über die neuen Kriegsgerüchte an Ort und Stelle zu informieren und ev. für den Frieden zu wirken, hat dem Herausgeber unter dem 27./3. cr. die folgenden Nachrichten brieflich mitgeteilt — sie stammen also aus sicherster Quelle.

Gegen Ende v. J.'s waren in der Kapstadt sehr beunruhigende Gerüchte über einen Angriff der Herero auf die Walfischbay und die dort wohnenden Weißen in Kurs gesetzt worden. 1500 Herero sollten im Anzuge sein und ein entsetzliches Blutbad unter Weißen und Namaqua beabsichtigen. Stürmisch forderten die Zeitungen die Entsendung von Truppen und ein neuer Krieg der Regierung gegen die Eingebornen — diesmal die Herero — stand in fast sicherer Aussicht. Da wagte es Dr. Hugo Hahn in einer der gelesensten Kapschen Zeitungen diesen ganzen Sturm als eine künstliche

---

[1]) Da sich die bisherigen „Quartal-Berichte" thatsächlich bereits zu „Rundschauen" gestaltet haben, so habe ich mich entschlossen, ihnen von jetzt ab auch diesen Namen zu geben. Mit bloßen kurzen zeitungsartigen Notizen über die neusten Vorgänge auf den verschiedenen Gebieten des sich immer vergrößernden Missionsfeldes ist weder den Lesern noch der Sache viel gedient. Dies der Grund der Verwandlung der ursprünglichen „Missions-Zeitung" in regelmäßige, übersichtliche und teilweis detaillierte „Quartalberichte." Ganz unmerklich haben nun diese Quartalberichte einen immer größeren Umfang angenommen, so daß es — aus persönlichen und redaktionellen Gründen — nicht immer möglich wurde, jedes Vierteljahr den fälligen Bericht, resp. diesen Bericht in der wünschenswerten Vollständigkeit und Abgeschlossenheit, zu liefern. So verloren sie den Charakter wirklicher Quartalberichte und schien es mir richtiger, sie auch nicht mehr so zu nennen. In den „Rundschauen" hoffe ich die Leser zweimal während des Jahres über das gesamte Missionsfeld zu führen und sie so über die neusten Vorkommnisse auf dem laufenden zu halten. Ereignisse von hervorragender Bedeutung, deren Mitteilung nicht wohl verschoben werden kann, sollen unter besonderen Rubriken zur Kenntnis der Leser gebracht werden. D. H.

Agitation zu enthüllen. Der Hauptagitator war ein Major Musgrave, gewesener englischer Magistrat im Hererolande, der beim Ausbruch des Krieges von Okahandya, wo er residierte, sich sofort nach der Walfischbay, und nach dem letzten Siege der Herero gar nach der Kapstadt in Sicherheit gebracht. Dieser Herr war aus Gründen, die wir hier unerörtert lassen wollen, ein ebenso großer Deutschenfresser wie bitterer Gegner der Herero und hatte offen für die Namaqua Partei ergriffen. Um seine unrühmliche Flucht zu rechtfertigen und seine Darstellung der bedrohten Lage der Walfischbay zu beglaubigen, brachte er eine Petition der dort wohnenden Weißen mit, die nur der rheinische Missionar Böhm nicht unterzeichnet, den der Major erschießen lassen zu wollen gedroht, „weil er sich hererofreundlich gezeigt." Dazu kamen noch zwei andre wichtige Umstände, die ich mit Hahns eignen Worten am besten schildere. „Erlauben Sie, daß ich Sie ein wenig hinter die Kulissen führe, die ganze Geschichte war Komödie, wie sie schon oft in der Kolonie erfolgreich gespielt ist, wenn interessierte Personen einen native war improvisieren wollen. Die Regierung ist meist unschuldig daran, man führt sie an der Nase, oft sehr widerstrebend, hinein. Die Namas hatten den ganzen Krieg auf Puff geführt. Sie schuldeten den Händlern und diese den großen Kaufleuten in der Kapstadt ganz enorme Summen, Tausende von Rindern. Die Herero waren schuldenfrei; blieben nun diese Sieger, so war's unmöglich, daß die Namas ihre Schulden bezahlten. — Endlich saßen an der Walfischbay die aus dem Hererolande vertriebenen Jesuiten (cf. S. 66 ff.), die den Waffen der Namas natürlich Heil und Segen wünschten und ein Einschreiten der Engländer gern gesehen hätten, denn dann konnten sie in dem Friedenstraktat mit Gewißheit ein Artikelchen erwarten, das den Herero Religionsfreiheit zur Pflicht machte. — Gestissentlich hatten nun die Händler überall unter den Namas bekannt gemacht, daß die Regierung den Krieg gut hieße und durch Truppen sie unterstützen würde, falls ihnen die Herero zu stark wären; das unverantwortliche Parteiergreifen des engl. Magistrates für die Namas mußte diese auch glauben machen, ihre Sache sei die der Engländer. Mochte nun die Regierung thun, was sie wollte, immer war es eine Demonstration gegen die Herero, die dem Kriege einen neuen Impuls gab."

Angesichts dieser Lage der Dinge schrieb also Dr. H. Hahn den erwähnten Zeitungsartikel, in welchem er diese Machinationen offen darlegte und die Regierung vor raschen Schritten ernstlich warnte. Die erste Folge war: eine persönliche Benehmung mit dem Gouverneur und dem Minister für die Angelegenheiten der Eingebornen, die zweite: die Aufforderung an H. Hahn, als Special Commissioner sich nach der Walfischbay zu begeben, um an Ort und Stelle den Stand der Dinge zu untersuchen. Um der gefährdeten Mission willen nahm H. Hahn den Auftrag an, aber unter der Bedingung, ohne militärische Begleitung reisen zu dürfen. Man einigte sich dahin, daß er auf einem Kriegsschiff fuhr und 25 nicht uniformierte Volontärs mitnahm mit der Ermächtigung, jenes wie diese zurückzuschicken, wenn keine Gefahr vorhanden. Am Kap brach über diesen Schritt der Regierung neuer Sturm aus. Besonders die „Laterne" that sich in Schmähungen hervor, die aus der Feder des Herrn Dr. Theophilus Hahn stammten, der allerdings in Südafrika unter Autoritäten gerade nicht gerechnet wird. Wie er erwartet, fand Hugo Hahn an der Walfischbay alles in der größten Ruhe. Allgemeines Erstaunen herrschte über seine Ankunft. Das Kriegsschiff mit den Volontärs ließ er sofort nach der Kapstadt zurückkehren, nur der mit ihm gekommene neue Magistrat, Kapitän Whindus, behielt 9 als Polizisten zurück. Nachdem an der Bay Hahns Verhandlungen mit den Namaqua befriedigend erledigt, begab er sich ins Innere des Landes

bis Okahandya, wo sich neben den Missionaren alle angesehenen Männer der Herero und Gesandte der Bastards versammelten, die mit Kamaharero Frieden suchten und fanden. Hier war über Hahns Kommen allgemeine Freude und das Volk faßte wieder Vertrauen zur engl. Regierung. „Die Wirkung lag in der Thatsache meiner Sendung, nicht in meiner Diplomatie. Daß man mich geschickt, sagte den weißen Intriguanten, die Regierung habe sie durchschaut und lasse sich nicht von ihnen ins Schlepptau nehmen, den Namas, daß sie auf keine Unterstützung seitens der engl. Regierung zu hoffen, und den Herero gab es die Versicherung, man führe nichts im Schilde wider sie. Abr. Kawrbooi war auch sofort willig mit den Herero Waffenstillstand zu schließen. Dazu kam ich, daß auch Missionar Krönlein, den die Rh.-M.-G. ins Namaland gesandt hat, um die Häuptlinge zum Frieden geneigt zu machen, williges Ohr gefunden. Nur Jan Jonker ist noch immer derselbe unstäte Mensch, die Ursache aller Verwickelungen, und ich hoffe, daß man mit ihm kurze Sprünge machen wird." Die ganze Angelegenheit wird noch vor das Kapsche Parlament kommen, dem H. Hahn einen gedruckten Bericht erstattet hat, der indes noch nicht in unsern Händen ist.[1])

Jedenfalls zeigt diese Geschichte von neuem, daß es nicht die Missionare sind welche — wie aus leicht begreiflichen Gründen ihre Gegner ihnen so oft vorwerfen — kriegerische Verwickelungen provozieren. Wieder einmal hat ein alter Missionar als Friedensvermittler mit Erfolg gewirkt. Wills Gott hat die englische Politik in Südafrika aus diesem Erfolg sich eine Lehre genommen und wird auch die Mission im Hererolande von ihm einen Segen haben.

Die zweite Nachricht, die wir den Daily News v. 14. Fr. cr. entnehmen, ist eine sehr betrübende; sie meldet nämlich, daß 19 von den südafrikanischen Begleitern des Mr. Stewart, der bekanntlich die Anlegung einer Straße zwischen Nyassa und Tangawika in Angriff nehmen wollte, aus bis jetzt unbekannten Gründen von den Eingebornen des nördlich vom Nyassa gelegenen Gebiets Ende Dez. v. J.'s. ermordet worden sind. Nur 4 Träger entgingen dem Blutbade. Hoffentlich bestätigt sich die andere Mitteilung nicht, daß die Ingenieure in Verbindung mit ihnen befreundeten Häuptlingen sich aufgemacht, die Mörder für ihre Blutthat zu bestrafen, ihr Dorf niederzubrennen und drgl. Man hatte so große Hoffnungen auf den neuen Kommunikationsweg gesetzt und nun steht man auch hier wieder vor den afrikanischen Hemmnissen! Specielleres später.

Asien. Im Jahre 1879 erhielt Missionar Bruce, ein Arbeiter der Ch. M. S. in Persien folgenden Brief von einer Anzahl Juden aus Hamadan: „Ehrwürdiger Herr! Schon vor mehr als Jahresfrist haben wir, die Verfasser dieser Bittschrift, die Hilfe einer der englischen Missionsgesellschaften angerufen; es scheint jedoch unmöglich gewesen zu sein, unserer Bitte zu willfahren. Nun bitten wir Sie demütig um unseres HErrn Jesu Christi willen, diesen unseren Brief der Missionsgesellschaft in London zu schicken und uns, die wir mit Verlangen darauf harren, irgend eine Antwort zu verschaffen. Ihre unterthänigen Diener haben seit langer Zeit die Bücher des Alten und des Neuen Testaments durchforscht, um die Wahrheit in Christus Jesus zu finden, und haben den HErrn ernstlich angerufen, ihnen dies Geheimnis zu offenbaren. Endlich

[1]) Unterdes haben auch die „Berichte der Rheinischen M.-G." (S. 137 ff.) eine noch ausgeführtere Darstellung der qu. Vorgänge gebracht, die mit der unsern völlig übereinstimmt.

sind wir durch Gottes und des Messias Barmherzigkeit zu einer so festen Überzeugu
von dieser Wahrheit gekommen, daß kein jüdischer Gelehrter uns zu widerlegen vermo
Das ist uns alles einzig und allein durch die Gnade unsers HErrn Jesu Christi
teil geworden und keineswegs durch irgend eine menschliche Vermittelung, wie m
wohl fälschlich behauptet hat. Und durch die Gnade unsers HErrn haben wir im La
der letzten sechs Monate vierzig unserer Brüder zum wahren Glauben bringen dürfe
Die ungläubigen Juden haben alles gethan, was sie irgend vermochten, uns unser
Lebens und unserer Besitztümer zu berauben. Sehr oft haben sie uns bei dem Sch
verklagt, aber so weit uns bekannt geworden ist, stets ohne den gewünschten Erfol
Vor einigen Tagen haben sie einen der Unsrigen geschlagen und vor dem Gouverneu
eidlich bezeugt, wir hätten das gethan. Der Gouverneur ließ sie indessen sieben Stunde
lang gefangen setzen und verbot uns, ihre Synagoge zu betreten. Hierauf erklärte
unsere Feinde, sie wollten Frieden mit uns schließen. Gehorsam dem Befehle unsere
HErrn Jesu Christi hegen wir keine feindseligen Gesinnungen gegen sie und ist es
unser inniger Wunsch, unter ihnen zu leben und sie Ihm zuzuführen. Sie aber lauern
fortwährend auf eine Gelegenheit, uns zu verfolgen, weshalb wir zur Zeit ihnen gegen
über über religiöse Gegenstände schweigen müssen. Unsere Bitte nun hat den Zweck,
die Hilfe der Gesellschaft zu erbitten, damit wir ungehemmt unter unserem Volke lebe
und dasselbe zu dem HErrn Jesus führen können. Wenn die Juden in Hamadan
Christen werden, so giebt das große Hoffnung, daß alle persische Juden ihrem Beispiele
nachfolgen. Hamadan ist für die Juden die vornehmste Stadt Persiens, und wir, die
wir zum Glauben gekommen sind, gehören zu den vornehmsten Juden in Hamadan.

Wir haben keine Hoffnung auf Hilfe, wenn sie uns nicht von Ihnen komme
Unterstützungen an Geld bedürfen wir nicht, da wir trotz der großen Verluste an Eigen
tum, welche wir durch die Verfolgung erlitten haben, dennoch imstande sind, für alles
Nötige aus eigenen Mitteln zu sorgen."

Diesen Brief sandte Bruce an die Londoner Juden M.-G., welche 1865 aus Mangel
an Mitteln ihre Arbeit in Persien hatte einstellen müssen. Auch jetzt vermochte sie nicht,
dieselbe wieder aufzunehmen. Darauf machte sich Bruce im Auftrage der brit. Bibel-
gesellschaft selbst nach Hamadan auf und richtete von da aus unterm 3. Nov. 1880
folgenden Brief nach London: „Hamadan, das alte Ekbatana, ist der Hauptwohnplatz
der Juden Persiens. Man sagt mir, daß sich hier etwa 3000 derselben befinden. Im
Jahre 1875 nun wurde hierselbst Hesekiel Chajim, Sohn eines der wohlhabendsten und
einflußreichsten Juden der Stadt, durch das Wort Gottes allein zu der Erkenntnis
geführt, daß der Messias gekommen und während des zweiten Tempels getötet sein
müsse. Er fand bald einen Überzeugungsgenossen in Dr. Aga Jan, der aus priester-
lichem Geschlecht ist. Chajim ist ein junger Mann von beträchtlichem Talente, wohl be-
wandert in der hebräischen Bibel, dem Talmud, den Targumim u. s. w. und mit dem
Persischen wohl vertraut. Die zwei Freunde erlangten bald darauf ein Neues Testament
und wurden durch das Lesen desselben an Jesum gläubig. Sie bekannten nun ihren
Glauben öffentlich und bewiesen in den Synagogen, wie in allen Häusern, die sie be-
suchten, daß Jesus der Messias sei. In demselben Viertel wohnt ein altes Oberhaupt
der Juden, Dr. Elijahu, von dessen Söhnen zwei unter den Mohammedanern einen
großen Ruf als Ärzte genießen. Obgleich nun der älteste der vier Söhne dieses Mannes
eine Zeitlang ein bitterer Feind der Brüder war, sind doch seit kurzem Dr. Elijahu, Dr. Moses
und Dr. Rachomim, und nun ebenso auch die zwei andern Söhne durch die Beweise

Chajims überzeugt worden. Ein Ladenhalter, Namens Ruben, und Chajims jüngerer Bruder Salomon traten hinzu. Chajims Vater, der ein wohlhabender und bigotter Jude ist, bot ihm ein Geschenk, das für einen Eingeborenen Persiens soviel wie 2000 Mark ausmachte, wenn er seinen Glauben geheim halten wollte, aber drohte ihm zu gleicher Zeit, daß er ihn enterben würde, wenn er über Jesum zu predigen und zu sprechen fortführe. Er lehnte das Anerbieten entschieden ab, und er wie sein Bruder Salomon wurden in der That enterbt. Einige Zeit hindurch hörten die Juden den Darlegungen Chajims und seiner Freunde aufmerksam zu, aber darnach erließ der Mollah eine Ankündigung, daß jeder, der sich zu diesen Ketzern gesellen oder mit ihnen verkehren würde, aus der Synagoge gestoßen werden solle. Die hohe Stellung der Familien des Dr. Elijahu und Aga Jan, die mit Chajims Vater die drei Häupter der Juden bilden, befreite sie von der Verfolgung nicht. Es würde mir unmöglich sein, auch nur den zehnten Teil dessen, was sie erduldeten, zu erzählen. Dr. Rachamim wurde einmal auf der Straße so arg mißhandelt, daß ihm ein Arm und einige Rippen zerbrochen wurden, auch seine goldene Uhr wurde ihm bei dieser Gelegenheit genommen, und er hat sie nie wieder gesehen.

Im Oktober 1878 brachte der amerikanische Missionar J. Bassett eine Woche in Hamadan zu und taufte während dieser Zeit Chajim, Dr. Rachamim und Moses. Dr. Aga Jan, welcher gerade abwesend war, wurde eine Woche später getauft, und zwar von dem protestantisch-armenischen Pastor in Hamadan. Sonst hatten diese erweckten Juden keinen Verkehr mit auswärtigen Missionaren. Auch an Schutz fehlte es ihnen ganzlich. Ein armer Jude, Jair mit Namen, der anfangs seinen Nachbar Aga Jan verflucht und geschimpft hatte, dann aber durch die Milde desselben überwunden worden war, wurde in der Synagoge ergriffen, und als er sich weigerte, dem Heiland zu fluchen, heftig geschlagen und hinausgeworfen. Ja, die Juden veranstalteten einen Auflauf; Männer, Weiber und Kinder versammelten sich vor dem Hause des Gouverneurs und schrieen um Rache gegen die Christen. Der damalige Gouverneur aber war ein billig denkender Mann, ließ die Angeklagten vor sich kommen und strafte statt ihrer ihre Verkläger. Leider wurde er aber bald darauf durch einen Beamten ganz andern Schlages ersetzt. Dreimal mußte Jair vor dem neuen Gouverneur erscheinen und jedesmal ein Strafgeld zahlen, einmal wurde er auf der Straße durchgeprügelt und endlich auf Befehl des Gouverneurs der Bastonade unterworfen, wobei der Unmensch rief: „Schlagt ihn so lange, bis ihm seine Füße abfallen!“ Glücklicherweise war der, welcher die Strafe auszuführen hatte, ein Freund der Christen, sodaß die Exekution nicht ganz so grausam ausfiel. Als man ihn aber schlagen wollte, rief er aus: „Wenn ihr meint, daß eure Schläge mich bewegen werden, Jesum zu verleugnen, so irrt ihr; und wenn ihr mir das Haupt abschlagt, so will ich ihn doch mit meinem letzten Atemzuge bekennen.“ Nach der Bastonade wurde er für zwei Tage in den Kerker geworfen. Dazu kam ein Erlaß des mohammedanischen Oberpriesters, welcher, von den Juden hierzu bewogen, dem Jair befahl, seinen Kaufladen zu schließen. Nur der Vermittelung des armenischen Pastors hatte es der Arme zu danken, daß dieser Befehl nicht zur Ausführung kam. Überhaupt hat sich dieser Geistliche in der ganzen Angelegenheit der Bedrängten aufs eifrigste angenommen. Der britische Konsularbeamte und der persische Gouverneur stehen ganz auf jüdischer Seite. Sie haben jetzt den Bekehrten befohlen, ihre Häuser zu verkaufen und in einen andern Stadtteil überzusiedeln, und ihnen zugleich verboten, in jüdischen Läden Fleisch zu kaufen oder ein öffentliches Bad zu besuchen.

Chajim und seine Freunde haben mehrere Besprechungen mit mohammedanischen Mollahs gehabt und dabei ihre Sache tapfer verteidigt. Ich bin der Ansicht, daß diese Bewegung, wenn sie weiter gepflegt wird, ein wichtiges und mächtiges Zeugnis an die Mohammedaner werden und der Mission unter denselben die Thore öffnen kann. An dem heiligen Abendmahl, dem ich in der protestantischen Kirche beiwohnte, nahmen auch Chajim, Aga Jan, Moses und Jair teil. Bis jetzt sind es 40 Männer und 15 Frauen, welche an Jesum glauben; 5 derselben sind getauft und 4 wohnen regelmäßig dem protestantischen Gottesdienste bei. Aber außer diesen 55 giebt es noch viele, die im stillen glauben und zunächst nur durch Familienrücksichten abgehalten werden, sich dem Kreise der andern anzuschließen."

Jetzt hat die Londoner G. einen trefflichen Missionar, Lotka, der selbst Proselyt ist, zunächst für 3 Jahre nach H. gesandt und sind von diesem auch bereits Nachrichten über den Anfang seiner dortigen Arbeit und einige Judentaufen eingegangen (Dibre Emeth 1881 S. 161 ff. und 82 S. 33 ff.). Übrigens begreifen wir nicht recht, warum jene Petenten, was doch am nächsten gelegen, sich nicht an die amerikanische (presbyt.) Mission gewendet haben, da dieselbe neben den Mohammedanern und Armeniern sich auch der Juden annimmt.[1])

Indien. Augenblicklich ist eine vicekönigliche Unterrichts-Kommission niedergesetzt mit der Aufgabe „die Resultate des Erlasses von 1854[2]) zu untersuchen, die Bildung der Massen in Erwägung zu ziehen und zu prüfen, wieweit eine Förderung privater höherer Lehranstalten zu empfehlen." Diese Kommission ist natürlich auch für die evang. Mission in Indien von der höchsten Bedeutung und hat deshalb das angesehenste englische Missionsorgan, der Ch. M. Intelligencer, in einem längeren, ebenso sachkundigen wie entschiedenen Artikel: On education in India (Jan. 82) die berechtigten Wünsche der Missionsarbeiter bezüglich dieser wichtigen Frage öffentlich dargelegt. Es handelt sich wesentlich um eine Reformation des höheren Unterrichts, der auf Kosten der Volksschulen bisher von der Regierung ganz unverhältnismäßig bevorzugt und in einem gefährlichen irreligiösen Sinne erteilt worden ist, um Hebung des Volksschulwesens und der privaten Unterrichtsanstalten, und um eine solche Handhabung des Princips der religiösen Neutralität der Regierung, daß durch sie die Irreligiösität nicht mehr gefördert und die Verbreitung der Bekanntschaft mit den Grundlehren des Christentums nicht ferner gehindert werde. Wir in Deutschland sind ja auf die Beschlüsse jener Kommission ohne jeden Einfluß; aber die englischen Missionsfreunde sollten die Forderungen, welche die Ch. M. S. gestellt, durch eine lebhafte öffentliche Diskussion dieser weittragenden Frage aufs thatkräftigste unterstützen und sich zu einer Kollektiverklärung an das indische Amt vereinigen.[3]) Selbst-

---

[1]) Wieder ein Exempel römischen Hasses gegen den Protestantismus. Aus Persien melden nämlich nach Indep v. 4. 15 cr. die „Jahrbücher zur Verbindung des Glaubens" daß „eine große Anzahl (kathol.) Katechumenen vorgezogen habe als Opfer der Teurung und des Krieges zu sterben, als den Protestanten eine entehrte Existenz zu verdanken"!!

[2]) Siehe über denselben die Mitteilungen in Duffs Leben in der vorigen Nummer S. 209 f.

[3]) Wie das „Ev. Miss. Mag." (S. 223) meldet, besteht die qu. Kommission aus 20 Mitgliedern, unter denen sich auch mehrere Missionare befinden.

verständlich werden wir nicht verfehlen, die Resultate der qu. Kommissionsverhandlungen seiner Zeit unsern Lesern mitzuteilen.

Über die Hindu-Reformsekten bringt die letzte Nummer (Jan. 82 S. 386 ff.) der Indian Evang. Review im wesentlichen folgende Angaben: In Kalkutta und durch Bengalen giebt es 3 brahmoistische Denominationen. Die erste, welche den orthodoxen Hindus ziemlich nahe steht, nennt sich den originalen Samadsch oder Adi. Von ihr schieden sich 1865 die Progressisten unter dem bekannten Keschab Tschander Sen. 1878 verließen diesen bisherigen Führer, besonders wegen der Verheiratung seiner noch nicht 14jährigen Tochter, eine Menge seiner Anhänger, welche den konstitutionellen oder Sadharan Brahmo Samadsch bildeten. Erst nach dieser Separation (1881) gab Sen seiner sehr dezimierten Sekte den hochtrabenden Namen new dispensation, führte ein ziemlich komödienhaftes Ceremoniell ein (Fahne, Nachbildung des Abendmahles und der Taufe, mystischen Tanz, Ritus der Kanonisation, Feueropfer, die Arati Ceremonie, d. i. stehend in einer Art Lichterschwingung) und proklamierte ein phrasenhaftes Glaubensbekenntnis, welches mitzuteilen wir uns ersparen können, da es durch frühere Auszüge aus den Reden des theatralischen Reformers hinlänglich angedeutet ist.

Viel weniger bekannt als die new dispensation ist der unzweifelhaft viel ernstere und edlere Sadharan Brahmo Samadsch, dessen Leiter der angesehene und gelehrte Advokat A. M. Bose ist. Diese Sekte hat sich eine presbyterianische Verfassung gegeben, ist außerordentlich rührig auf dem Gebiete der praktischen socialen Reform und hat allerlei gute Vereine gegründet. Ihr Glaubensbekenntnis faßt sie in folgende Sätze zusammen: 1) Es giebt nur einen Gott, welcher ist der Schöpfer, Erhalter und Erlöser der Welt. Er ist Geist, unendlich an Macht, Weisheit, Liebe, Gerechtigkeit, Heiligkeit; allgegenwärtig, ewig und selig. 2) Die menschliche Seele ist unsterblich, fähig unendlichen Fortschritts und Gott verantwortlich für alle ihre Thaten. 3) Gott muß angebetet werden im Geist und in der Wahrheit. Gottesdienst ist notwendig um wahres Glück und Heil zu erlangen. 4) Liebe zu Gott und Ausführung seines Willens in allen Beziehungen des Lebens ist wahrer Gottesdienst. 5) Gebet, Abhängigkeitsgefühl von Gott und fortgehende Realisierung seiner Gegenwart sind die Mittel um geistliche Kraft zu erhalten. 6) Kein geschaffenes Wesen soll angebetet werden wie Gott, auch keine Person und kein Buch ist infallibel und einziges Mittel des Heils. 7) Gott ist der allgemeine Vater, alle Menschen Brüder. 8) Gott belohnt die Tugend und bestraft die Sünde. Seine Strafen sind Heilmittel, nicht ewig. 9) Ablegung der Sünde begleitet von aufrichtiger Reue ist die einzige Sühne und Einheit mit Gott in Weisheit, Güte und Heiligkeit die wahre Erlösung. — Man sieht, dieses Glaubensbekenntnis ist noch weit davon entfernt ein christliches zu sein, so viel christliche Elemente es auch enthält. Jedenfalls ist es nüchterner als das Phrasengeklingel Sens. Meinen es seine Bekenner ehrlich, warum sollten wir keine Hoffnung haben, daß dann Joh. 7, 17 sich auch bei ihnen bewahrheite?

Ähnlich der bei den meisten M.-GG. üblichen Unterscheidung zwischen vollen Kirchengliedern (members) und Anhängern (adherents) scheiden sich auch die Brahmoisten in solche, die jede Verbindung mit dem Götzendienst abgebrochen und genaue Befolgung der brahmoistischen Gebräuche versprochen haben (Anusthanick) und solche, bei denen das noch nicht der Fall ist. Im Sept. 1880 wurde seitens des Sadharan Samadsch ein Census aller Anusthanick-Brahmoisten in Indien vorgenommen, der fol-

gendes äußerst dürftige Resultat ergab: 14 Witwer, 36 Witwen, 80 Junggesellen 2 Jungfrauen, 228 Ehemänner, 151 Frauen — zusammen 514 Erwachsene mit 60 Kindern. Giebt es nun auch neben diesen 514 members noch eine weit größere Anzahl von adherents, so ist doch offenbar, daß die Brahmoisten mit ihrem bisherigen Erfolg gerade keine Ursache haben viel Rühmens zu machen. Der letzte offizielle Census (der Regierung) ergab in der Stadt Kalkutta alles in allem 488 Brahmoisten, während die Zahl der dortigen Christen 4101 betrug.

Auf den verschiedenen indischen Missionsgebieten scheint sich die Zahl der Übertritte aus den höheren Kasten zum Christentum in der jüngsten Zeit etwas mehren zu wollen, freilich nicht ohne daß fast jeder dieser Bekehrungsgeschichten noch immer eine Verfolgungsgeschichte als ihr Schatten nachfolgt. So z. B. in Kalkutta (M. Field 81 S. 389), Madras (ebend. 391), Futtechur (For. M. 82 S. 392), Gopalgunge (Ind. Ev. Rev. 82 S. 395 f.). Trotz des häufigeren Vorkommens dieser Übertritte ist im Verhältnis zur Masse der oberen Kastenleute ihre Zahl aber immer noch eine geringe und diese Thatsache hat unleugbar für die indische Mission ihre sehr erheblichen Nachteile. Nicht nur, daß sie den Gegnern der Mission immer wieder Material zu dem Vorwurfe der Erfolglosigkeit liefert, sie ist auch ein Hauptgrund für die noch vielfach mangelnde finanzielle und geistige Selbständigkeit der indischen Christengemeinden, die überwiegend aus der armen und ungebildeten Bevölkerung sich rekrutieren, eine Thatsache, welche wiederum das Vorurteil der höheren Kasten gegen das Christentum nährt. Unter den höheren Gesichtspunkt der göttlichen Weisheit gestellt, nach welcher das Reich Gottes von unten nach oben, nicht umgekehrt, gebaut wird, treten diese Nachteile aber vor großen Vorteilen völlig in den Hintergrund. „Hätten die höheren Kasten", schreibt der amerik. Missionar Wyckoff (Indep. v. 9./3.) „das Evangelium zuerst angenommen, so würde die Folge gewesen sein, daß die Lossagung von der Kaste nicht identisch geworden wäre mit der Aufnahme in die Kirche, wie das jetzt der Fall ist; die niederen Kasten würden sich dann von dem Christentum fern gehalten haben und die schrecklichen Übel der Kaste hätten ihren Weg in die indische Kirche gefunden. Die weite Kluft, welche die hohen von den niederen Kasten scheidet, wäre noch erweitert worden und die thatsächliche Ausschließung der letzteren von der Kirche die unausbleibliche Folge gewesen. Wir sehen also, daß der Weg, den die Mission in Indien eingeschlagen, nämlich, daß es zuerst die niederen Kasten gewonnen hat, der bessere ist, obgleich die indische Kirche auf diese Weise etwas länger abhängig bleibt von der Unterstützung der heimatlichen Christen. Sie wird aber desto fester fundamentiert und eine wirksamere Protest gegen den stolzen Kastengeist der Heiden. Mit der Zeit wird der Widerstand, welchen die oberen Kasten noch gegen das Christentum beweisen, überwunden werden, wenn sie sehen, wie die Kirche allmählich durch wachsende Bildung ihrer Glieder die tiefe Kluft zwischen den Brahmanen und dem Pariah überbrückt. Und in der That unsre Christen wachsen — in der Bildung, in ihrer socialen Stellung, in ihrem christl. Charakter, in der Selbständigkeit."

Der London Chronicle (1881 S. 269 ff.) berichtet in einem lesenswerten Artikel über das educational work in our Calcutta Mission, daß im Laufe der letzten 30 Jahre c. 150 000 junge Hindus englische Schulbildung genossen haben. „Obgleich die Bibel von diesen Schulen ausgeschlossen ist, so haben die absolvierten Lehrkurse sie dennoch mit mancher christlichen Wahrheits- und Sittlichkeitsidee vertraut gemacht. Manche

einer jungen Männer sind bekehrt worden und schämen sich des Evangelii von Christo nicht. Andere haben allen Glauben an ihre väterlichen Religionen verloren. Die religiöse Position derer, welche keine Christen werden, verdient besondere Beachtung. Daß viele heimliche Christen sind, unterliegt keinem Zweifel. Aber die Furcht vor den schrecklichen Prüfungen, welche die Taufe mit sich bringt, hält sie zurück, und wenn das Gewissen erst einmal zum Schweigen gebracht ist, so verhärtet es sich leicht. Als einer, der an Christum zu glauben schien, gefragt wurde, warum er das öffentliche Bekenntnis hinausschiebe, gab er zur Antwort, daß seine verwitwete Mutter noch eine Heidin sei, und er es nicht über sich bringen könne, sie in ihrer Einsamkeit zu verlassen und vielleicht ihr Herz zu brechen. Ein andrer sprach sich ähnlich aus bezüglich seines Vaters. Wieder ein andrer, dessen Christentum nur der Name fehlt, ist der Sohn eines früheren Studenten, der einst ein Taufkandidat war, zuletzt aber den Mut zum öffentlichen Übertritt nicht hatte. Auch seine Mutter wurde von einer Missionarin unterwiesen, und obgleich die ganze Familie vom Hinduismus sich losgesagt, so schraken sie doch vor der Taufe zurück, weil sie die gesellschaftliche Exklusivierung fürchteten, welche die Folge gewesen wäre. Andere haben Trost gesucht in den verschiedenen Formen des so verbreiteten Agnosticismus der Gegenwart, wieder andere sind Theisten geworden und haben sich den mancherlei Sektionen des Brahmo Samadsch angeschlossen. So ist z. B. einer der Hauptführer des Sadharan Brahmo Samadsch ein alter englischer Schüler. Was und wo immer aber auch diese einstigen Besucher der englischen Schulen sein mögen, so respektieren sie ihre Lehrer, heißen den Besuch derselben willkommen und manchmal nehmen sie in freundlicher Weise teil an den Diskussionen, welche sich an die Predigt im freien anschließen." — Vielleicht ist diese Anschauung etwas zu optimistisch; jedenfalls aber ist sie ein berechtigtes Korrektiv gegenüber pessimistischen Übertreibungen, wie sie sich nicht selten gerade in den Berichten über den demoralisierenden Einfluß der englischen höheren Bildungsanstalten in Indien finden.

Ein sehr beherzigenswertes Wort schreibt jüngst ein irisch presbyterianischer Missionar in Gudscherat (nördlich von Bombay) bezüglich der Qualität eines Glaubensbekenntnisses für Indien. „Die Christenheit hat eine Menge von Glaubensbekenntnissen formuliert, aber in keinem derselben findet sich eine solche Darstellung der christlichen Lehre von der Menschwerdung Gottes, wie sie nötig wäre, um die Irrtümer des Hinduismus in betreff dieses Punktes zu widerlegen. Wenn man so mit den Augen eines draußenstehenden auf die alte Christenheit blickt, wie wir hier zuweilen zu thun genötigt sind, so bekommt man den Eindruck, daß hier noch viel zu thun übrig ist und daß die größte und umfassendste aller Bekenntnisschriften, welche gegen die Irrtümer des Hinduismus, des Islam, des Buddhismus und des Konfuzianismus Zeugnis ablegt, erst noch geschrieben werden muß" („M. Mag." S. 221). Ein durchaus berechtigtes Desiderium, nur wird schwerlich die alte Christenheit es befriedigen, noch wird Ein Bekenntnis gegen alle diese Religionsformen die christliche Lehre klar zu stellen haben. Aber das ist auch unsere entschiedene Überzeugung, daß gegen Brahmanismus, Buddhismus und Konfuzianismus z. B. unser Konkordienbuch nicht die richtige Bekenntniswaffe ist. Sowohl das „Ev. luth. Missionsblatt" (S. 73 ff.) als Missionar Ihlefeld in einem freundlichen Privatbriefe haben Protest eingelegt gegen meine Behauptung (S. 28 dieser Zeitschrift), daß in der Leipziger Kirchenordnung für die Tamilgemeinden „des guten zu viel geschehen," indem man das gesamte Konkordienbuch als Bekenntnisgrundlage bezeichnete.

Nach der wörtlichen Wiedergabe des Tamiltextes[1]), wie ihn das Leipziger Missionsblatt mitteilt, wird das von mir geltend gemachte Bedenken allerdings teilweise erledigt, aber doch keineswegs gänzlich gehoben. Zugegeben, daß die Leipziger Gemeinden in Indien die ältesten sind, obgleich der Zusammenhang mit der alten Dänisch-Halleschen Mission an sich noch kein „geistliches Alter" involviert, so können doch die mir freundlichst entgegengehaltenen Motivierungen mich nicht überzeugen, daß um die jungen Kinder zu fördern an Verständnis und sie zu gewöhnen an starke Speise — die Einführung in das Konkordienbuch oder die Aufnahme desselben in den indischen Konfessionsbestand der rechte Weg sei, wie es mir auch zweifelhaft ist, ob die bloße genauere Fixierung des Bekenntnisstandes durch die Aufnahme des gesamten Konkordienbuchs in denselben event. eine sichere Gewähr gegen eine Absorption der betreffenden Gemeinden etwa durch die englische Kirche gewährt. Wenn andere Kirchengemeinschaften mit ihren theologisierenden Bekenntnisschriften das gleiche thun, so beklage ich das selbstverständlich in derselben Weise. Warum? Weil in Deutschland oder England ganz andre kirchengeschichtliche Vorgänge die Voraussetzungen dieser theologisierenden Bekenntnisschriften bildeten, als dieselben in Indien heute vorhanden sind, ganz abgesehen davon, daß man Bekenntnisschriften, die selbst bei uns niemals populär geworden sind, pädagogischerweise nicht nach Indien verpflanzen soll. Als Gegenstand des theologischen Studiums mögen sie ja passieren, wenn die Schüler wirklich für das Verständnis derselben gefördert sind; als Bestandteile des indischen Kirchenbekenntnisses erscheinen sie mir als wurzellose Pflanzen. Ist die Gemeinde wirklich in ein reiferes geistliches Alter getreten, so werde sie zur Erzeugung eines genuin-indischen Bekenntnisses erzogen, das mutatis mutandis für Indien in ähnlicher Weise die ökumenischen Symbole und den kleinen luth. Katechismus kompletieren mag, wie dies für die luth. Kirche Deutschlands nach und nach in der Konkordie geschehen ist. Wir können diese weittragende Frage hier natürlich nur en passant berühren, vielleicht findet sich bald Gelegenheit sie eine ira et studio einmal selbständig und gründlich zu behandeln. Soviel ist aber unbestritten klar, daß eine indische Kirche erst wirklich selbständig dastehen wird, wenn sie nicht nur gegen den Brahmanismus und Buddhismus sondern auch gegen die teils vom heidnischen teils vom christlichen Standpunkte aus versuchten indischen Religionsmischungen genuine Bekenntnisbestimmungen produziert haben wird. Künstlich machen lassen sich dieselben freilich nicht, aber der Boden muß bearbeitet werden, daß sie wachsen.

Zur Zenana-Mission. Die Gemahlin des Maharadscha von Punnah, der Hauptstadt eines indischen Tributärstaats c. 200 (engl.) Meilen nördlich von Lacknau, wurde gefährlich krank, und da die Sitte des Landes den Besuch eines männlichen Arztes bei weiblichen Kranken verbietet, so ließ die Patientin eine Missionsärztin aus Lacknau holen. Fräulein Beilby kam und unter ihrer Behandlung genas die Kranke. Beim Abschied trug die dankbare Fürstin ihrer Retterin auf: „der Königin, dem Prinzen und der Prinzessin von Wales und dem Volke von England zu erzählen, was die Frauen Indiens in ihren Zenanas leiden, wenn sie krank sind." Fräulein Beilby schrieb die Unterredung auf, sandte sie der Königin und bat um die Sendung weiblicher Ärzte.

---

[1]) „Die Gemeinde, sich als ein Glied der auf Gottes Wort gegründeten und die im Konkordienbuche enthaltenen Bekenntnisse annehmenden evang.-luth. Kirche bekennend, verspricht diesem gemäß (d. h. also: diesem ihrem Bekenntnisse zur luth. Kirche gemäß) dem Herrn zu dienen."

Die Times benutzte diesen Vorfall zu einem Leitartikel, in welchem sie den Missionsgesellschaften dafür den höchsten Dank zollt, „daß sie die Initiative ergriffen haben zu dieser Methode der Ausbreitung des Christentums“ (Indep. v. 24/11. 81). Wir wissen nicht, ob der Appell an die Königin irgendwelchen reellen Erfolg gehabt hat. Jedenfalls ist diese Thatsache ein neuer Beweis für die mancherlei segensreichen Anregungen zur Förderung der leiblichen und geistlichen Wohlfahrt, welche von der Mission ausgehen. Angenommen, daß künftig auch solche Ärztinnen in die indischen Zenanas gehen, welche nicht im unmittelbaren Dienste der Mission stehen, so bleibt dieser doch immer das Verdienst, die Initiative zu dieser Wohlthat für die vornehme indische Frauenwelt ergriffen zu haben.

Auf der ersten zu Kalkutta in Gegenwart des dortigen Bischofs abgehaltenen Synode der zur Ch. M. S. gehörenden bengalischen Kirche machte der — mittlerweile leider verstorbene — Präsident Vaughan u. a. sehr charakteristische Mitteilungen über die unliebenswürdige römische Konkurrenz, welche das dortige Werk so erschwert. Jahrelang hatte die Ch. M. S. in ihren bengalischen Gemeinden die heftigsten Kämpfe zu bestehen betreffs der Stellung der Christen zur Kaste, und sie mußte eine Art Separation seitens derer erleben, welche gegen die Beseitigung der Kaste opponierten. Diese Wirrnisse machten sich sofort römische Priester zu nutze, um im Trüben zu fischen. Da sie das Bestehenlassen der Kaste und andre Immunitäten versprachen, so gelang es ihnen, eine große Menge protest. Christen zu sich herüberzuziehen. Überall entstanden römische Kapellen und Schulen. Nun kehrten allerdings die meisten später zur Ch. M. S. zurück, aber die Priester und Nonnen blieben und setzen ihre Gegenmission bis auf den heutigen Tag fort. Als einige evangelische Eingeborne den römischen Priester fragten: „Warum geht ihr nicht zu den verlorenen Heiden ringsumher, sondern stört den Frieden unsrer christlichen Gemeinden?“ — da erhielten sie die charakteristische Antwort: „Ich gebe zu, wir gehen nicht zu den Heiden; denn wir glauben, daß sie vielleicht durch das Licht der Vernunft gerettet werden können, aber wir wissen gewiß, daß ihr als Protestanten verloren geht, wenn ihr nicht zu uns kommt.“ Um so erfreulicher ist es, daß trotz dieser römischen Gegenmission die so lange schwerbedrängte Kirche allmählich erstarkt und auch durch Übertritte aus den Heiden sich vergrößert.

Von besonderem Interesse war der Vortrag eines eingeb. Pastors über „die praktischen Lektionen, welche aus einer Vergleichung zwischen der Kirche von Bengalen mit den Gemeinden der apostol. Zeit sich ergeben.“ Unter den Ursachen für den niedern Stand des Christentums in der bengalischen Kirche hob der Vortragende neben tiefer liegenden Gründen hervor: „den niedrigen geistlichen Stand der in Indien lebenden christlichen Europäer,“ „die Politik der Nationalität, welche selbst zwischen dem Missionar und den eingebornen Christen oft eine Scheidewand aufrichtet“ und „die Thatsache, daß die Missionare zu der Eingebornenkirche so lange die Stellung von Zahlmeistern eingenommen haben.“ Um möglichste finanzielle Selbständigkeit zu erreichen, will er die „kostspieligen Gottesdienste mit ihrem Aufwand für Kirchen und Kircheneinrichtungen, der die Mittel der Eingebornen übersteige, beseitigt wissen.“ „Die westlichen Methoden der Religionsausübung müssen aufgegeben und an ihrer statt gottesdienstliche Lokale nach Art der Eingebornen errichtet werden.“ Bemerkenswert waren die in der Diskussion gemachten Warnungen des Bischofs vor übereilter Selbständigstellung der eingebornen Gemeinden und seine Ermahnungen zur Geduld und inneren Erstarkung. Auch über „die Organi-

sation und Leitung von freiwilliger Missionsarbeit" wurde debattiert, aber seitens eines Babu mit Nachdruck bemerkt: „der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun Thaten sehn" — eine Bemerkung, die übrigens auch auf mancher der vielen heimatlichen Synoden und Konferenzen nicht übel am Platze wäre (Int. 81 S. 664 ff.).

Vor c. 15 Jahren kam ein Bote der (amerik.) Meth. Ep. Ch. nach der Alpenlandschaft Garhwal im Himalaya, wo neben einer Hindubevölkerung auch noch ähnliche Reste von Ureinwohnern wie die Kolhs und Santals sich befinden. Wesentlich an diese, Doms oder Duhms geheißen, wendete sich der Bote des Evangeliums. „Herr, Sie unternehmen ein vergebliches Werk," erklärte ihm ein Hindu, der seine erste Predigt mit angehört, „das Volk dieser Berge ist zu roh und zu unkultiviert, um Ihre Botschaft anzunehmen." Der Missionar ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen — er predigte das Wort, und heute ist aus diesen Gebirgsbewohnern bereits eine Gemeinde von 230 Seelen gesammelt, 400 Kinder besuchen die Schule und 6 gründlich bekehrte Helfer aus den Eingebornen thun Evangelistendienste. Leider steht nur ein einziger europäischer Missionar auf diesem Vorposten in der Nähe der tibetischen Grenze (Manual of the Meth. Ep. Ch. 82 S. 51 ff.).

Aus Amrithar berichtet Missionar Clark von der Ch. M. S. eine furchtbare (wie es scheint Cholera-) Epidemie, an welcher in der Stadt allein vom 15. Aug. bis 15. Okt. v. J. 10000 Menschen starben, also der 15. Teil der Gesamtbevölkerung. Von der durch die ganze Stadt zerstreuten, allerdings nur kleinen Christengemeinde (im ganzen Amritsardistrikt 521) starben aber nur 5 Kinder, wunderbarerweise kein einziger Erwachsener. Der Besuch der Knabenschule wurde freilich von 150 auf 20—30 reduziert, die Mädchenschule mußte ganz geschlossen werden. Während dieser furchtbaren Krisis haben die im Dienst der Mission stehenden Männer und Frauen in der mutigsten und selbstverleugnendsten Weise Christen, Hindus und Mohammedanern beigestanden, so viel in ihren Kräften stand. Mehrere von ihnen sind erkrankt, aber niemand gestorben. Ob die schwere Krankheitsheimsuchung die Herzen des Volks dem Evangelio mehr als bisher öffnen wird, bleibt abzuwarten (Int. 82 S. 53).

Auf der letzten Versammlung der Presbyterian Alliance war einstimmig der Beschluß gefaßt worden, für sämtliche Zweige des Presbyterianismus in Indien — es sind deren 13 — ein gemeinschaftliches theologisches Seminar zur Heranbildung eingeborner Missionare und Pastoren ins Leben zu rufen. Als am besten gelegen für dieses Seminar wurde Allahabad, zugleich der Sitz der Alliance, bezeichnet und fürs erste die Berufung dreier theol. Lehrkräfte ins Auge gefaßt. Freilich wird ein solches Seminar für 13 presbyt. Missionen nicht ausreichen, man wird ihrer 4 oder 5, natürlich an verschiedenen Orten, brauchen; jedenfalls ist aber Allahabad für den ersten Versuch dieser praktischen Unionsarbeit der geeignetste Platz. Möge er bald ins Werk gesetzt werden und bei andern unter sich verwandten Denominationen Nachfolge finden (Free Ch. Rec. 81 S. 268).

Einen vielleicht etwas zu sanguinischen aber immerhin bemerkenswerten Bericht über den allgemeinen Zustand der heidnischen Bevölkerung um Delhi herum erstattet der baptistische Missionar Guyton (Her. S. 137 ff.): „Wohin immer der Prediger des Evangeliums kommt, findet er große und aufmerksame Versammlungen, die ihm geduldig, ja selbst andächtig zuhören. Auf einer unsrer Reisen kommen wir ganz erschöpft abermals in ein Dorf. An Ruhe war nicht zu denken. Die Einwohner kamen in solchen Mengen und waren so begierig zu hören, daß wir bis morgens 3 Uhr zu ihnen reden mußten.

kaum waren wir vom Schlaf aufgestanden, da hatten sich schon wieder 500 versammelt, die unsre Botschaft hören wollten. . . Solche Bereitheit zum Hören findet sich jetzt immer häufiger. . . Auch wächst die Sympathie mit dem christl. Glauben unter denen, die man noch nicht als Christen bezeichnen kann. Männer von hoher Stellung und Einfluß machen kein Geheimnis daraus, daß sie die Verbreitung des Christentums wünschen. Viele erzählen uns: Wir lesen die Bibel; wir lieben Jesus — obgleich wir noch nicht soweit sind, Christen zu werden. . . Auch die Kaste verliert ihre Macht. Der Verkehr unter einander ist freier. Man kauft nicht allein bei den Christen, man glaubt auch, daß des Christen Wort, des Christen Maß, des Christen Gewicht zuverlässiger ist als das des Hindu. Das sind hoffnungsvolle Zeichen."

Die Goßnersche Gangesmission hat durch den am 26. Dez. v. J. erfolgten Tod ihres Veteranen Ziemann einen schweren Verlust erlitten. Die Station Ghazipur mit ihrer schönen Kirche, ihren Waisen- und Schulhäusern, und ihrer stattlichen Gemeinde ist ein lebendiger Beweis, daß seine Arbeit nicht vergeblich gewesen. „Kein andrer Missionar in ganz Nordindien hat unter Hindus ähnliche Erfolge gehabt." Ziemann hat seit 1855, wo er die Mission in Ghazipur eröffnete, 916 Seelen getauft. Und weit über die Station hinaus erstreckte sich seine Wirksamkeit. Einen großen Teil des Jahres verwandte er auf Missionsreisen, namentlich unter den Opiumbauern hat er manchen Samen ausgestreut. Für die Unterhaltung seiner Station, welche zuletzt gegen 10000 M. jährlich erforderte, sorgte er selbst durch Kollekten in Indien. Von den eingeb. Christen wurde er als ein Vater geliebt und durch seine Treue, Demut und Glaubensinnigkeit war er seinen Mitarbeitern ein erbauliches Exempel („Biene" 82, S. 19 ff.).

Unter den Santals arbeiten neben der Ch. M. S. und der schottischen Free Ch. bekanntlich die Freimissionare Skrefsrud und Börresen, von denen der erstere jüngst in Dänemark (und Norwegen?) für seine Arbeit neue Freunde zu gewinnen suchte. Neben ihnen ist aber noch ein andrer Freimissionar unter den Santals thätig, ein anglisierter deutscher Landsmann Namens Hägert, der durch einen Besuch in England und ein eben erschienenes kleines Schriftchen: The Santhals and our work among them (London, Shaw & Co.) die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. In Indien zum lebendigen Glauben gekommen, quittierte Hägert den Regierungsdienst, um seinem Drange, den Heiden Christum zu predigen, folgen zu können. Mit unwiderstehlicher Gewalt fühlte er sich zu den Santals hingezogen und beharrte auch dann auf seinem Vorsatz, als ihm die Schwierigkeiten klar gemacht wurden, welche die Erlernung der Sprache ihm bieten würden. Durch viel Fleiß und noch mehr Gebet ward er jedoch ihrer Herr. Zum Anschluß an eine M.-G. hatte Hägert keine Lust, so arbeitete er zunächst in Verbindung mit Skrefsrud und Börresen und gründete dann 1875 die Station Keiraboni oder wie er sie nannte Bethel. Der Anfang war schwer. Die Santals betrachteten den seltsamen Mann mit Mißtrauen, das er aber bald durch seine selbstverleugnende Liebe überwand. Schon nach einem Vierteljahr waren 12 Personen getauft. Seitdem ist das Werk in Segen fortgegangen. Zwei europ. Missionare, eine Lehrerin und 7 eingeb. Gehilfen stehen dem Gründer der Bethelmission zur Seite, ein kleines Lehrerseminar ist eröffnet, die Schule auf 8 Dörfern in Gang gebracht, ein Hospital und eine Apotheke eingerichtet und eine stattliche Anzahl Heiden getauft, unter ihnen mehrere angesehene Männer, selbst brahmanische Priester. Einzelne Specialitäten aus den Erlebnissen Hägerts gedenken wir demnächst im „Beiblatt" mitzuteilen.

Wie die Mission der Walesschen kalvinistischen Methodisten unter den Khasi Assam, deren wir S. 561 des vorigen Jahrganges gedachten, und über welche die In Ev. Rev. (N. 80 S. 176 ff.) wieder einen aus dem Walesschen übersetzten Art bringt: A visit to the northern parts of the Khassi hills — so ist auch die Miss der amerikanischen und englischen Baptisten unter den benachbarten Garo bei uns zie lich unbekannt. Die Amerikaner, welche ihr Werk unter diesem rohen, kräftigen Be volke mit den beiden 1863 getauften Erstlingen begannen, haben jetzt c. 1400 selbständi Garochristen, wie es scheint, wesentlich um die beiden Hauptstationen Tura (756) u Gauhatti (436 members). Im Turadistrikt allein wurden 1880 131 getauft. D Werk wird als sehr hoffnungsvoll bezeichnet und nur über Mangel an qualifizier eingebornen Hilfsarbeitern geklagt. In Sirampur unterrichteten die engl. Baptiste die mit ihren amerikanischen Glaubensgenossen übrigens auf dem besten Fuße stehe in ihrer theol. Schule auch einige Garojünglinge, von welchen der eine als ihr „beste Student" bezeichnet wird. Dazu macht Missionar Bion jährlich einen Besuch unter de Garostämmen, aus denen er im Laufe des letzten Jahres 15 getauft hat. Infolge eine Traumes brachte ihm ein Dorfhäuptling sämtliche hölzerne Götzen aus dem ganze Dorfe mit der Aufforderung, mit ihnen sein Mittagsessen zu kochen (Bapt. Her. S. 470 ff. und 82 S. 140).

Aus dem Madrasdistrikt berichtet ein methodistischer (eingeborner ?) Pastor v einem revival, welches die ungesunde methodistische Bekehrungstreiberei an einem rech kontreten Beispiele zeigt. Nur um einmal ein Exempel dieser Art zu geben, teilen wi diesen an sich irrelevanten Bericht und zwar wörtlich mit: „Ich habe gute Botschaft wir hatten eine kleine Seelenernte. Eine ganze Woche hindurch hatten wir Revival Gottesdienste gehalten, nachdem wir die vorhergehende in speciellen Gebeten zugebrach Wir eröffneten die Revivals am 23. Oktober. Ich predigte über Römer 6, 23. A ich die Bußfertigen und die, welche solche zu werden wünschten, aufforderte an da Kommuniongitter heranzukommen, kam niemand. Der Teufel schien zu triumphiere und wir den Tag zu verlieren. Wir sangen ein Lied, Mr. Evans betete, ich gab da zweite Lied und während des Gesanges ging ich durch die Versammlung und bemerkt einen Kaufmann, von dem ich wußte, daß er unbekehrt war. Ich fragte ihn, ob er dies gesegnete Gelegenheit sich entgehen lassen wollte? In Thränen antwortete er: „Mein Herr ich wünsche selig zu werden." „Dann geh an das Gitter." „Ich schäme mich." „Du schämst dich — nein, gehe." Sofort ging er und mehrere andre folgten. Bald war das Gitter mit weinenden, angsterfüllten Sündern umgeben. Die Herren Nicholson, Cooling, Evans und de Monte knieten nieder an ihrer Seite und wiesen sie an zu schauen auf das Lamm Gottes, welches trug die Sünden der ganzen Welt. Ernste Gebete stiegen zum Himmel auf für diese Pönitenten. Der Kaufmann und ein Lehrer fanden Frieden und gingen fröhlich nach Haus. Der Teufel war in signifikanter Weise geschlagen. Unsre Herzen waren voll Freude. Die folgenden Abende hatten wir auch Bußfertige, die hervor kamen und jeden Tag wurden einige gerettet. Obgleich unser Erfolg nur gering war nach der Zahl derer, die mit Gott versöhnt worden, so waren doch die Segnungen, welche die Gemeinde empfing, sehr groß" . . . (Not. 82 S. 7).

Das Bapt. M. Mag. enthält einen Brief bezüglich der Erfolge in der Telugu-Mission seit 1878. Bekanntlich wurden in jenem Jahre c. 10000 Personen im Laufe von 6 Monaten getauft. Seitdem ist manche Verfolgung und Versuchung über diese jungen Täuflinge gekommen und allerdings manches Unkraut von dem Weizen geschieden

worden, aber die Sichtung hat im ganzen und großen die Echtheit jenes Werkes erwiesen. Während des Jahres 1880 sind wieder 2757 und 1881 c. 2000 getauft worden. Manche kamen aus 30—40 Stunden weit entfernten Dörfern zu Fuße durch Schlamm und Regen nur um getauft zu werden. Nur das eine wird beklagt, daß die Zahl der Missionare nicht groß genug ist, um diese reichliche Erntearbeit zu bewältigen. (M. Her. 82 S. 197.)

Über seine Madura-Mission macht der Am. Board manche sehr erfreuliche Mitteilung, z. B. daß c. 20000 Frauen und Mädchen während des letzten Jahres durch den Dienst der weiblichen Missionsarbeiter und speciell der Bibelfrauen die Kunde von Christus vernommen haben; daß 298 neue Mitglieder den Gemeinden hinzugefügt sind; daß die Zahl der Arbeiter aus den Eingebornen sich beständig mehrt; die Beiträge zur Selbstunterhaltung im Wachsen sind; das heidnische Volk den Missionaren meist freundlich entgegen kommt u. s. w. Freilich wird auch geklagt, daß es den eingebornen Christen vielfach an ernster Frömmigkeit, Kraft des Glaubens und Zeugengeist fehle; daß die sich immer mehr verbreitenden Laster des Karten- und Lotteriespiels wie der Trunksucht auch in die christlichen Gemeinden eindringen und daß die Toleranz des heidnischen Volks gegen das Christentum zu einem großen Teil auf religiösem Indifferentismus beruhe. „Verfolgung bis zum Tode existiert nicht in Indien. Aber die tausend kleinen Quälereien, Unterdrückungen, ungerechten Anklagen und raffinierten Versuche der heidnischen Verwandten, die Bekehrten vom Glauben abwendig zu machen — sind ein wirksameres Hindernis für die Annahme des Evangeliums als heftige Verfolgungen" (M. Her. 82 S. 182 ff.).

Aus Tinnewelly liegen jetzt die letzten Jahresberichte der beiden Missionsbischöfe Sargent (Ch. M. S.) und Caldewell (P. G. S.) vor. Bekanntlich ist dieses gesegnetste indische Missionsgebiet von den beiden englisch-kirchlichen M.-GG. besetzt. Nicht bloß um Reibungen zu vermeiden, sondern auch um über gemeinschaftliche Schritte zur Hebung des socialen und religiösen Lebens der eingebornen Christen mit einander zu beraten, wird jetzt jährlich von den Missionaren beider GG. eine gemeinschaftliche Konferenz gehalten, welcher abwechselnd die beiden Bischöfe präsidieren. Auf der vorjährigen Zusammenkunft wurde u. a. von einem engl. Pastor mitgeteilt, „daß die römischen Priester eine Invasion in seinen Distrikt unternommen, indem sie seine Gemeindeglieder zu den theatralischen Aufführungen heiliger Geschichten eingeladen, die sie ins Werk gesetzt, und die gekommenen mit großer Auszeichnung behandelt hätten." Der Berichterstatter knüpfte an diese Mitteilung die Frage: ob ihrerseits nicht ähnliche Anziehungsmittel in Anwendung gebracht werden sollten. „Aber die Brüder verwarfen einstimmig die Einführung religiöser Dramen oder Passionsspiele und empfahlen statt ihrer freie liturgische Gottesdienste" (musical preachings). Doch das nur nebenbei. Nach den eingegangenen Reports „fährt Tinnewelly fort ein Feld zu sein, das der Herr gesegnet hat." Die Zahl der getauften dortigen Christen beläuft sich jetzt auf 69294, von denen 40634 zur Ch. M. S., 28660 zur P. G. S. gehören; die der Katechumenen zusammen auf 31272, so daß also in Summa 100566 unter christlicher Pflege stehen. Von den massenhaften Taufbewerbern, welche sich vor einigen Jahren zum Übertritt zum Christentum bei den Missionaren beider GG. meldeten, ist nur eine verhältnismäßig geringe Zahl wieder ins Heidentum zurückgesunken (innerhalb der P. G. S. 829 — der Bericht der Ch. M. S. giebt die Ziffer nicht an), die große Mehrzahl derselben nach und nach getauft worden. Beiderseits hat man auf den Unterricht der Katechumenen großen Fleiß

verwandt und kann den christlichen Gemeinden im ganzen ein sehr gutes Zeugnis aus stellen. Überall ist der Kirchenbesuch ein sehr befriedigender, Hausandacht in sehr viele Familien üblich und die Beitragssumme zur Selbstunterhaltung gewachsen. „Wo immer ich eine Gemeinde visitiere" schreibt Bischof Caldwell, „richte ich an die Versammelten vor Beginn des Gottesdienstes eine Reihe Fragen, um den Stand des christlichen Lebens und den Fortschritt der Mission kennen zu lernen. . . Ebenso halte ich es mit den Arbeitern jedes Distrikts. . . Ich setze hier einige der Antworten her, die ich auf solche Fragen empfing: 1) Zwei Männer sind zu einem lebendigen Gebetseifer gekommen. Desgl. ein Jüngling und zwei Frauen. 2) Ein blinder Mann ist geistlich sehend geworden. 3) Ein Mann giebt den Zehnten seines Einkommens und betet. 4) Viele Gemeindeglieder sind entschiedner in ihrem Christentum als zuvor. Der Eifer im Zeugen hat zugenommen. 6) Ein sorgloser Mensch ist voll Sorge für seine Seele geworden; ein abgefallener zurückgekehrt. 7) Hier sind viele treue Christen. Ein früher sehr eifriger Heide, der auf seine eignen Kosten einen Heidentempel gebaut und dem Evangelio lange widerstanden hat, ist ein ebenso eifriger Christ geworden. . . Ich glaube — fügt der sehr nüchterne Bischof hinzu — daß in allen Distrikten diejenigen, welche ihr Glaubensbekenntnis abgelegt, mehr und mehr ihres christlichen Namens wert werden. Ich kann nicht sagen, daß dies überall in dem gleichen Maße der Fall sei, aber in jedem Distrikt in jeder Gemeinde werden in größerem oder geringerem Grade Beweise christlicher Frömmigkeit und christlichen Eifers offenbar, welche zur Verherrlichung Gottes dienen, und wo noch Mängel sind, hoffe ich, daß unter dem göttlichen Beistande unsre neuen Bemühungen gesegnet sein werden, sie im nächsten Jahre zu beseitigen" (M. Field. a. a. O. S. 137 ff.).

Statt des bischöflichen Berichts teilt der Ch. M. Int. (82 S. 279 ff.) eine Reihe Berichte von eingebornen Geistlichen mit, welche eine Fülle des interessantesten Details enthalten, aus der längere Auszüge zu geben uns leider der Raum nicht gestattet. Alle diese Berichte stimmen überein in der Konstatierung guten Kirchenbesuchs; in den Hauptgottesdiensten fehlt fast kein Gemeindeglied. Der eine Pastor hat 10 Gemeinden mit zusammen 1215 Seelen zu bedienen und widmet daneben besondern Fleiß auf die Vorbereitung der Katechumenen. „Ich verkehre mit jedem einzelnen und bespreche mit ihm die Gründe zu seinem Übertritt aus dem Heidentum ins Christentum und die Verpflichtungen, die er als Christ übernimmt. Es ist wahr, daß nicht bei jedem die ängstliche Sorge um das Heil der Seele vorhanden ist, wie bei dem Kerkermeister zu Philippi . . aber sie lernen alle Gottes Wort mit aufrichtigem Eifer und gebrauchen pünktlich die Gnadenmittel." . . Die Berichte enthalten ferner eine ganze Reihe erbaulicher Geschichten seligen Sterbens und andrer Beweise christlichen Sinnes, z. B. daß ein Gemeindeglied 2000 M. zum Bau einer neuen Kirche gegeben, daß ein Kind, welches auf einem Besuche bei seiner heidnischen Großmutter krank geworden, sich entschieden gegen den herbeigerufenen Zauberer wehrte: „Bringt keine Asche an meinen Leib, ich bin ein christliches Kind" u. dergl. So viel Schwachheit auch immer diesen jungen Christengemeinden noch anhaften mag — die Thatsache stellen alle Berichte über sie außer Zweifel, daß Gottes Kraft angefangen hat in ihnen mächtig zu werden. — Auch der Bischof von Madras erstattet nach der eben beendeten Visitation dieses Distrikts einen sehr ermutigenden Bericht. Seit 4 Jahren ist die Zahl der zur engl. Kirche gehörenden Christen seiner Diöcese von 79917 auf 101246 gewachsen; in den 20 Jahren seiner bischöflichen Thätigkeit sind 120 eingeb. Pastoren von ihm ordiniert worden ꝛc.

Im Okt. v. J. feierte der Am. Board das 50jährige Jubiläum seiner Marhatta-Mission zu Ahmednagar. „Der Erfolg dieser 50jährigen Arbeit kann durch Zahlen auch nicht annähernd dargestellt werden. Jetzt sind 2500 Personen, unter ihnen 400 Kommunikanten, mit der Mission verbunden . . . viele sind bereits selig heimgegangen, andre, die sich durch die ganze Präsidentschaft zerstreut haben, andern Missionen beigetreten. Alles was christliche Kirche und christliche Civilisation den Heiden zu bieten vermag, ist ihnen dargereicht worden.“ Am Schluß der viertägigen von c. 1000 einheimischen Christen besuchten Jubiläumsfeier wurde für einen Besoldungsfonds für einheimische Pastoren gesammelt und ergab die Kollekte 1600 M. (Miss. Her. 82 S. 59). Nach den letzten Nachrichten (ebend. S. 181) versucht der Hinduismus auch hier sich religiös zu beleben, teils um der weiteren Ausbreitung des Christentums entgegen treten zu können, teils weil man auch in dem heidnischen Indien je länger je mehr zu der Überzeugung kommt, daß die Irreligiösität die Quelle der Immoralität wird und keine Bildung die Macht der Religion zu ersetzen vermag.

Im August v. J. starb zu Bombay der eingeb. Pastor der dortigen amerik. Missionsgemeinde, Wischnupant, ein bekehrter Brahmane, der 27 Jahre lang als ein aufrichtiger und hingebungsvoller Zeuge Jesu Christi thätig gewesen. An seinem Begräbnis beteiligten sich auch viele Hindus, Parsis und Mohammedaner alle unter dem Eindruck: „Ein Großer ist von uns geschieden.“ Mit den Worten: „Welches Licht, welche Herrlichkeit! Halleluja, Halleluja, Amen!“ war der treue Knecht heimgegangen (Ev. M. Mag. 82 S. 42).

Aus dem Pandschab meldet ein Missionar der schottischen Staatskirche, daß ein reicher Sikh in Lahore derselben 50 000 M. offeriert hat, um eine höhere christliche Schule für diese Provinz zu gründen. „Noch vor einigen Jahren würde eine solche Offerte den Mann den heftigsten Angriffen seitens seiner Landsleute ausgesetzt haben und heute wird sie ihm zur Ehre gerechnet.“ Jedenfalls wird das Anerbieten acceptiert, und da Aussicht ist, daß auch die Regierung das Unternehmen unterstützt, zu dem auch seitens andrer Missionen die Schotten bereits aufgefordert worden sind, so wird wohl das Kollege bald eröffnet werden. — Von den christlichen höheren Schulanstalten hat bei der letzten Universitätsprüfung zu Kalkutta das Institut der staatskirchlichen Schotten den höchsten Prozentsatz der Graduierten gestellt (Ch. of Scotland Rec. 82 S. 69 und 71).

In Gudscharat, wo die irischen Presbyterianer eine bei uns wenig bekannte Mission haben, die jetzt über 900 Getaufte zählt und durch ihre Erziehungsanstalten, ihre Druckerei und sonstigen Unternehmungen einen gesegneten Einfluß übt, wurden im v. J. zwei hervorragende Männer getauft: ein Fakir, Namens Dschaffer Schah, ein sprachenkundiger ernster Mann von 28 Jahren, der jetzt bereits eine christliche Apologie gegen den Islam geschrieben, und ein sehr begabter und gelehrter Priester, Abdallah Abida, der von seinen zahlreichen Anhängern hoch verehrt worden war, im stillen aber bereits das Neue Testament zweimal durchgelesen hatte. Sein Übertritt hat natürlich großes Aufsehen erregt, um so mehr, als er jetzt die Missionare in ihrer Predigt des Evangelii unterstützt. Auch sein Nachfolger im Priestertum nähert sich dem Christentum. Bald nach jenen beiden wurden zwei junge, dem Priestergeschlecht angehörige Männer, Christen, die bisher von ihren Kastengenossen, den Dheds, geradezu als Götter angebetet worden waren (Ev. M. Mag. 82 S. 162).

Nachdem in den letzten Jahren mehrere hervorragende Prediger englischer Zunge als eine Art Evangelisten Indien bereist, ist augenblicklich neben dem Schotten R. Mitchell der Amerikaner Joseph Cook, ein ebenso tüchtiger Theologe wie begabter Redner, in den größeren Städten Indiens als Reiseprediger thätig. Seine apologetischen Vorträge ziehen überall ein so großes Publikum sowohl von Europäern wie aus den gebildeten Kreisen der Hindubevölkerung an, daß die größten Räumlichkeiten nicht ausreichen die Menge zu fassen. Interessant ist ein Brief, den Herr Cook, Anfang März d. J. nach Schottland schrieb: „Senden sie ihre besten Redner nach Bombay, Kalkutta und selbst Benares, und sie werden Gelegenheit finden ihre höchste Kraft in der Verteidigung der philosophischen und religiösen Wahrheit zu üben. In Bombay wurden meine drei ersten Vorträge so besucht, daß wir die übrigen in die Stadthalle verlegen mußten. . . Keshub Tschander Sen sprach ein Dankwort am Schluß. Ich hatte sein System nicht geschont, denn mein erster Vortrag in Kalkutta hatte zum Thema: „Das Ungenügende des reinen Theismus, ein Wort an die Freunde des Brahmo Samadsch." Ich hatte mehrere persönliche Zusammenkünfte mit ihm gehabt und gern die Dienste anerkannt, welche der Brahmo Samadsch im Kampfe gegen den Götzendienst, die Kaste, den Materialismus und Agnosticismus geleistet. Auf meiner Reise durch Indien hatte ich stattliche Auditorien in Punn, Ahmedengar, Lacknau, Allehabad und besonders in der Hauptburg des Hinduismus, Benares. . . Alle Denominationen haben mein Werk mit der größten Energie und Güte unterstützt. Auch die Presse hat mich im ganzen mit viel Wohlwollen behandelt. In Nordindien hielt ich zusammen 22 Vorträge; jetzt gehe ich nach Südindien: Medeas, Bagalur, Medura und dann nach Ceylon."

Mehr als der Amerikaner Cook hat der schon länger in Indien weilende frühere Missionar M. Mitchell seinen Blick auf die Missionen gerichtet. Als das Resultat seiner Erfahrung schreibt er: „Es übersteigt mein Begriffsvermögen, wie jemand Südindien mit offenen Augen durchreisen und erklären kann, die Mission sei ein Mißerfolg. Überall habe ich große Gemeinden gesehen, die den wahrhaftigen und lebendigen Gott anbeteten und wenn ich zu ihnen redete — was leider nur durch Dolmetscher geschehen konnte — so hatte ich stets das Gefühl, daß selbst in Schottland ein sicheres Interesse und herzlichere Sympathie mir nicht entgegengebracht wurde. Ich war durchaus befriedigt nicht bloß mit der evangelisierenden sondern auch mit der erzieherischen Missionsthätigkeit... Es ist ganz offenbar, daß die Eingebornenkirche in Südindien an Charakter, Stellung und Einfluß beständig wächst."

In Ceylon ist der neue Konflikt zwischen dem Bischof und den Missionaren der Ch. M. S. betreffs, der nötig gewordenen Synodalverfassung zu gunsten der letzteren glücklich beigelegt (Int. 82 S. 52). Auf einer längeren Visitationsreise konfirmierte der Bischof 520 eingeb. Christen und alles, was er sah und hörte, hat ihn sehr befriedigt. Die Amerikaner können aus ihrer dortigen Mission die Bekehrung zweier hervorragender Männer, eines früheren Offiziers und eines Priesters, melden (Miss. Her. 82 S. 67).

Literatur-Bericht.

1. **Dr. Wangemann:** „Missions-Ordnung der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden zu Berlin" und „Motive und Erläuterungen zu der Missions-Ordnung" (Berlin, Missionshaus 1882 à 1 Mk.).

bei ausführliche Schriftstücke, welche einen detaillierten Einblick in den Organismus r Berliner südafrikanischen M.-G., ihre Leitung, Principien und missionarische Methode ben. Die „Motive und Erläuterungen" bezeichnet der Missionsdirektor als „die rucht seiner 16jährigen Arbeit an der Mission und das praktische Ergebnis seiner Reise rch Südafrika." Obgleich unsre Anschauungen in manchen Einzelheiten, von denen s Verfassers der qu. „Missionsordnung" differieren und selbst in den Principienfragen er und da auseinandergehen, wir auch der Meinung sind, daß manches selbverständliche ute weggelassen, manches zu weitläufig ausgeführte kürzer gefaßt werden können — so üssen wir die vorliegende Arbeit doch als einen sehr wertvollen Beitrag zur praktischen hissionstheologie bezeichnen, um so mehr als sie gerade in ihrem Detail fast überall die ndige Hand des erfahrenen Missionspraktikers zeigt. Wir hoffen in einem selbständigen rtikel auf beide Schriftstücke zurückzukommen; unterdes empfehlen wir ihre Lektüre allen enjenigen angelegentlich, welchen es Bedürfnis ist, auch in das innere Getriebe eines komplizierten Werkes, wie die Mission ist, einen Blick zu thun.

2. **Miss. Brodbeck:** „Nach Osten. Untersuchungsfahrt nach der Ostküste Grönlands vom 2. bis 12. August 1881" (Niesky 1882. 40 Pf.). — Ein sehr nteressantes kleines Schriftchen, welches den ersten Versuch beschreibt, zu den heidnischen Grönländern auf der bis jetzt wenig gekannten Ostküste mit dem Evangelio vorzudringen. b diesem Versuche die Anlegung einer Missionsstation auf der Ostküste folgen wird bekanntlich ist bis jetzt nur Grönlands Westküste mit Missionsniederlassungen besetzt) — as ist freilich noch keineswegs ausgemacht. Jedenfalls wohnen mehr Eingeborne auf er Ostküste als man bisher angenommen und diese Ostländer sind fast noch ausnahmslos eiden. Auf seiner Fahrt machte Missionar Brodbeck die überraschende Entdeckung einer alten Normannenruine in der Kangerdlugssuatsiak-Fjorde und erfuhr, daß dergleichen Ruinen auch noch weiter nördlich existierten. Durch diese Entdeckung ist erwiesen, daß nun auch die Ostküste Grönlands, wenigstens das Südende derselben, von Normannen ewohnt gewesen ist, und die bisherige Annahme, daß man unter der „Österbygd" der alten Chroniken die Südspitze der Westküste, den Distrikt Julianehaab, zu verstehen habe, jedenfalls erschüttert.

3. **Dr. Einbacher:** „Lexikon der Reisen und Entdeckungen." In zwei Abteilungen: I. die Forschungsreisenden aller Zeiten und Länder. II. Entdeckungsgeschichte der einzelnen Erdteile (Leipzig, Bibliographisches Institut 1882. 4,50 M.).[1]) Ein hand-

[1]) Unterdes kommt mir das „Lexikon für Theologie und Kirchenmusik" von Holtzmann und Zöpffel bearbeitet (derselbe Verlag, 1882) in die Hände. Dasselbe enthält auch einen Artikel über „Mission", dessen Oberflächlichkeit auffallend ist. Nach ihm „fällt die Gesch. der M. zusammen mit der der Ausbreitung des Christentums." Nicht einmal die deutschen Missionen sind vollständig und richtig aufgezählt, die der Brüdergemeinde und des Goßnerschen Vereins fehlt ganz, während der Zentral-Verein in Baiern als selbständige M.-G. aufgeführt wird. Der Statistik sind die Angaben aus 1875 zu Grunde gelegt. „Die Erfolge stehen in keinem Verhältnis zu der enormen Zahl von Arbeitskräften und Geldmitteln, die darauf verwendet werden." Bethätigt habe die M. nur „bei den tiefer stehenden Völkern gewirkt", wofür als Beispiele „die Neger, Hottentotten und Kaffern" aufgeführt werden. Bunt durcheinander und sehr unvollständig werden einige Südsee-Inselgruppen erwähnt. Die „Allg. M.-Z." scheint es nur zu Fortgängen gebracht zu haben — einer Reihe andrer Ungenauigkeiten

liches Buch, dessen Inhalt von großem Fleiß und rühmlicher Sachkunde seitens des Verfassers Zeugnis giebt. Wohl kaum ein Name von Bedeutung ist übergangen. Auch der um die Geographie verdienten Missionare ist gedacht, obgleich die Liste derselben noch etwas hätte ausgedehnt werden können. Wie es scheint hat bezüglich der Missionare der Verfasser nur wesentlich sekundäre Quellen, besonders geogr. Zeitschriften, benutzt, weshalb auch gerade hier das biographische und bibliographische Material je und je etwas mangelhaft ist. Sonst können wir das orientierende Buch allen für die Erd- und Völkerkunde interessierten unter unsern Lesern als ein vortreffliches Nachschlagebuch nur bestens empfehlen.

4. „Buddhismus und Christentum." Mit einem Anhang über das Nirvana Von einem Hindu (Zürich, Klemm, 1882). Ein ebenso anspruchsvolles wie inhaltlich wenig befriedigendes, für seine 32 Seiten — es kostet 1 Mk.! — ziemlich teures Schriftchen, das wir sehr enttäuscht aus der Hand gelegt haben. Der Herr Verfasser, der sich wiederholt einen „Brahmanen" nennt und doch mit Begeisterung den Buddhismus glorifiziert! — dürfte sich sehr täuschen, wenn er erwartet, daß „die Orthodoxen den Vortrag sowie den Vortragenden mit sehr scheelen Augen ansehen und Blitz und Donner auf sein Haupt zucken und erschallen lassen." Soviel Emotion ist das unbedeutende kompilatorische Machwerk wirklich nicht wert. Daß das Christentum in demselben behandelt wird wie die Farbenlehre von einem Blinden, als eine Wurzel aller Greuel, hat uns bei dem „Brahmanen" nicht gerade wunder genommen, aber über den Buddhismus, zumal über den wirklichen, nicht den idealisierten, hatten wir mehr aus dem Vortrag zu profitieren gehofft. Der Anhang über das Nirvana ist, abgesehen davon, daß er nur längst bekanntes reproduziert, geradezu ärmlich. Wie der sich mit dem Nimbus großer Gelehrsamkeit umgebende Verfasser den Mut haben kann, auf Grund des Wortes: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," den Buddhismus als „die höchste, erhabenste, d. h. die göttlichste Religion der Welt" zu bezeichnen, das kann man angesichts des geistigen, sittlichen und kulturellen Zustandes der buddhistischen Völker doch kaum anders denn als eine — Naivität charakterisieren.

5. **D. Jakobi**: „Erinnerungen an den Baron Ernst von Kottwitz" (Halle, Strien, 1882, S. 56). Eine anmutige, frische, erquickliche Monographie, welche der Senior der halleschen theol. Fakultät aus dem Schatze seiner Jugenderinnerungen geschöpft und dem jüngeren Geschlechte zum Geschenk gemacht hat, als eine erwünschte Kompletierung des schönen Bildes, das vor fast 60 Jahren Tholuck in seinem Erstlingswerke: „Von der Sünde und dem Versöhner" von dem „Vater Abraham" gezeichnet. Unsres Wissens ist das Jakobische Schriftchen das umfassendste biographische Denkmal des in der Stille so einflußreichen „Patriarchen," welches wir besitzen. Auch für die Missionsgeschichte unsrer Zeit ist diese Gabe höchst willkommen, denn sie läßt uns einen Blick in die Kreise thun, in welchen das Missionsleben der Neuzeit seinen Ursprung hatte. Möchte die Lektüre des schönen Büchleins dem Geschlecht der Gläubigen unsrer Tage nicht bloß eine Erquickung gewähren, sondern auch zur belebenden Verinnerlichung Anregung geben.

---

ganz zu geschweigen. Die überaus flüchtige Arbeit macht einen betrübenden Eindruck, und ist weder geeignet einen Überblick über den heutigen Stand des Missionswesens noch ein Verständnis für seine Bedeutung zu geben.

Dr. Krapfs Missionslaufbahn.

(Fortsetzung statt Schluß.)

IV.

„Endlich," sagt Krapf, „am 10. Juni 1846, kam mein teurer und langersehnter Mitarbeiter Rebmann in Mombasa an." Johannes Rebmann war wie Krapf von Geburt ein Württemberger und Basler Seminarist; aber er hatte seine theologischen Studien in Islington vollendet und sich vom Bischof Blomfield in der englischen Kirche ordinieren lassen. Als Silas und Timotheus aus Macedonien kamen und Paulus in Korinth trafen, „drang ihn der Geist", und so war es mit Krapf. Die Zeit war nun gekommen, das fühlte er, die Mission auf dem Kontinente zu begründen. Rabbai Mpia (Neu- oder Klein-Rabbai) schien der geeignete Ort dazu und die Wanika Häuptlinge daselbst, an welche man sich in der Sache gewendet hatte, willigten gern in den Vorschlag ein. Krankheit der beiden Missionare verursachte einigen Aufschub; aber endlich wurde für den 25. August der förmliche Einzug in das Dorf festgesetzt. Am Morgen des bestimmten Tages hatte Krapf wieder einen heftigen Fieberanfall; aber er beharrte darauf zu gehen. „Ob ich lebe oder sterbe, die Mission muß begonnen werden," so bestieg er mit großen Schmerzen einen Esel und kam nur schwer in der hügeligen Gegend auf einem Pfade vorwärts, den auch ohne Reiter der Esel kaum erklimmen konnte. Auch Rebmann konnte nur mit mühevollster Anstrengung emporklettern. „Wohl niemals wurde eine Mission in solcher Schwachheit begonnen; aber es mußte so sein, daß wir uns nicht unsrer eignen Kraft rühmen, noch unsere Nachfolger vergessen möchten, daß Gott sogar unsere menschlichen Gebrechen heiligt, damit Sein Wille geschehe."

Körperlich noch sehr schwach, fingen sie an, ein Haus zu bauen, in dem Europäer sicher leben konnten. Sie brauchten dazu zwei bis drei Monate und wohnten indessen in Hütten von Eingeborenen.

„Jeden freien Augenblick benutzte ich zu meinen Übersetzungen, obgleich mir bei den erneuten Fieberanfällen sich oft der Gedanke aufdrängte, daß ich wohl vor Beginn meiner eigentlichen Missionsarbeit in die Ewigkeit abgerufen würde. Ich betete inbrünstig um Erhaltung meines Lebens, bis wenigstens Eine Seele gerettet wäre; denn ich war überzeugt, daß wenn ein einziger Stein in irgend einem Lande gelegt wäre, der Herr das Werk segnen und den Bau fortführen würde durch Bekehrung aller derer, welche jetzt in Finsternis und Todesschatten sitzen."

Von August 1846 bis April 1850, also 3 Jahre und 7 Monate, blieben diese beiden eifrigen und treuen Missionare in Rabbai Mpia. Die Arbeiten jenes Zeitraumes waren von dreierlei Art: Verkehr mit den benachbarten Wanika, sprachliche Studien und literarische Arbeiten und Reisen nach andern naheliegenden Ländern. Wie fleißig sie in allen diesen Missionsbestrebungen waren, kann man aus Krapfs Tagebuch vom Jan. 1847 ersehen, als „die Vollendung eines englisch-suahili und kinika-Wörterbuches" ein langes und mühevolles Werk beschloß. „Meine Aufgabe," schreibt er,

„wird nun sein 1) dieses Wörterbuch ins reine zu schreiben; 2) das Neue Testament und Dr. Barths biblische Geschichte weiter zu übersetzen; 3) täglich einen Ausflug nach den Anpflanzungen der Wanika zu machen und dort zu predigen; 4) den Wanika Kindern, welche Unterricht wünschen, solchen zu erteilen; 5) den Wanika des Distriktes Reden zu halten und mich denjenigen zu widmen, welche von nah und fern uns aufsuchen; und 6) von Zeit zu Zeit Reisen in das Innere zu machen, um die geographischen und ethnologischen Eigenheiten und die Sprachen kennen zu lernen, auf diesen Reisen so viel als möglich das Evangelium zu predigen und so einstweilen den Weg zu bahnen für die Mission ins Innere, bis uns von Europa mehr Mitarbeiter zukommen."

Die Wanika erwiesen sich wie die meisten Stämme, welche auf niedriger Bildungsstufe stehen, sorglos, gutmütig und im allgemeinen freundlich, aber unsittlich, dumm, abergläubisch und gründlich „von der Erde, irdisch". Ungefähr 6 Monate nachdem sie sich in Rabbai niedergelassen, gingen Krapf und Rebmann zu ihrer Erholung auf einige Tage nach Zanzibar und besuchten den Sultan. Er sagte ihnen, die Wanika seien „böse Leute" und sie hätten nicht zu ihnen ziehen, sondern in Mombasa bleiben sollen, worauf Krapf erwiderte, die Südseeinsulaner wären schlimmer gewesen, aber Gottes Wort hätte sie vollständig umgewandelt. „Wenn dem so ist," sagte Said-Said, „ist es gut: bleibt bei den Wanika, so lange ihr wollt, und thut wie es euch gefällt." Die „bösen Leute" jedoch waren weit entfernt, sich für solche zu halten; und als eines Tages Krapf mit zwei alten Frauen, welche selbstgerecht wie irgend jemand in Europa waren, von der Verderbtheit der menschlichen Natur sprach, rief eine von ihnen aus: „Wer hat mich bei Ihnen verleumdet? Ich habe ein gutes Herz und weiß von keiner Sünde." Einige Zeit darauf wurde ihm nach seinem eignen Ausdrucke „innerlich offenbar", daß er die heidnischen abergläubischen Gebräuche der Wanika, deren greulicher Anblick ihn entrüstet, zu heftig angegriffen habe, daß er mehr von der Liebe des Erlösers für seine verlornen, verirrten oder vom Satan

gefangenen Schafe predigen, ihnen mehr Teilnahme zeigen und in seinen Worten mehr Erbarmen und Mitleid ausdrücken sollte. Vielleicht verdankte er nächst Gott dieser milderen Art zu lehren, daß einige Wochen später sich bei einem seiner Zuhörer eine Wandlung des Herzens kund gab. Es war der Krüppel Mringe, der einzige Bekehrte, der ihm zum sofortigen sichtbaren Lohn für seine ostafrikanische Arbeit wurde. Interessante Bemerkungen über dieses arme Geschöpf kommen in seinen Tagebüchern vor. Eine wollen wir anführen, weil sich in ihr der echte Missionsgeist abspiegelt, welcher Krapf beseelte:

„29. Nov. 1848. Heute Nacht war Mringe bei mir. Wir redeten bis gegen Mitternacht von der zukünftigen Welt und der Stadt Gottes, von dem Leben der Verklärten und ihrem unverweslichen Körper und noch manches andere. Mein armer Krüppel verschlang die Worte, welche von meinen Lippen fielen; ich sah, daß sie Eindruck auf ihn machten, und war wirklich glücklich; denn in solchen Augenblicken fühlt man, wie wichtig der Beruf eines Missionars ist. Ein Missionar, welcher das Wirken des Geistes in sich verspürt und sich bei seinen Offenbarungen von ihm getragen fühlt, ist das glücklichste Wesen auf Erden. Wie nichtig scheinen ihm königliche und kaiserliche Ehren im Vergleich mit dem Berufe eines Predigers im Busche oder in der einsamen Hütte. Und sicherlich wird ein Missionar, der sich nicht durch seinen Beruf geadelt fühlt, entweder seinen Posten verlassen oder ein unnützer Arbeiter im Weinberge sein."

Die sprachlichen Arbeiten dieser Zeit haben wir schon erwähnt; zu ihnen kommt noch ein Kinika A-B-C-Buch. Die Bücher blieben jedoch Manuskripte; nur das Kinika Evangelium St. Lucä, das A-B-C-Buch und der Heidelberger Katechismus in derselben Sprache wurden auf Kosten der kirchlichen Missionsgesellschaft in Bombay gedruckt und 500 Exemplare nach Rabbai geschickt. Das Evangelium St. Lucä wurde, wie die Leser des Intelligencer wissen, in späteren Jahren der Hebel einer christlichen Bewegung unter dem Giriama Volke, welche sich als ermutigend erwies; und es ist bemerkenswert, daß schon im Januar 1847 Krapf den Besuch einiger aus „dem Stamme Kiriama" erwähnt.

In diesem Zeitraume wurden außer gelegentlichen Besuchen in dem Teitalande auf den Berg Kadiaro sechs wichtige Reisen gemacht. Diese waren drei Ausflüge Rebmanns nach Jagga oder Chagga (Dschagga) im April, Mai, November und Dezember 1848 und April bis Juni 1849, und drei Krapfs, jede nach andrer Richtung, nämlich nach Usambara im Juli und August 1848, nach Ukambani im Nov. und Dez. 1849, und die Küste hinab bis zum Kap Delgado im Februar und März 1850. In geographischer Beziehung war von diesen 6 Reisen die erste am wichtigsten. Am 11. Mai 1848 sah Rebmann von ferne den schnee-

bedeckten Gipfel des Kilimandscharo. Diese Entdeckung erregte das höchste Interesse in Europa und die Nachricht davon wurde an vielen Orten mit Unglauben aufgenommen. Die wissenschaftlichen Zeitschriften Deutschlands sowohl als Englands bezweifelten, daß gerade unter dem Aquator mit ewigem Schnee bedeckte Berge wären, und die Vermutung wurde laut, der Gipfel, wenn überhaupt ein solcher gesehen worden, müsse ein „Porphyrkegel" sein. Als Rebmann diese Zweifel erfuhr, meinte er einfach, er würde sich schwerlich bei einer Schneespitze irren, da er mehrere Jahre seiner Jugend in der Schweiz verlebt habe. Und Krapf, welcher später öfter auf seiner Reise nach Ukambani Gelegenheit hatte, die Schneekuppe selbst zu sehen, behandelte die Sticheleien der Geographen sehr ruhig. Auf dieser Reise entdeckte er noch eine ungeheure Bergmasse, Kenia, welche auch beschneit war. Die Reisen des Baron van der Decken beruhigten in der Folge die Welt über die Wirklichkeit der Entdeckung, und der methodistische Missionar New bestieg 1871 den Kilimandscharo bis zur Schneelinie. Die Höhe des Berges ist gemessen worden und beträgt 18 700 engl. Fuß, um 3000 Fuß mehr als der Mont Blanc; die Höhe des Kenia ist noch unbekannt. Rebmann wurde mitgeteilt, daß ein früherer König von Jagga einst einen Zug ausgerüstet hatte, um die weiße Masse auf dem erstgenannten Berge zu untersuchen, welche er für Silber hielt, aber von der ganzen Gesellschaft sei nur ein einziger mit vor Frost gekrümmten Händen und Füßen zurückgekehrt und habe gemeldet, daß seine Gefährten von Kälte und Schrecken umgekommen seien — ein Schicksal, welches den bösen Geistern zugeschrieben wurde.

Krapfs eigne Reisen führten ihn auch in Regionen, welche nie vorher ein Weißer betreten hatte. Usambara, die Strecke zwischen dem Umba- und Pungana-Flusse, welche einen großen Teil der Küste von Mombasa nach Zanzibar einnimmt, zeichnet sich sowohl durch anziehende Gegend als durch aufgeweckte Einwohner aus. Der König Kmeri empfing den Missionar freundlich trotz des Widerstandes arabischer Händler, was uns an neuere Erfahrungen in Uganda erinnert, und da die königliche Freundschaft genügte, ihm überall im Königreich Schutz und Versorgung zuzusichern, kam Krapf zu dem Schluß, daß in mancher Beziehung der Despotismus den Missionsbestrebungen günstiger sei, als der Republikanismus der Wanika, bei denen jeder unbedeutende Häuptling zu thun pflegte, was ihm gut dünkte, und zum Argwohn geneigt war, wenn ein weißer Mann bei seinem Nachbar wohnte. In Ukambani, etwa 200

Meilen nordwestlich von Mombasa fand Krapf das gerade Gegenteil. Da gab es eigentlich gar keine Regierung. Aber die Wakamba trieben großen Handel mit Elfenbein und andern Produkten und machten damit weite Reisen; daher schien es von großer Wichtigkeit, mit dem Evangelium bei ihnen einzudringen. Die Reise war eine langwierige und anstrengende und nicht ohne beträchtliche Gefahr von seiten der plündernden Stämme, welche die dazwischenliegenden Länderstrecken durchstreiften. Krapf hatte viel durch Wassermangel zu leiden, aber wenn wir lesen wie die Unbotmäßigkeit seiner Leute und ihr fortwährendes Drängen um Lohnerhöhung ihn mehr quälten als Ermüdung und Entbehrung, so werden wir wieder an die neueren Erfahrungen der Karawanen erinnert. Der Häuptling Kivoi, mit welchem Krapf reiste, war in Rabbai gewesen, als er Elfenbein nach der Küste gebracht hatte; er kannte die Mission und ihr Vorhaben und seine Freundlichkeit berechtigte Krapf zu der Hoffnung, daß Ukambani sowohl als Usambara, wenn auch in geselligen und politischen Einrichtungen verschieden, den evangelischen Bestrebungen ein offenes Feld bieten würden.

Nicht geographische Entdeckungen waren der Zweck von Krapfs und Rebmanns Reisen. Immer und immer wiederholen sie in ihren Tagebüchern und Briefen ihren Entschluß, alles andere dem Zweck ihrer Sendung, der Seelenrettung, unterzuordnen. Wir können jetzt die Jahre überblicken, welche seit jenen kühnen Entdeckungsreisen vergangen sind und sehen, daß es in Gottes Absicht lag, von ihnen wenig mehr als ein Vorbereitungswerk zu fordern, verbunden mit dem leuchtenden Beispiel an Glauben und Mut; aber jene göttliche Absicht konnten sie nicht sehen und ihr sehnliches Verlangen und beständiges Gebet galt der Bekehrung Afrikas zu Christo. Nur ein Beispiel sei angeführt:

„Oft drängte es mich im Geiste," sagt Krapf hinsichtlich seines ersten Besuches in Ukambara, „hinter einen großen Baum in einiger Entfernung vom Dorfe zu gehen, von wo aus ich sowohl in die Thäler als nach der entfernten Wakuafi-Wildnis, als auch auf die hohen Berge rings umher blicken konnte, um da zu weinen und zu beten, daß des Erlösers Reich doch bald auf diesen Höhen gegründet werde und Seine Lieder auf diesen stolzen Hügeln erschallen möchten, und ich nahm in vollem Vertrauen auf Gottes Verheißungen für die streitende Kirche Christi von dem heidnischen Lande Besitz."

Ihrem Gesuche an die Gesellschaft um Verstärkung dieser Mission wurde 1849 entsprochen, indem Rev. Erhardt und Herr Johannes Wagner ausgesandt wurden. Sie kamen am 10. Juni in Mombasa an und wurden mit größter Dankbarkeit empfangen. Ihre Ankunft in Rabbai wandelte jedoch das Missionshaus in ein Spital, wie Krapf sich

ausdrückt. Beide wurden von heftigem Fieber überfallen! Erhardt genas wohl und hat seitdem der Mission wesentliche Dienste geleistet, aber Wagner erlag, wie unsere Leser wissen, der Krankheit am 31. Juli. Auch in dieser Heimsuchung konnte Krapf eine gnädige Fügung erkennen:

„Unbegreiflich schienen uns zuerst Gottes Wege, als unser neu angekommener Mitarbeiter uns so rasch entrissen wurde; aber sein Tod sogar ist den Wanika zum Segen geworden und durch seinen Tod spricht er zu ihnen; denn sie haben jetzt zum ersten male den Tod und das Begräbnis eines Christen gesehen, der seine freudige Hoffnung auf Christum, das Leben und die Auferstehung, setzt. Nachdem ich die englische Beerdigungsliturgie in der Kinika-Sprache gelesen hatte, redete ich zu den Anwesenden über 1 Thessalonicher 4, 13, und schließlich sangen wir mehrere Verse einer Hymne. Daraus konnten die Heiden den großen Unterschied zwischen dem Christentum und den schrecklichen Wehklagen und andern düstern Gebräuchen des Heidentums erkennen; in dieser Hinsicht ist also unser heimgegangener Freund nicht vergebens in dieses umnachtete Land gekommen."

Bald nachher machten Krapf und Erhardt die schon erwähnte Reise die Küste hinab bis zum portugiesischen Gebiete, überall wertvolle Kenntnisse sammelnd, besonders in Beziehung auf den Nyassa-See, über den sie mehrere Jahre vor Livingstones Reise dahin berichteten. Dann kam Krapf nach Europa mit der doppelten Absicht, seine Gesundheit wieder herzustellen und dem Komite der kirchlichen Missionsgesellschaft seine Pläne zur Ausdehnung der Mission vorzulegen. Er erreichte seine deutsche Heimat im Juni 1850.

V.

Die Berichte, welche Dr. Krapf 1850 heimbrachte, erregten das lebhafteste Interesse in den Missionskreisen Englands. Der Eindruck wurde noch erhöht durch den persönlichen Verkehr mit dem Manne, den das Komite und die Missionsfreunde jetzt zum ersten male von Angesicht sahen und dessen feurige Begeisterung und unbegrenzte Aufopferung für den Dienst des Herrn alle Herzen mit der Hoffnung erfüllte, daß für Afrika die Zeit des Heils gekommen sei. Gerade damals erweiterte sich auch die Mission in Yoruba und bot ein so hoffnungsvolles Feld dar, daß es so ziemlich die erste Stelle in der Neigung und dem Interesse der Missionsfreunde einnahm. Krapfs großartiger Gedanke, einen Gürtel von Missionsstationen über das Festland hin anzulegen, schien nicht so schwer auszuführen zu sein, als wir es seitdem erfahren mußten. „Unsere Brüder sagen uns," schreibt der Herausgeber des Intelligencer (1850, Sept.), „der Herr habe Afrika erschlossen, und wir sollten uns durch diese Erklärung berufen fühlen, sogleich ans Werk zu gehen — das

freilich ebenso ehrenvoll als gefährlich ist." Folglich ward beschlossen, mit Krapf 3 weitere Missionare, im ganzen also 6, und 3 christliche Handwerker auszusenden, „um sowohl zur zeitlichen als zur geistlichen Förderung der Eingebornen beizutragen."

Krapf war während seines kurzen Aufenthaltes in Europa nicht unthätig. Er ließ in Tübingen sein bekanntes Vokabular für 6 afrikanische Sprachen: Kisuahili, Kinika, Kikamba, Kipokomo, Kihian, Kigalla, auch seine Übersetzung des Evangeliums St. Marci in die Kikambasprache und den Umriß einer Grammatik für Kisuahili, drucken. Seine sprachlichen Arbeiten und seine großen Missionspläne erregten auch die Aufmerksamkeit der vornehmen Welt. Prinz Albert schickte nach ihm und ging mit großem Interesse auf seine Pläne ein, und um den Einfluß der Mission in Zanzibar zu unterstützen, übergab Seine Königliche Hoheit dem Doktor königliche Geschenke für den Imâm „als Anerkennung für seine Freundlichkeit gegen die Missionare".[1] Hier schalten wir noch eine lebendige Schilderung seiner Unterredung mit dem König von Preußen und mit Humboldt ein, welche wir Venns Tagebuch entnehmen.

Bunsen berichtet darüber Venn:

„Gleich nach Dr. Krapfs Ankunft in Berlin begegnete ihm Ritter und nahm ihn mit zu Humboldt. Nach den ersten Begrüßungsworten fragte ihn Humboldt über die Schneeberge und eine lebhafte Unterhaltung von fünf Minuten folgte, worauf Humboldt seine Überzeugung aussprach, daß es Schnee war, und sich über die Feststellung dieser Thatsache freute, wie ein kleines Kind über ein neues Spielzeug. Der Baron ist 84. Als der König Krapfs Ankunft erfuhr, lud er ihn auf den folgenden Tag zum Diner ein. Der Ehrenplatz befindet sich gegenüber dem König und der Königin, welche nebeneinander sitzen, und diesen erhielt Dr. Krapf mit Ritter auf der einen und Humboldt auf der andern Seite. Die Unterhaltung wurde beinahe ganz von Krapf und dem Könige über geographische und sprachliche Gegenstände geführt. Nach dem Essen nahm der König Dr. Krapf bei Seite und nun ergingen sie sich, sagt Ritter, auf religiösem Gebiete; er selbst war nicht daran beteiligt; aber augenscheinlich waren der König und Krapf gegenseitig von einander entzückt. Bei dem Abschiede sagte der König, er müsse Krapf ein Andenken geben, und fragte, womit er ihm dienen könne. Da Krapf erwiderte, daß für jedes Bedürfnis von der Gesellschaft reichlich gesorgt werde, überreichte ihm der König die goldene Medaille des höchsten Verdienstordens."

Zwischen dem Entschlusse, die ostafrikanische Mission zu verstärken, und der Abreise der Missionare trat ein Ereignis ein, welches die kirchliche Missionsgesellschaft wenig berührte, das aber vom Herausgeber des Intelligencer trefflich benutzt wurde, um sich ausführlicher über die Pläne

[1] Die englische Ausgabe der „Reisen" wurde sogar dem Prinz-Gemahl gewidmet.

der Gesellschaft zu verbreiten. Dies Ereignis war der päpstliche Angriff. Es war eine Mission — eine Mission im großen Stile — eine Mission zur Bekehrung des unmachteten Englands, eine Mission halb politischer Charakters, wenigstens was die Ansprüche auf englische Grundbesitzrechte für die römischen Bischofssitze betrifft. Wir haben später die Harmlosigkeit jenes speciellen Punktes in dem päpstlichen Plane erkannt, so beleidigend er zur Zeit nicht nur schien, sondern auch beabsichtigt war; denn das prahlerische Manifest des Kardinals Wisemann hatte die englische Nation auf den Gipfel der Erregung gebracht, wie vielen von uns noch wohl erinnerlich ist. Nun waren gerade 1850 von der kirchlichen Missionsgesellschaft mehr Missionare ausgesandt worden, als je vorher, und das Jahr 1851 begann mit der Abreise der neuen ostafrikanischen Expedition. „Das," schrieb Herr Ridgeway, „ist unsere Antwort an Rom. Wir wollen ihm zeigen, daß wenn auch wurmstichige Zweige abfallen mögen, die englische Nation doch gleich der Landeseiche im Herzen gesund ist, denn in ihren Gliedern ist Wachstum." Diese Bemerkung war nicht nur ein Wort augenblicklicher Herausforderung, sie verkörperte einen Grundsatz von wahrer und tiefer Bedeutung. *Die wirksamste Waffe für die Verteidigung der Kirche liegt in der Ausbreitung derselben* und durch diesen Grundsatz ist die kirchliche Missionsgesellschaft eine so feste Burg für die evangelische Wahrheit der englischen Kirche geworden. Ihr Werk geschieht in der Ferne; aber ihr Einfluß wirkt darum nicht weniger fühlbar auf die Heimat zurück.

Die Abschiedsfeier Krapfs und seiner Brüder fand in den Schulgebäuden des Islingtoner Kirchensprengels am 2. Januar 1851 statt und gab Gelegenheit zu großer Teilnahme. Die Anweisungen des Komite gehören zu Venns bedeutendsten Leistungen. Im ersten Satze schon berührten sie den Zweck der Gesellschaft.

„Die ostafrikanische Mission," eröffnete er seine Rede, „erregt eine ganz besondere Teilnahme in den Augen vieler, welche unsere Sache unterstützen. Aber es darf kein Irrtum über die Ursachen walten, auf welchen diese Teilnahme beruht. Diese liegen nicht etwa in dem Reize der geographischen und sprachlichen Entdeckungen, welche nebenbei gerade aus dieser Mission hervorgegangen sind. Die wahren Freunde der Gesellschaft wachen mit heiliger Eifersucht darüber, daß nicht die christliche Einfachheit und der göttliche Charakter des Werkes durch vieles, was die Augen der Welt anzieht, gefährdet werde. Lange bevor der Ruhm der Mission nach auswärts sich verbreitete, sind Christen mit lebhaftem Mitgefühle und eifrigem Gebete für dieselbe thätig gewesen. Und diese Teilnahme entsprang den Grundsätzen, auf welche sie gegründet, und dem Geiste, in welchem sie geleitet war." Dann folgte eine meisterhafte Übersicht der bisherigen Ar-

beiten Krapfs in Abessinien und an der Ostküste, sowie der Kette von göttlichen Fügungen, welche zu der Niederlassung in Mombasa geführt hatten; darauf wurden seine großartigen Vorschläge erörtert. „Es war nicht nur eine Stellung an der Küste, oder die Evangelisation eines Stammes, wonach die Mission trachtete: aber den Missionaren gelang es durch Gottes Gnade im Glauben das Festland Afrikas zu öffnen. Wie Abraham vor Zeiten, hoben sie ihre Augen auf und sahen von der Stätte an, da sie wohnten, gegen Mitternacht, gegen Mittag, gegen den Morgen und gegen den Abend und nahmen Besitz davon nach der Verheißung, und haben das Gebot, welches Abrahams Glauben belohnte: „Mach dich auf, und zieh durch das Land, in die Länge und Breite, denn dir will ichs geben" erfüllt." Dann fuhr Mr. Venn fort, zu erklären, das Komite habe es für seine Pflicht gehalten, „streng und redlich den Gedanken zu erwägen, ob diese umfassenden Pläne Träume von Enthusiasten oder nüchterne Berechnungen kluger Männer wären." Es hieße das in sie gesetzte Vertrauen mißbrauchen, wenn sie durch großartige Pläne verlockt, das Leben der Missionare und das geweihte Kapital thörichterweise der Gefahr aussetzen würden. Aber je genauer sie die Sache überlegten, desto sicherer wurden sie, daß der Herr sie berufen habe, vorwärts zu gehen. Dann wurden die Gründe angegeben, welche dieses Vertrauen rechtfertigten, nämlich: das verhältnismäßig gesunde Klima, die besonders günstigen Verhältnisse, welche in Usambara und Ukambani den Zugang eröffneten, der nahe Zusammenhang zwischen den verschiedenen Sprachen, die Freundschaft des Imâm ꝛc. Dann folgten die eigentlichen Anweisungen, auf die wir nicht näher einzugehen brauchen, aber ein Teil verdient Beachtung. Die Missionare wurden ausdrücklich angewiesen, nicht nach herkömmlicher Methode die Mission auszuführen, sich nicht an einem Orte festzusetzen, weder Schulen zu gründen, noch einen Kern von Anhängern um sich zu versammeln, sondern sich „weit und breit zu verzweigen, die Wahrheit nach und nach den Stämmen und Ländern zu verkünden, mit der festen Zuversicht, daß wenn Gottes Geist ihr Wort durch eine Erweckung an einer besondern Stelle segnen würde, die Vorsehung Gottes auch Mittel fände, solche Früchte zu erhalten." „Die Evangelien," erinnerte er, „berichten von vielen Reden Christi, in einem Schifflein, einem Hause, am Wege gehalten — aber nur einmal hat Christus in einer Schule geredet."

Diese Vorschriften[1]) sind für unsere Zeit nicht minder wertvoll. Sie können in nicht mißzuverstehender Weise auf das große Unternehmen in Centralafrika angewendet werden, in welchem wir jetzt begriffen sind. Denn es genügt nicht zu sagen, die Unternehmungen seien sich ähnlich . . Sie sind wirklich dieselben. Wir führen nur den Plan aus, welchen Krapf vorschlug und Venn entwarf. -

In Krapfs Erwiderung auf die Anweisungen ist die Verbindung von Demut und Glaube bemerkenswert. Er sagt, er sei „immer enttäuscht worden, wenn er auf sich selbst vertraut habe, aber nie beschämt, verwirrt oder erschreckt, so lange er auf Gottes Macht, Hilfe und Kraft gebaut." Bischof Harding von Bombay hielt eine Ansprache an die

[1]) Int. 1851, Febr.

Missionare, und Lord Wriothesley Russel berührte mit einigen Worten den Anteil, welchen Prinz Albert an dem Unternehmen nahm, worauf Rev. John Hambleton von Islington die Fürbitte sprach. Von allen denen, welche sich an den Vorgängen dieses Tages beteiligten, ist Lord Wriothesley Russel der einzige, der noch lebt.

VI.

Zwei Tage nach diesem Abschiede verließ Krapf England, begleitet von Konrad Diehlmann und Christian Pfefferle. Beide waren in Basel und später in Islington ausgebildet und beide vom Bischof Bloomfield ordiniert worden. Drei Handwerker, auch Deutsche,[1]) kamen mit ihnen in Triest zusammen. Wie man sieht, fehlte einer. Noch kleiner wurde die Schar in Aden, wo Diehlmann sich weigerte, weiter zu gehen. Der Intelligencer weist damals bedeutungsvoll auf Apostelgeschichte 13, 13 hin. Monate vergingen ehe weitere Nachrichten nach England gelangten und dann lautete der Bericht folgendermaßen: [2])

„Tod, Gefahr und Enttäuschung haben die Bahn unserer ostafrikanischen Mission gekennzeichnet, unser hoffnungsvoller junger Missionar Pfefferle ist nicht mehr; von den 3 Handwerkern sind 2 nach Europa zurückgekehrt; die Gefahren und harten Entbehrungen, welchen unser lieber Bruder Krapf ausgesetzt war, übertreffen alles, was er je erlebt, so daß er nur durch ein Wunder mit dem Leben davon gekommen ist, und unsere beabsichtigten neuen Stationen sind noch unbegonnen."

Aber wir greifen vor. Die Gesellschaft erreichte Mombasa im April. Rebmann und Erhardt hatten ein beträchtliches Stück Land gekauft und waren bei Krapfs Ankunft im Begriffe, ein neues Haus für zwei Familien zu bauen. Dies war die Station Kisulutini, deren Name uns jetzt so vertraut ist. Auch war die erste Missionsfrucht schon heimgeholt worden. Der arme Krüppel Mringe war im Frieden auf Christum vertrauend gestorben, nachdem ihn Rebmann getauft hatte. Ein andrer Wanika, Abe Gunga, hatte Beweise einer Erneuerung des Herzens gegeben und ist seit dieser Zeit ein standhafter Anhänger der Mission geblieben; er ist erst letztes Jahr gestorben. Innerhalb 14 Tagen nach ihrer Ankunft wurden die 4 Arbeiter vom Fieber ergriffen. Am 10. Mai gefiel es Gott, Pfefferle zu sich zu nehmen. Er wurde in dem neugekauften Grundstücke begraben und Krapf mit seiner bewundernswürdigen

[1]) Es ist charakteristisch, daß die Pioniere dieser ostafrikanischen Mission fast ausnahmslos Deutsche waren. D. H.

[2]) Int. 1852, Februar.

Eigenschaft, jede Prüfung als der Sache dienlich anzusehen, was viel schwerer und seltener ist als bloße Ergebung, schrieb:

„Der erste Bewohner des neuen Missionsbesitztums ist ein Toter aus dem Missionskreise: unser Gott verlangt, daß wir einen Kirchhof anlegen, ehe wir eine Kirche oder ein Wohnhaus bauen, und giebt uns dadurch eine Lehre, daß die Auferstehung von Ostafrika nicht anders errungen werden kann, als durch unsern eignen Untergang.“ Von den drei Handwerkern schreibt er am 20. Juni: „Sie liegen seit dem Karfreitag nun 2 Monate fieberkrank auf einer Bank und schmachten so zwischen Tod und Leben. Das ist eine schöne Geschichte, werdet ihr sagen; der schwere Teil der Armee ist geschlagen und die leichte Division vollständig geschwächt, und doch wollt ihr Afrika erobern, wollt eine Missionskette von Osten nach Westen ziehen!“

Krapfs Briefe aus jener Zeit sind wirklich wundervoll. Er fängt an einzusehen, daß sein großer Plan noch nicht vollständig ausgeführt werden kann — vielleicht nicht so lang er lebte, aber sein Glaube und sein Eifer lassen nicht nach.

„Sollte auch ich erliegen,“ schrieb er, „so schadet es nichts; denn der Herr ist noch König und wird Seine Sache zu Seiner Zeit herrlich hinausführen. Der Gedanke an eine Missionskette wird von *späteren Generationen* wieder aufgenommen und ausgeführt werden; denn ein Gedanke wird immer Jahrzehnte lang gehegt, ehe er zur That wird. *Diesen Gedanken vermache ich jedem Missionar, der nach Ostafrika kommt.* Wer ein wirklicher Patriot und gleichgiltig ist gegen Leben oder Tod um seines Herrn Ehre willen, der öffne dies Vermächtnis und nehme Teil an der Trübsal, der Geduld und dem Reiche unsers Herrn.“ Und wieder: „Unsere zuversichtlichen Erwartungen und Hoffnungen auf sofortigen Erfolg werden wir wohl wie Lazarus begraben müssen; doch werden sie auch eine Auferstehung haben und endlich werden unsere Augen Gottes Herrlichkeit schauen.“ [1])

Wie groß erscheint uns sein Glaube und sein Mut, als er nun mit dem Bewußtsein, daß dieses Werk erst nach Jahren und vielleicht von späteren Generationen ausgeführt würde, beschloß, allein vorzugehen, um die Gründung einer Mission bei den Wakamba zu versuchen. Nicht um einen Tag mehr als nötig verschob er seine Abreise. Im April war er angekommen, im Juni hatte er Pfefferle begraben. Dann hatte er die Handwerker 2 Monate lang gepflegt und am 11. Juli brach er nach Ukambani auf, nur von Wanikamännern begleitet. Am 26. erreichte er das Hochland Yata, wo er beabsichtigte als Zwischenstation ein Missionshaus zu bauen, da das Gebiet zwar von Wakamba bewohnt, doch vom eigentlichen Ukambani noch entfernt war. Hier wurde seine Absicht durch das Ausreißen seiner eigenen Leute und die Unfreundlichkeit der Ein-

[1]) Int. 1852, Febr.

gebornen vereitelt; deshalb ging er nach einem Aufenthalt von 4 oder 5 Tagen weiter zu Kivoi, dem Häuptling, welcher ihn auf seiner früheren Reise so wohlwollend aufgenommen hatte. Am 4. August erreichte er das Dorf Kivois. Hier blieb er einige Wochen und begleitete dann den Häuptling auf einem Zuge in nördlicher Richtung nach dem Danafluſſe, der aus den Klüften des Berges Kenia entſpringt und ſchließlich in den indiſchen Ocean mündet. Dieſer Zug fiel aber ſehr unglücklich aus und, wie ſchon erwähnt, war es ein Wunder, daß Krapf mit dem Leben davon kam.

Noch einige Meilen vom Danafluſſe entfernt wurden ſie plötzlich von Räubern überfallen, die Karawane wurde zum größten Teile zerſtreut, denn Kivois Leute flohen nach allen Richtungen; Kivoi ſelbſt mit ſeinem unmittelbaren Gefolge wurde getötet; Krapf ſchoß ſeine Flinte zweimal ab, aber in die Luft; „denn," ſagte er, „ich konnte mich nicht dazu entſchließen, Menſchenblut zu vergießen." Dann fand er ſich im Buſch von Freund und Feind getrennt und floh nach der Richtung, welche er für die beſte hielt. Mehrere Tage war er nun buchſtäblich in Afrika verloren und ſeine Abenteuer während dieſer Zeit ſind von der ungewöhnlichſten Art. Am Dana füllte er ſeine Flintenläufe mit Waſſer, verſchüttete es aber ſpäter zum großen Teile und litt von unſäglichem Durſte, bis das Geſchrei von Affen, deren Gewohnheit er kannte, ihn auf eine Grube aufmerkſam machte, welche ſie in den Sand nach Waſſer gegraben hatten. Dann mußte er in der äußerſten Hungersnot Schießpulver mit den jungen Schößlingen eines Baumes gemiſcht, eſſen; aber es ſchmeckte bitter und war ungeſund; ein andermal „frühſtückte er Ameiſen". Endlich traf er mit einigen von Kivois Leuten zuſammen und gelangte mit ihnen in ein Dorf der Wakamba; aber dort wurde er beſchuldigt, den Tod des Häuptlings verurſacht zu haben, und zum Tode verurteilt. Um Mitternacht gelang es ihm, zu entkommen und er floh nach der Richtung von Yata. Er war nun noch größeren Gefahren ausgeſetzt als vorher, da er in dem bewohnten Lande bei Tage nicht zu reiſen wagte aus Angſt erkannt und gemordet zu werden, nachts aber verirrte er ſich häufig und in der dichten Finſternis der Wälder war ihm ſein Kompaß von wenig Nutzen. In der Verzweiflung ergab er ſich endlich einigen Wanika, welche, obgleich ſie ihn ſchlecht behandelten, ihn nach Yata brachten, das er nach 17 Tagemärſchen müde, verwundet und in Lumpen gehüllt, erreichte. Noch ein mühevoller, entbehrungsreicher Marſch von 14 Tagen brachte ihn heim nach Rabbai.

„Ihr werdet nun fragen," schrieb Krapf, nachdem er diese Abenteuer und Prüfungen erzählt, „was ich weiter zu thun gedenke. Meine Antwort ist, daß wir die Mission in Ukambani um 3 oder 4 Jahre verschieben, bis wir eine nähere Station besitzen. Diese Station muß erst gegründet sein und Früchte tragen, ehe wir in Ukambani einen Missionsbaum pflanzen können. Die Missionskette wird doch noch zu stande kommen, wenn des Herrn Stunde geschlagen hat. Seine Mühlen mahlen langsam, aber wunderbar fein."

Was führte ihn zu dieser Überzeugung? War es der Wunsch, für seine Person Ungemach zu vermeiden? Nicht im geringsten; er dachte nur an andere. „Ich sehe deutlich," sagte er, „daß nicht jeder Missionar solche Anstrengung ertragen könnte." Er selbst konnte nicht ruhen, ohne noch einmal versucht zu haben, den Weg nach dem geheimnisvollen Lande zu finden, welches man jenseits der schon erforschten Landstrecken glaubte, nämlich Uniamezi. Schmerzliche Erfahrungen hatten ihn die Unmöglichkeit einer Straße durch Ukambani gelehrt, und da er noch Vorbereitungen zu treffen hatte für die neue Mission, welche in dem schon vorher aufgesuchten Lande Usambara errichtet werden sollte, sobald Verstärkung eingetroffen sein würde, begab er sich Anfang 1853 für einen zweiten Besuch nach der Hauptstadt Fuga. König Kmeri war wieder höflich und freundlich, obgleich Krapf auf jeder Seite seines Tagebuches klagt, daß sein königlicher Wirt, so dankbar er sich auch für die ihm überreichten Geschenke zeige, ihm nie zuhören wolle, wenn er von der großen Gottesgabe erzähle, welche ihm zu bringen Zweck der Mission war. Er gab jedoch die Erlaubnis zur Errichtung einer Station, und Krapf kehrte befriedigt zurück, wenn er auch noch eben so entfernt war von der Möglichkeit weiter in das Innere zu dringen.

Nach seiner Rückkehr von Usambara blieb Krapf noch fast 18 Monate in Rabbai, arbeitete ruhig unter den Wanika in Erwartung auf die Verstärkung, welche nie kam. Endlich, nachdem ein andrer fruchtloser Versuch, weiter innen eine Station zu gründen, seine Gesundheit gänzlich zerrüttet hatte, reiste er im Herbste 1853 nach Europa. An Weihnachten kam er heim und in den ersten Monaten des nächsten Jahres ging er nach England, um mit dem Komite seine Pläne zu besprechen. Es war natürlich, daß etwas Entmutigung über das Ergebnis herrschte, welches so weit hinter den großartigen Hoffnungen für die Evangelisation Afrikas zurückgeblieben war; aber nachdem das Komite aufs ängstlichste und sorgfältigste alle Umstände erwogen hatte, kam es zu der Überzeugung, daß Gott durch diese Enttäuschungen wohl ihren Glauben prüfen, nicht aber sie veranlassen wolle, das Unternehmen

aufzugeben. So wurde bestimmt, daß Deimler, welcher in Basel studiert und eben vom Bischofe von London ordiniert worden war, Krapf auf seiner Rückreise nach Ostafrika begleiten solle, und beschlossen, noch einen kräftigen Versuch zu machen, Stationen in dem Teita Lande und in Usambara zu errichten.

Hier muß noch erwähnt werden, daß Erhardt einstweilen 1853 nach Usambara vorgedrungen war, wo er einige Monate blieb, und man hoffte, eine der neuen Stationen würde endlich gegründet werden. Aber seine Gesundheit brach zusammen, andere Schwierigkeiten erhoben sich und er kehrte 1855 nach England zurück, jedoch nicht ehe er mit Rebmann die berühmte Karte Centralafrikas mit jenem riesigen Binnensee verfertigt hatte, welche die europäischen Geographen so in Aufregung versetzte und Burton, Speke und Grant zu ihren Reisen veranlaßte. Erhardt wurde darauf nach Indien versetzt, wo er noch rüstig gearbeitet hat. In Usambara ist später die Universitätenmission thätig gewesen und jetzt wird dort ein wichtiges Werk unter der Leitung des Bischofs Steere von Zanzibar ausgeführt. (Schluß folgt.)

Centralafrikas westliches Eingangsthor.

Von Dr. Grundemann.

II.

Es ist aber noch eine andere Mission zu erwähnen, welche der Stanleyschen Entdeckung ihre Entstehung verdankt. Sie nennt sich Livingstone (Congo) Inland Mission. Es ist nicht eine eigentliche Missionsgesellschaft, von der sie betrieben wird, sondern ein weniger formal organisierter Kreis christlicher Freunde in England aus verschiedenen Denominationen. Wir meinen nicht zu irren, wenn wir denselben identifizieren mit jenem mehr oder weniger darbistisch gerichteten, der schon ein paar Jahrzehnte hindurch mit großem Eifer durch Unterstützung von Frei-Missionaren (M. not connected with any society) auf verschiedenen Feldern missionierte. Auch die China Inland Mission ist diesem Kreise entsprossen, in dem W. T. Berger Esqu. sich durch besondere Thätigkeit auszeichnet. Ein glühender Eifer für die Sache des Reiches Christi verbunden mit einer zuweilen schroffen Abneigung gegen alle kirchlichen Formen und äußeren Organisationen ist für diese Leute charakteristisch. Früher kam dazu das Bestreben, ihre Missionsthätigkeit vor dem Publikum möglichst geheim zu

halten.[1]) Jetzt scheint man davon zurückgekommen. Ein eignes Missionsblatt „Regions Beyond," redigiert von Frau Grattan Guinneß, veröffentlicht die Berichte der Missionare und eine Broschüre derselben, The first christian mission on the Congo (IV ed.), giebt über die genannte Mission ausführliche Auskunft. Auch der Organisationen hat man sich nicht ganz entschlagen können. Dahin gehört besonders das in dieser Zeitschrift mehrfach erwähnte East London Institute for Home and Foreign Missions (seit 1872), in welchem Missionare eine besondere Vorbildung erhalten, die man früher für ganz überflüssig hielt. Auch ist die Leitung der Geschäfte bestimmten Händen anvertraut. Die eben als Schriftstellerin genannte Dame nebst ihrem Gemahl Mr. Grattan Guinneß besorgen dieselbe, während eine Anzahl von Freunden das Council of Reference für die Mission bildet.[2])

Die Livingstone Inland Mission wurde 1878 zu Cardiff[3]) begonnen. Rev. A. Tilly daselbst besorgte die Korrespondenzen; bald aber machten die wachsenden Geschäfte die angedeutete Einrichtung nötig. Schon im Januar des genannten Jahres reisten die ersten beiden Missionare ab; zwei weitere folgten ihnen im Juni. Nach einigem Aufenthalt in Banana unmittelbar an der Mündung des Kongo, wurde die erste Station einige engl. Meilen unterhalb der Yellala-Fälle zu Opobo angelegt und Cardiff Station genannt. Ein fünfter Missionar ging anfangs 1879 hinaus, mit ihm die Frau eines der Brüder, die erste Europäerin am Kongo; im April folgten wieder zwei weitere Sendboten, einer mit Frau. Schon war die zweite Station zu Palaballa (Paraballa), 10 engl. Meilen östlich von den ersten Fällen gegründet; nun kam die dritte hinzu Banza Manteka (Montiko), deren Situation als 50—60 Meilen stromaufwärts jenseits des nächsten größeren Nebenflusses (Kwilo R.) angegeben wird. Im folgenden Jahre (1880) trafen fünf neue Missionare ein, unter ihnen

[1]) So konnte ich nur mit viel Schwierigkeiten und gegen das Versprechen strengster Diskretion darüber Mitteilungen erlangen.

[2]) Der Raum gestattet uns nicht, hier näher auf eine Charakterisierung dieses undenominationalen englischen Missionskreises einzugehen. Was wir schon mehrfach an dem von demselben herausgegebenen illustrierten Missionsblatte Illustr. Miss. News zu rügen hatten: Oberflächlichkeit, Mangel an Sachkenntnis und an Nüchternheit, trifft leider nicht bloß bei den litterarischen Produkten zu. Unglaublich sollte es erscheinen, daß man nach den Goßner-Heldringschen Erfahrungen noch jetzt sich der Illusion hingiebt und als Ziel im Auge hat, daß Missionare mit ihrer Hände Arbeit (und zwar selbst in tropischen Gegenden) ihren Lebensunterhalt selbst erwerben sollen.

[3]) Die südöstlichste Hafenstadt von Wales. Die Nähe von Bristol mit seinem Georg Müller mag nicht unbedeutsam sein.

Mc. Call, ein Mann von seltenem Geschick und Eifer, der sich um die nötige äußere Einrichtung der Stationen höchst verdient gemacht hat. Noch in demselben Jahre wurde ein weiterer Punkt besetzt, den unsere Quellen Bemba in Manyanga nennen. Im Laufe des letztverflossenen Jahres (1881) endlich sind neun weitere Missionare hinausgegangen. Es wurde eine Station zu Banana angelegt, deren Unentbehrlichkeit für die Verbindung der Inlandstationen mit dem Mutterlande sich immer deutlicher herausgestellt hatte. Man konnte sich nicht ausschließlich auf die dortigen Handelsfaktoreien stützen. Direkte Missionsarbeit an den Heiden wird sich dort nicht viel thun lassen; doch ist allerlei Werk der innern Mission für die dort verkehrenden Europäer ins Auge gefaßt. Ein kleines Dampfboot, der Livingstone, dient nunmehr zur Verbindung der oberhalb gelegenen Stationen mit der Küste; vorher war nur ein Segelboot benutzt worden.

Die zuerst errichtete Cardiff Station wird auffallenderweise in den Berichten nicht mehr erwähnt. Später war, jedenfalls nicht weit von derselben, Vivi gegenüber, eine andere Mataddi Mikanda angelegt worden. Die Örtlichkeit erwies sich jedoch so ungesund, daß sie, zumal da das Missionshaus durch einen Tornado schwer beschädigt war, anfang vorigen Jahres aufgegeben wurde. Es sollte dafür nur ein Lagerhaus zu Nokki (Point Conco Noki?) errichtet und der Schlüssel einem dort wohnenden französischen Kaufmann anvertraut werden. Nach der genannten Broschüre S. 55 scheint das Haus zu Mataddi zu stehen.

Die erfolgreichste der genannten Stationen ist Palaballa, auf der bereits die direkte Missionsarbeit begonnen hat. Die Stadt liegt auf einem 1600 Fuß hohen Berge. Dort hatten sich Missionar Craven und Frau niedergelassen. Der alte König, sonst als grausamer, abergläubischer Mann bekannt, war bereit seine Fetische aufzugeben, wenn die Kranken ärztlich behandelt würden. Eine kleine Schule kam bald in Gang, auch konnte an den Sonntagen vor großen Versammlungen gepredigt werden. Später hielt Craven auch an zwei bis drei benachbarten Orten regelmäßige Gottesdienste. Dabei bemühte er sich, seinen Unterhalt nach und nach durch Acker- und Plantagenbau zu gewinnen. Er scheute sich keiner Arbeit und baute sich nach einiger Zeit ein recht wohnliches Haus. In neuester Zeit, nachdem Craven, der seine erschöpften Kräfte in England stärkt, durch Harvey ersetzt ist, wurde sogar bereits ein schlichtes Kirchlein vollendet. Freilich stellt sich immer deutlicher heraus, daß bei den Erwachsenen doch sehr wenig religiöses Interesse vorhanden ist. Um so mehr Eifer wird der Jugend gewidmet. Womöglich möchte der Missionar

Sklavenkinder loskaufen und sie christlich erziehen. Bis jetzt hat er jedoch nur ein paar bei sich. Craven hat seinen Aufenthalt in England für sprachliche Arbeiten benutzt. Es erscheint von ihm jetzt eine Grammatik und ein Wörterbuch in der „Kongosprache (Fiot).

Auf der nächstfolgenden Station, Banza Manteka, arbeitete Richards mit seiner Frau. Trotz der oben mitgeteilten Situationsangabe will es mir nicht gelingen, den Ort mit einiger Sicherheit auf der Karte zu identifizieren. Die der genannten Broschüre beigegebene Karte zeigt die Station mindestens 75 engl. Meilen oberhalb Vivi, nicht 50 bis 60. Dazu ist dies gerade der Punkt, an dem die Baptisten-Missionare zwei andere von der Liv. Inland M. trafen, nämlich Lancely und Clark. Der Kwilo-Fluß soll jedenfalls der Quiloa (Kiloa) früherer Karten sein, der auf der Stanleyschen mit dem gegenüber von Kibonda, also weiter östlich einfallenden Elwalala identifiziert ist. Es scheint, daß die leitenden Personen selbst über die Situation im Unklaren sind. Dasselbe ist von der jüngsten Station zu sagen, die als Bemba in Manyanga bezeichnet wird. Es kann darüber kein Zweifel sein, daß derselbe Ort gemeint ist, an dem Lancely und Clark sich anfangs 1881 befanden. Sie sind nach den Berichten noch jetzt auf der von ihnen gegründeten Station thätig, von deren etwaiger Verlegung nicht das mindeste angedeutet ist. Jener Ort aber liegt unmittelbar unterhalb des Itunzima-Falles, 50 engl. Meilen unterhalb Manyanga. Dieser Irrtum hat eine um so größere Tragweite, als die beiden verwechselten Gebiete einem verschiedenen ethnographischen Gebiete angehören: Manyanga gehört in das Gebiet der Babwende, während am Itunzima-Falle Basundi wohnen, wenn die Bevölkerung nicht gar noch dem Sprachgebiete des Fiot angehört. Es ist uns unbegreiflich, daß eine Missionsleitung sich um solche Dinge so wenig bekümmern sollte. Haben etwa die Missionare die ihnen von Crudgington mitgeteilte Berichtigung nicht gemeldet, oder sollte Frau Grattan Guinneß in der That Crudgingtons Bericht nicht einmal gelesen haben? Wir sind gespannt darauf, wie sich das Rätsel lösen wird.[1]) Wie die Sache jetzt liegt, können wir die Livingstone Inland Mission in diesem Stücke von dem Vorwurf der Oberflächlichkeit nicht freisprechen.

[1]) Nach einem der neusten Berichte mag der Irrtum dadurch erklärt werden, daß die Bevölkerung um Bemba sich Bezi Manyanga nennt, und nicht zu den Basundi sich rechnet, die weiter im Innern wohnen sollen. Bei einiger Bekanntschaft mit Stanleys Karte sollte jedoch auch dadurch keine Verwechselung mit der großen Marktstadt Manyanga in der Nähe des Ntombo Mataka-Falles haben vorkommen können.

Auf den beiden letztgenannten Stationen ist das Werk noch ganz in den Anfängen. Richards hat in Banza Manteka ein Haus aus Palmzweigen und Lehm gebaut. Die tief entartete Bevölkerung ist nicht gerade feindselig, läßt sich aber nicht zur Arbeit bewegen. Die äußeren Arbeiten, welche darauf hinzielen, die pekuniäre Selbständigkeit der Station zu begründen, greifen die Gesundheit des Missionars mehr an, als er es früher vermutet hatte. Er mußte daher um einen Gehilfen bitten und hat einen solchen, Stephen White, erhalten. Frau Richards aber erlag dem Fieber im November v. J.

Besser scheint es Lancely und Clark zu ergehen, welche unter Mc. Calls Leitung ein gutes Haus in gesunder Lage gebaut haben. Auch sie haben nicht über Unfreundlichkeit der Bevölkerung zu klagen, wie sie solche nach Stanleys Erfahrungen (welche die Baptisten-Missionare reichlich bestätigen) erwartet hatten. Sie erhalten ohne Schwierigkeit Nahrungsmittel und können den Eingebornen, die sogar Arbeiten für sie leisten, in weitem Maße Vertrauen schenken. Jedenfalls beruhen diese über Erwartung günstigen Verhältnisse darauf, daß die Station eben diesseits des Gebietes der schlimmen Basundi liegt.

Einen schmerzlichen Verlust hatte diese Mission durch den Tod des bedeutendsten, rührigsten und geschicktesten ihrer Arbeiter.[1]) Adam Mc. Call starb am 25. November 1881 in Madeira. Die Krankheit hatte ihn gezwungen die Heimreise anzutreten. Er war ein Mann von außergewöhnlichen Gaben und Fähigkeiten. Architekt von Beruf, war er im Regierungsdienste in Südafrika von 1872—1878 thätig gewesen, besonders in Landesvermessungen. Seine Reisen hatten ihn tief ins Innere, bis zu den Viktoria-Fällen des Zambesi geführt. Als er nach England zurückkam, hatte er vor, sich zu weiteren Forschungsreisen zu rüsten. Alle seine Pläne aber wurden durch seine „plötzliche Bekehrung" umgestoßen und er ging im März 1880 nun mit ganz andern Zielen nach Afrika zurück. Seiner hingebenden Thätigkeit verdankt die Mission zum größten Teil die bisherige Organisation ihres Werkes. Er hatte es verstanden, den vor ihm hinausgegangenen Brüdern, die unter den Schwierigkeiten, welche ihre Erwartungen überstiegen, etwas niedergedrückt waren, neuen Mut einzuflößen, er brachte die ganze Sache in Zug, lernte die Kruleute an, die für den Transport dienen, nachdem er die Illusion der Verwendung von

[1]) Schon vorher waren vier derselben gestorben. Drei mußten zurückgerufen werden, und drei andere sind zur Stärkung ihrer Gesundheit in der Heimat. So sind von den (1878—1881) ausgesandten 22 Personen jetzt noch 11 auf dem Arbeitsfelde.

Eseln beseitigt hatte,[1]) gründete drei Stationen, half vermöge seiner ärztlichen Kenntnisse manchem Kranken u. s. w.

Möge Gott dieser Mission bald wieder einen Mann wie Mc. Call zuführen! Ihrer ganzen Anlage nach bedarf sie außergewöhnlicher Persönlichkeiten. Der bloße gute Wille reicht für die unverhältnismäßig hoch gestellte Aufgabe bei gewöhnlichen Leistungen nicht zu. So sehr wir auch von Herzen dem Unternehmen den besten Fortgang wünschen, können wir uns nicht verhehlen, daß in dem angewandten System große Gefahren liegen. Auch will es uns bedünken, als sei es eine nachteilige Zersplitterung der Kräfte, wenn das mühsame Werk des Vordringens nach dem Stanley Pool neben den Baptisten auch von der L. J. M. ausgeführt wird. So z. B. dürfte es vorderhand doch in der That unnötig sein, daß zwei evangelische Missionsdampfer nach dem oberen Kongo gebracht werden. Schon aber läßt auch die letztgenannte Mission von dem Geschenke einer Witwe in Tasmanien solch ein Schiff bauen, das nach dem verstorbenen Gemahl der letzteren Henry Reed genannt werden soll.[2]) Wer einen Einblick in die Mühen und Nöte hat, welche der Transport eines solchen Dampfers nach Stanley Pool erfordert, wer da erwägt, daß eine Reihe von Stationen durch die Kataraktenregion völlig ausreicht, um den Verkehr nach dem Innern aufrecht zu erhalten, der wird es bedauern, daß sich die Livingstone Inland Mission noch nicht mit der Baptisten-Mission vereinigt hat. Unsrer Ansicht nach würde eine solche Vereinigung der Kräfte der Einführung des Evangeliums in Centralafrika die besten Dienste leisten. Vielleicht aber bedarf es noch betrübender Erfahrungen, um die Vertreter jener Methode, die von idealistischer Auffassung geblendet, die wirklichen Verhältnisse zu wenig taxiert und rücksichtslos Scharen von Evangelisten möchte ins Feld senden — zu der Erkenntnis zu bringen, daß dies ein gefährliches, für das tropische Afrika jedenfalls nicht geeignetes Unternehmen ist.

[1]) Hier wie bei den Baptisten hatte man mit diesen Tieren schlimme Erfahrungen gemacht. Vergl. Geschichten und Bilder II. S. 12.

[2]) Man hofft es April bis Juni 1883 nach Stanley Pool bringen zu können. Bis dahin soll eine sechste Station etwa in der Gegend von M'sumbula und eine siebente am Stanley Pool selbst angelegt, letztere mit Werkstätten, Lagerhäusern u. s. w. ausgerüstet werden. Die Hinaussendung mehrerer Missionare steht bevor; unter ihnen wird sich ein Arzt befinden (Dr. A. Smith), der im Innern eine ärztliche Mission gründen soll. Ein ganz leichtes Stahlboot soll baldigst abgeschickt werden, um auf allen schiffbaren Strecken des Kongo zum Transport zu dienen. Die Kosten werden auf mehr als 100,000 Mark veranschlagt, denn schon im Laufe des Jahres 1881 wurde diese Summe aufgewendet.

Auch bei der von der andern Seite befolgten Methode wird im Kampfe zur Eröffnung Innerafrikas für das Evangelium noch manche edle Kraft sich erschöpfen. Auch Enttäuschungen werden nicht fehlen und manchen Mißgriff wird hier und da die Erfahrung korrigieren müssen — Gottes wunderbares Walten aber, so glauben wir, wird nun bald die sonst so verschlossenen Pforten öffnen, daß sein Wort einen freien Zugang habe zum Herzen des schwarzen Erdteils.

Unsre Missionspflicht gegen die Auswanderer.[1])

Von Rev. Lenker in Pennsylvanien.

Unter „unsere" denken wir an Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland Deutschland, und ihre Kinder in Amerika und den andern Weltteilen, selbst wenn sie das Unglück hätten zu einer fremden Sprache gezwungen zu sein, kurz an jeden, der einen germanischen Kopf, ein germanisches Herz und den germanischen Glauben von 1530 hat.

Für den, welcher die vortrefflichen Eigenschaften dieser Rasse und dieses Glaubens schätzt und liebt, welcher sich überdies der Bedeutung der protestantischen Auswanderung für die allgemeine Mission bewußt ist, wird die obige Frage zu einer brennenden, herzbewegenden, überwältigenden, er wird sich gedrungen fühlen, mit Kopf und Herz, unter göttlichem Beistand, sein möglichstes zu thun, um diese Frage in einer mehr befriedigenden Weise lösen zu helfen.

---

[1]) Streng genommen gehört allerdings ein Artikel dieser Art nicht in eine Zeitschrift, welche es mit der Ausbreitung des Evangelii unter nichtchristl. Völkern zu thun hat. Wir wollen die Aufnahme desselben auch nicht bloß damit rechtfertigen, daß unsre englischen Glaubensgenossen ihrer Colonial Missions in ihren Missionsorganen gleichfalls gedenken, denn unser Missionsbegriff ist eben ein engerer und auf die Pflanzung der Kirche Christi in der nichtchristlichen Welt beschränkter. Auch die von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung der geistlichen Versorgung unsrer Auswanderer ist für sich selbst noch kein Grund, den wichtigen Gegenstand in diesen Bl. zu besprechen. Wohl aber giebt uns die Thatsache ein Recht, auch dieses Orts die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, daß Auswanderung und Mission in unserm Sinne des Worts — in einem engen Zusammenhange mit einander stehen; nicht bloß durch die direkte Berührung, in welche viele unsrer Auswandrer mit Nichtchristen kommen, sondern — und dieser Gesichtspunkt ist für die hier folgende Behandlung des Gegenstandes besonders maßgebend — dadurch, daß die deutschen kirchl. Körperschaften im Auslande durch den Anschluß der Auswandrer zu Missionskirchen erstarken. So wenig wir aus wirtschaftlichen Gründen die sich jährlich mehrende Auswanderung dem Vaterlande dürfen verloren gehen lassen, ebensowenig dürfen wir ruhig zusehen, daß sie der deutschen protestantischen Kirche verloren geht. Nicht bloß um des Seelenheils der Auswandrer selbst sondern auch um der Kirche willen dürfen wir es nicht. Auch die deutsche Kirche im Ausland hat ihre Missionsaufgabe und sie wird sie in dem Maße erfüllen, als sie in den Stand gesetzt wird, die Auswandrer sich einzugliedern. D. H.

Die Auswanderung wechselt in ihrer Gestalt. Die gegenwärtige Auswanderung civilisierter Nationen unterscheidet sich von derjenigen der Vergangenheit dadurch, daß sie nicht mehr vom Staate, von Genossenschaften oder von Orden geleitet wird. Auch unsere Auswanderung unterscheidet sich von andern Auswanderungen. Von der englischen, weil sie keine den heimatlichen Gesetzen unterworfenen Besitzungen hat, wo sie sich niederlassen kann, von der aus römisch-katholischen Ländern, weil sie nicht von der Kirche beeinflußt wird.

Bei Erörterung dieser Angelegenheit nehmen wir uns vor, möglichst praktisch zu sein; denn der Gegenstand, der ein praktischer ist, erfordert auch eine solche Behandlung. Dreifach ist der Standpunkt, von welchem aus wir die Frage betrachten können: von Europa und der europäischen Kirche, von Amerika und der amerikanischen Kirche, und von einer Vereinigung dieser beiden aus. Ein Amerikaner oder ein Engländer, welcher von einem dieser Standpunkte aus auf Reisen diese Sache studiert und bearbeitet hat, kann nur zu einem Schlusse kommen und der ist, daß die gegenwärtigen Bemühungen und Hilfsmittel ungenügend sind, und daß, da das Gedeihen dieser Sache von gleicher Bedeutung für die drei Länder: Deutschland, Skandinavien und Amerika ist, diese vereint mit allem Ernste die Frage vom dritten Standpunkte aus ergründen, die bestbefundene Behandlungsweise derselben beschließen, und ohne Rücksicht auf die Spaltungen hier oder die Synoden in Amerika diesen Beschluß gemeinsam ausführen sollten. Studium und Arbeit für diese Sache in den obengenannten Ländern haben uns von der Ausführbarkeit einiger Gedanken überzeugt, welche in Gestalt von Fragen hier vorgelegt werden sollen.

I. Könnte nicht die Kirche ihren Auswanderern als kirchlichen Paß einen christlichen Brief mitgeben? Eine Liste aller Orte in Amerika, an denen es deutsche, skandinavische oder englische Geistliche giebt, ist gedruckt erschienen.[1]) Diese Liste ist durchaus alphabetisch geordnet. Zuerst die Staaten, dann die Länder jedes Staates, dann die Städte jedes Landes und schließlich die Geistlichen jeder Stadt, dabei sind die Synoden angegeben, zu welcher jeder Geistliche gehört. Man hofft jedem deutschen und skandinavischen Geistlichen eine solche Liste einzuhändigen, damit er den auswandernden Gliedern seiner Gemeinde einen Brief an eine amerikanische Gemeinde mitgeben könne. Die richtige Adresse wird leicht zu finden sein, da die meisten Auswanderer durch Briefwechsel den Staat, das Land und die Stadt kennen, wohin sie gehen.

Wenn wir für den Auswanderer in der Heimat, an den Häfen, auf der Reise sorgen und kümmern uns nicht um ihn, wo er sich ansiedelt, versäumen wir da nicht die Hauptsache?

Kein Einfluß ist wertvoller als der persönliche und amtliche, und für den Auswanderer muß er vom Geistlichen und von der Gemeinde seiner Heimat übergehen auf den Ort seiner Niederlassung. Die amerikanischen Pastoren würden weniger Zeit mit dem Aufspüren ihrer Leute verlieren: diese würden zu dem Geistlichen kommen, und es könnte sich so von Anfang an das freundschaftliche Einvernehmen bilden, wie es in den Freikirchen so nötig ist. Der Anfang und das Ende der Reise bieten uns die beste Gelegenheit den Auswanderer zu beeinflussen; dazu könnte man am besten einen solchen

[1]) Lenker: „Christliches Adreßbuch für Nordamerika" (Leipzig, durch die Buchhandlung des Vereinshauses zu beziehen).

Brief benutzen, welcher ihn zuletzt zu dem Pfarrer seiner alten und zuerst zu dem seiner neuen Heimat führen würde.

Je wertvoller ein solcher Brief sein würde, desto größer würde die Nachfrage darnach sein. Er sollte eine christliche Begrüßung des Pastors und seiner Gemeinde an den amerikanischen Kollegen und dessen Gemeinde enthalten, dann den vollen Namen des Auswanderers, die Namen seiner Familie, die Daten der Geburten, Taufen, Konfirmationen, wie häufig und wann zuletzt sie dem Abendmahl beiwohnten, so daß die amerikanischen kirchlichen Berichte genauer geführt werden und unsere fremden Pastoren daraus ersehen könnten, wem sie ihr Wohlwollen zuwenden. Da unsere Geistlichen wechseln, sollte der Brief an den Pastor oder dessen Nachfolger gerichtet werden und an die Geistlichen im allgemeinen, wenn der Auswanderer nicht weiß, wo er sich niederlassen will. Solche Briefe können sich noch als Kette erweisen, welche die Kirchen der beiden Länder über das Meer verbindet; den amerikanischen Geistlichen würden sie behilflich sein, neue Kirchen zu gründen und die schwachen zu stärken und den Auswanderern würde damit eine große Wohlthat erwiesen werden. Wenn andere Reisende sich um Empfehlungsbriefe bemühen, sollte um so mehr den armen, hilflosen, unwissenden Auswanderern etwas der Art gegeben werden. Auch hat der Auswanderer ein Recht diesen Paß zu verlangen und es ist Pflicht des Geistlichen, ihm denselben zu geben. Verlassen auch diese Leute ihr Land und ihre Regierung, so verlassen sie doch nicht ihre Kirche und ihren Glauben. Wenn nicht der Staat, so soll sich doch seine Kirche, wenn nicht die Regierung, so soll sich doch sein Pastor um den Auswanderer kümmern. Der Staat giebt seinen Gliedern einen Paß; die Kirche giebt ihren Gliedern nichts. Unsere Leute gehen hinaus in die Welt ohne irgend etwas von ihrer Kirche mit zu bekommen und in der gegenwärtigen Zeit giebt es tausende, welche tiefer und tiefer sinken, während solch ein kirchlicher Brief ihnen aufwärts helfen, sie mehr und mehr erheben könnte. Nun sind alle diese Leute Glieder einer Kirche, aber welcher? wer ist ihr Seelsorger, wer ihre Gemeinde, während sie auf dem Meere schweben oder in Amerika herumirren? Doch dieselben, welche es eine Stunde vor ihrer Abreise waren. Noch können sie die gleichen Ansprüche auf ihre Hilfe und ihren Schutz machen, wie da sie in ihrer alten Heimat waren. Die Beziehungen zu ihrer Kirche bestehen, bis sie sich einer andern Gemeinde angeschlossen haben. Geben wir also dem Auswanderer wenigstens was ihm gebührt, einen Brief als kirchliche Anwartschaft, damit er sich im Namen und unter dem Schutze seines Glaubens einschiffen kann.

II. Können wir unsern Auswanderern nicht kostenfrei eine Flugschrift mitgeben, welche ihnen zur Erinnerung ans Vaterland dient, Ratschläge für die Reise erteilt und ihnen Auskunft über die gegenwärtige Lage und das Wirken unsrer Freikirchen in Amerika giebt? Was bisher zum besten der Auswanderer geschehen und veröffentlicht wurde, hatte allzusehr nur den Zweck, sie auf ihrer Reise nach Amerika gegen den Betrug zu schützen; unsere Absicht ist, unsern Auswanderern in bescheidener Weise den Weg in unsere Kirchen zu zeigen. Hier sind drei Teile zu berücksichtigen und nicht einer nur: das Vaterland, die Auswanderer und ihre amerikanischen Kirchen. Jeder hat besondere Wünsche und Bedürfnisse, die beachtet werden wollen. Die Flugschrift sollte nicht einen, sondern drei Teile haben und die Interessen nicht eines, sondern der drei genannten Teile sollten darin vertreten sein.

Der erste Teil sollte vom Geistlichen geschrieben sein, ein Andenken an ihn, die

heimatliche Kirche, das Vaterland. Darin sollte der Auswanderer in zeitlichen und geistlichen Dingen beraten und gewarnt werden, auch erinnert, daß er noch Pflichten gegen seine Verwandten und die Heimat, welche er verlassen will, zu erfüllen hat. Auch sollte ihm eingeprägt werden, daß das Auswandern ihm neue Pflichten auferlegt, ihm Gelegenheit giebt auf seiner Reise, in der neuen Heimat unter seinen Landsleuten, Heiden oder Nichtprotestanten, Mission zu treiben. Dann sollten ihm für die Reise Bibelstellen angezeigt werden, die er lesen, Choräle und Gebete, die er anwenden könne, auch soll er ermahnt werden — seine kirchlichen Zeugnisse, die Bibel, den Katechismus, Gesang- und Gebetbücher mitzunehmen.

Der zweite Teil sollte zum Nutzen des Auswanderers von jemandem geschrieben werden, der mit dem Auswandererleben vertraut ist. Er sollte wie Pastor Schröters „Ratgeber für Auswanderer" Warnungen gegen Betrug enthalten und Lehren für alles, was mit der Reise zusammenhängt: die beste Zeit, den besten Weg, den besten Hafen, die beste Art der Vorbereitungen, die Bedingungen bei amerikanischem Landerwerb ꝛc. Auch über die Geographie von Amerika, über dessen Größe und Bevölkerung, über die Hauptmomente der amerikanischen Geschichte, über die Regierung, die Schulen sollten Angaben darin sein, wie auch Winke, wo Verdienst und Unterstützung zu finden, falls diese nötig wäre.

Der dritte Teil sollte von den amerikanischen Kirchen und für dieselben geschrieben sein. Dem Auswanderer sollte bei dieser Gelegenheit der Unterschied zwischen der Staatskirche hier und den Freikirchen dort klar gemacht werden. Dieser Punkt ist bis jetzt arg vernachlässigt worden; darum giebt es noch so viele Auswanderer, die in einer Freikirche nichts zu thun wissen, weil sie von Staatskirchen herkommen. Sie sollten mit unsern hauptsächlichsten Anstalten bekannt gemacht werden: mit unsern Synoden, theologischen Seminarien, Gymnasien, Akademien, Töchterschulen, Waisenhäusern, Kinderbewahranstalten, mit unsern Kirchenzeitungen, den Anstalten für äußere und innere Mission, für Ausbreitung der Kirche, für Frauen- und Kindermissionsvereine, für Verbreitung der Schriften und mit all unsrer Arbeit für Christus, so daß sie dabei helfen und reichen Segen davon empfangen könnten.

III. Können wir nicht jedem Auswandererschiff einen Auswanderermissionar mitgeben? Diese Missionare sollten die Schiffe, welche von Amerika kommen und nach Amerika gehen, fortwährend begleiten. Sie sollten ernste Prediger, teilnehmende Seelsorger und praktische Kolporteure sein, aber von streng sittlichem und christlichem Charakter, um den vielen starken Versuchungen widerstehen zu können. Sie müssen auch die Länder und Kirchen genau kennen, wo die Auswanderer sich niederlassen. Weil die Dampfschiffgesellschaften den größten Gewinn von den Auswanderern haben; weil solche Missionare für das zeitliche und geistliche Wohl unserer Leute so nötig auf dem Schiffe sind, als der Arzt; weil die Gegenwart und das Werk solcher Männer nicht nur ein wertvoller Dienst für die Auswanderer, für unsere Kirche und für die allgemeine Sache Christi ist, sondern auch ein großer Dienst für die Gesellschaften, ihre Offiziere und Matrosen, wenn sie auch nichts anderes thäten, als die vielen Vergehen verhüten, welche das gedrängte Zusammenleben beider Geschlechter verursacht — in anbetracht aller dieser Gründe sollten die Schiffsgesellschaften bereit sein die Bemühungen der christlichen Kirche zu unterstützen, indem sie das kleine Scherflein der freien Überfahrt für solche Missionare beisteuerten. Und sie werden das gewiß thun, wenn die Anfrage von der rechten Seite her käme und mit Geschick ange-

bracht würde. Ein Hafenmissionar bemerkte, wie schmerzlich es ihm oft gewesen wäre, daß diese Gesellschaften so viel für die katholische und so wenig für die evangelische Kirche thäten. Warum? Weil wir eben bei den Gesellschaften unser gleiches Recht nicht in richtiger Art beanspruchten. Eines ist gewiß; wir müssen unsere Leute anhalten, diejenigen Gesellschaften vorzuziehen, welche uns begünstigen, weil wir dann unsere Missionare bei unsern Leuten wissen. Thun wir das, dann werden auch die Schiffsgesellschaften unsre Missionare aufnehmen.

Wenn Matrosen, Doktoren und Barbiere um eines kleinen Gewinnes willen auf dem Meere hin und her fahren, wird es sicher nicht an Männern fehlen, welche dasselbe um der großen Sache Christi willen thun. Auch sollten alle unsere Geistlichen, welche überfahren, gebeten werden ein Auswandererschiff zu benutzen und ihr möglichstes für die große Masse unsrer vernachlässigten Leute zu thun. Auch sollten wir die frommen Laien unter unseren Auswanderern bei diesem Werke verwenden. Als ich von Amerika kam, fiel mir eine katholische Dame auf dem Schiffe auf, der man ihre 60—70 Jahre wohl ansah; sie versammelte regelmäßig ihre Glaubensgenossen um sich und las ihnen aus katholischen Andachtsbüchern vor. Könnten wir doch unsere frommen Auswanderer, nicht nur die Frauen, auch die Männer gleich dieser alten Dame bei einem solchen Werke sehen! Halten wir doch unsere Augen offen, daß wir unsere Pastoren und frommen Laien, welche über das Meer wollen, beeinflussen, daß sie sich bei unsern Hafenmissionaren erkundigen, wie sie am besten zu diesem großen Werke helfen können.

Solche Arbeiter könnten bei Christen und Nichtchristen, bei Auswanderern und Matrosen das Wort praktisch anwenden und den Kranken und Sterbenden mit Hilfe und Trost zur Seite stehen. Sie könnten billige Bibeln, Gesang- und Gebetbücher, Traktate und geistliche Schriften je nach Bedarf verkaufen, verleihen oder verschenken. Viele, welche noch ohne Ziel sind, könnten überredet werden einen Ort zu wählen, wo wir eine kleine Niederlassung haben oder errichten, so daß sie von ihren eignen Kirchen willkommen geheißen würden. Mit Hilfe unserer Leute im „Westen" könnten so auf den Schiffen kleinere Kolonien und zukünftige Kirchen gegründet werden. Unsere Hafenmissionare diesseits und jenseits des Meeres würden dadurch Erleichterung für ihren arbeitsreichen Beruf finden.

Wir sollten uns ganz besonders bemühen, diese einmalige Reise über den Ozean zu einer geistlichen Oase in dem Leben der Auswanderer zu machen, da die Gelegenheit hiezu so günstig ist. Wie viel des geistlichen Segens, dessen wir nun im Lande teilhaftig werden, verdanken wir christlichem Wirken auf dem Meere? Diese Leute auf der See sind der Erde entrückt, Wind und Wellen preisgegeben und stehen der Vorsehung gegenüber — nach vieler Erfahrung die geeignetste Lage für geistliche Erweckung und Erneuerung. Hier sind durchschnittlich 500 Personen vierzehn Tage lang beisammen; während dieser Zeit fesselt nichts ihre Aufmerksamkeit und hier könnte eine Kirche ohne Steine gegründet werden. Sie leiden an Seekrankheit, an Heimweh; ihre Gefühle sind beunruhigt, ihre ganze Natur ist gestört, jeder steht an einer neuen Wendung seines Lebens und ist darum empfänglicher für alles sich Darbietende. Die Kirche wird nie eine bessere Gelegenheit haben, diese Leute für Christus zu gewinnen, als gerade zu dieser Zeit. Hier ist Zeit und Ort für die Kirche zu wirken, sowohl zu ihrer eignen Förderung als zum Wohl ihrer Glieder. Dieses Werk ist so sehr vernachlässigt und doch so wichtig und die Gelegenheit so günstig, daß wenn diese Leute Heiden oder Andersgläubige wären, unsere ganze Kirche sich bemühen würde, etwas für sie zu thun; nun

sie aber unseres Glaubens sind, wie groß sollten nach Gal. 6 V. 10 unsere Teilnahme und unsere Bemühungen sein! Das Evangelium Christi soll in der ganzen Welt verkündigt werden, nicht nur auf dem festen Lande, sondern in der ganzen Welt, auch auf der Wasserfläche, und das ist kein geringer Teil der Welt, ungefähr drei Viertel davon und die Bevölkerung dort ist bedeutend und in stetem Zunehmen begriffen. Es ist an der Zeit, daß dieser Teil des Weinbergs Christi nicht länger vernachlässigt werde. Die Auswanderer kommen wie einzelne Strahlen von den verschiedensten Städten und Reichen Europas am diesseitigen Hafen wie in einem Brennpunkte zusammen und ebenso zerstreuen sie sich vom amerikanischen Hafen aus in alle Städte und Länder der Ver. Staaten. Die einzige Zeit also, wenn unsere Auswanderer so beisammen sind, ist der Brennpunkt der langen Reise und da sollte ein kräftiger geistlicher Einfluß auf sie alle wirken.

IV. Ist unsre so große Auswanderermission nicht wichtig genug, daß eine Organisation oder ein geordnetes Verfahren eingeleitet werde?

Dies ist gewissermassen die wichtigste Frage, weil von ihr hauptsächlich die Verwirklichung des hier vorgeschlagenen Werkes abhängt. Vielleicht leiden diese großen Missionsunternehmungen unter nichts mehr als unter dem Mangel einer Organisation. Jedes Werk, das gelingen soll, hat ein Ziel, einen Plan, der dem Ziele entsprechen muß, und eine Organisation, welche den Plan entwirft und mit den Anweisungen einem einzigen Manne zur Ausführung übergiebt. Ohne ein solches Verfahren wird nur Verwirrung herrschen und es wird wenig zustande kommen. Man kann wohl ohne Organisation eine Sache anregen, auch in Gang bringen; damit aber die Anregung daure und die Sache ihren Zweck erfülle, ist eine Organisation unentbehrlich.

Wir haben Organisationen für innere und äußere Mission, für Judenmission, für unsere Seeleute und für Protestanten, welche in katholischen Ländern wohnen u. s. w.; aber für diese Auswanderung, wie sie noch nie dagewesen, welche gegenwärtig das größte Interesse unserer praktischen Mission beansprucht, giebt es wirklich keine selbständige Organisation.

Betonen wir es hier, daß wir von den Baptisten, Methodisten und dergl. Denominationen keine Organisation in dieser Sache erwarten können; ihnen würde das Arbeitsfeld fehlen, da es keine europäischen Staaten ihres Glaubens giebt, aus welchen ihnen die Auswanderer zukommen. Hätte irgend eine andere amerikanische Kirche solch großen Zufluß an Auswanderern gehabt, so würde sie längst Organisationen eingeleitet, die besten Pläne gewählt und ausgeführt haben und mit Eifer ans Werk gegangen sein. England hat über ein halb Dutzend Organisationen für seine verhältnismäßig wenigen Auswanderer, und wir für unsere Massen haben wenig oder nichts. Hätte vielleicht eine andere Kirche in diesem Werke vorangehen können, so wären wir dadurch angespornt worden, oder hätten wenigstens aus Nachahmungstrieb schon Schritte in dieser Richtung gethan. Aber solche Bestrebungen genügen nicht. Wir müssen vorangehen.

Nicht nur, daß für diese Sache keine selbständige Organisation besteht, sondern andern Missionsvereinen ist es unmöglich einzugreifen, entweder verfassungsgemäß, oder weil sie auf ihrem Arbeitsfelde mehr als genug zu thun haben. Das gilt sowohl von Amerika als von Deutschland. Darum bleibt für unsere Sache wenig Hoffnung, wenn nicht ihre Freunde sich zu irgend einem besondern organisierten Vereine zusammenthun.

Dies ist der deutsche Weg und wohl der beste, eine besondere Einrichtung für einen besondern Zweck.

Hier folgen Vorschläge:

Erstens. Wir sollten in Europa ein Central-Auswanderermissions-Komitee oder -Bureau haben und ebenso ein Central-Auswanderermissions-Komitee oder -Bureau in Amerika; die beiden Komiteen sollten gemeinsam nach demselben Ziele streben, nämlich: unsere Auswanderer unmittelbar aus der Kirche ihrer alten in die Kirche ihrer neuen Heimat überzuführen und sie während ihrer Überfahrt, wo sie am empfänglichsten dafür sind, für Christus und das Missionswerk zu beeinflussen.

Die evangelische Kirche hat kein Rom. Die ganze Thätigkeit der katholischen Kirche zum besten ihrer Auswanderer geht von Rom als dem Mittelpunkte aus; dort werden die Pläne gemacht und von dorther werden sie ins Werk gesetzt. Dieser Mittelpunkt fehlt uns.

Es ist erwiesen, daß die schönste Karte von den Vereinigten Staaten, die es überhaupt giebt, nur in Rom vor den Augen des Papstes gesehen werden kann. Diese Karte zu studieren ist von Nutzen. Hier ist durch blaue Punkte angezeigt, daß zwei Flüsse sich vereinen, dort durch rote Punkte, daß bestehende oder beabsichtigte Bahnlinien zusammenlaufen; hier sind blühende Städte unterstrichen, da muß die nächste Kirche gebaut werden, hier ist das beste Land für Feldbau angemerkt, dort die mineralhaltigen Gebiete und so fort über das ganze Land. Macht die katholische Kirche nicht ihren Einfluß geltend, ihre Auswanderer nach diesen Punkten zu leiten? Wäre es für uns nicht wünschenswert, auch eine solche Karte zu haben? Wann werden wir so klug sein wie Rom? Unsere Auswanderer werden nicht in solcher Weise beeinflußt; wie wäre es auch ohne jegliche Organisation möglich? Wenn sich unsere Leute zuerst ansiedeln, so lassen sie sich meist vom Zufall führen, und weil sie sich selbst überlassen sind, zerstreuen sie sich über das ganze Land.

Solche Komiteen sollten für das Gedeihen der Kirche und das Wohl der Auswanderer da sein und nie politischen Plänen dienen. Sie sollten in apostolischem, christusähnlichem Missionsgeiste sich der Auswanderer überhaupt vom Standpunkte der ganzen Kirche aus annehmen, weil dieselbe alle Kirchen gleich berührt und von keiner einzelnen besorgt werden kann. Das Werk ist wirklich zu umfangreich, die Ergebnisse zu vielversprechend, der Erfolg zu wichtig, als daß eine Synode oder ein Land dasselbe unternehmen könnte. Wenn wir durch Vereinigung aller unsrer Kräfte das ganze Gebiet in Angriff nehmen können, sollten wir dankbar sein. Aus der Organisation für unsere Leute in römisch-katholischen Gegenden läßt sich ersehen, daß ein gemeinsames Streben im Bereiche der Möglichkeit liegt. Diese Sache wird nur dann große Missionsergebnisse erzielen, wenn die amerikanische Kirche mit den Heimatskirchen in nähere Arbeitsverbindung tritt, wenn die Mitwirkung und Hilfe aller unserer Länder erreicht wird. Brächte ein jeder ein geringes Opfer, so würde mehr erreicht werden, als hier vorgeschlagen ist. Das eine Komitee wäre nötig, um dem anderen mit Rat und Hilfe beizustehen.

Auch müssen diese Komiteen im Einvernehmen mit den westlichen Ländereigesellschaften und mit den Eisenbahnagenten arbeiten; denn ihnen tragen unsere Auswanderer Millionen Dollars ein. Man sagt, jeder einzelne Auswanderer bringe den Vereinigten Staaten einen Reingewinn von 800 %. Wer erhält das? Hauptsächlich die Landbesitzer, in deren Nähe er sich niederläßt.

Die katholische Kirche kann einen Agenten an die Dampfschiffgesellschaften, an die westlichen Ländereien- und Eisenbahn-Gesellschaften u. s. w. als Vertreter der ganzen katholischen Kirche senden; er stellt dann die billige Forderung: das thun wir für euch, was thut ihr für uns? Viele haben die Meinung geäußert, als ob die katholische Kirche von den Dampfschiffgesellschaften mehr begünstigt würde, als die unsere. Warum unterstützt die katholische Kirche die Auswanderung, während die evangelische Kirche in Europa dagegen wirkt? Können wir mit diesen Gesellschaften und Agenten von einem solchen Centrum aus und im Namen der ganzen Kirche unterhandeln? Ohne ein solches Centrum wird wenig gethan werden können.

Wenn einige unserer unternehmenden Männer von den westlichen Ländereigesellschaften und den Eisenbahnagenten große Strecken unbebauten Landes kaufen wollten, damit wir unsere protestantischen Auswanderer, welche die besten sind, dort ansiedelten, so würde der Wert des Landes sich vervielfachen; einerseits wäre der Nutzen ein finanzieller, andrerseits würden unsere Leute zusammengehalten werden. Aber ehe wir uns um die Gunst der Agenten und Gesellschaften bewerben, ehe wir aus der Auswanderung eine sociale oder finanzielle Frage machen, müssen wir in der Lage sein unsere Auswanderung zu beeinflussen.

Man veranlasse eine Anzahl unserer hervorragendsten Männer in Europa ihre Namen zu einem Central-Auswanderer-Missions-Komitee herzugeben und eine oder zwei Mitglieder zu ermächtigen als thätige Sekretäre sich der Angelegenheit zu widmen. Es müssen dies Namen sein, welche das Werk anpreisen und die Sekretäre empfehlen, Namen, auf die man ein Geschäft gründen und fortführen könnte. Man thue in Amerika dasselbe und der größte Sieg für die Sache ist gewonnen. Wir werben nicht um dieses oder jenes bestimmte Verfahren, aber um einen Anfang, den die ganze Kirche machen soll.

Zweitens wird vorgeschlagen im Einvernehmen mit den beiden Central-Komiteen darauf hinzuwirken, die schon bestehende Missionsthätigkeit dem Ganzen einzufügen und sie zu veranlassen, ihr möglichstes für diese Leute zu thun. Von unsern Synoden sollte jede etwas nach dieser Richtung thun, sei es auch nur die Ernennung eines Auskunfts-Komitee's, mit welchem ein Komitee der Auswanderer-Mission sich in Beziehung setzen könnte. Die eingeordneten Komiteen sollten sorgfältig die Bedürfnisse und Interessen der betreffenden Synode oder des Landes, dem sie angehören, behandeln. Auch sollten die Missionsvereine für Seeleute und unsere ganze innere Mission angeregt werden, mehr im Lichte dieser Angelegenheit zu arbeiten. Unser Hauptziel sollte sein, einerseits jede Provinz, jede Gemeinde und jeden Geistlichen Europas zu erreichen, denn alle liefern Auswanderer; andrerseits jedes Land, jede Gemeinde, jeden Pastor Amerikas zu erreichen, denn zu allen gelangen Auswanderer.

IV. Wir sprechen für ausgedehntere Bemühungen zum besten unserer bedeutenden Auswanderermissionsangelegenheiten.

Erstens: wegen der nie dagewesenen Anzahl und Vermehrung unserer Auswanderer. Nach amtlichen Berichten kamen 1879 in die Vereinigten Staaten 33 000 Deutsche; 1880: 103 000 und im Jahre 1881: 249 572. Während des ersten Jahres also hatte sich die Zahl mehr als verdreifacht und während des zweiten verachtfacht. Im Jahre 1880 kamen ungefähr 35 000 Auswanderer von Skandinavien, im Jahre 1881: 91 810. In keinem der vorhergehenden Jahre war die Zahl der Auswanderer halb so groß als letztes Jahr. Aber das ist nicht alles; das laufende Jahr verspricht eine bedeutende Vermehrung gegen das Vorjahr, da schon im ersten Viertel 68 685 Personen in Castle Garden

angekommen während es 1881 um diese Zeit nur 45 548 waren. Diese Zahlen sind in der That überraschend und haben zur Ursache weder Krieg, noch Hungersnot, noch Verfolgung um des Glaubens willen. Die Auswanderung hat nun die Gestalt angenommen, die sie behalten wird: eine freie, individuelle, von und nach allen Teilen der Erde.

Zweitens: wegen des Charakters unserer Leute. Wir sind kein aussterbendes, sondern im Gegenteil ein kräftiges, ein auswanderndes Geschlecht. Lassen wir uns von der Geschichte belehren, welche Nationen den stärksten Auswanderungstrieb haben, so wird sie uns zuerst die skandinavische und in zweiter Linie die deutsche nennen. Fast eben so weit wie diese Nationen erstreckt sich unser Glaube. Der Geist ist uns noch nicht verloren gegangen, der die Männer des Nordens südwärts und unsere Väter auf den Ebenen Asiens westwärts trieb; wir besitzen noch diese Ader unseres Geschlechtes. Da die Kirche in ihrem praktischen Werke begrenzt ist, wäre es eine kluge Einrichtung der Mission, zuerst bei den stärkeren Geschlechtern und Nationen zu wirken, welche dann weniger grausam gegen die schwächeren sein werden und mehr thun können, die anderen zum Christentum zu bekehren. Zum großen Teile wandern die tüchtigsten Leute, die geschicktesten, strebsamsten und umsichtigsten aus. Sonst waren es die geringsten Klassen, welche auswanderten; aber das hat sich bedeutend geändert. Auch sind unsre Leute nicht mehr so rationalistisch wie ehedem. In Amerika geht das Sprichwort: „Die Besten gehen nach Westen;" dasselbe könnte man auch in Europa sagen (?). Wenn die Kirche sich nicht um ihre Auswanderer kümmert, entgeht ihr viel ihres besten Materials.

Drittens: wegen der Zukunft dieser Leute. Sie sind theoretisch angelegt und besitzen ein tiefes inneres Christentum. In Amerika teilt sich der praktische amerikanische Geist ihrem beschaulichen, nach innen gekehrten christlichen Leben mit, welches vereint eine Macht für Christus bildet, wie sie nicht wieder in der Welt vorkommt. Diejenigen, welche die Niederlassungen zu beaufsichtigen haben, ziehen unsere ehrlichen, fleißigen Protestanten vor. Da sie gewöhnlich bleiben, wo sie sich einmal angesiedelt, gewinnen sie Macht und Einfluß und wie vor Zeiten gehören sie auch jetzt zu unsern besten Bürgern. Dem deutschen und skandinavischen Elemente ist beschieden das hervorragende und herrschende in den Vereinigten Staaten zu sein; von Großbritannien, das allein ihnen den Rang streitig machen könnte, wandern wenige nach den Staaten aus, da die Regierung ihnen Vorteile gewährt, wenn sie sich in Kanada oder andern britischen Besitzungen niederlassen.

Auch unsere (lutherischen) Freikirchen haben eben so viel Aussicht als irgend eine amerikanische Kirche, Christi Sache finanziell zu fördern, und werden ohne Zweifel den Heimatländern reichlich vergelten, was dieselben für sie thun.

Viertens: wegen der Vorteile, welche sich aus diesem Werke ergeben. Wenn die Welt zu Christus geführt werden soll, wenn der protestantische Glaube der beste ist, dem schließlich der Sieg zufallen muß, dann sollten wir nicht nur beflissen sein, die Heiden dem Herrn und die Nichtprotestanten einem höheren Glauben zu gewinnen; wir sollten mit Eifer darüber wachen die zu erhalten, welche wir gewonnen haben. Nicht die Heiden sind die größten Feinde Christi, sondern diejenigen, welche vernachlässigt in christlichen Ländern leben, wie es hauptsächlich bei den Auswanderern der Fall ist. Diese Leute sind evangelisch und sollten, statt uns verloren zu gehen, unserer Mission eingereiht werden. Nur mit viel Mühe und Kosten wird man die Heiden und Nichtprotestanten so weit bringen; aber unter jenen können wir arbeiten, ohne fremde Sprachen und

Gebräuche zu lernen, und können zu dem Werke unsern reichen Vorrat an geistlicher Literatur benutzen. Auswärtige Missionare müssen wir fortwährend unterstützen; aber die Auswanderer werden selbst die Missionare unterstützen, welche wir ihnen geben.

Fünftens: weil ganz besonders uns die Arbeit für die Auswanderermission zukommt, insofern als die Mehrzahl der protestantischen Auswanderer aus unsern Ländern kommt und wir augenscheinlich allein das Werk übernehmen können, da die Versuche anderer Kirchengemeinschaften, welche unter unsrem Volke wirken, nahezu erfolglos geblieben sind (?). Können wir nicht für unsere eignen Auswanderer sorgen? Sollten wir uns nicht schämen, wenn andere Kirchen, welche an unserer evangelischen Grundlage nichts auszusetzen haben, unter unsern Auswanderern arbeiten, nur weil, wie sie mit Recht sagen, niemand sich um sie kümmert?

Sechstens: wegen der Beziehung der Auswanderer-Mission zur allgemeinen Mission. Die Auswanderung wird in demselben Verhältnis zunehmen, als die protestantische Civilisation mit Eisenbahnen und Dampfschiffen vorschreitet. Wieviel sie dazu beitragen könnte, die Welt ihrem Erlöser zuzuführen, wird kaum beachtet. Hier wird die evangelische Kirchenmission immer nach zwei Seiten hin zu wirken haben: auf die Heiden und Nichtprotestanten, welche in evangelische Länder kommen, wie die Chinesen nach den Vereinigten Staaten, christlichen Einfluß zu üben und — von der Kirche aus den Protestanten zu folgen, welche in andere Länder auswandern.

Mögen die Menschen nach Belieben die Ursachen der Auswanderung zu ergründen versuchen, so viel steht fest, die zwei ursprünglichen Gründe sind in zwei Geboten des Alten und Neuen Testamentes enthalten: 1 Mos. 1, 28 und Ev. Marci 16, 15: Die Welt zu bevölkern und aller Kreatur zu predigen. Der erste Grund geht in dem letzten, dem Haupttext der Mission, auf. Er enthält zwei gesonderte Gedanken: in alle Welt zu gehen und das Evangelium zu lehren. Viele würden gerne lehren; aber sie gehen nicht gerne hinaus. In der Auswanderung haben wir eine ungeheure Anzahl von Leuten, welche das letztere thun, und es ist eine Sache der Kirche, dieselben zu beeinflussen, daß sie auch das erstere thun, was immer leichter sein wird, als die andern zum Gehen zu veranlassen.

Gott hat wunderbar Großes für die Mission durch die Auswanderung gethan, von Abraham an bis auf die Gegenwart. Kanaan war heidnisch; durch die Auswanderung der Israeliten ist es Gottes Land geworden. Nord-Amerika war heidnisch; jetzt liegt die Thatsache vor uns, daß es christlich ist. Wodurch? Durch die Auswanderung.

Angesichts der Thatsache, daß viele unserer auswärtigen Missionen ihren Ursprung und Erfolg hauptsächlich der Auswanderung und der Kolonisation verdanken, wie z. B. in der Kap-Kolonie und zum teil an der Westküste Afrikas, ist es natürlich, daß wir nicht nur das Missionswerk zum besten unserer Auswanderer, sondern auch die Auswanderung in heidnische Länder zu Missionszwecken fördern. Wenn man die Arbeit der großen Kräfte in christlichen Ländern bedenkt, so sind unsere wenigen auswärtigen Missionare eine kleine Macht, um die heidnische Welt Christo zuzuführen. Kann nicht Gott sich andrer Mittel bedienen? Welch eine Macht hätten wir im Auslande, wenn unsere Auswanderer, welche nach allen Teilen der Erde gehen, in irgend einem Sinne zu Missionaren gemacht werden könnten! Wie die Sache steht, werden die meisten Auswanderer Missionare gegen die Mission.

Bis jetzt haben wir (die deutschen Kirchen Amerikas) nicht viel für Heidenmission gethan. Wir wollen das nicht bemänteln, aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß

Gott unsrer Kirche ein besonderes Missionswerk zugedacht hat: das sind die tausende jährlicher Auswanderer, die zu uns kommen. Die Aufgabe für unsere Missionskraft ist jetzt und vermutlich noch für lange: unser armer, vernachlässigter, verachteter, aber sehr achtbarer Auswanderer. Wenn unsere 250 000 Auswanderer des letzten Jahres richtig behandelt werden, sind sie von ebenso großem Werte als die jährlichen Missionsbeiträge. Wir verlieren mehr Glieder durch Auswanderung, als wir durch die Mission gewinnen. Viele werden durch ihre Reise nach Amerika zu Grunde gerichtet und tausende mehr werden dadurch verhärtet. Es ist sehr zu beklagen, wenn die Auswanderung, welche für uns ein großer Gewinn sein sollte, uns nur großen Verlust bringt.

Wir reden der Fürsorge für die Auswanderer das Wort auch im Blick auf die Heimatländer. Auswanderung dient wirklich zum Segen der Heimatländer und ihrer Bevölkerung. Würden nicht Armut und Elend viel größer sein, wenn diese acht Millionen deutscher Nachkommen in Amerika auf deutschem Boden wären? Will das Heimatland in Verbindung mit seinen ausgewanderten Kindern bleiben, so wird dies nicht durch die Regierung ermöglicht; das einzige und beste Mittel ist sie in unserm gemeinsamen Glauben befestigen zu helfen. Der Glaube ist ein stärkeres Band der Vereinigung, als das zwischen Rassen oder Nationen. Hauptsächlich mittelst unserer vernachlässigten Auswanderer ist es andern Kirchen gelungen in Amerika und Europa Gemeinden aus unsern Leuten zu bilden. Dies wird noch weiter gehen, wenn wir nicht mehr für sie thun. Unsere kirchlichen Behörden, die so ernstlich besorgt sind daheim alles in einer Kirche zusammen zu halten, religiöse Spaltungen zu verhüten, sollten vor allem ihre Auswanderer beachten; sonst könnten viele mit einem andren Glauben heimkommen und das eifrige Streben wäre vereitelt.

Wir reden der Fürsorge für die Auswanderer das Wort aber auch im Blick auf Amerika. Die amerikanische freie Republik beruht in gewissem Sinne auf der Schule und der Kirche; heben sich diese nicht, so muß Amerika sinken. Wir haben in Amerika über sechs Millionen Kinder Afrikas, — Heiden; wir haben noch tausende eingeborener Indianer, — Heiden, 20 000 Heiden kommen jährlich aus China; außer den Heiden haben wir die Nichtprotestanten und die schlimmsten von allen: die Ungläubigen aus allen Teilen der Erde. Nun kommt eine große Menge protestantischer Auswanderer, ungefähr 300 000 letztes Jahr, von Dänemark, Norwegen, Schweden und Deutschland ohne Geistliche, ohne Missionare, die wir alle zu versorgen haben. Wie kann unsere junge Kirche, welche Geistliche zu erhalten und Kirchen zu bauen hat, auch das noch leisten? Wir können es nicht thun und wenn uns nicht mehr Hilfe und Beistand von den Heimatländern zu teil wird, bleibt es ungethan. Wir wollen uns bemühen diese zu gewinnen. Es wäre rücksichtslos von ihnen gegen eine protestantische Schwesternation, ungerecht gegen eine Kirche desselben Glaubens, ihre Auswanderer unter diesen Umständen mit so wenig kirchlicher Fürsorge zu uns kommen zu lassen.

Obgleich unsre amerikanische Kirche jung, groß angelegt und im Wachstum begriffen ist, wie wohl keine andere Kirche, so ist doch klar, daß das jährliche Wachstum bei weitem nicht so groß ist, als es sein sollte. Die Arbeit ist viel zu groß für uns allein. Die englische Bevölkerung der Vereinigten Staaten hat verhältnismäßig dreimal so viel Geistliche als die germanische. Wie traurig ist es in Anbetracht dieser Zustände, daß auf ungefähr sechzig Pastoren, welche von unsern größten deutschen theologischen Seminaren verlangt werden, nur etwa dreißig geschickt werden können, vom schwedischen Seminar von dreißig nur zehn; und vom norwegischen von fünfunddreißig nur zwölf.

Wenn wir unsre Missionspflicht an den Auswanderern thun wollen, muß die Zahl unsrer Geistlichen mehr als verdoppelt werden. Keine Kirche in Amerika hat so günstige Gelegenheit, eine so glänzende Zukunft wie die unsrige. Aber diese Zukunft hängt von unserer Auswanderermission ab. Da die Auswanderung selbst in den beiden letzten Jahren einen besonders großen und noch nie dagewesenen Umfang angenommen hat, sollten auch besonders große Anstrengungen von allen Kirchen Deutschlands, Skandinaviens und Amerikas für die Auswanderermission gemacht werden.

Man sagt, daß unsere Auswanderer ihre Kirche nicht lieben, sich nicht um diese Kirche kümmern, dieselbe verlassen. Ja wohl; aber mit mehr Wahrheit würde man sagen können: die Kirche liebt ihre Auswanderer nicht, sie kümmert sich nicht um dieselben, sie verläßt sie. Möge die Kirche ihren Auswanderern zuerst zeigen, daß sie dieselben liebt, so werden diese gewiß ihre Liebe erwidern und für ihre Kirche kämpfen und arbeiten.

Missionsrundschau.

China. Bereits seit 1862 ist den römisch katholischen Christen Chinas die Freiheit von Abgaben für Zwecke des öffentlichen heidnischen Götzendienstes vertragsmäßig gewährleistet worden. Nachdem die protest. Missionare lange vergeblich um dieselbe Freiheit für die Christen ihres Bekenntnisses sich bemüht, ist ihnen dieselbe endlich durch die Bemühungen des amerikanischen Ministers Angell im v. J. gleichfalls garantiert worden (For. Miss. 81 S. 251 f. u. Miss. Her. 81 S. 422).

Ende v. J. hat China endlich seinen ersten Telegraphen erhalten. Derselbe verbindet Schanghai mit Peking, und hat die Regierung, um das gegen die Neuerung vorurteilsvolle Volk zum Gebrauch anzuregen, für einen Monat dem Publikum das Telegraphieren umsonst gestattet („Globus" 82 S. 158). Hoffentlich ergeht es diesem Telegraphen nicht wie der ersten Eisenbahn, die bekanntlich wieder eingerissen werden mußte, weil der Aberglaube der Wind- und Wasserlehre sich mächtiger erwies als der Vorteil der beschleunigten Kommunikation.

Einen eklatanten Beweis dafür, daß die filial piety mehr gegen die Toten als gegen die Lebenden befolgt wird, liefert folgende aus Peking kürzlich berichtete Geschichte. In einem der Missionarswohnung benachbarten Hause brach plötzlich des Nachts Feuer aus. In dem Hause befand sich die Leiche des Vaters des Besitzers. Der Sohn besann sich keinen Augenblick, diese Leiche zuerst zu retten und indem er dies that, verbrannten zwei seiner Kinder und eine Verwandte gleichfalls mit einem Kinde. Auch der Mann und sein Weib haben schwere Brandwunden erhalten, aber sie achteten das alles nicht — war doch die Leiche des Vaters glücklich gerettet. Als wir — berichtet die Frau Wherry — unser Bedauern über die armen verbrannten Kinder aussprachen, gab man uns zur Antwort: „Das hat nichts zu bedeuten, aber das ist ein Glück, daß der tote Vater gerettet ist" (For. Miss. 81 S. 293).

Die chinesische Regierungs-Zeitung vom 4. Juli vorigen Jahres enthielt folgenden Befehl: „Seit einigen Tagen ist im Nordwesten ein Komet sichtbar, den wir in Ehrfurcht als ein warnendes Zeichen des Himmels begrüßen müssen. Wir befinden uns gegenwärtig in allerlei Schwierigkeiten und dem Volke geht es nicht gut. Es bleibt also allein übrig für uns selbst und für unsere Minister uns gegenseitig zu unterstützen in der Ausdauer einer Haltung ehrfurchtsvoller Wachsamkeit,

pflegend einen Geist der Tugend, prüfend unsre Versäumnisse in der Hoffnung anzurufender Segnungen und harmonischer Einflüsse des Himmels und sichernd das Wohlergehen für die schwarzhaarige Rasse. Alle ihr Minister an unserm Hofe seid also jeder und alle zusammen fleißig in der Ausübung eurer Pflichten und beseitigt mit aller Macht die Gewohnheiten der so lange gepflegten Nachlässigkeit, indem ihr uns unterstützt mit treuer, herzlicher Aufrichtigkeit und euch vereinigt zur gemeinsamen Anstrengung, um euer Land von seinen Schwierigkeiten zu befreien." . . . (Miss. Her. 82 S. 115).

Ein charakteristisches Vorkommnis ist ferner die teilweise Zerstörung eines in der Vorstadt von Kanton gelegenen buddhistischen Tempels resp. Klosters durch den chinesischen Pöbel. Die Mönche dieses Klosters standen nämlich in einem solchen Verdachte unsittlichen Lebens, daß seitens der Behörden den Frauen der Besuch ihres Tempels untersagt worden war. Als dennoch wider dieses Verbot weiblicher Besuch stattfand und Stunden vergingen, ehe derselbe zurückkehrte, den Männern aber der Eintritt ins Innere gewehrt ward, kam es zu einem Volksauflauf, der mit Mißhandlung der Mönche und der Zerstörung des dritten Teils ihres Klosters durch Feuer endete, ohne daß das herbeigekommene Militär diese Ausübung der Volksjustiz zu hindern vermochte. (Illustr. Miss. News 82 S. 29.)

Nach dem Chinese Recorder (Sept. und Okt. 1881) beträgt die Gesamtzahl der in China arbeitenden ordinierten Missionare 227 (103 englische, 103 amerikanische und 21 deutsche), die der Laienmissionare 73 und die der (unverheirateten) Frauen 85, welche alle zusammen sich auf 31 verschiedene M.-GG. verteilen. Den Fortschritt des Missionserfolgs zeigt folgende Tabelle. Es gab in China:

1853	evangel.	Kirchenglieder	(Kommunikanten):	351
1863	„	„	„	1974
1868	„	„	„	5743
1872	„	„	„	c. 8000
1877	„	„	„	13035
1881	„	„	„	19660.

Die Gesamtzahl aller protest. Christen (incl. Kinder, Katechumenen und Anhänger) wird man wohl auf das dreifache berechnen dürfen.

Zu Fatschau im Kantondistrikt hat die methodistische Mission im Oktober v. J. ein neues Hospital unter der Leitung des Dr. Wenyon errichtet, dessen Eröffnung von der Bevölkerung mit großer Freude begrüßt worden ist. Der Doktor will die Anstalt von Anfang an möglichst sich selbst erhaltend machen, die Patienten müssen für die ärztliche Behandlung und Verpflegung also etwas bezahlen, resp. für ihre Kost selbst sorgen, auch steht zu hoffen, daß die wohlhabenden Chinesen der Stadt Beiträge leisten werden. Im ersten Vierteljahr hatten sich bereits 300 städtische Patienten eingestellt und 50 waren im Hospital selbst verpflegt worden. An jedem Montag und Freitag früh, wo neue Aufnahmen stattfinden, hält ein eingeborner Prediger einen Gottesdienst, während jeden Abend ein Student der Medizin, „ein exemplarisches Mitglied unserer Gesellschaft", mit den Kranken eine Andacht hält. Auch eine Schriftenniederlage befindet sich im Hospital. Die Frau des Arztes besucht die weiblichen Kranken jeden Sonntagabend, um ihnen das Evangelium nahe zu bringen (Not. 82 S. 59 ff.).

Am 15. Okt. v. J. wurde auch in Tientsin das neue ausschließlich für Frauen und Kinder bestimmte Hospital des Fräulein Dr. Howard von der amerik. method. Mission eingeweiht (cf. diese Zeitschrift 1881 S. 422). Es ist eine Parallel-Anstalt zu dem nur

für Männer bestimmten Krankenhause des Dr. Mackenzie und steht wie dieses unter der hohen Protektion des Vice-Königs („Ev. M. Mag." 82 S. 88).

Über die englische Methodist new connesion-Mission, die in Tientsin und Schantung 58 Kapellen und 35 Gemeinden mit 1091 Gliedern, fünf Missionaren, 45 Lokalpredigern und 11 Schulen hat, berichtet das „Ev. M. Mag." (82 S. 87 f): Im Loaling-Kreise allein wurden im letzten Berichtjahre (1880—81) 90 Personen, darunter ein Götzenfabrikant, getauft, obgleich namentlich infolge der russisch-chinesischen Kriegsgerüchte die Heiden „zehnmal mehr Feindschaft und Gewaltthätigkeit als sonst" gegen die Christen an den Tag legten. „Die Christen wurden fälschlich angeklagt und vor Gericht gezogen, ihr Vieh wurde ihnen gestohlen, ihre Felder verwüstet, ihre Häuser beschädigt, und sie selbst entgingen oft nur mit genauer Not einem schlimmeren Schicksal." Ein schwerer Verlust war der Tod des seit 20 Jahren bewährten, aber erst vor einem Jahre ordinierten Predigers Hu und der Tochter von Miss. Innozent, welche eben im Begriff war, von England nach China zurückzukehren, um die Leitung der dortigen Mädchenschulen zu übernehmen. Diese Mission in Nordchina wurde 1861 angefangen. Von den 9 in dieser Zeit ausgesandten Missionaren sind 2 nach jahrelanger Arbeit gestorben, während 2 andere, der eine nach zwei Jahren, der andere schon nach wenig Monaten, in die Heimat zurückkehren mußten. Einer der fünf noch übrigen, Dr. Stenhouse, ist Arzt. Der Jahresbericht macht den Eindruck, daß diese Mission mit großem Ernste und mit der lautern Absicht getrieben wird, die Seelen in selbständigen Herzensumgang mit dem Heiland zu bringen, und es wird ausdrücklich bemerkt, daß dies bei den meisten Bekehrten noch nicht gelungen. Eine glänzende Ausnahme machte der selige Hu, von dessen Lob die Briefe der Missionare in ergreifender Weise überfließen. Auch jener Götzenfabrikant macht ihnen Freude. Natürlich gab er sein einträgliches Geschäft auf, sobald er sich den Christen angeschlossen hatte. Als bald darauf ein anhaltender Regenmangel die Leute in Angst und Aufregung brachte, bestürmten sie ihn förmlich, er solle doch neue Götzen liefern; die Götzen und die Tempel seien lange vernachlässigt worden und müßten wieder gehörig ausgestattet werden. Er aber erklärte ruhig, viele Jahre lang habe er sie und sich selbst betrogen. Der ganze Götzendienst sei ein Schwindel und eine Sünde. Die Jesuslehre habe ihm den allmächtigen Vater gezeigt, der allein Regen u. s. w. geben könne u. s. f., an diesen sollten sie sich betend wenden. Ein anderer Neubekehrter ist ein 76jähriger gelehrter Konfucianer, der über 100 Schüler zu haben pflegt, welche er auf die Examina vorbereitet. Dieser wurde durch die drei Jahre lang fortgesetzten liebevollen Bemühungen eines einfachen Gemeindegliedes gewonnen und endlich am Krankenbette Hu's zu dessen unaussprechlicher Freude getauft. Sein Sohn und dessen Kinder wollen jetzt auch Christen werden, eine große Glaubensstärkung für den Alten, dem es furchtbar schwer fiel, mit seiner Familie zu brechen. „Plötzliche Bekehrungen," tiefes Sündengefühl, überschwengliche Freude sind selten. Eine regelmäßige Kirchensteuer ist noch nicht eingeführt, an den meisten Orten sind aber die Kapellen und Schulen unentgeltlich der Mission zur Verfügung gestellt. Die meisten eingebornen Prediger haben in Tientsin einen biblisch-theologisch-homiletischen Kursus durchgemacht, bei den anderen wird durch Lektüre und gelegentliche Gespräche, Ratschläge und dergl. nachgeholfen. Ihre Hauptfehler sind Mangel an Mut und Begeisterung, große Abhängigkeit von Familieneinflüssen und Nachgiebigkeit gegen die öffentliche Meinung. Die Versunkenheit des weiblichen Geschlechts in zigeunerhafte Unreinlichkeit und entsprechende Sittenlosigkeit zum Teil infolge der Kinderheiraten und

des herdenhaften Zusammenlebens großer Familien von 30—40 Personen hat die Einrichtung einer Mädchenanstalt notwendig gemacht; 6 Mädchen wurden voriges Jahr getauft. Auch werden besondere Bibelstunden mit den Frauen gehalten, in denen aber nicht nur geistliche, sondern auch alle möglichen weltlichen und häuslichen Angelegenheiten zur Sprache kommen. In Laoling interessieren sich die Mandarine sehr für die Arbeit der Missionare, welche ihnen rätselhaft und bewunderungswürdig erscheint. Viele Heiden haben den Glauben an die Götzen verloren und suchen nach Wahrheit. Oft werden die Missionare von Leuten, mit denen sie zufällig zusammenkommen, gefragt: Wer ist Jesus? Was that er? Alles deutet auf den kommenden Sieg des Evangeliums. „Bei all diesen ermutigenden Umständen schmeicheln wir uns doch nicht, daß unser Werk mehr als gerade eben begonnen ist. Um fest zu halten, was wir begonnen haben, müssen wir versuchen, mehr zu gewinnen."

In der Mantschurei haben die schottischen United Presbyterians außer einem eingeb. Evangelisten und einer Lehrerin 2 Missionare, die eifrig mit der Übersetzung des N. T. in die Sprache von Korea beschäftigt sind. Ein eben vollendeter vierseitiger Katechismus und ein kleiner Traktat sind die ersten Erzeugnisse der christl. Literatur in dieser Sprache. Die Hauptstationen sind Mukden und Newchwang mit zusammen 112 Kirchengliedern (cf. den letzten interessanten Jahresbericht: Miss. Rec. of the Unit. Presbyt. Ch. 81 S. 266 ff.). In seinem letzten Berichte (ebend. 82 S. 34) erzählt Missionar Roß die Bekehrungsgeschichte einer begüterten Frau, Namens Wu, die er am 11. Sept. v. J. getauft hat. Wie alle Chinesinnen heiratete sie sehr jung. Der Mann und dessen Mutter machten ihr das Leben so schwer, daß sie's nur ein paar Jahre lang aushielt. Sie verließ ihren Mann. Er heiratete eine andere. Und Frau Wu mußte sich nun allein durch die Welt schlagen. Natürlich that sie es auf heidnische Weise, indem sie eine Opium- und Spielhölle in Mukden eröffnete, in welcher bald allerlei hohe Herren, darunter der Generalgouverneur, sich fleißig einzustellen pflegten, hauptsächlich durch die Schönheit der emancipierten Wirtin angezogen. Endlich hatte sie dies Leben satt, schämte sich ihrer Sünden und machte sich daran, dieselben abzubüßen. Sie wurde eine eifrige Buddhistin und strenge Vegetarianerin, sagte ihre Gebete bei Tag und Nacht mit der größten Treue her und that überhaupt alles, was die blinden Blindenleiter ihr anrieten. Aber die veränderte Lebensweise und die trotz aller Frömmigkeit doch immer wiederkehrenden leidenschaftlichen Anfälle von Zorn u. dgl. machten sie krank. Allerlei Ärzte und Arzeneien brachten sie nur noch weiter herunter. Schließlich wandte sie sich an Dr. Tschun, einen Bekehrten. Derselbe durchschaute sofort ihren Zustand und sprach sich offen über denselben aus. Das gewann ihr Vertrauen, so daß sie ihn nun auch anhörte, wenn er ihr die Nutzlosigkeit ihrer Bußübungen vorhielt und von dem Sünderheiland erzählte, der alle Schuld der Menschen so gründlich gebüßt habe, daß gar keine weiteren Opfer oder Leistungen mehr nötig seien. Sie zerbrach nun ihre Götzen, zerstörte den kleinen Tempel, den sie im Haus eingerichtet hatte, gab den ganzen buddhistischen Unsinn auf, fing an, zu Gott um Vergebung ihrer Sünden, wie auch um Heilung ihrer Krankheit zu bitten, und erholte sich zusehends. Miss. Roß weilte damals in Europa. Als er wieder in Mukden ankam, wurde ihm Frau Wu als eine Taufkandidatin vorgestellt. Nach längerem Zögern und sorgfältiger Prüfung hat er sie nun wirklich in die Gemeinde aufgenommen. Seither wächst sie zusehends in der Gnade. Ihr zweiter Mann, mit dem sie sich vor einigen Jahren verheiratet hat, ist kein Hindernis dabei.

Eine ähnliche Geschichte einer modernen Lydia berichtet der presbyterianische amerik. Missionar Corbett aus Tschifu (For. Miss. 82 S. 394). Unter 11 Neugetauften befand sich auch eine 64jährige Frau, deren Vater ein Schullehrer gewesen, der sie mit ihren Brüdern am Unterricht hatte teilnehmen lassen. Von Kind auf war sie sehr fromm. In die Ehe getreten, wetteiferte sie mit ihrem ebenso bigotten Mann in religiösen Übungen und strengstem Vegetarianertum, weil es Sünde sei, ein Tier zu töten, man also nur Pflanzenkost genießen dürfe. Da sie wohlhabend waren, verwandten sie einen Teil ihres Vermögens auf Tempelbauten und Reparaturen, Loskaufung von Tieren, die sonst wären geschlachtet worden, und andere verdienstliche Werke. Vor 20 Jahren starb ihr Mann. Seitdem war sie nur noch eifriger, ging, wenn Götzenfeste bevorstanden, von Dorf zu Dorf und ermahnte die Frauen, mit ihr die Tempel zu besuchen, zu räuchern und zu opfern, schritt dann Gebete hersagend vor der Prozession her und wurde immer mehr eine Missionarin des Heidentums. Ihr einziger Sohn war aber ein Spieler und Verschwender, so daß sie sich genötigt sah, ihr Brot durch einen Seidenhandel zu verdienen. Vor einem Jahr nun kam sie auf einer ihrer Geschäftsreisen in ein Dorf, wo gerade zwei Missionsfrauen unter der weiblichen Bevölkerung zu wirken suchten. Die Neugier trieb sie zu diesen, und sowohl was sie hörte, als was sie sah, gefiel ihr. Dazu machte sie die Bekanntschaft einer dort wohnenden Christenfamilie, wo sie von nun an öfters einkehrte, um sich Bücher geben und mehr vom Christentum erzählen zu lassen. Als sie um die Taufe bat, fand der Missionar sie schon gut vorbereitet, und seither ist sie nun ebenso eifrig bemüht, das Evangelium auszubreiten als vorher, den Buddhismus anzupreisen.

Aus Tongkin eine charakteristische Geschichte, welche die „Katholischen Missionen" (1882 Nr. 6) mitteilt und die unsererseits keines Kommentars bedarf. Sie wird von Msgr. Croc, dem apostolischen Vikar von Süd-Tongkin selbst berichtet und lautet wörtlich: „Der böse Geist ist wütend ob der zahlreichen Bekehrungen des letzten Jahres, in welchem wir 600 Erwachsene taufen konnten, und sucht unsere Neophyten auf alle erdenkliche Weise zu ängstigen. Ich könnte Ihnen mehrere auffallende Beispiele erzählen; hören Sie eins: Die Häuptlinge eines kleinen Dorfes hatten mich um Katechisten gebeten und ich schickte ihnen solche. Schon lernten die Einwohner mit großem Eifer und bereiteten sich auf die heilige Taufe vor, als der Teufel in eine Frau fuhr und sie furchtbar quälte, um die Katechumenen vom Glauben abzuschrecken. Da die Besessene im Christentume bereits hinlänglich unterrichtet war, taufte sie ein Priester. Im Augenblicke, als das heilige Taufwasser über die Stirn der guten Frau floß, warf der Teufel sie zu Boden und floh. Er hörte aber nicht auf, die übrigen Katechumenen auf tausenderlei Arten zu quälen. Endlich kam der Tag der feierlichen gemeinsamen Taufe und ersten heiligen Kommunion. Als nun der Versucher gezwungen wurde, aus allen diesen Herzen zu scheiden, bemächtigte er sich beim Schlusse der heiligen Handlung eines Neophyten und trug ihn auf den Wipfel eines hohen Baumes; da hielt er ihn frei in der Luft und schrie durch den Mund seines Opfers: „Wenn ihr mich aus dem Dorfe vertreibt, so laßt mir wenigstens diesen Baum." „Nein," rief ihm sofort ein Katechist zu, „du sollst hier gar nichts haben." Da stieß der Geist der Finsternis einen furchtbaren Schrei aus und ließ den armen Neophyten auf den Boden niederstürzen. Derselbe litt aber zur größten Verwunderung aller Augenzeugen von diesem Sturze nicht den mindesten Schaden."

In Japan wird das Christentum immer mehr auf die Tagesordnung der öffentl.

Diskussion gestellt. Nicht nur die Zeitungen beschäftigen sich fortgehend mit der religiösen Frage, es erscheinen auch Flugschriften pro und contra. Wenn in einer Rede, die vor dem Christentum als einer Pest für das Land warnt, gesagt wird, es „breite sich aus wie das Feuer auf einer Grasebene," so ist das ja freilich eine große Übertreibung, aber man sieht doch daraus, daß die evangel. Mission bereits eine Macht geworden sein muß, die man fürchtet. Auch die buddhistischen Priester entwickeln eine ungewöhnliche Rührigkeit in Rede und Schrift. Sie halten viele Versammlungen, haben auch jüngst wieder eine Reihe von Traktaten veröffentlicht über „die Unvernunft des Christentums." Die Existenz schädlicher Tiere, heißt es darin, beweise, daß es einen gütigen und allmächtigen Schöpfer nicht geben könne; die Geschichte von der Arche Noahs sei unglaublich; das Christentum provoziere nur Krieg, wie die Kreuzzüge zeigen; es mache abhängig von den Fremden u. s. w. (Miss. Her. 81 S. 444 f. 509 f.) Mit großem Eifer werden alle dunkeln Punkte in der Geschichte der christlichen Verirrungen hervorgesucht und zusammengestellt, um den Japanern vor der neuen Religion Schrecken einzujagen, z. B. die Verfolgungen der Ketzer durch die Katholiken, der 30jährige Krieg, die kriegerischen Verwicklungen, welche durch die Spanier, Portugiesen und Engländer für die Bewohner ihrer Kolonien entstanden. Die Missionare seien nur Spione der fremden Mächte, um ihnen den Weg zur Eroberung zu bahnen und dergl. So besonders in einer Ansprache: „Das Christentum ein nationales Unrecht," die in der englisch geschriebenen Zeitschrift Chrysanthemum veröffentlicht wurde (Int. 82 S. 47 f. Miss. Her. 82 S. 150 ff., cf. auch „Ev. Miss. Mag." 82 S. 72 ff.: „Die japanische Presse und das Christentum").

Nach den neusten statistischen Angaben arbeiten heut 18 verschiedene M.-GG. in Japan mit zusammen 88 männlichen und 48 weiblichen Missionaren auf 147 Stationen. Organisierte Gemeinden giebt es 83 mit 3811 erwachsenen Kirchengliedern, 601 getauften Kindern und 2191 Schülern; eingeborne Pastoren zählt man 38 und Hilfsprediger und Lehrer 128, dazu besuchen 93 junge Japanesen die theol. Seminare. Für ihre kirchlichen Bedürfnisse brachten die jungen Christengemeinden in Summa 33,088 Mk. auf. In den beiden letzten Jahren ist die Zahl der getauften Erwachsenen um 1110 gestiegen (Indep. v. 27. April 82). Über ihre Gemeindeglieder wissen die Missionare manches Schöne zu berichten, besonders daß viele von ihnen einen lebendigen Zeugengeist besitzen, daß Priscillas und Aquilas unter ihnen sind, die ihnen oft wohl vorbereitete Täuflinge zuführen, Schriften verbreiten u. dergl. — Eine besondere Überraschung hatte Missionar de Foreſt neulich auf einer Reise. Er hatte sich in dem Wirtshause, in welchem er übernachtete, bereits zu Bett gelegt, als hintereinander zwei buddhistische Priester ihn besuchten, welche Bücher zu kaufen und mit dem Verfasser über dieselben zu reden begehrten (Miss. Her. 82 S. 110).

Bekanntlich haben die 3 presbyterianischen Missionen in Japan (2 amerikanische und eine schottische, mit zusammen 16 Missionaren, 17 Gemeinden und ca. 700 Kirchengliedern) schon seit einigen Jahren sich zu einem gemeinschaftl. Presbyterium vereinigt. In der letzten Versammlung desselben wurde u. a. die Bekenntnisfrage lebhaft erörtert und seitens eines eingebornen begabten Pastors der Antrag gestellt, sich mit den beiden Katechismen (dem Heidelberger und dem kleinen Westminster) zu begnügen, dagegen die Westminster Konfession und die Dortrechter Artikel als ungeeignet für die japanischen Verhältnisse zu beseitigen. Man beschloß vorläufig nichts zu ändern, sondern die wichtige Frage der ersten Synode vorzulegen, deren Zusammentritt man etwa für Oktober in

Aussicht nahm. Interessant war auch die von eingebornen Pastoren angeregte Debatte über die offizielle Einführung des weiblichen Diakonats. Auf Grund von Röm. 16, 1 hatte unter Zustimmung der Gemeindeversammlung ein eingeborner Pastor 2 Diakonissen unter Handauflegung für den Gemeindedienst bereits geweiht. Man beschloß, jeder Gemeinde die Anstellung von Diakonissen frei zu geben, mißbilligte jedoch die Weihe zu ihrem Amt durch Handauflegung (Rec. Unit. Presb. 81 S. 396).

Die Church. Miss. Soc. führt seit längerer Zeit lebhafte Unterhandlungen mit dem Primas von England behufs der Errichtung eines besonderen Bistums für Japan und hat sich bereit erklärt, event. die Hälfte der Mittel aufzubringen (Int. 82 S. 217 ff.).

Wie Missionar Wright (P. G. S.) berichtet, herrscht die Unsitte des Kindermords noch ziemlich allgemein in Japan, besonders in den östlich von Tokio gelegenen Provinzen Schimosa und Kadzusa. So meldete ihm sogar einer seiner eingeborenen Katechisten, dessen Weib und Schwiegermutter noch Heiden, daß trotz seines energischen Protestes das dritte Kind ihm getötet worden sei. Auf alle seine Vorstellungen haben ihm die Frauen erwidert, gefalle ihm ihre Sitte nicht, so könne er sich ja scheiden lassen. „Das Verbrechen ist gesetzlich verboten und mit harter Strafe bedroht; aber die Hebammen brechen mit Wissen der Mütter den Kindern das Genick und kein Mensch zeigt es an" (Field 82 S. 74).

Auf das Drängen der liberalen Partei auf eine den konstitutionellen Staaten Europas ähnliche Verfassung hat der Kaiser von Japan seinem Volke die Einberufung eines Parlaments für 1890 in Aussicht gestellt. Der betreffende Erlaß vom 12. Okt 1881 schließt mit folgenden charakterischen Worten: „Wir haben beobachtet, daß unser Volk sich zu einem zu raschen Fortschritt neigt ohne dasjenige weise Maß, welches allein solide Dauer bedingt; und wir ermahnen unsre Unterthanen der hohen und der niedern Klassen genau auf unsern Willen zu achten und erklären, daß sich diejenigen unsre Ungnade zuziehen, welche plötzlichen und heftigen Veränderungen das Wort reden" (Indep. v. 26./1. 82).

Wie „Ausland" (82 S. 380) meldet, cirkuliert in den Niederlanden seit einiger Zeit eine Liste, um Beiträge für eine Landbauunternehmung auf Java (Prov. Japara) zu sammeln, welche einer der Missionare der Mennoniten im Interesse der Bekehrung der Javanen unternehmen will. Europäische Beamte sollen das Unternehmen, das man zunächst im kleinen Maßstab zu beginnen denkt, ermutigen. An jeden Eingebornen, Christen oder Nichtchristen, der sich in der beabsichtigten Kolonie anzusiedeln wünscht, will man kontraktmäßig 500 Quadratruten Land abtreten, doch müssen sich dieselben ihrerseits verpflichten: 1) kein Opium zu rauchen und nicht damit zu handeln; 2) der Vielweiberei und den allgemeinen Unsittlichkeiten der Eingebornen sowie dem Götzendienst zu entsagen; 3) nicht zu spielen und zu wuchern; 4) die Kinder zur Schule zu schicken und Kirche und Bibelvorlesung zu besuchen; 5) Sonntags zu ruhen und 6) mitzuwirken zur Reinlichkeit, Ordnung und Sicherheit. Die Miete soll nicht höher berechnet werden als die Steuer, die von gleicher Bodenfläche an die Regierung gezahlt werden müßte, dagegen sollen die Kosten des Urbarmachens durch den Unternehmer getragen werden. „Nach unsrer Kenntnis von javanischen Zuständen", setzt der Berichterstatter hinzu, „ist dies Cirkular stark auf niederländische Leser berechnet, die mit den Zuständen auf Java weniger bekannt sind; denn die durch die Eingebornen kontraktlich abzuschließenden Bedingungen scheinen uns derart, daß kein Javan, der noch nicht Christ

ist, denselben beitreten kann oder wird, und daß wenn sich Teilnehmer finden, dieselben nur den Gewinn suchen."

Dieselbe Zeitschrift bringt jetzt Nr. 21 ff. sehr lehrreiche Artikel über die „niederländische Kolonialpolitik", auf die wir gelegentlich zurückkommen werden. Auch der Aufsatz in Nr. 19: „Koloniale Reibungen" ist beachtenswert.

Südsee. Über die traurigen Vorgänge auf Tapitenea (siehe 81 S. 572 ff.) bringt jetzt der Miss. Herald (82 S. 175) die schmerzliche Kunde, daß eine im Auftrage der Am. Board geführte erneute Untersuchung allerdings die Schuld des eingebornen hawaiischen Lehrers ergeben hat. Nalimu, nachdem er 11 Jahre lang auf Tapitenea thätig gewesen und nie ein Grund zur Klage gegen ihn vorgelegen, hat die christlichen Eingebornen aufgefordert ihre heidnischen Landsleute, welche die Annahme des Christentums beharrlich verweigerten, als „die Feinde des Herrn" mit den Waffen zu bekämpfen. Männer, Frauen und Kinder, man sagt zwischen 3—600, sind in diesem Kampfe erschlagen und dann ihre Leichen verbrannt worden. „Der Hawaiian Board kann natürlich mit diesem Manne nicht eine solche Abrechnung halten wie er wünschte, da Nalimu tausende von Meilen entfernt ist, an einem Orte, wo seine Regierung keine gesetzliche Jurisdiktion besitzt; aber er wird eine solche Bestrafung herbeizuführen suchen, wie sie die Natur des Verbrechens verlangt." — „Alles was wir zur Verteidigung des Morning Star und unsrer amerikanischen Missionare gesagt, hat sich reichlich bestätigt; aber dieser hawaiische Lehrer hat sich als ein Ungeheuer der Verdorbenheit (monster of depravity) erwiesen." Daß eine solche Schuld nicht sofort bei der ersten Untersuchung an den Tag kam, bleibt allerdings etwas rätselhaft; auch dürfte künftighin die Visitation der in so gefährliche Selbständigkeit gestellten eingebornen Lehrer eine etwas sorgfältigere werden müssen, damit Ärgernissen von so furchtbarer Art doch möglichst vorgebeugt werde.

Desto bessere Nachrichten kommen von einigen andern Inseln der Gilbertgruppe. Der König von Apemama, Tem Binoka, hat durch Entlassung seiner Weiber bis auf eine seinen Ernst, ein Christ zu werden, bezeugt. Er befindet sich jetzt unter den Taufkandidaten und mit ihm noch 200 seiner Unterthanen. Auch auf Butaratari, wo der König den Branntweinverkauf verboten, sammeln sich wachsende Scharen um das Wort und ist alles voll Frieden, während auf einigen benachbarten Inseln Mord und Todschlag an der Tagesordnung ist (M. H. 82 S. 191). Trotz seines Alters geht der Missionsveteran Sturges, der vor 30 Jahren mit Snow und Gulick die mikronesische Mission begann und vor 2 Jahren als invalid nach Amerika heimkehrte, wieder auf seinen Posten nach Ponape zurück, sein Weib in den Ver. St. zurücklassend. „O — schreibt er — daß ich noch einmal jung wäre, um ein neues Missionsleben anzufangen. Ich genieße schon im voraus mehr denn irdische Freuden bei dem Gedanken an die Rückkehr zu meinen lieben Kindern auf den fernen Südseeinseln. Gewiß, das Unternehmen scheint kühn und der Abschied wird mir schwer werden, aber wenn der Heiland mich gehen heißt und der Board die Thür aufthut und meine Familie beistimmt und die teuren Lehrer, die ich von Ponape nach den Mortlocks und Ruk führte, mich in ihren lieben Briefen fragen, ob ich nicht wiederkommen wolle, so fühle ich mich stark und mein Herz zieht mich in die Ferne" (Ebd. S. 174).

Von Hawaii, wo die jetzt auf 13000 Seelen angewachsene Chinesenbevölkerung sowie die eingeführten Gilbertinsulaner der Mission ein neues Arbeitsfeld darbieten, wird eine Erweckung unter den eingebornen Insulanern berichtet, die wesentlich durch

einen in der Weise Moodys wirkenden amerikanischen Evangelisten herbeigeführt zu sein scheint und der wir von Herzen Tiefe und Dauer wünschen. Gegenüber der erstarkenden römischen Gegenmission, der englisch-hochkirchlichen Rivalität, der mormonischen Propaganda, dem chinesischen Heidentum und der westländischen Unsittlichkeit thut eine Hebung des religiösen Lebens doppelt und dreifach not (Ebd. 81 S. 463. 510).

Auf seiner letzten Visitationstour durch den Marschall-Archipel (Mortlocks) fand der Morning Star auf verschiedenen Inseln einen Rückgang des Evangelisationswerks: hier waren einige Gemeindeglieder abgefallen, dort andre ausgewandert, an einem dritten Orte der Lehrer krank oder auf Abwege geraten. Im ganzen jedoch lautet der Bericht befriedigend. Auf sämtlichen von Ponape aus besetzten Eilanden sind während des letzten Jahres 109 neue Gemeindeglieder gewonnen worden, mehrere neue Schulen in Gang gebracht, einige Kirchen gebaut und hier und da verschlossene Thüren aufgethan. So auf Uole. „O wie freundlich begrüßen uns hier die Leute. Als wir v. J. den Bruder ans Land brachten, floh alles, nicht ein einziger hieß uns willkommen. Heute war der Landungsplatz ganz gefüllt mit Schulkindern und deren Eltern, die uns durch Gesang und Händeklatschen begrüßten. Eine Stunde lang saß eine große Anzahl bei der Kirche, ohne alle Furcht, und hörte uns aufmerksam zu. Zwar hat noch keiner den Mut gehabt ein Christ zu werden, aber der Einfluß des Bruders hat ihre Herzen erweicht" (Ebd. 82 S. 220 ff.).

Der mehrfach von uns angezogene missionsfeindliche Reisende Dr. Finsch hat im v. J. einen ziemlich ausführlichen Brief aus Neubritannien an die Berliner Geogr. Ges. (Zeitschrift derselben 81 S. 293 ff.) gerichtet, aus dem wir einige lehrreiche und charakteristische Stellen mitteilen müssen. Zunächst bezeichnet er Neubritannien und die Salomonsinseln als trefflich geeignet zur Kolonisation — wenn es nur an Wasser und Arbeitern nicht fehlte. Von den benachbarten Inselgruppen wollen sich Menschen nicht mehr wegholen lassen, „da sie zum Teil so schlecht behandelt worden sind" — ein beachtenswertes Zeugnis aus solchem Munde. Von Neubritannien selbst geht niemand als Arbeiter auf andre Inseln. „Erstens sind diese Eingebornen sehr heimatliebend und dann haben sie allen Grund, den Weißen zu mißtrauen. Wurden doch früher Eingeborne an Bord von Schiffen gelockt, aber nicht mehr zurückgebracht." Mit dem was unsre Geographen und Ethnologen bisher über Neubritannien geschrieben ist Herr Finsch wenig einverstanden, weil es „zum Teil total irrig", zum Teil auf Generalisierungen beruhend sei. „Die wenigen Forschungsexpeditionen hielten sich hier viel zu kurze Zeit auf um gründliche Studien anzustellen." Als eigentliche „Wilde" will der Reisende die Bewohner nicht bezeichnet wissen, obgleich sie sehr wild aussehen, lügen, stehlen, mit einander in Fehden liegen und Menschen fressen. Herr Finsch war selbst Zeuge einer Menschenschlächterei. Nach der Rückkehr von einem kleinen Rachekriege wurde einer der getöteten Feinde zerschnitten und die Stücke unter die Mörder geteilt. „Ich brauche nicht erst zu sagen, daß es ein schrecklicher Anblick war, einen toten Menschen so zerfleischen zu sehen, allein es ging dabei so ruhig zu, als schlachtete man ein Schwein aus, keinerlei Aufregung, Gebrüll, Kriegstänze oder dergl.... Im ganzen wurden seit etwa 5 Jahren 18 Fremde ermordet, davon 7 durch Weiße oder farbige Fremde selbst." Herr Finsch fühlt selbst, daß sich diese Thaten mit seiner Bezeichnung der Eingebornen als „Nichtwilde" nicht ganz reimen und schreibt daher im Anschluß hieran: „Ich will die Eingebornen übrigens keineswegs als Lämmer hinstellen, aber ich kann auf Grund vieler Nachrichten (sic! — und doch bezeichnet Finsch selbst die

Insulaner als „überhaupt unzuverlässig") als vorurteilsloser (!) Berichterstatter nicht anders sagen, als: sie sind viel weniger schlimm als ihr Ruf.[1]) Herr Finsch hat offenbar ein Interesse daran die Neubritannier möglichst weiß zu waschen, um die Missionare desto bequemer anschwärzen zu können. Kein Missionsfreund rechtfertigt ja den bekannten Rachezug des method. Missionars Brown, um die Mörder der 4 erschlagenen und aufgefressenen Witilehrer zu züchtigen. Aber die Darstellung, welche Dr. Finsch von dieser Verirrung eines Missionars, die er schon zum zweitenmal in seinen Berichten giebt, ist ebenso einseitig wie voll Übertreibung. „Trotz des Schreckens der durch den Kriegszug verbreitet wurde hat die Mission nach fast 5jähriger Thätigkeit keine sonderlichen Erfolge aufzuweisen und bis jetzt nur etwa 50 Proselyten in Neubritannien gemacht. (Nach 5 Jahren doch kein geringer Erfolg unter solchen Menschen)! Es ist überhaupt schade um die großen Summen, welche für die Mission angewendet werden, und welche Witwen, Waisen und Armen des Heimatlandes viel besser zustatten kämen (nachgerade eine triviale Bemerkung), denn dieses Volk ist für das Christentum zunächst noch nicht entfernt reif. Doch ist man ja meist mit einem Schein von Civilisation zufrieden, der selten über das Umbinden von einem Lendentuch und Sabbathruhe hinausgeht. Letztere nehmen die ohnehin faulen Eingebornen, die ja immer Sonntag haben, am ersten an, werden daher in ihrer Faulheit nur noch bestärkt." — Der Keuschheit der weiblichen Bevölkerung, die „sich mit der allgemeinen Nacktheit kaum zu vertragen scheine", spendet der Reisende hohes Lob. Daß die Neubritannier „keine Religion, also (!) auch keine Götzen, Fetische, Schamanen, Zauberer oder Fetischpriester besitzen" scheint uns eine ebenso voreilige wie etwas durcheinander gewirrte Bemerkung, der auch sofort der sie teilweis wieder aufhebende Zusatz folgt: „man hat aber Gelegenheit, bei ihnen mancherlei abergläubische Ceremonien namentlich bei Krankheiten zu beobachten". — Dagegen teilen wir vollständig die lobenswerte Entrüstung des Reisenden wenn er schreibt: „Zum Beweise, wie scheußlich sich oft Weiße den Eingebornen gegenüber aufführen und welche Beispiele dadurch den letzteren gegeben werden, will ich erwähnen, daß sicher beglaubigte Fälle bekannt sind, wo Eingeborne gegen Bezahlung von Weißen aufgefordert wurden, Weiße umzubringen und dies natürlich thaten. Was soll man ferner dazu sagen, wenn — wie dies neulich vorkam — ein Weißer ein Mädchen bei den Eingebornen auf Zeit kauft (aber wie reimt sich das mit der gerühmten Keuschheit der Frauen und Mädchen?), nicht bezahlt (sic), dagegen das Mädchen gleich wieder verkauft und zwar für 60 M. an einen andern Weißen. Dieser moderne Menschenhändler ist leider ein Deutscher, der sich noch rühmt, dasselbe Kunststück bereits 5 mal ausgeführt zu haben. Sollte man sich wundern, wenn die Eingebornen endlich „wild" werden und so ein Scheusal umbringen. Kommt dann freilich ein Kriegsschiff zur Stelle, so wird es für den „Mord" des weißen Mannes Repressalien nehmen, und wie viele der „Wilden" dabei umkommen, ist ja nebensächlich." — Endlich haben wir mit Genugthuung gelesen, wenn Herr Finsch am Schluß bemerkt: „Für Novitäten (zoologische nämlich) wenigstens innerhalb der Wirbeltiere kam ich zu spät, da der eifrige Missionar Brown, welcher schon seit 1875 hier sammelte, wohl bereits die meisten erhielt und zur wissenschaftlichen Bearbeitung nach London sandte. Im ganzen ist Neubritannien arm an eigentümlichen Arten, deren es nur 20 aufzuweisen hatt, 13 durch Brown entdeckt...."

Aus der anglikanischen Mission, auf deren Mittelpunkt Norfolk zum Gedächtnis

[1]) Wer weiß, wie es Herrn Finsch auf Neubritannien gegangen wäre, hätte die Mission nicht 5 Jahre vor seiner Ankunft das Feld besetzt.

ihres Märtyrerbischofs Patteson vor einiger Zeit eine schöne Kathedrale eingeweiht worden ist, berichtet ihr jetziger Leiter, Bischof Selwyn, ein Ereignis, welches den Grund zu einem noch herrlicheren Denkmal für den ermordeten Patteson zu legen verspricht, nämlich daß das Evangelium unter den Mördern desselben auf Nukapu (in der Santa-Cruz-Gruppe) Eingang gefunden. Einige junge Nukapuleute waren nach Norfolk verschlagen worden, hatten dort freundliche Aufnahme gefunden und wurden von dem Bischof in ihre Heimat zurückgebracht. Als das Missionsschiff etwa noch eine Stunde vom Ufer entfernt war, nahte sich ihm bis auf eine gewisse Strecke hin eine ganze Flotte von Kähnen, ganz herbeizukommen aber wagten sie nicht. Sobald sie jedoch ihre Landsleute erblickten und deren Geschichte vernahmen, machte die scheue Zurückhaltung im Nu sorglosem Vertrauen Platz. Unbewaffnet kletterten sie an den Schiffswänden hinauf; auf Selwyns Wunsch erschienen sofort auch die Häuptlinge. Sie wurden mit allen Ehren empfangen, erhielten Geschenke und machten Gegengeschenke. Da jeder Santa-Cruz-Insulaner ein geborner Händler ist und immer einen Sack mit sich führt, aus dem alle erdenklichen Handelsartikel heraus, und in den alle wünschenswerten und möglicherweise zu erlangenden Güter hineinwandern, entwickelte sich gleich ein lebhafter Tauschhandel. Jetzt wurde auch der Wunsch laut, Selwyn und einige seiner Begleiter möchten ans Land kommen. Wohl fühlte der Bischof in der Erinnerung an alle auf dieser Insel schon verübten Blutthaten (außer Patteson ist hier 1875 auch der als Friedensstifter gekommene Commodore Goodenough ermordet worden), daß es ein ernster Gang sei, den er da thue, aber im Vertrauen auf seinen Gott bestieg er das Boot, begleitet von seinem Dolmetscher Wadrokal, den er als Lehrer zurückzulassen wünschte. Die Bemannung des Bootes bildeten lauter Eingeborne und Häuptlinge benachbarter Inseln. Am Ufer angelangt, wurden sie nach melanesischem Ceremoniell in das Rathaus geführt und beschenkt, dann besprach man sich über die Niederlassung von Lehrern auf der Insel. Selwyns Vorschlag stieß auf freudiges Entgegenkommen; der Unterhäuptling Meti versprach Wadrokal sofort ein neues Haus und nahm ihn mit, es ihm zu zeigen. Inzwischen führte der Oberhäuptling Mesa den Bischof in seine Residenz, eine von einer Steinmauer umgebene Anzahl von Hütten, wo seine Frauen den Gast bewirteten. Nun ging es aufs Schiff zurück, um Wadrokals Habseligkeiten zusammenzupacken und ihn dann mit einem andern jungen Lehrer Carry auf sein Arbeitsfeld einzuführen. Mit heißen Gebeten empfahl Selwyn die beiden jungen Männer, die sich selbst für diesen gefahrvollen Posten angeboten hatten, dem Schutz und Segen Gottes. Fast war er ein wenig stolz auf sie, als er, aufs Schiff zurückfahrend, sie unter all den fremden Wilden so mutig am Ufer stehen sah. Als er nach etlichen Monaten wieder kam, um sie zu besuchen, konnten sie nicht genug rühmen, wie aufmerksame und willige Schüler sie haben. Es scheint wirklich, der Herr habe nun einen bleibenden Eingang auf Nukapu geschenkt. Möge auch hier das vergossene Märtyrerblut sich noch als der Same der Kirche Christi erweisen! (Monatsblätter 81 S. 188).

Dieselbe Mission hat ein gesegnetes Arbeitsfeld auf den Banksinseln (im Norden der Neuhebriden-Gruppe). Der dort stationierte Missionar Bice berichtet über dasselbe etwa folgendes: Vor 10 Jahren taufte Bischof Patteson auf Mota den ersten Erwachsenen. Seitdem hat auf der ganzen Gruppe das Werk großen Fortschritt gemacht. Mit Ausnahme von Santa Maria, wo es an allerlei Blutthaten nicht fehlt,[1]) sind

[1]) So wurde dort kürzlich ein auf der Insel lebender Franzose getötet, weil er von dem für heilig gehaltenen Feuer etwas genommen. Bischof Selwyn erforschte den

Kriege, Morde und Grausamkeiten überall selten geworden, Polygamie und Kindermord aussterbende Sitten, daher Zunahme der Bevölkerung. Man gewöhnt sich auch an ein gewisses Maß der Bekleidung, während die Wohnungen noch wesentlich die alten sind. „Ich bemerke in keiner Weise, daß die heimkehrenden Arbeiter, von deren Berührung mit den Weißen man eine so große Förderung der Civilisation erwartet, kulturell höher stehen als ihre Landsleute oder gar zur Hebung derselben beitragen. Vielmehr sind es unsre Schulen, welche die von civilisierteren Inseln zurückkehrenden Arbeiter, die hinter den lesen könnenden Knaben und Mädchen nicht zurückbleiben wollen, zum Eifer spornen." Jetzt giebt es auf der gesamten Gruppe 21 Schulen mit 590 Schülern, auf Mota allein 5 und mit ihren Leistungen darf man wohl zufrieden sein. Auf Banua Lava sind 5 Stationen angelegt, die das ganze Eiland umfassen. Hier und da ist die ganze Bevölkerung eines Dorfes christlich. Im Oktober v. J.'s hat der Bischof eine hübsche Kapelle dort eingeweiht, eine Feier, bei welcher 200 Insulaner gegenwärtig waren und die Kollekte 120 M. betrug. Ebensoviel stellten sich von den 700 Bewohnern Meralavs zu dem Sonntagsgottesdienste ein, den der Bischof gelegentlich seiner Visitation auf dieser Insel hielt. Die eingebornen Lehrer werden wöchentlich einmal versammelt, um sie weiterzubilden. Im Laufe des letzten Jahres wurden auf der ganzen Gruppe 108 Erwachsene und 59 Kinder getauft (Field 82 S. 155 ff.).

Über die Neuhebriden, auf denen unter Leitung der schottischen Freikirche verschiedene presbyterianische Kirchengemeinschaften die Mission treiben, giebt im Monthly Rec. (1881 S. 215 ff.) der Missionar Milne einen lehrreichen Überblick über den Fortschritt des Werks seit den letzten 10 Jahren. Damals war Aneityum die einzige christliche Insel der Gruppe und nur das neue Testament in die Sprache derselben übersetzt. Jetzt ist die ganze Bibel, der kleine Katechismus, die Pilgerreise ꝛc. in den Händen der Insulaner, die 34000 M. (in Arrowroot[1]) zu den Kosten beigetragen haben. Vor 10 Jahren waren Aniwa und Futuna noch ganz heidnische Inseln. Jetzt hat die erstere wenigstens insoweit eine christliche Bevölkerung als Kirche und Schule ganz allgemein besucht wird; 7 eingeborne christliche Lehrer stehen an ebensoviel Schulen, der größte Teil des neuen Testaments ist übersetzt und teilweis auch schon gedruckt. Auf Futuna ist's langsamer gegangen infolge einer langen Abwesenheit des erkrankten Missionars, doch betrachtet sich etwa die Hälfte der Bevölkerung als christlich und manche, obgleich noch nicht getauft, beteiligen sich bereits aktiv am Evangelisationswerke. Vor 10 Jahren hatten sich die beiden Missionare Neilson und Watt auf Tauna eben erst niedergelassen und es sah gerade so aus, als würden auch sie fliehen müssen, wie ihre Vorgänger 1843 und 1861. Aber sie durften bleiben, viele halten sich zur Kirche und zahlreiche Übertritte stehen in sichrer Aussicht. Auch ist fast das ganze neue Testament übersetzt und teilweis bereits gedruckt. Vor 10 Jahren stand es in Eromanga traurig. Missionar M'Nair war gestorben, Gordon bald darauf ermordet worden, mehr als 10 Gemeindeglieder gab es nicht. Heute ist die Mehrzahl der Einwohner dem Evangelio geneigt, über 50 sind Kirchenglieder, 25 arbeiten auswärts als Lehrer, das neue Testament ist fast ganz übersetzt. Auf Efate gab es vor 10 Jahren nur 2 christliche Dörfer, heute 5 und in 6 ist die halbe Bevölkerung gewonnen. Auch hier sind mehrere Teile

Vorfall genau, um den englischen Behörden gründliche Information zugehen zu lassen, damit sie keinen ungerechten Racheakt begehen.

[1]) Das Gewächs wuchs wild auf der Insel. Die Missionare lehrten die Einwohner seine rationelle Kultur und machten aus ihm einen Exportartikel.

des N. T.'s bereits gedruckt. Vor 10 Jahren kam der Berichterstatter als der erste Missionar nach Nguna. Jetzt hat er dort 40 Abendmahlsgenossen, unter ihnen 2 Häuptlinge, von denen der eine von seinen 10 Weibern 9 vor seiner Taufe entließ. Auch auf den benachbarten kleinen Inseln, von denen man 14 von Nguna aus sieht, hat das Evangelium festen Boden gefaßt. Sehr erschwert wird das Evangelisationswerk durch die Mannigfaltigkeit der im Neuhebridenarchipel herrschenden Sprachen, es sind deren nicht weniger als 20. Erst der dritte Teil der Inseln ist besetzt, c. 100 000 Insulaner sind noch Heiden. Aber das Feld ist reif zur Ernte; freilich wäre es wünschenswert, daß die Zahl der Missionare verdoppelt würde.

Daß auf den Tongainseln „der Katholizismus das Übergewicht erlangt haben und am Hofe König Georgs der Wesleyanismus verdächtig geworden sein soll" wie der Indep. v. 4./5. nach katholischen Quellen meldet — beruht entweder auf einem Mißverständnis oder ist eine der nicht seltenen dreisten Erfindungen römischer Berichterstattung.

Im Februar v. J.'s starb auf Rarotonga die 85jährige Te Paeru, die älteste Christin dieser Insel. 1823 war sie mit den ersten christlichen Lehrern von der Insel Aitutaki nach Rarotonga herübergekommen und hatte dieselben bei ihrem Verwandten, dem König Makea, eingeführt. Ihrem Heldenmut gelang es, in der ersten Schreckensnacht die armen Lehrerfrauen davor zu retten, von einem mächtigen Häuptling geraubt zu werden, der eine von ihnen zu seinem zwanzigsten Weibe haben wollte. Sie war es, die dann auch die Beschützerin des tapfern Evangelisten Papeiha wurde, der allein von allen seinen Genossen unter dem damaligen Kannibalengeschlecht zurückzubleiben wagte. Sie war sodann eine der ersten, welche die Taufe empfingen, und wurde von dem jüngeren Geschlecht dankbar „die Mutter des Wortes Gottes auf Rarotonga" genannt. „Es sind jetzt 29 Jahre, daß ich mit ihr bekannt wurde", schreibt Missionar Wyatt Gill, „und nie habe ich in dieser Zeit etwas von ihr gesehen oder gehört, was im Widerspruch mit ihrem christlichen Bekenntnis gestanden wäre. Ihre nahe Verwandtschaft mit der regierenden Familie gab ihr das Recht, wenn etwas schief ging, ein entscheidendes Wort zu sprechen, und oft hat sie das zum guten gethan. Nie sah man vor ihrer letzten Krankheit ihren Platz in der Kirche leer. Ich besuchte sie öfters während ihres mehrmonatlichen Hinwelkens. Sie war voll Verlangen, abzuscheiden und bei Christo zu sein. Als ich einmal die Hoffnung aussprach, ihre Kinder von Aitutaki (ergraute Männer) würden sie hienieden gern noch einmal sehen, entgegnete sie ruhig: „Es steht gut um sie, denn sie dienen dem Herrn Jesu. Haltet mich durch eure freundlichen Wünsche und Gebete nicht auf. Laßt mich schnell zu meinem Heiland gehen, den ich so lang geliebt habe." — Kurz darauf entschlief sie im Frieden und wurde ihrem Wunsche gemäß neben dem für den sel. John Williams errichteten Denkmal begraben. Das war das Ende einer Greisin, die in ihrer Jugend noch Menschenfleisch gegessen hatte. Ihre Zähne waren noch vollkommen erhalten und ihre Hände so kunstvoll tättowiert, daß Fremde gewöhnlich glaubten, sie trage gestickte Handschuhe. Gewiß war sie eine der bedeutendsten Frauen in der Südsee, in deren Geschichte sich die eines ganzen Volkes spiegelt, das aus finstrem Heidentum ins selige Licht des Evangeliums eingetreten ist (Monatsbl. 81 S. 181).

Ein andrer exemplarischer Christ starb ein halb Jahr früher auf der zur Loyalitätsgruppe gehörigen Insel Mare, der 65jährige Häuptling Naisiline — in seinen jungen Jahren ein Mann von unbezähmtem Mut, ungeheurer Körperkraft, großmütig gegen

seine Feinde, fest wie ein Fels, gerecht gegen alle, ein Freund der Fremden und besonders der Weißen, bei all dem jedoch ein Wilder, Menschenfresser und Polygamist. In den Tagen seines Vaters Teine wurde gar manches Schiff ergriffen und seine Bemannung erschlagen und aufgefressen, Natisiline aber suchte schon damals solche Grausamkeiten zu verhindern und rettete wirklich verschiedenen Weißen das Leben. Als im Jahr 1841 die ersten Samoalehrer nach Mare kamen, fühlte er sich bald vom Evangelium angezogen, allein sein Vater, obschon selbst ein freundlicher Beschützer der Lehrer, erlaubte ihm nicht, zum Christentum überzutreten. Erst nach dessen Tode im Jahr 1848 legte er öffentlich alles Heidnische ab, entließ seine Frauen bis auf eine und empfing die Taufe. Von da an blieb er ein tapferer Bekenner und eifriger Verbreiter des Evangeliums. Von den Franzosen, denen er sich widerstandslos unterwarf, wurde er auf Verleumdungen der katholischen Priester hin verschiedene Male ungerechter Weise gefangen gesetzt und verbannt; schließlich aber kam seine Unschuld ans Licht und sämtliche französische Beamte hielten ihn in hohen Ehren. In seiner letzten Krankheit sandte sogar der Gouverneur von Neukaledonien ihm auf einem eigenen Schiff einen Arzt, und sein Sarg wurde mit der französischen Fahne bedeckt. Während seiner achtwöchigen Krankheit ermahnte er noch seine Unterthanen, treu am Worte Gottes festzuhalten. Einige Katholiken, die ihn besuchten, bat er, in der Bibel zu lesen und fügte hinzu: „Als ich von der französischen Regierung des Evangeliums wegen ins Gefängnis geworfen worden war, betete ich zu Gott, dem ich ohne alles Wanken vertraute, er möge doch meine Unschuld an den Tag bringen. Jetzt haben die französischen Beamten dieselbe erkannt. Mein Vater ist als Heide gestorben, ich aber danke Gott, daß ich den rechten Grund gefunden habe.“ Unter heftigen Schmerzen bewies er große Geduld, und als man um seine Genesung betete, wandte er ein: „Warum versucht ihr, mich auf die Erde zurückzuziehen? Gott der Herr zieht mich hinauf zu Ihm, und ihr wollt mich mit euren Gebeten hier festhalten. So bin ich wie ein Seil, an dessen beiden Enden gezogen wird. Ach laßt mich gehen, damit ich zur Ruhe komme.“ Zu seinem Sohne sagte er: „Jetzt mußt du meinen Platz ausfüllen, der Herr Jesus ruft mich.“ Dem Missionar Jones, der eben abgerufen worden war, als es schnell schlimmer mit dem Kranken wurde, ließ er noch sagen, er gehe dahin, wo sie beide zu Hause seien. Nur durch eines hatte er den Missionaren manchmal Not gemacht, daß er nämlich meinte, wie in weltlichen, so auch in kirchlichen Angelegenheiten regieren zu müssen, was bei seiner an Eigensinn grenzenden Festigkeit öfters zu Schwierigkeiten führte. Aber auch von diesem anererbten Häuptlingsdünkel wurde er auf seinem Sterbebett noch frei. Vor seiner Erkrankung im April hatte er noch für sich und seinen ganzen Haushalt die Jahresbeiträge für die Londoner Missionsgesellschaft bereit gemacht (Ebend. S. 184).

Auch aus Neuseeland wird das erbauliche Ende eines Mannes gemeldet, den der Int. (82 S. 245) als „den ältesten und tüchtigsten Maori-Pastor“ bezeichnet, nämlich des Rev. Piripi Kingi Patiki, welcher 70 Jahre alt am 4. Okt. v. J.'s zu seiner Ruhe einging. Schon 1839 war der einstige Häuptling von Bischof Williams getauft worden und hatte sich so bewährt, daß er 1856 zum Eintritt in das theologische Seminar aufgefordert, 1861 zum Diakon und 1871 zum Priester ordiniert wurde. Seine Parochie war eine sehr ausgedehnte, aber sein Eifer unermüdlich. Bereits seit einigen Jahren litt er an großer Augenschwäche, doch konnte auch diese ihn nicht an der treusten Ausübung seines Berufs hindern. Als sein Ende nahe war und sein ihm das heilige Abendmahl reichender junger Amtsgenosse den Archidiakonus davon benach-

richtigen wollte, wehrte er mit den Worten: „Wozu? Es ist des Herrn Werk. Er pflanzte den Samen, ließ ihn wachsen und Frucht tragen und nun die Frucht reif ist, laß ihn sie einsammeln auf seine Weise. Störe die Aeltesten nicht in ihrem Werk. Dich aber, mein Sohn, hat Gott hier gepflanzt. Wachse, wirke, bringe viel Frucht, und wenn du reif bist, wird er dich auch einsammeln. Erst wenn ich heimgegangen bin, laß es die Aeltesten wissen."

Über die im Frühjahr und Sommer des v. J.'s seitens des Bischofs Stuart von Neuseeland stattgefundene Visitation der Distrikte von Tauranga und Opotiki, in welchen vornehmlich infolge ungenügender und altersschwacher Arbeitskräfte das Christentum noch immer von frischen Trieben des alten Hauhauismus überwuchert ist — siehe Int. 82 S. 33 ff.

In Australien hat bekanntlich in Ramahyuk die Brüdergemeinde eine verhältnismäßig sehr gesegnete Station, auf welcher durch Thatsachen der Beweis geliefert wird, daß auch für die armen gesunkenen Papus das Evangelium Christi eine Kraft Gottes zur Rettung ist. Wir geben den diesjährigen Bericht Hagenauers in extenso. „Der Hauptzweck dieser Mission, das Evangelium von Christo den Eingebornen zu verkündigen und für ihr geistliches und zeitliches Wohl Sorge zu tragen, ist mit Gottes Hilfe im verflossenen Jahr erfüllt worden. Die Aussaat des Wortes ist in Schwachheit und im Vertrauen auf den Segen des Herrn mit verschiedenem Erfolg geschehen, doch glauben wir, daß unser Vertrauen und unsere Hoffnung mit noch größerem Erfolg zu seiner Zeit gekrönt und der ganze Rest dieses armen Volkes zur Erkenntnis der Wahrheit gebracht werden wird.

Die täglichen Morgen- und Abendgottesdienste und besonders die am Sonntag, sind von allen, die es imstande waren zu thun, gut besucht worden, und was die äußerliche Benutzung der Gnadenmittel betrifft, so können alle, welche ein tieferes Interesse an der Wohlfahrt der Leute haben, damit zufrieden sein. In Bezug auf das geistliche Werk in ihrem Herzen, das Wachsen in der Erkenntnis, Glaubensgewißheit und Heiligung, kann man natürlich keine so positive Nachricht geben, da dies nur dem Herrn, der das Herz kennt, bekannt ist; nach ihrem täglichen Leben und allgemeinen christlichen Wandel zu schließen, können wir über manche gute Auskunft geben, während wir anderen reineres Leben und festeren Charakter wünschen, doch

Des Vaters großen Gartenplan
muß man mit viel Geduld bedienen ꝛc.

Beim Überblick über das ganze Werk im Lauf des vergangenen Jahres, müssen wir bekennen, daß wir den Segen des Herrn in reichem Maße genossen haben, besonders bei Gelegenheit der Feier der Sakramente und zu den Festzeiten, zu Weihnachten und Ostern. Die Gebets-, Missions- und Singstunden, wie auch die Sonntagsschulen sind regelmäßig gehalten worden, was auch in Bezug auf den Religionsunterricht der Kinder, eine halbe Stunde jeden Morgen nach dem Morgensegen, der Fall war.

Die Freudigkeit unsrer Eingebornen, sich nach ihren Mitteln zu christlichen und menschenfreundlichen Zwecken werkthätig zu beteiligen, hat auch in diesem Jahr nicht abgenommen und was gegeben wurde, ist von Herzen gegeben worden.[1])

Die vor einigen Monaten mitgeteilten Resultate der Volkszählung unsrer Kolonie haben ergeben, daß die Totalsumme der Eingebornen in den letzten 10 Jahren von

[1]) So hatten sie für das Aussätzigen-Asyl in Jerusalem 160 M. zusammengebracht.

1330 auf 768 herunter gekommen ist. Diese große Abnahme ist auf unsrer Station nicht so stark bemerkt worden, da unsre Anzahl durch die Aufnahme vieler, in allen Teilen der Provinz Herumziehender sich gestärkt hat, aber wahrscheinlich wird in Zukunft die Abnahme viel größer sein.

Sieben Kinder sind im letzten Jahr geboren worden, aber 3 von ihnen lebten nur kurze Zeit, obgleich alles zu ihrer Erhaltung gethan wurde. Außer diesen dreien starben noch 7 Erwachsene. Von letzteren waren zwei sehr alte Leute, welche seit Anfang auf der Station gewesen waren, und von deren religiöser Erkenntnis nicht viel gesagt werden kann, obgleich sie jederzeit im Gotteshause anzutreffen waren und aufmerksam zuhörten. Nach den Unterhaltungen, die wir in den letzten Monaten ihres Lebens mit ihnen hatten, und da sie den Wunsch aussprachen, man möge für sie zu dem guten Herrn im Himmel beten, hoffen wir, daß vor ihrem Heimgang ein Schimmer vom Licht des Evangeliums in ihre Herzen gefallen sei. — Triumphierender Art war der Heimgang einer jungen Frau und bewies deutlich, welchen Wert die Predigt für dies arme Volk haben kann. Über die anderen Todesfälle möchte ich lieber schweigen, da bei ihnen keine solche Glaubensgewißheit zu erkennen war. — Nur um 3 Personen hat die Bevölkerung unsrer Station in diesem Jahr abgenommen.

Die Totalsumme der zu ihr Gehörenden ist jetzt auf 81 herabgekommen, unter denen nur 36 Erwachsene sind. Von letzteren wird ein 19jähriger junger Mann kaum noch lange leben. Er ist in unserm Waisenhaus aufgewachsen und schien bis vor kurzem ganz gesund, als Symptome der Auszehrung sich zeigten; und alle angewandten Mittel sind nicht imstande, den Verlauf der Krankheit aufzuhalten. Bei ihm haben wir die Überzeugung, daß er auf den wichtigen Schritt vorbereitet ist, und mit großer Freude können wir mit ihm lesen, beten und von dem einigen Notwendigen reden.

Von den 45 Kindern der Station sind 28 Waisen, die zum Teil im Waisenhaus, zum Teil in Familien leben, wo sie besonderer Aufsicht von unsrer Seite genießen müssen.

In Bezug auf den allgemeinen christlichen Wandel unsrer Leute ist leider zu berichten, daß vor kurzem 2 Mitglieder unsrer Kirche in schwere Sünde der Unzucht gefallen sind, so daß bei ihnen die strengste Kirchenzucht in Anwendung gebracht werden mußte; doch bitten und hoffen wir, daß sie nach wahrer Reue und Sinnesänderung wieder in den Besitz der Kirchengnaden gelangen werden. Solche Fälle sind besonders darum empfindlich, weil durch sie die Feinde des Herrn, die Heiden, lästern gemacht werden.

Die Erziehung und Anleitung der Kinder zu nützlicher gewerblicher Thätigkeit ist wie früher fortgegangen. Die Leistung der Schule in Bezug auf die realen Fächer ist sehr bedeutend, und hat sich durch Herrn und Frau Beilbys Bemühungen auf gleicher Höhe erhalten wie früher, obgleich die Zahl der Schüler jetzt doppelt so groß ist, als vor 10 Jahren. 41 Schüler und Schülerinnen, nebst einigen Kindern unsrer Nachbarn, die sich freuen, eine so gute Schule in ihrer Nähe zu haben, besuchen dieselbe täglich. Die Nähschule mit den Frauen ist ebenfalls fortgesetzt worden, und viel Arbeit ist im vergangenen Jahr fertig gestellt worden. — Ein weiterer Fortschritt zeigt sich im Aufbau neuer Häuser und der Reparatur fast aller alten. Kirche, Schule, Waisenhaus und eine Anzahl Wohnhäuser sind in gutem Stand, was der Station ein sehr hübsches Ansehen giebt und zur Bequemlichkeit der Eingebornen beiträgt. Für die Reparatur der

Häuser und die Erbauung eines Badehauses für die Kinder hat uns die Behörde für die Eingebornen pekuniären Beistand gewährt.

Die Kultur der Hopfen- und Arrowrootgärten ist nach Maßgabe der Kräfte von seiten unsrer Männer fortgesetzt worden, ebenso die der Felder und Gärten und die Erträge sind gut gewesen. Es ist aber zu fürchten, daß, je geringer die Zahl und die physische Kraft unsrer Männer wird, wir um so mehr genötigt werden, diese Anlagen zu verkleinern, da es nicht ratsam ist, weiße Arbeiter auf unsrer Station zu benutzen, um nicht den Charakter einer Missionsstation der Eingebornen aufzugeben" (Miss.-Bl. der Br.-G. 82 S. 74).

Auf der Station Hermannsburg tief im Innern Australiens sieht es recht traurig aus. Seit 2½ Jahren hat es nicht genügend geregnet!! 10 Heidenkinder besuchen durchschnittlich die Schule. „Von einem Verlangen nach Gottes Wort ist bei den Heiden noch nichts zu spüren. Was sie an die Station fesselt ist vor allem das Essen und Trinken" (Hermannsb. M.-Bl. 82 S. 67 ff.).

Die Thätigkeit der Londoner M.-G. in Neu-Guinea stellt das „Ev. M.-Mag." (82 S. 117 ff.) auf Grund der verschiedenen Berichte im Londoner Chronicle folgendermaßen zusammen: Im Jahre 1871 wurde diese Mission mit 8 Lehrern von den Loyalitäts-Inseln angefangen. Die Insel Darnley im Golf von Papua, sowie Tauan und Saibai wurden zuerst besetzt. Im September 1872 traf Miss. Murray mit 13 weiteren Lehrern aus der Südsee ein; 1874 schlossen sich Macfarlane und Lawes der Mission an und Frl. Baxter in Dundee schenkte ihr ein kleines Dampfschiff, den Ellengowan, der seither bei der Erforschung der fast unbekannten Küste von Südost-Neuguinea und zur Aufrechterhaltung einer regelmäßigen Verbindung der verschiedenen Missionsstatjonen untereinander wichtige Dienste geleistet, aber zugleich solche Unkosten verursacht hat, das man ihn verkauft und sich von Frl. Baxter nun ein Segelschiff gleichen Namens hat schenken lassen.

Von den eingebornen Lehrern sind bereits viele dem schlechten Klima oder der Wildheit der Landesbewohner zum Opfer gefallen; die Missionsgemeinden der Südsee haben aber immer neue Kräfte zur Verfügung gestellt, so daß jetzt auf 26 Stationen 28 solche Lehrer niedergelassen sind. Als die Ermordung jener Zehn in Kalo (März 1881) in Rarotonga bekannt wurde, gerade zur Zeit des jährlichen Missionsfestes daselbst, war alles tief bewegt; ein junger Mann aber stand auf und sagte: „Einige der Unseren sind in Neuguinea von den Heiden umgebracht worden. Es ist gut so; sie sind auf dem Schlachtfeld gestorben, im Dienste des Herrn. An ihre Stelle aber müssen andere treten. Hier bin ich, sendet mich für die Toten." Und einer von den Überlebenden in Neuguinea schreibt: „Ihr jungen Männer, denket an unsere Landsleute, Männer und Frauen, die in früheren Jahren von den Kannibalen der Neuhebriden getötet und gefressen wurden. Haben sie umsonst ihr Leben gelassen? Gewiß nicht denn wie viele dieser Insulaner haben seither das Evangelium angenommen! So wird es auch in Kalo gehen. Kalo wird auch noch das Evangelium annehmen." In Tahiti haben alle Zöglinge des Seminars sich freiwillig angeboten, nach Neuguinea als Ersatz zu gehn. Es mußte durchs Los entschieden werden, wer gehen und wer bleiben sollte.

Das Arbeitsgebiet ist in 3 Distrikte geteilt: im westlichen Teil ist die Murray-Insel das Hauptquartier, und von hier aus hofft man die überaus ungesunden Gegenden am Golf von Papua bearbeiten zu können, und zwar durch Eingeborne, welche in der zu diesem Zweck auf der Murray-Insel errichteten Anstalt erzogen werden sollen. Dann

kommt die Mission am Ostkap, d. h. am äußersten Ende der Hauptinsel, und endlich Port Moresby, ebenfalls auf der Hauptinsel.

Die sichtbaren Erfolge sind natürlich noch ganz unscheinbar; ein Dialekt ist bearbeitet und einige Schulbücher sind darin abgefaßt worden, ein paar Heiden haben sich der Mission angeschlossen und scheinen erweckt zu sein; eine kleine Schule ist im Gang — das war bis vor kurzem alles.

Neuerdings ist in Port Moresby aber auch eine kleine Gemeinde gegründet worden und auch von allerlei andern, zunächst äußeren Fortschritten ist in den letzten Berichten die Rede. Auch ist ein neuer Distrikt, Maira, in Angriff genommen und zunächst in Delena, auf dem Wege dahin, ein Haus errichtet worden. Miss. Chalmers berichtet Ende Mai von hier aus: „Was für schrecklichen Unsinn könnte man über die mir hier zu teil gewordene Aufnahme schreiben! z. B.: „Heute Morgen kam alles zum Gottesdienst und hörte aufmerksam zu; alle Kinder kommen zur Schule so aufgeweckt und lernbegierig; kurz, die Aussichten sind glänzend.“ In der Heimat würde man dann gleich hinzufügen: „die Leute bekehren sich, was für ein schneller Sieg!“ Aber ach, es sind alles nur pure nackte Wilde, die von der Mission nichts anderes erwarten, als unaufhörliche Geschenke — an Tabak, Glasperlen und Äxten!“ — An nüchterner Einsicht in die wahre Sachlage und somit in seine Aufgabe fehlt es also diesem Missionar nicht. Übrigens gelang es ihm, am genannten Ort den Ausbruch eines blutigen kriegerischen Zusammenstoßes zweier feindlichen Parteien durch sein ruhiges und mutvolles Auftreten zu verhindern, freilich nicht ohne sein eigenes Leben dabei aufs Spiel zu setzen. Er selbst erhielt einen Hieb auf den Kopf, mehrere Eingeborne wurden verwundet, ein paar Häuser zerstört; aber schließlich kam es doch zum Frieden ohne Verlust auch nur eines einzigen Menschenlebens! Miss. Chalmers schreibt darüber: „Durch allerlei Mühsal hindurch gelingt es uns doch, den Leuten begreiflich zu machen, für was wir eigentlich hier sind..... Ich gehe unbewaffnet ins Dorf..... Was für eine Schar von buntbemalten Dämonen! Ich komme ins Gedränge und kann nicht hinaus. Stöcke und Speere rasseln um mich her; ich bekomme einen Schlag auf den Kopf.... mein alter Freund von Lavao bringt mich in Sicherheit..... Es würde die Leute wohl einschüchtern, wenn wir ihr Dorf bewaffnet betreten würden; aber dann wäre unsres Bleibens hier keine 24 Stunden. Unbewaffnet kann ich viel mehr ausrichten. Ich bin froh, daß ich mit beiden Parteien verkehren kann; man sieht daraus, daß sie gegen uns nichts haben..... Ich habe mit ihnen allen eine Versammlung im Dorf gehalten.... Mein Kopf thut mir etwas weh. Hätten sie mich getötet, so wäre ich allein schuld gewesen, nicht die Eingebornen.“

Solche Uneigennützigkeit verstehen auch die Wilden zu schätzen, und sie fangen an zu merken: Was der Missionar bringen will, ist — Maino, d. h. Friede!

Druckfehler-Verbesserung.

S. 274 Anm. 1 statt: Verbindung — Verbreitung des Glaubens. S. 287 Anm. 1 statt: Kirchenmusik — Kirchenwesen und statt: Fortgängen — 2 Jahrgängen.

Die neuen Missionsunternehmungen in Ostafrika.

Von F. M. Zahn.

V. Die Mission am Nyassa, Schire, Zambesi.

3. „Die gute Zeit kommt".

Fern vom Vaterland und allein im Herzen Afrikas, so schreibt der Biograph Livingstones, sehnte sich Livingstone nach der „good time coming", von der sein Landsmann R. Burns gesungen, wenn „der Stolz und die Habsucht, die den Menschen zum Wolfe machen" verschwunden sein würden und

„When man to man the world o'er,
Shall brothers be for a' that."

„Die gute Zeit kommt noch", so tröstet er sich oft auf den Blättern seiner Tagebücher. Er hat sich an diesem Troste begnügen müssen und nicht viel von dem Anbruch des neuen guten Tages gesehen. Aber das Jahrzehnt, seit dem er seine Augen geschlossen, ist voll großer Zeichen, daß sein Trost und seine Hoffnung nicht eitel waren. Nicht am wenigsten würde es ihn erfreut haben, wenn er es noch hätte erleben dürfen, daß gerade die Gebiete, welche er vor allen anderen für bedürftig und geeignet hielt, der guten Zukunft eine Stätte zu bereiten, in denen er selbst einen Anfang zu machen hoffte und dann andere mit hohen Hoffnungen ans Werk gehen und zu seinem tiefsten, nie überwundenen Schmerz dasselbe wieder fallen lassen sah, daß gerade diese Gebiete, die Länder, welche durch den Zambesi und Schire zugänglich sind, einen so reichlichen Teil an dem durch sein Leben wie Sterben erweckten Eifer für Afrikas gute Zeit empfangen sollten.

Es war beim Sonnenaufgang, den 12. Oktober 1875, daß der Dampfer Ilala aus dem Schire in die blauen Gewässer des Sees Nyassa einfuhr und so endlich zur Ausführung kam, was Livingstone mit zäher Ausdauer unter unzähligen Enttäuschungen versucht hatte: ein friedliches Dampfschiff fuhr auf dem See, über den bisher zehntausende von Sklaven Jahr aus Jahr ein in die Fremde und in die Knechtschaft geführt waren. Es waren Schotten, die jetzt 12 Jahre, nachdem ihr großer Landsmann von seinen Versuchen hatte abstehen müssen, den Dampfer von der Kongone-Mündung durch den Zambesi und Schire, an den Murchisons Fällen vorbei glücklich in den Nyassa gebracht. Und diese

That war auch in demselben Sinne vollendet, in welchem der Vorgänger sie geplant hatte. Bei der Morgenandacht am 12. Oktober hatten die Männer auf der Ilala den in Schottland so beliebten 100. Psalm angestimmt: Jauchzet dem Herrn alle Welt! dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken! ... Denn der Herr ist freundlich und seine Gnade währet ewiglich und seine Wahrheit für und für. Diese Botschaft wollten die auf dem Schiffe friedlich vereinigten Boten der schottischen Kirchen, der Freien Kirche, der reformierten, presbyterianischen, der vereinigten presbyterianischen und der Landeskirche von Schottland den Völkern am Schire und Nyassa bringen, und so sollte für sie die gute Zeit kommen.

Die Leser erinnern sich, daß in der Zeit, als Livingstone am Schire und Zambesi seinen Untersuchungen nachging, zwei Glieder der Freikirche von Schottland den Gedanken faßten, dort in jenen Gegenden eine Mission zu beginnen, und daß der eine von ihnen, Dr. J. Stewart, von seiner Kirche zu einer Untersuchung hinausgesandt wurde. Er kam in böser Zeit und brachte 1863 den Bericht zurück, daß für jetzt dort nichts zu thun sei. Mehr als ein Jahrzehnt später, in den Jahren 1873 und 1874 wachte der Gedanke wieder auf. Die Leiter der freikirchlichen Mission beschäftigten sich damit, ihren bisherigen südafrikanischen Missionen, von denen besonders die großen Anstalten zu Lovedale wohl bekannt sind, eine neue hinzu fügen. Es war die Zeit, wo die Nachricht von Livingstones Tod in Ilala, die Überbringung seiner Leiche aus dem Herzen Afrikas nach London die Gedanken auf ihn richtete. Sir B. Frere hielt damals an verschiedenen Orten, auch in einigen Städten Schottlands Vorträge, um die Aufgaben, welche der große Reisende seinen Landsleuten zu lösen hinterlassen hatte, diesen ans Herz zu legen. Es lag in der Luft, etwas zum Gedächtnis Livingstones zu thun. Da kam Dr. Stewart im Frühjahr 1874 von Lovedale und nahm an den Beratungen lebhaften Anteil. Auf der General Assembly am 26. Mai hielt er eine Rede, worin er allen den Plänen, ein Gedächtnis Livingstones zu stiften durch Statuen u. s. w., Glück wünschte, dann aber fortfuhr: „er wolle jedoch vorschlagen, daß von dieser Kirche oder von mehreren Kirchen zusammen eine Anstalt sowohl industrieller als erziehlicher Art, um die Wahrheit des Evangeliums und die Künste des civilisierten Lebens die Eingeborenen des Landes zu lehren, errichtet, und daß diese Anstalt an einem sorgfältig ausgesuchten und einflußreichen Orte Central-Afrikas gegründet werde, wo sie durch ihre Lage und Verhältnisse zu einer Stadt erwachsen und später zu einer

City und so ein großer Mittelpunkt für Handel, Civilisation und Christentum werden könne. Und dies würde er Livingstonia nennen." Das schlug durch. Die Autoritäten, welche man um Rat fragte, sprachen sich für das Land am Nyassa, das Dr. Stewart im Sinne hatte, aus. Dr. Wilson von Bombay, ein sehr angesehener Missionar der Freikirche, der mit afrikanischen Fremdlingen in Berührung gekommen war und für die neue Mission das Somali-Land ins Auge gefaßt hatte, gab diesen Gedanken auf, da er sich daran erinnerte, daß Livingstone ihm bei seinem Besuch von den Vorzügen des Schire so viel gesagt und seinen lebhaften Wunsch ausgesprochen hatte, daß grade seine schottischen Landsleute diesen Posten besetzen sollten. Es wurden Versammlungen im Lande gehalten, um die Teilnahme für das Unternehmen zu wecken. Die kleinen und großen Gaben strömten zu. Besonders in Glasgow scheint ein sehr lebendiges Interesse für die neue Mission gewesen zu sein. Man ging an die Vorbereitungen. Dr. Stewart war bereit, die Mission zu beginnen, allein er war zunächst noch an Lovedale gebunden. So suchte man einen anderen Leiter der ersten Expedition und fand einen sehr tüchtigen in E. D. Young. Derselbe ist bekannt als Gefährte Livingstones auf seiner zweiten Reise. Später hat er, als das Gerücht von Livingstones Ermordung im Westen des Nyassa verbreitet wurde, mit großem Geschick die sogenannte Livingstone Search Expedition an den Nyassa geführt und konstatiert, daß jenes Gerücht eine Lüge war. Young war ganz voller Eifer für Livingstones Pläne und jetzt bereit dem Rufe zu folgen. Das Marineministerium, in dessen Dienst er stand, gab ihm Urlaub, und er konnte die ersten Sendlinge der Freikirche, einen ordinierten Arzt und vier andere Gehilfen, Zimmerleute, Schmiede, Maschinisten, Gärtner, am 21. Mai 1875 von London führen. Am 12. Oktober d. J., wie wir sahen, fuhren sie mit ihrem Dampfschiff in den Nyassa ein, um den Ort zu suchen, an welchem diese Mission, die nicht nur evangelistic und educational, sondern auch industrial sein sollte, begonnen werden konnte.

Zu den Beförderern dieser Mission gehörte ein alter Freund Livingstones, Herr J. Young von Kelly. Livingstone pflegte ihn zur Unterscheidung von dem anderen Young scherzweise „Sir Paraffin" zu nennen, da er durch seine Behandlung von Petroleum und Paraffin berühmt geworden und wohl auch in die Lage gekommen war, Bedeutendes für Afrika zu thun. Seine Freundschaft trieb ihn jetzt auch für Livingstonia zu geben, obgleich er kein Glied der Freikirche von Schottland, sondern der reformierten presbyterianischen Kirche war. Dies ist vielleicht die

Brücke gewesen, auf welcher die beiden Kirchen sich vereinigten zu gemeinsamer Arbeit in diesem Missionswerke. Diese Kirche beschloß die Mission der Freikirche zu unterstützen. Ein Jahr später, im Mai 1876 ist übrigens diese Kirche mit ihren etwa 40 Predigern und Gemeinden und gegen 7000 Kirchengliedern ganz mit der Freikirche vereinigt worden. Im Jahre 1689, als die schottische nationale Kirche restituiert wurde, waren diese Cameronianer separiert geblieben, hauptsächlich um Verfassungsfragen willen, die ja in Großbritannien vielmehr als die dogmatischen Scheidungsgründe bilden. Jetzt waren sie mit der jüngeren Separation der Freikirche wieder vereinigt. Das Missionswerk am Nyassa anfänglich in Konföderation der beiden Kirchen begonnen ist also jetzt das Werk der einen Freikirche, die durch die Aufnahme der reformiert presbyterianischen Kirche Schottlands verstärkt worden ist.

Auch an eine andere separierte Kirchengemeinschaft, die wie die beiden andern das Joch der Staatskirche abgeschüttelt, wandte man sich, an die United Presbyterian Church, um ihre Mitarbeit zu gewinnen. Allein dieselbe sah sich nicht in der Lage, zu den schon von ihr betriebenen Missionen eine neue zu übernehmen. Dagegen war sie willig, ihre brüderliche Teilnahme thatsächlich zu beweisen. Man wünschte, der Mission einen ordinierten Arzt beizugeben; der Mann, den man im Auge hatte, war noch nicht soweit fertig, um mit der ersten Expedition zu gehen, und da Dr. Stewart — gleichfalls ordinierter Arzt — erst später die Leitung übernehmen konnte, so hätte dieser wichtige Posten unbesetzt bleiben müssen. Nun aber bot die ver. presbyt. Kirche einen Mann an und verpflichtete sich denselben auch zu besolden. Das Übereinkommen sollte zunächst nur für zwei Jahre gelten, allein es ist bisher in Kraft geblieben. Dr. Laws nämlich, das ist der Name dieses Mannes, ist das einzige Glied der Livingstonia-Mission, welcher von Anfang an bis jetzt in der Arbeit geblieben ist, eine kurze Reise nach dem Kapland zur Abholung seiner jungen Frau abgerechnet. So hat denn auch bis heute die U. Pr. Kirche seinen Gehalt — beiläufig 300 Pf. St. jährlich — beigetragen und kann das Werk als das gemeinsame der drei, oder jetzt zwei großen separierten Kirchen Schottlands angesehen werden.

Eine gleich intime Verbindung mit der schottischen Landeskirche war natürlich nicht möglich. Aber auch sie wollte sich daran beteiligen, wenn es galt, dem großen Schotten ein Denkmal aere perennius zu errichten. Dr. Macrae scheint der Mann zu sein, von welchem die Anregung vornehmlich ausgegangen ist. Aus seinem Presbyterium, oder wie wir sagen

würden, seiner Synode kam der Antrag an die General Assembly der etablierten Kirche, in dem Teil Afrikas, „der durch die letzten Arbeiten und den Tod des Dr. Livingstone, unseres berühmten Landsmannes geweiht ist", eine neue Mission zu beginnen. Dr. Macrae wurde dann auch Vorsitzender des Subkomite, welches diesen von der Assembly angenommenen Antrag seines Presbyteriums auszuführen berufen war. Offenbar stand dieser Mann ganz unter dem Einfluß der von Livingstone vertretenen Missionsideen; noch viel stärker, als auch bei der Freikirche geschehen, wurde die Kulturseite der Mission vertreten; es sollte eine Kolonie am Nyassa werden. Die Männer, welche er zu Rat zog, konnten ihn nur darin bestärken, Sir B. Frere, Horaci Waller und auch E. Young waren durchaus geneigt, diese Seite zu betonen. „Die Künste der Civilisation, sagt Waller in einer seiner Reden zu Gunsten der schottischen Mission, müssen in solchen Ländern der Evangelisation vorangehen." Auch mit Dr. Krapf setzte sich Dr. Macrae in Verbindung, und wie zu erwarten, war dieser hoch erfreut über das Unternehmen und sofort bereit, ein weiteres Ziel zu zeigen. Die Mission werde sich, so meinte er, vom Nyassa nach dem Westen dem Bangweolosee zuwenden müssen. Seinen alten Plan sah er in Erfüllung gehen, die „Äquatorial-Missionslinie oder Missions-Kette" bald hergestellt. „Je mehr ich vom äquatorialen Afrika sah und hörte, schreibt er, desto mehr wurde ich überzeugt, daß dieser Kontinent ohne große Schwierigkeiten mit Missions-Stationen besäet werden könnte, die das Land zwischen der Ost- und West-Küste füllen würden." Dr. Macrae wäre mehr gedient gewesen mit einigen praktischen Ratgebern, die von den thatsächlichen afrikanischen Verhältnissen aus von dem, was geschehen mußte, gesprochen hätten. Seine Kirche hatte bisher nur eine Missionsarbeit in Ostindien,[1]) und man merkt den Vorbereitungen an, daß ihr afrikanische Erfahrungen noch abgingen. Doch ist auch sie zur That fortgeschritten. Zwar war die Vorbereitung bis Mai 1875 noch nicht so weit gediehen, daß ihre ersten Boten mit den anderen gehen konnten, aber wohl begleitete dieselben ein Vertreter der Landeskirche. Man hatte einen Herrn H. Henderson, der durch mehrjährigen Aufenthalt in Australien mit Kolonisation vertraut war, beauftragt, die Expedition der Freikirchen zu begleiten und die Verhältnisse zu untersuchen. Die Absicht war auch am Nyassa, am Südende, eine Mission zu gründen.

[1]) Kurz nach der neuen Unternehmung in Afrika hat die Landeskirche auch in China eine Mission begonnen.

Raum war dort für alle schottischen Kirchen. Es hat sich aber so gemacht, daß während die Freikirchen den Nyassa besetzt haben, die Landeskirche das Schirehochland, also die Gegend, wo ein Jahrzehnt vorher die Universitätenmission gewirkt, erwählte. In brüderlicher Eintracht, die sich auch erhalten hat, sind sie hinausgezogen und haben sich gegenseitig unterstützt. Das ist ein sehr erfreuliches Vorgehen und ganz in dem Sinne Livingstones, dem gegenüber der ungeheuren Aufgabe, die heidnische Welt Afrikas zu retten, das Verständnis für die Scheidungen der Christenheit daheim abhanden gekommen war.

Diese vereinigten Kräfte waren imstande, die Arbeit mit ansehnlichen Mitteln anzugreifen, wie es auch nötig war, wenn man so Großes unternehmen wollte. In den nicht ganz sieben Jahren, die seit dem 21. Mai 1875 verflossen sind, hat die Freikirche 24 Männer und 3 Frauen ausgesandt, die etablierte Kirche 13 Männer und 6 Frauen. Unter den Frauen beiderseits sind nicht nur die Frauen der Missionare zu verstehen; die Landeskirche hat eine Lehrerin ausgesandt, die freilich sich bald verheiratete; die Freikirche eine Dame, welche in Dublin ihr medicinisches Examen gemacht und dann in Lovedale thätig war. Sie ging nach Livingstonia mit der Absicht nur für eine Zeit dort zu helfen, scheint aber noch früher, als beabsichtigt wieder weggegangen zu sein. Es ist auch ein gewagtes Unternehmen bei so unentwickelten Verhältnissen alleinstehende Frauen zu verwenden; dazu bedürfte es eines Klosters, wenn man das ins protestantische übertragen könnte. Auch von den Männern sind mehrere nur für eine Zeit gegangen. So hatte Herr Young nur die Aufgabe, die Sache einzuleiten und verließ nach Jahresfrist die Mission, nachdem er Dr. Stewart die Führung übergeben. Auch dieser hat nur 13 Monate an Ort und Stelle gewirkt. Während seiner Zeit kam ein Vetter von ihm, J. Stewart, Civil-Ingenieur im indischen Dienst, und benutzte seinen Urlaub, um der Mission zu helfen. Er ist aber, nachdem sein Urlaub abgelaufen, und er in Schottland einen Besuch gemacht, jetzt in eine bleibende Verbindung mit der Mission getreten. Das Gleiche gilt von Herrn Henderson, der zunächst nur Pionierdienste gethan hat, dann aber zum zweiten Mal hinausgegangen ist, um als bleibendes Glied der Mission zu arbeiten. Es ist leider nicht möglich mit genügender Genauigkeit Kommen und Gehen dieser Missionare zu kontrollieren, da die beiden Records nicht die gute Sitte anderer Blätter haben, kurz Abreise und Rückkehr der Missionare mitzuteilen, und auch, wenn eine Übersicht der Arbeiter

gegeben wird, keine Gleichmäßigkeit beobachtet wird. Ein Arbeiter verschwindet auf einmal von der Bühne, ohne daß man erfährt, wie und warum. Sehen wir recht, so sind von den 24 durch die Freikirche ausgesandten Männern nur 11 noch im Dienst, und von den drei Frauen nur zwei. Von den elf Männern ist, wie oben schon bemerkt, nur Dr. Laws vom Mai 1875 an ohne dazwischen fallenden europäischen Aufenthalt mit der Arbeit verbunden; drei andere haben in der Heimat Erholung gesucht und sind dann zu einer zweiten Arbeitsperiode hinausgegangen. Die anderen sind erst später, meistens in den beiden letzten Jahren eingetreten. Eine lange Arbeitsdauer scheint das Klima am Nyassa demnach nicht zu versprechen, wenigstens jetzt noch nicht, denn ohne Zweifel wird jeder Fortschritt in der Einrichtung, insbesondere auch in der Verbindung mit der Heimat der Gesundheit förderlich sein. Allein auch die schmerzlichere Erfahrung hat diese Mission machen müssen, daß der Tod die Reihen gelichtet hat; drei Männer sind von ihm weggerissen worden. Besonders betrübend war der Tod des Dr. Black, welcher mit der zweiten Expedition ausging und schon nach einem halben Jahre am 7. Mai 1877 verstarb. „Ihn kennen hieß ihn lieben", schreibt einer. „Ich denke für Afrika, ich studiere für Afrika, ich plane für Afrika," schrieb der junge Mann, dem nur so kurze Zeit für Afrika zu arbeiten vergönnt war. Er hatte erst in späteren Jahren seinen Beruf als Architekt aufgegeben und sich in das Studium der Theologie und Medizin geworfen. Dabei muß er sich überarbeitet haben, und nahm darum zur Herstellung seiner Gesundheit eine Stelle als Schiffsarzt an. Die Reise nach Indien that ihm gut, allein vielleicht ist doch seine Gesundheit nicht hergestellt gewesen. Ein westafrikanischer Missionar hat gesagt: Gesunde Leute sterben hier nicht. Das klingt selbstverständlich genug, allein es sollte nur sagen, daß sich die klimatische Krankheit meistens auf schwache Punkte des Organismus wirft und, wo sie dieselben findet, tödlich wirkt. Man kann nur leider selten vorher sagen, wer gesund ist. Keinen besondern Grund wissen wir für das Sterben des Gärtners Gunn; die Erfahrung lehrt, daß sonst grade Beschäftigungen, wie die seine, mehr Sicherheit gegen die schädlichen Einflüsse des Klimas gewähren, als die geistige Arbeit. Dagegen läßt es sich verstehen, wenn der dritte Verstorbene der Kapitän Benzie von der Ilala ist, wie auch sein Nachfolger im ersten Jahre invalid heimkehrte, und jetzt der dritte Kapitän das Schiff führt. Viel besser ist die Mission auf dem Hochland des Schire gefahren. Wenn auch sie einen Todesfall zu beklagen hat, und zwar an ihrem Seemann Mackey, so ist derselbe doch nicht auf den Sta-

tionen vorgekommen, sondern in Livingstonia, und zwar infolge einer Reise auf dem Nyassa und der Unvorsichtigkeit des Verstorbenen, der in nasser Kleidung sich schlafen legte und sich so eine Lungenentzündung zuzog. Leider hat nicht nur die Mission ihren Mitarbeiter, sondern auch seine daheim gebliebene Frau den Mann und Versorger verloren. Außer ihm sind nur drei der Arbeiter aus Gesundheitsgründen, wie man schließen muß, heimgekehrt. Wenn dennoch statt neun Männer nur vier in der Arbeit stehen, so hat das andere Gründe, auf die wir später zurückkommen müssen.

Die Zahl der Arbeiter ist aber immer noch, auch nachdem sie durch das afrikanische Sieb gegangen, erfreulich; 15 Männer und 5 Frauen stehen in einem Lande, das noch vor kurzem ganz ohne die Boten des Friedens war, welchen es so sehr bedarf. Und diese Männer und Frauen samt ihren Vorgängern bringen sehr mannigfaltige Befähigung mit. Auffallend ist, wie schwach bei diesen Missionen das rein theologische Element vertreten ist. Die etablierte Kirche hat anfänglich gar keine Theologen gesandt, weil sie keine finden konnte, und überhaupt bis jetzt nur zwei, während sie drei Ärzte aussandte. Es ist das um so auffallender, als diese Hochlandsmission gesundheitlich nicht schlecht situiert ist, und die einheimische Bevölkerung dem Arzt wenig zu thun giebt. Der erste dieser Ärzte, Dr. Macklin, wendet auf sie die Worte aus Jugurtha an: „Diese Menschenrasse ist von gesundem Leibe, schnell, fähig Mühen zu erdulden. Hohes Alter nimmt die meisten von ihnen weg, denn selten trifft sie Krankheit.“ Da er in seinem Beruf nichts zu thun hatte, wünschte und suchte er andere Arbeit. Darin steht es anders in Livingstonia. Dort scheint Dr. Laws genug mit der ärztlichen Praxis unter den Männern zu thun gehabt zu haben, während Fräulein Waterston, Medicinae Licentiata (?) unter Frauen und Kindern praktizierte. Hier sind aber die Doktoren, Dr. Laws wie die drei anderen, die ausgesandt wurden, und von denen zwei auch die Leitung des Missionswerkes hatten, zugleich ordinierte Missionare. Es ist mir nicht bekannt, wie bei dieser eigentümlichen Vereinigung von Medizin und Theologie die beiden Wissenschaften fahren, und welche dabei am meisten profitiert oder leidet. Eigentümlich ist es allerdings zu lesen, wenn ein Missionsblatt es glaubt mitteilen zu müssen, daß ein ordinierter Missionar, der sich mit Übersetzungen beschäftigt, ein griechisches Testament bestellt. Allein die Mission ist ein so sehr praktisches Werk, besonders im Beginne, daß oft andere Kenntnisse, als die durch theologisches Studium gewonnenen, fast mehr nötig zu sein scheinen

als diese. Jedenfalls ist die Mannigfaltigkeit der Kräfte ein Vorteil. Neben den ärztlichen und geistlichen Gaben bedurfte diese Mission seemännischer Tüchtigkeit, und wir finden darum Kapitäne, Maschinisten und Matrosen. Das Unternehmen war auf eine industrielle Mission berechnet, d. h. die Stationen sollten Centren der Civilisation werden. Wir finden daher Gärtner, und wie die Freikirche sie bezeichnet, agriculturists. Die schottischen Gärtner sind berühmt, nicht nur wegen ihrer Tüchtigkeit, sondern auch wegen ihrer sehr guten Bildung. Einer der agriculturists hat denn auch die erste linguistische Arbeit: A Grammar of the Chinganga Language mit Vokabularium geliefert. Daß Zimmerleute und Schreiner nicht fehlen können, ist selbstverständlich. Der Weber ist wohl gewählt in Aussicht auf die zukünftige Baumwollenkultur und der Schmied sowohl wegen der Maschinen des Dampfschiffes, als auch bei der Hochlandsmission wegen des erwarteten und auch gefundenen Eisens. So waren viele Kenntnisse und Künste vereinigt um das Werk gelingen zu lassen. Diese Männer waren aber auch alle sowohl was Gesinnung als was Begabung anbetrifft, imstande an dem evangelisierenden Teile der Arbeit teilzunehmen. Einige der Handwerker waren eine Zeit lang in der Anstalt des Herrn Gattan Guinefs in London. Die Berichte lassen auch erkennen, daß nach Charakter und Begabung sehr wertvolle Kräfte hier wirkten.

Diese europäischen Männer und Frauen sind jedoch nicht die einzigen Boten des Evangeliums an den Ufern des Schire und Nyassa geblieben. Auch Afrika hat seine Söhne gesandt. Schon die erste Expedition nahm am Kap drei Afrikaner mit, die als Dolmetscher dienen sollten; sie waren von den Knaben, die nach der Aufhebung der Universitäten-Mission durch Livingstone und Waller eine Zufluchtsstätte am Kap gefunden hatten und nun in ihre Heimat zurückkehrten. Auch die landeskirchliche Mission erwarb sich in Natal zwei Schwarze, die sonst keine Verbindung mit dem Schire hatten, um an ihnen Gehilfen zu haben. Andere Eingeborene wurden hier und da aufgegriffen, z. B. in Quillimane, und der Vorteil war, daß sie schon etwas mehr von europäischer Kultur beleckt waren, einiges von den Bedürfnissen eines Europäers wußten und etwas Englisch zu radebrechen vermochten. Natürlich sind dies nicht alles durchaus lobenswerte Mithelfer gewesen, aber dennoch werden sie geholfen haben. Es wird neuerdings sehr allgemein gegen diese Helfer gesprochen und insbesondere gegen die Dolmetscher. Herr Waller mahnte besonders, doch die Dolmetscher fahren zu lassen; ohne sie gehe es viel besser. Ohne Zweifel

ist daran viel Wahres, und es ließe sich ein artiges Anekdotenbuch aus den Übersetzungsthaten der Dolmetscher sammeln. Daß der Dolmetscher der Hochlandsmission das in der camera obscura vorgestellte Bild von John Knox den Zuschauern in Chiao als John gnombe d. i. John der Ochs vorstellte, ist nicht die schlimmste. Dennoch aber sind diese Dolmetscher fast unentbehrlich; womöglich sollte man die besten suchen, ohne die auch ein verhältnismäßig der Landessprache kundiger Missionar nicht ganz auskommt, aber besser ein schlechter, als gar keiner; der Mißverständnisse, die mit diesen Gehilfen vorkommen, würden nur noch mehr werden, wenn die Missionare ohne sie beginnen und fortfahren wollten. Wertvoller als diese hier oder da aufgelesenen Eingeborenen waren die jungen Männer, welche Dr. Stewart aus den Anstalten von Lovedale mitnahm. Auf den Aufruf zur Mithilfe in Central-Afrika hatten sich 14 Zöglinge gemeldet, aus denen sechs, — vier Lehrer und Evangelisten und zwei Handwerker angenommen wurden. Diese sechs Gehilfen — auch die Handwerker, wenigstens der eine, wurden in der direkten Missionsarbeit beschäftigt — waren auch insofern von großem Nutzen, als sie mit dem Zulugeschlecht, den Mavitu, die im Westen des Sees zur Herrschaft gelangt sind, den Verkehr pflegen konnten. Es wäre jedoch ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß diese Gehilfen durch ihre Farbe gegen die Unbilden des Landes geschützt seien; auch sie haben darunter zu leiden. Die Hochlandsmission mußte die beiden in Natal Gewonnenen ihrer Gesundheit wegen bald heimsenden, und von den Lovedalern mußte gleichfalls der eine Lehrer sofort wieder heimgesandt werden; auch an einem Todesfall hat es nicht gefehlt. Einer der vier Lehrer, der hochgeschätzte Shadrach Ngunana war der Sohn eines Ältesten in einer der Gemeinden der Vereinigten Presbyterianer[1]) in Kaffraria. Nachdem er sich für den Nyassa gemeldet und dafür angenommen worden, mußte die Einwilligung der Eltern eingeholt werden. Als der dortige Missionar Cumming es der Mutter mitteilte, war ihre Antwort: „Shadrach ist nicht mein Kind; ich gab ihn dem Herrn in der Taufe. Wenn er ihn gerufen hat, sein Werk zu thun, wer bin ich, daß ich nein sagen sollte?“ Sehr treu und eifrig hat Ngunana sein Werk gethan, aber nur acht Monate sind ihm vergönnt gewesen; am 27. Juni 1877 ist er zu Livingstonia im Frieden heimgegangen. Auch die beiden überbleibenden Evangelisten sind nach

[1]) Die Vereinigten Presbyterianer haben auch für diesen aus ihren Gemeinden stammenden Kaffernjüngling den Gehalt gestellt.

Lovedale zurückgekehrt, jedoch, wenn wir recht verstehen, um wieder in die Arbeit zu treten. Es ist überhaupt manches geschehen, um die Mitwirkung der schwarzen Christenheit Südafrikas an dem centralafrikanischen Werke zu beleben. Einer der Kaffernpastoren hat sich zum Dienst gemeldet, und diese Hilfsquelle wird gewiß noch reichlicher fließen. Andererseits haben die beiden Missionen schon Knaben, die gute Gaben zeigten und Hoffnung weckten, nach Lovedale gesandt zu ihrer Ausbildung, so daß diese Mission leichter und früher als andere sich der wertvollen Hilfe von Eingebornen erfreuen wird.

Dieser große Aufwand von Arbeitern in einer jungen Mission war natürlich nicht möglich ohne große Mittel. Sie sind beiden Missionen zugeflossen, der Freikirche allerdings viel mehr als der Landeskirche; jene nahm bis zum 1. Mai 1881 für die Livingstoniamission 23 155 Pf. St. ein, diese nach den Anzeigen im Record bis zum Dezember 1881 12 636 Pfd. St. Jene hat allerdings auch mehr gebraucht als diese, teils weil ihre Arbeit früher begann, teils weil sie an Personen und sonstiger Ausrüstung reichlicher ausgestattet wurde. So z. B. hat die landeskirchliche Mission kein Dampfschiff. Sonst erscheint eher die größere Sparsamkeit auf seiten der Freikirche. Es ist schon schwer, den Gehalt eines Missionars zu bestimmen; für uns Deutsche liegt ein Teil der Schwierigkeit darin, daß die sociale Stellung des Missionars, wie auch bei unsern Volksschullehrern, sich noch nicht fixiert hat. Aber auch abgesehen davon sind die fremden und sehr verschiedenen Verhältnisse, unter denen sie leben, äußerst schwer richtig zu taxieren. Dennoch erscheint der Gehalt des ordinierten Missionars in den Abrechnungen der landeskirchlichen Mission sehr hoch; der von Anfang an verheiratete Missionar empfängt jedes Jahr mehr; in der letzten bis zum 1. Mai 1881 laufenden Abrechnung wird 450 Pf. St. genannt. Die Gesamtausgabe der Freikirche war bis zum 1. Mai 1881: 20 787 Pfd. St., die der Landeskirche in demselben Zeitraum 9608 Pfd. St., also zusammen 30 495 Pfd. St. oder etwa 610 000 M. Wenn wir die früher mitgeteilten Zahlen der anderen ostafrikanischen Arbeiter des letzten Jahrzehntes vergleichen, so wird sich diese Unternehmung als die am wenigsten kostspielige zeigen und zugleich herausstellen, wie großartige Mittel in kurzer Zeit angewandt wurden in einem Gebiet, das bis dahin von den Missionsbestrebungen unsrer Tage fast ganz unberührt geblieben war. In dem Zeitraum, über welchen wir berichteten, sind an die erneuerte Mission von

Mombas	(5 Jahre)	824480 M.	gewandt,	16	Männer	11	Fr.	ausgef. an die Mission vom
Viktoria Nyassa	(5 J.)	742660 „	„	26	„	1	„	„
Tanganyika	(4 J.)	295000 „	„	12	„	—	„	„
Nyassa	(7 J.)	419900 „	„	24	„	2	„	„
Schire Hochland	(6 J.)	194080 „	„	13	„	6	„	„
		2476120 M.	angewandt,	91	Männer	20	Fr.	ausgef.

Das ist ein schöner Anfang in der Abtragung der Schuld, die von der Christenheit Ostafrika geschuldet wird.

Kehren wir zu unsrer Mission am Schire und Nyassa zurück, so sind wir noch nicht fertig mit der Aufzählung der Faktoren, die bei der Hebung dieser vom Heidentum und vom Sklavenhandel geplagten Völker mitwirken sollten. Es war, wie wir sahen, der Gedanke nicht nur evangelisierende und erziehende Mission zu treiben, sondern die Stationen sollten zugleich Centren der Civilisation werden, nicht nur wie das immer der Fall ist, wo Kirche und Schule gebaut werden, sondern durch insbesondere darauf gerichtete Arbeit. Livingstone, auf den in erster Linie dieser Plan zurückgeführt werden muß, war weniger durch den niederen Kulturstand der Völker jener Gegenden daraufgeführt, als durch die Notwendigkeit ein Mittel gegen den Sklavenhandel zu finden. Was den Kulturstand der Völker anbetrifft, so glaubte Livingstone nicht, daß es „wilde" Völker gebe. Es findet sich eine Reflexion bei ihm, in welcher er zu dem Resultat kommt, daß Wilde notwendig aussterben müßten. In der That giebt es streng genommen keine unkultivierten Völker und hat es keine gegeben; sie würden keine zweite Generation erleben. Mit den sogenannten unkultivierten Völkern meint man solche, die verglichen mit anderen auf einer tieferen Stufe der Weltbeherrschung stehen. Für die Mission fragt es sich, ob diese Stufe so tief, daß es nötig ist, das Volk erst in seinem Kulturzustand zu heben, ehe man es mit dem Christentum erreichen und dann die christliche Heilmethode von innen nach außen anwenden kann. Mag das anderswo der Fall sein, bei den Völkern des Zambesigebietes stand es nicht so. Sie waren seßhaft, sie trieben Ackerbau, Handel, Gewerbe; sie kleideten sich, wenn auch spärlich, und ihre äußere Lage, so sehr sie der Hebung bedurfte, sobald ein höheres geistiges Leben den Völkern eingepflanzt war, hinderte nicht, mit dem Evangelium anzufangen. Im Wege stand aber der Sklavenhandel; der portugiesische oder arabische Händler hatte den Eingeborenen neue Bedürfnisse gebracht und sich zahlen lassen mit Menschen. Daher kam die Unsicherheit im

Lande, der ewige Krieg, die Verwüstung fruchtbarer Strecken. Dem schien nur entgegengewirkt werden zu können, wenn Kaufleute kamen, die statt der Menschen die Produkte des Landes kaufen wollten, und wenn die Eingeborenen bewogen werden konnten, die Produkte des Landes zu sammeln oder noch besser zu bauen und in einer Fülle, daß der Markt für sie selbst und den Händler gefüllt würde. Sammeln konnten sie einen bis jetzt schon gangbaren Handelsartikel, das Elfenbein. Allein nicht ganz mit Unrecht hat jemand gesagt, daß Sklavenhandel und Elfenbeinhandel der Fluch Afrikas sei. Denn treibt sie der eine zum Kriege, so der andere zu der dem Kriege verwandten Jagd, und beide entziehen sie der eigentlichen Arbeit, die dem Lande seine Schätze dauernd abgewinnt und das Volk des Landes sittlich erzieht. Sollten diese Missionen in dem angegebenen Sinne und auf dem ins Auge gefaßten Wege Centren der Civilisation werden, so mußten sie beides thun, den Ackerbau und das Gewerbe lehren und zugleich den Handel lehren, indem sie in beidem mit gutem Beispiel vorangingen. Im allgemeinen ist man nun bis heute unter den Protestanten noch der Ansicht, daß die Mission eine Sache der Kirche ist, — der Kirche im weitesten Sinne des Wortes — und man wird auch noch — denn für die Zukunft kann niemand gut sagen — einstimmig darin sein, daß die Kirche lieber nicht Ackerbau und Industrie und Handel praktisch oder theoretisch lehren sollte. Da fast überall, wo die Kirche in der Mission die Heidenwelt berührt, vor- oder nachfolgend auch Christen ohne kirchlichen Auftrag sind, so würden auch die eifrigsten Freunde einer Kulturmission sich erleichtert fühlen, wenn diese Privaten die Heiden mit Wort und Beispiel lehren würden, wie ein Christ seinen Garten und Acker baut u. s. w. Doch dieser normale Zustand ist nicht vorhanden; die Kirche daheim ist nicht so beschaffen und ihre Glieder in der Heidenwelt auch nicht. So haben manche Missionsfreunde es für nötig gehalten die Sache selbst zu übernehmen und damit bei vielen Beifall gefunden. Es ist dabei merkwürdig, daß dieser Beifall minder lebhaft ist, wenn man den Missionar mit dem Handel, als wenn man ihn mit dem Ackerbau oder auch der Industrie verbindet. Dr. Stewart spricht einmal sehr lebhaft für diese Art der Mission. Er meint, — und nicht ohne Recht — daß die Bilder von Missionaren im Chorrock und mit der Bibel unter dem Arm viel Konfusion angerichtet haben; es sei nichts dagegen einzuwenden, wenn er zum Heil seiner Pflegebefohlenen andere Dinge treibe und etwa einen Laden einrichte. Nichts desto weniger haben er und diese Missionare überhaupt wie die Leitung daheim aufgeatmet,

als sie dieser odiösen Aufgabe, Handel zu treiben, enthoben wurden. In der alten Christenheit überall, wo es einen Pfarrgarten oder Pfarracker giebt, ist das Bild eines Kirchendieners nicht absolut geschändet, wenn er vielleicht als der beste Blumen-, Obst-, Bienenzüchter u. s. w. bekannt wird, aber als Ladenbesitzer mögen wir ihn uns nicht denken. Diese heimische Anschauung wirkt in der Heidenwelt wohl nach. Die schottischen Missionare sind in der glücklichen Lage gewesen, daß sich ein Mittelweg fand. Nicht zwar christliche Kaufleute, die ihr Geschäft wie Christen trieben, fanden sich, aber christliche Kaufleute, die ausdrücklich zu Missionszwecken hinausgehen und ohne offizielle Verbindung mit der Mission doch ihr durch den Handel dienen wollten. Zuerst waren es einzelne, später ist eine Handelsgesellschaft gebildet. Leider fehlen mir die Quellen, um dieser interessanten Arbeit nachzugehen. Was die deutsche Mission an der Baseler Missions-Handelsgesellschaft hat und an der Barmer hatte, ist ähnlicher Art, aber, wie es scheint, doch mehr verbunden mit der Mission, als diese schottische Gesellschaft, deren Verbindung allein in der Gleichheit der Gesinnung und des Zieles und freiwilliger gegenseitiger Handreichung beruht. Bereits mit der zweiten Expedition vom Jahr 1876 ging Herr B. Cotteril, Sohn des anglikanischen Bischofs von Edinburgh, mit hinaus, um unterstützt von einigen Männern einen legitimen Handel auf dem Nyassa in Gang zu bringen. Schon im nächsten Jahr hat er aber Afrika wieder verlassen. Wie ich schließe, sind von demselben Kreise von Missionsfreunden unterstützt dann die Gebrüder Moir, Söhne eines Pastoren in Edinburgh, hinausgegangen, nachmals aber von der Gesellschaft angestellt worden. Bei dem Beginne dieser Mission der Freikirche war nämlich ein Subkomite in Glasgow gebildet worden, dem die Besorgung der mancherlei äußeren Geschäfte oblag. Bei dieser Arbeit mußte es den Männern klar werden, wie viele Geschäfte eine solche Mission belasten, und wie viele Erleichterung eine Handelsgesellschaft gewähren würde. Ein sehr rühriges Mitglied, Herr J. Stevenson von Glasgow, der auch für die kaufmännische Bedeutung Afrikas ein offenes Auge hatte, gab den Anstoß zu der Bildung einer Gesellschaft, die nun unter dem Namen Livingstonia Central-African Trading Company neben den Missionen ihr Werk treibt. Es liegt auf der Hand, — und wir haben sogleich noch ein Wort insbesondere darüber zu sagen — welche Unterstützung eine solche Gesellschaft der Mission bringt. Auch die landeskirchliche Mission hat eine Zeit lang den Plan erwogen, eine ähnliche Gesellschaft aus Gliedern der Landeskirche zu bilden, jedoch denselben

jetzt aufgegeben. Es ist auch nicht abzusehen, warum in dieser Angelegenheit die große Frage der Kirchenverfassung gemeinsames Handeln verhindern sollte. Nach Notizen zu schließen, hat die Gesellschaft auch in Blantyre, der landeskirchlichen Station, eine Niederlassung. Die Herren Moir sind in den Dienst dieser Gesellschaft getreten und sie wie die anderen Agenten höchst erfreulicher Weise solche Männer, die Herz und Verständnis auch für die direkte Missionsarbeit haben und in ihr bei Gelegenheit mithelfen.

Außer der Vereinigung so vieler und mannigfaltiger Kräfte, deren sich diese Mission vor den anderen ostafrikanischen erfreut, genießt sie noch einen Vorzug, der von der größten Wichtigkeit ist. Sie hat den sichersten und kürzesten Weg zu ihrem neuen Missions-Gebiet, und der Weg ist, wie wir schon mehrfach darauf aufmerksam machten, eine Lebensfrage für diese Missionen. Jedenfalls geben die Wege den meisten Anlaß zu zweifeln, ob es gut gethan war, gleich so tief ins Innere vorzudringen. Wie wir sahen, hat Livingstone die Mission am Viktoria Nyanza und Tanganyika nicht vorgeschlagen; dort dachte er nur an eine Entfernung, wie die von Mpwapwa etwa; sie würde genügen den Brüdern zu zeigen, wie mutig sie seien. Die Mission am Schire dagegen hat er selbst vorgeschlagen, denn hier hatte er gefunden, was er suchte, und was er für so wichtig hielt, einen Wasserweg. Die erste Expedition nach dem Nyassa hat London am 21. Mai 1875 verlassen und ist am 12. Oktober in den Nyassa eingefahren; die zweite vom Jahre 1876 legte dieselbe Reise vom 20. Mai bis zum 21. Oktober zurück, beide brauchten also fünf Monate. Wir erinnern uns, daß die beiden ersten Boten in Rubaga ankamen, nachdem ein Jahr und drei Monate, resp. ein Jahr seit ihrem Abgang von England verflossen, und daß auch die Partie, welche den Nilweg einschlug, 10 und 11 Monate gebrauchte. Ein Jahr und zwei Jahre gingen auf die zwei ersten Reisen der Londoner Missionare, bis sie den Tanganyika erreichten. Natürlich überall wird der Weg sich abkürzen, je öfter er gegangen wird, je mehr seine Gelegenheiten entwickelt werden, aber an diesem Vorteil nimmt die südlichste Mission ebenso teil, wie die mittlere und die nördlichste. Sie hat für immer die Erleichterungen des Wasserweges für sich. Die Reisegesellschaften sind bisher meistens ums Kap gegangen, und das wird wahrscheinlich auch so bleiben. Sie hatten in der Kapstadt zu thun und werden dort zu thun haben, wenn die südafrikanische Christenheit dauernd und lebendig mit der centralafrikanischen Mission in Verbindung kommt, und wenn Lovedale die Hochschule der-

selben bilden soll. Der Weg durchs rote Meer hat bis jetzt auch noch den Übelstand gegen sich, daß die Verbindung von Zanzibar resp. Mozambique nach den Zambesimündungen unregelmäßig und seltener ist, als vom Kap aus. Die erste Expedition kam mit einem deutschen Schiffe Harah nach dem Kongone, und Dr. Laws sehr zufrieden mit Schiff und Kapitän, war freundlich genug, darin einen Anteil des deutschen Volkes an dieser Mission zu erkennen. Die zweite Expedition ist mit dem schwedischen Missionsdampfer Ansgarius gefahren, aber nicht nach dem Kongone, sondern nach Quillimane, und obgleich es auf diesem Weg den Quaqua hinauf nötig wird, einen Landweg von sieben englischen Meilen zu machen, um in Mazaro den Hauptstrom zu treffen, wenn man nicht sich von Quillimane aus ganz zu Land in der Hängematte will tragen lassen, so ist doch dieser Weg der gebräuchliche geworden. Der Grund ist, daß man an der Küste eine Agentur bedarf, wie Ratgeber gleich im Anfang geltend machten, und daß man eine solche nicht am Kongone aber wohl in Quillimane haben kann, dem dortigen Sitz der Portugiesen. Es findet sich daselbst sogar ein Hotel, man kann europäische Waren beziehen, und Herr Joses Nunez, auch großbritannischer Vicekonsul, ist der Agent der Mission. Livingstone sah in den Portugiesen ein Hindernis und hat darum den Rovuma versucht. Wie es jedoch scheint, bereiten dieselben, welche die Küste und den Zambesi besitzen, kein Hindernis, außer daß Zoll bezahlt werden muß, den man übrigens auch in englischen Kolonien zu tragen hat. Jedenfalls ist hier die Herrschaft einer christlichen Macht eine Garantie für die Sicherheit des Weges. Dieselbe hört auf, wenn die Reisenden sich nach Norden in den Schire wenden, und wir haben früher gesehen, welche Schwierigkeiten der Universitäten-Mission aus dem gesetzlosen und kriegerischen Zustande des Landes erwuchsen. Allein als die Ilala in den Schire einlief, war die Lage völlig geändert. In Scharen standen die Einwohner am Ufer und begrüßten die Fremdlinge, und ihre Häuptlinge leisteten jede Hilfe. Die Bewohner des Schirethales waren Manganja, wie zu Livingstones Zeiten, aber Fremdlinge herrschten über sie. Die wenigen Makololo, welche von Livingstone her im Lande geblieben, hatten sich zu Herren emporgeschwungen; in ihren Dörfern hatten sich die verjagten Manganja gesammelt, und die Makololoherren — es sind ihrer fünf — sorgten für Schutz und auch — freilich nicht immer mit dem Stabe Sanft — für Ordnung. Diese neue Ordnung ist ein großer Gewinn für die Mission; die Tüchtigkeit dieser klugen Makololo, welche den Engländern sehr günstig sind, sichert den Weg. Eine weitere Sicherheit

ist es, daß es so gefügt ward, daß die landeskirchliche Mission nicht wie anfänglich beabsichtigt, am Nyassa, sondern auf dem Schire-Hochland sich festgesetzt hat. Das ist eine Befestigung des Zugangs oder des Rückzugweges der weiter vorgedrungenen freikirchlichen Mission. Die Reise auf dem Zambesi und dem unteren Schire ist nun aber noch weiter erleichtert. Die landeskirchliche Mission hat nur stählerne Boote auf den beiden Flüssen. Die Livingstonia C.-A. Tr. Company hat dagegen ein Dampfschiff, wie Livingstones Dampfer, Lady Nyassa genannt, in Fahrt gesetzt, welches neuerdings durch ein anderes ersetzt oder vermehrt worden ist. So ist also dieser erste Teil des Weges sehr sicher und verhältnismäßig sehr schnell zurückzulegen. Dann kommt freilich ein Hindernis; es sperren die Murchison-Kataraкte den Schire. Als die Ilala ankam, mußte sie auseinandergenommen werden und mehrere hundert Manganja von den Makololoherren gestellt, trugen das Schiff in sieben Tagen bis zum nördlichen Anfang dieser Fälle. Das ist allerdings ein ernstliches und wohl für lange Zeit unüberwindliches Hindernis. Doch ist es gelungen, dasselbe zu verringern. Der Ingenieur J. Stewart hat auf Kosten der beiden Missionen eine Straße gebaut, die von Ramakukans, des Oberherrn der Makololo, Dorf nach Blantyre, der Station auf dem Hochlande führt, und von da nach dem oberen Schire, wo derselbe wieder schiffbar wird. Hier hat nun die Ilala eine freie und weite Bahn vor sich, weiter als man beim Beginne dachte. Denn schon bei der ersten Rundfahrt um den See im Dezember 1875 entdeckte man, daß der Nyassa viel weiter nach Norden sich erstrecke, als Livingstone, verhindert sein Nordende zu erreichen, angenommen hatte. Erst 9° 20′ südlicher Breite findet der Wasserweg sein Ende, und mit der kurzen Unterbrechung von 40—50 englischen Meilen an den Murchisons-Fällen kann man bis dahin von dem Meere aus mit Dampfschiffen dringen. Das ist außerordentlich und ohne Gleichen in Afrika. Natürlich hat dieser Weg noch viele Unebenheiten, und die Zeit nur kann ihn glätten. Schmerzlich genug ist auch hier, wenn man Monate lang warten muß auf Nachricht oder Sendung. Aber so viele Vorteile sind doch gegeben, und niemand wird sie verachten. Hoffentlich bleiben sie ungeschmälert. Denn ein bedenkliches Zeichen ist gemeldet. Nach den von den Missionaren gemachten Beobachtungen findet nicht nur ein jährlich wiederkehrendes Steigen und Fallen des Wassers im See statt, sondern es ist überhaupt ein Fallen eingetreten. Der niedrigste Wasserstand im Dezember 1875 war um drei Fuß höher als der im Dezember 1880, und ist der Grund für dies Zurückweichen des

Wassers noch nicht bekannt. Sollte der Proceß fortgehen, so würden für die Schiffahrt auf dem oberen Schire Schwierigkeiten entstehen, doch auch ohnehin würde es wünschenswert sein, wenn außer dem Wasserweg noch ein oder mehrere Landwege zum Missionsgebiet führten. Von solchen ist auch die Rede gewesen; von verschiedenen Orten an der Küste wollte man Straßen nach dem See bauen, teils von Privaten projektiert und stellenweise ausgeführt, teils von der portugiesischen Regierung geplant. Bis jetzt ist aber noch keine eröffnet. Für manche Beförderungen würde der Landweg der kürzere sein. So hörten die Missionare von Blantyre bei einer Untersuchungsreise nach den Milanjebergen von verschiedenen Eingeborenen, daß sie in fünf Tagen Quillimane erreichen könnten. Sollte diese Verkehrsstraße geöffnet werden, so würde die Post von Quillimane in fünf bis acht Tagen Blantyre erreichen können, während sie jetzt auf dem Flußweg, der einen Bogen beschreibt 25 bis 30 Tage gebraucht. So hat die Zukunft noch weitere Erleichterungen im Schoß.

Während so diese Mission für sich selbst gute Zugänge hat, dient sie vielleicht auch zur Erleichterung der Mission am Tanganyika. Die Livingstoniamission hat durch die Ilala die Mittel gehabt die Gegend zu erforschen und hat sie in kleineren und größeren Reisen sehr fleißig und geschickt benutzt. Nur das Nordostufer, die sogenannte Livingstonegebirgskette ist noch ununtersucht. Die größte dieser Reisen ist die vom Ingenieur J. Stewart in den drei letzten Monaten des Jahres 1879 unternommene. Er fuhr bis zum Nordende des Sees und fand von da seinen Weg bis zum Südende des Tanganyika, wo er mit dem Reisenden Thomson, der dieselbe Gegend durchreist hatte, zusammentraf. Das Resultat seiner Beobachtungen war, daß es möglich sei den 220 englische Meilen langen Weg zwischen beiden Seen eine gute Straße zu bauen. Diesen Gedanken hat Herr J. Stevenson von Glasgow aufgegriffen und 80000 M. angeboten, wenn die Londoner Missions-Gesellschaft, die Freikirche und die Livingstonia C.-A. T. Company die Straße anlegen, unterhalten und besetzen. Schon früher habe ich diesen Vorschlag erwähnt; er ist jetzt weiter fortgeschritten. Herr J. Stewart ist nach Afrika zurückgekehrt um den Bau in Angriff zu nehmen; die Straße soll 10 Fuß breit werden und in zwei Jahren hofft man die Strecke von 35 bis 36 Kilometer zwischen beiden Seen zu vollenden. Die Londoner Gesellschaft hat sich entschlossen an dieser Straße in Mambire drei bis vier Kilometer von der Südspitze des Tanganyika eine Station anzulegen, und die Freikirche wird in Maliwanda 8 bis 9 Kilometer von der Nordspitze des Nyassa unter dem

Volk der Chungus, das um die Nordspitze des Sees wohnt, sich festsetzen. Wenn das ausgeführt ist, so ist allerdings Großes erreicht und sieht man mit dem Blick, den man vor 20 oder auch nur 10 Jahren haben konnte, in diese Gegenden von der Zambesi-Mündung bis zum Tanganyika, so muß man sagen: hier geschehen Wunder.

Von Edinburgh bis Maliwanda zwischen Tanganyika und Nyassa ist weit genug, um einstweilen sich zu ergehen, und für unermeßliche Missionskräfte ist der Tummelplatz groß genug. Oder provociert diese Missionsbewegung in großen Schritten die Phantasie noch Größeres zu erstreben? Herr R. Arrington von Leeds erscheint auch hier mit einem Angebot von 50 000 M., falls die Gesellschaft den Sprung wagen würde aus der Gegend vom Nyassa über etwa 12 Breitengrade und unter den Murbuttu 3 und 4° nördl. Br. 29° östl. L., also oberhalb der nördlichsten Seen eine Mission beginne. Mit ernsthafter Miene meldet der Fr. Ch. Record, das Komite ziehe diesen Vorschlag in Erwägung und einige Zeit später, man könne nicht darauf eingehen.

Mit Maliwanda haben wir die nördlichste Station der Freikirche genannt, die demnächst gegründet werden soll. Grade gegenüber am Südende haben sie sich zuerst niedergelassen und hier ihre Station Livingstonia gegründet auf der Halbinsel Maclear. Sie muß wunderschön gelegen sein, mit gutem Hafen, das schöne blaue Wasser und einige Inselchen vor sich, im Rücken geschützt durch Berge und noch schöner geworden, seit europäischer Fleiß zuerst provisorische, dann bleibende Wohnungen angelegt, Gärten gepflanzt, Äcker bebaut hat und seit allerlei Volk sich gesammelt und um die Station kleine Dörfer entstanden sind. Nur haben sich einige Übelstände herausgestellt. Gesund ist Livingstonia nicht, wenigstens suchte man ein Sanitorium. Dann spürte man neben dem einen großen Feind afrikanischen Fortschritts, der Malaria, bald den anderen, die Tsetsefliege, welche den Ort wenigstens für ein Centrum der Agrikultur untauglich machen mußte. Es ist später berichtet worden, daß die fortschreitende Bodenkultur die Tsetse vertrieben habe. Allein es bleibt auch dann noch der Übelstand, daß auf der Halbinsel nicht genügend Ackerboden ist, um eine Kolonie entstehen zu lassen. Man ging darum daran den Ort für eine andere Station zu suchen und hatte vorläufig zwei Orte besetzt, Manengas-Dorf am westlichen Ufer war der eine, Kaningina im Gebirge der andere, der zugleich Gesundheitsstation sein sollte. Die fortgesetzten Untersuchungen haben dann zu einer anderen Entscheidung geführt. Der See scheint durchaus nicht so reich an guten Häfen zu sein, wie früher gerühmt

wurde, wenigstens nicht an solchen, die zugleich den Zugang zu einem fruchtbaren und etwas weiteren Uferlande gewähren. Jetzt ist beschlossen, Bandawe, ziemlich in der Mitte der Westküste gelegen, zur Hauptstation zu machen; etwa fünf Kilometer davon auf den Bergen hofft man ein Sanitorium anzulegen. So wird also Bandawe an der Westküste die Hauptstation werden, Livingstonia am Südende wird die eine Unterstation sein und Maliwanda im Norden die andere, die noch gegründet werden soll.

(Schluß folgt.)

Dr. Krapfs Missionslaufbahn.

(Schluß.)

VII.

Nicht Ostafrika, sondern Abessinien war jetzt Krapfs nächstes Reiseziel. Samuel Gobat, obgleich Bischof von Jerusalem geworden, fühlte noch immer die innigste Teilnahme für das Land seiner einstigen Thätigkeit und entwarf den Plan nach Abessinien eine Anzahl weltlicher Brüder, Arbeiter, zu schicken um eine industrielle Mission zu gründen. Sie sollten ihrem weltlichen Berufe obliegen, aber ihr Licht durch christlichen Wandel und im Verkehre leuchten lassen, auch biblische Schriften verbreiten. Man hoffte auf diese Weise die Feindschaft zu vermeiden, mit welcher die abessinischen Priester jede Mission betrachten, welche unmittelbar die protestantische Wahrheit verbreiten soll. Es wurden daher 6 junge Leute aus der Chrischona erwählt und 1854 nach Jerusalem zu weiterer Vorbereitung unter Bischof Gobat gesandt. Krapf, dem Abessinien immer noch am Herzen lag, und welcher gar zu gern gewußt hätte, ob die vor Jahren gestreute Saat aufgegangen wäre und Früchte getragen hätte, erbot sich, auf seinem Wege nach Ostafrika mit einem der sechs jungen Leute das Feld zu rekognoszieren. Der Plan wurde vom Komite genehmigt und im Nov. 1854 machte er sich nach Jerusalem auf, um sich Anweisungen vom Bischofe geben zu lassen. Deimler begleitete ihn dahin und ging dann weiter nach Bombay, um sich für Zanzibar einzuschiffen. Krapf reiste mit Flad, einem der Chrischonazöglinge und 2 jungen Abessiniern nach Kairo und von da über Suez, Jeddah und Massaua nach Gondar.

König Theodor, derselbe welcher später den Einfall der Engländer hervorrief und bei Magdala fiel, hatte erst kürzlich den abessinischen Thron bestiegen und war eben im Begriffe, die Königreiche Tigré und Schoa seiner Herrschaft zu unterwerfen. Ubie, der Fürst von Tigré,

welcher Krapf, bei seiner ersten Aussendung 1838 mit seinen Genossen vertrieben hatte, war eben vollständig geschlagen und zum Gefangenen gemacht, auch einige Stämme der Galla unterworfen worden; bald nachher wurde auch Schoa dem neuen abessinischen Reiche einverleibt. Nun war die Reihe an den römisch-katholischen Missionaren, vertrieben zu werden. Theodor wurde zu diesem Verfahren durch den abessinischen Erzbischof (Abuna = unser Vater) angestachelt, welcher mit Krapf in höchst wegwerfenden Ausdrücken über sie sprach. „So lang ich lebe," sagte er, „werde ich ihnen nicht erlauben zurückzukehren, sie haben Ränke gegen mich geschmiedet und in mein Kirchenregiment eingegriffen. Protestantische Missionare schaden der abessinischen Kirche nicht; denn sie verbreiten die Bibel und begnügen sich damit. Mit Vergnügen werde ich Männer wie Kruse und Lieder (Missionare aus der kirchlichen Missionsgesellschaft in Kairo, welche der Abuna da besucht hatte) willkommen heißen; aber die römischen Katholiken werden nie mehr zurückkommen." König Theodor, zu welchem der Abuna Krapf führte, empfing ihn mit besonderer Freundlichkeit; er erkundigte sich nach Bischof Gobat, an dessen Aufenthalt vor 20 Jahren er sich erinnerte und willigte sofort in die Ansiedlung der geplanten Arbeiter-Mission. Es diente Krapf zu großer Ermutigung, daß mehrere Personen sich bei ihm nach dem Wiederkommen der protestantischen Missionare erkundigten, und daß die amharischen Schriften, welche er und andere ehemals verteilt hatten, durch das ganze Land verbreitet waren.

Krapf beabsichtigte, Flad nach Jerusalem zurückzusenden, selbst aber südwärts durch die unbekannten Galla- und Somali-Gebiete nach Mombasa zu gelangen. Aber Theodors Krieg mit Schoa hinderte ihn daran und er mußte nach Ägypten zurückkehren. Er nahm den längeren Landweg, durch Nubien und über Khartum, besuchte die österreichische katholische Mission, von welcher er einen anziehenden Bericht giebt, auch den Konsul Petherick, der später durch seine Forschungen am obern Nil so bekannt geworden. Bei dieser Gelegenheit mußte er viele Tage auf Kamelen durch die Wüste reisen, was den ohnedem kranken Mann dem Tode nahe brachte. „Fieber, Sonnenstich und Erschöpfung waren nahe daran, mich zu töten, und ich glaubte sicher, mein Grab in der nubischen Wüste gefunden zu haben." Er beabsichtigte, seine Reise über Suez und Aden nach Ostafrika fortzusetzen;

„aber als ich Kairo erreichte, wurde es mir klar, daß ich in diesem leidenden Zustande nicht weiter nach Rabbai gehen, noch das afrikanische Klima oder die gegenwärtige

Lebensweise länger vertragen könne, daß also mein Werk in Afrika zu Ende sei. So nahm ich denn im Aug. 1855 tief bekümmert Abschied von dem Lande, wo ich so viel gelitten hatte, so viel herumgewandert war und so viele Beweise der schützenden und tragenden Hand Gottes erfahren hatte, wo ich den Namen Jesu Christi hatte nennen dürfen an Orten, da er noch nie genannt worden war."

Im September 1855 kam er in Stuttgart an.

Flad kehrte nach Jerusalem zurück und berichtete über das Ergebnis seiner Reise an Bischof Gobat. Von den Chrischona-Brüdern wurden 4 nach Abessinien geschickt und vom Könige gut aufgenommen. Die spätere Geschichte dieses Unternehmens, der Gründung einer Judenmission in Abessinien, der Gefangennahme Sterns und anderer durch Theodor, des Einfalles der britischen Armee in das Land, gehört nicht hieher.

Die kirchliche Missionsgesellschaft sprach die Hoffnung aus, daß Krapf nach wiedererlangter Gesundheit sein Werk wieder aufnehmen werde, und schlug ihm vor, zuerst nach Mauritius und dem Kap zu gehen, wo er befreite afrikanische Sklaven auswählen könne, um dieselben für den zukünftigen Missionsdienst vorzubereiten. Aber 18 Jahre fast ununterbrochener Reisen der schwierigsten Art zu Wasser und zu Land hatten seine Kräfte so sehr erschöpft, daß er beschloß, eine Zeit lang ruhig in Deutschland zu bleiben. Er schließt seine Selbstbiographie mit einer Erwähnung seiner zweiten Ehe und zwar in der einfachen Sprache, die ihm eigen ist:

„Unserem gnädigen Vater, welcher mich bis hieher so wunderbar erhalten, und meinen Lebenspfad trotz Sorgen und Arbeit angenehm gemacht, hat es gefallen, Seinem Diener eine Gehilfin in der Tochter des Senators Pelargus von Stuttgart zu geben. Mein geliebtes Weib Charlotte, deren christliche Erfahrungen mit vollständiger Selbstverleugnung und einer liebevollen Natur verbunden, mein größter Halt gewesen, sowohl in meinem Berufe, als in meiner gebrochenen Gesundheit, hat sich mir in der That für Leib und Seele als die beste und treuste menschliche Stütze erwiesen."

Das Buch, in welchem Krapf seine Erlebnisse erzählt, schließt mit einem Kapitel voll vortrefflicher praktischer Ratschläge, welche an junge Missionare gerichtet sind. Wir fügen hier in möglichster Kürze einen Auszug bei.[1])

1) Wehret mit allem Ernst des Glaubens, des Gebets und der Wahrheit jener Stimmung des Unmuts und der Verzagtheit, welche mit den Kundschaftern (nach Kanaan) zu reden geneigt ist: 4 Mos. 13, 32 . . . Bekehre du erst die Heiden deines Selbstvertrauens, deiner Eigenliebe, werde demütig und nicht mißmutig, so wird dir der Herr Gnade geben.

---

[1]) Nach der deutschen Ausgabe (II, S. 516 ff.). D. H.

2) Suche in Ostafrika allem Hang zu einem bequemen Leben abzusterben und bequeme dich zum niedrigsten. Der Wunsch, sich sobald als möglich bequem einzurichten und zu heiraten, verwickelt den Missionar in viele Äußerlichkeiten, welche ihn vom Herrn und seinem Amt abziehen können. Dieser Wunsch führt ihn leicht auf Nebensachen oder untergeordnete Dinge, z. B. auf viel Bauen, auf allerlei Kolonisationspläne oder auf wissenschaftliche Bestrebungen. Er hängt leicht die Hauptsache: die Verkündigung des Evangeliums, an den Nagel.

3) Laß dich durch die Bettelei der Eingebornen nicht müde noch mißmutig machen. Wolle auch die Wohlthaten, die du von diesem Volk und ihren Häuptlingen empfängst, z. B. Wasser, Holz, Schutz ꝛc. nicht umsonst erhalten, sondern sei dankbar für alles und erzeige die Dankbarkeit durch die freigebige That der Liebe, welche in Gottes Augen ebenso ein apostolisches Wunder ist, wie irgend eins, das die Jünger des Herrn verrichtet haben. Es ist leichter Wunder zu thun als Selbstverleugnung und Liebe zu üben . . .

4) Halte keinen alten und erfahrnen Missionar für einen Papst, aber respektiere ihn, auch wenn er dir deine Neulingsgedanken scharf untersagt. Wenn ein junger Missionar sich gleich im Anfang unter andre demütigen kann, so wird etwas Rechtes aus ihm werden. Wenn er aber gleich im Anfang alles kritisieren und nach seinem Kopfe machen will, so wird er sich und die Mission ruinieren. Kein Wunder, warum oft Gott manchen durch einen frühen Tod arretieren muß . . Mancher dürfte nicht sterben und mancher könnte seliger sterben, wenn er sich von sich selbst scheiden und sich allein der Gnade und Kraft Gottes überlassen, kurz wenn er sein Ich fallen lassen könnte, auf daß Christus in ihm lebe" . . . .

VIII.

Obgleich Dr. Krapf nie mehr in den Dienst der kirchlichen Missionsgesellschaft zurückkehrte, nahm er doch bis zuletzt den lebhaftesten Anteil an ihrem Werke, besonders in Ost- und Central-Afrika. Auch andere Missionen nahmen seine Hilfleistung in Anspruch. Mit Leib und Seele widmete er sich den St. Chrischona-Plänen und war längere Zeit Sekretär dieser Anstalt. Er plante und leitete die merkwürdige „Pilgermission", welche die „Missionskette" von Norden statt von Osten aus anfangen sollte. Zwölf Stationen sollten für den Anfang den Nil hinauf, von Alexandrien nach Gondar, gegründet werden; diese sollten die sogenannte „Apostelstraße" von Jerusalem nach Abessinien bilden und jede Station nach einem Apostel oder Evangelisten benannt werden. Einige wurden mit der Zeit gegründet: St. Markus in Alexandrien, St. Matthäus in Kairo, St. Peter in Assuan, St. Thomas in Khartum und St. Paul in Matamma an der abessinischen Grenze. „Aber die Pilgermission mit ihren geringen Einkünften unterlag der Last ihrer großen Ausgaben, war genötigt sich zu beschränken und schließlich eine Station nach der andern aufzugeben. Sogar die Hauptstation von

Khartum wurde aufgegeben, aber erst nachdem die Straße zu den Galla, in der Nähe der Gummus-Stämme in Famaka, für künftige Missionsunternehmen untersucht worden war." Es war ein herrlicher Versuch und wer kann sagen, ob ihm nicht doch noch Erfolge vergönnt sind? „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringet es viele Früchte."

Zweimal noch besuchte Krapf die Stätte seiner früheren Arbeiten und Prüfungen. 1860 hatte sein damals gedruckter Reisebericht einen tiefen Eindruck auf Mr. Cheetham von Heywood, Manchester, den Schatzmeister der vereinigten methodistischen Freikirchen, gemacht, dieser hatte seine Gesellschaft angeregt, eine Mission in Ostafrika zu unternehmen und eröffnete zu diesem Zwecke einen Briefwechsel mit Krapf. In der Folge erbot sich Krapf mit den Missionaren auszuziehen und sie in das Arbeitsfeld einzuführen, und in der That führte er im Herbste des folgenden Jahres zwei englische Missionare und zwei Chrischona-Männer nach Zanzibar. Es herrschten Zweifel, ob es ihnen erlaubt sei, in des Sultans Gebiet sich niederzulassen. Said-Said hatte die Missionsversuche in Usambara bemerkt und übel genommen, da ihm der König dort nicht unterthan war; und vor seinem Tode 1856 war hannoverschen Missionaren der Aufenthalt an der Küste verweigert worden. Aber der neue Sultan, Sayid Majid, hatte gerade vor Krapfs Ankunft einer katholischen Mission, welche sich seitdem in Bagamoyo niedergelassen hat, auf Ansuchen des französischen Konsuls, den Eintritt erlaubt; darauf hatte der englische Konsul Oberst Pelly sogleich für britische Unterthanen dieselben Rechte verlangt, welche eben gewährt worden waren, als die methodistische Mission sie beanspruchte. Nun traten aber die mannigfachsten ungünstigen Umstände ein: Schwierigkeiten mit dortigen Statthaltern, ein Kampf zwischen einem britischen Kriegsschiffe und einigen Arabern aus Mombasa; der Abfall der beiden Schweizer, welche den Mut verloren und nach Europa zurückkehrten, und die Krankheit eines der Engländer, welcher heimgeschickt werden mußte. Aber Krapf gelang es doch den einen übriggebliebenen Mann bei den Wanika in Ribe, 16 Meilen nordwestlich von Mombasa, unterzubringen. Dieser eine Mann war Wakefield, der seitdem vortreffliches bei den Wanika sowohl als bei den Gallas geleistet hat und in geographischen und philologischen Kreisen eines hohen Rufes genießt. Ein andrer Agent dieser Mission, Ch. New, bestieg, wie schon erwähnt, 1871 den Kilimandscharo und starb auf dem

Wege nach der kirchlichen Missionsstation Rabbai, welche er schwer erkrankt zu erreichen suchte.

Die kirchliche Mission ging ihren ruhigen Gang; Herr und Frau Rebmann [1]) waren von einer kleinen Schar bekehrter Wanika umgeben, darunter ein Mann, den Krapf vor Jahren einen „verhärteten und unnahbaren Sünder" genannt hatte. Rebmann arbeitete fleißig an seinem bedeutenden sprachlichen Werke.

Ende 1862 kehrte Krapf nach beinahe anderthalbjähriger Abwesenheit nach Europa zurück. 1867 war er noch einmal kurze Zeit in Abessinien, die britische Armee, welche Sir R. Napier nach Magdala führte, als Dolmetscher begleitend. Aber die Hauptarbeit seiner spätern Jahre galt den Sprachen, und das Verzeichnis seiner Werke in verschiedenen afrikanischen Sprachen, welches wir diesem Aufsatze beifügen, ist der beste Beweis seiner Gelehrsamkeit, seines Fleißes und Eifers in diesem Fache.

Mit welcher Teilnahme er die späteren Unternehmungen der kirchlichen Missionsgesellschaft verfolgte, haben wir schon erwähnt . . Seit der Neubelebung der Mombasa Mission 1874 und dem Nyanza Unternehmen 1876 hat er häufig an die Gesellschaft geschrieben und immer wieder waren seine Ratschläge sehr wertvoll. Eine Stelle wollen wir hier anführen aus einem Briefe, den er nach Lieutnant Smiths und und Herrn Wilsons Ankunft in Uganda geschrieben, ehe er Smiths und O'Neills Tod erfuhr! —

Kornthal, den 22. Januar 1878.

„Mit herzlichem Danke gegen Gott habe ich gelesen, daß Ihre Missionare in Uganda angekommen und gut aufgenommen worden sind. Niemand hat mehr Ursache zur Dankbarkeit als ich. Durch die Grlündung einer Mission in Centralafrika ist mein dringender Wunsch nach einer Missionskette zwischen Ost- und Westafrika halbwegs erfüllt. Die westliche Hälfte wird vom Lualaba aus gewonnen werden, welchen Herr Stanley nach Gottes Fügung entdeckt hat. Seit 1844 ist diese Stationenkette der Gegenstand meiner Gedanken und Pläne und nun ist es mir vergönnt, die Verwirklichung dieses Planes zu erleben. Wohl werden mancherlei ungünstige Verhältnisse Glauben, Liebe und Geduld auf die Probe stellen; aber Sie haben auf Ihrer Seite die Verheißungen des Herrn und besonders die Verheißung in Jesaias 2 v. 18. Wenn auch viele Missionare im Kampfe fallen, werden doch die Überlebenden über die Leichen hinweg in die Schanzen dringen und dem Herrn die große afrikanische Festung erobern."

Nicht zu den minder wertvollen Briefen gehört einer der letzten, die er geschrieben, welcher nun vor uns liegt. Er ist vom 30. August 1881 datiert und an Herrn Robert Cust gerichtet, eine Erwiderung auf Fragen, welche jener Herr in Bezug auf afrikanische Sprachen an ihn

[1]) Sie starb 1866 zu Kisulutini.

gestellt hatte. Der Brief ist sehr lang und giebt eine meisterhafte Übersicht über die Sprachen und Dialekte, welche an der Ostküste von 17° nördlich bis 12° südlich, d. h. von Tigré und Schoa bis zum Kap Delgado gesprochen werden, und welche alle Krapf unmittelbar kennen gelernt hatte. Auch enthält er ein Verzeichnis seiner Übersetzungen und literarischen Arbeiten in diesen Sprachen. Rührend ist es, den Schlußsatz zu lesen. Man kann fast von ihm sagen, daß die ihn beherrschende Leidenschaft stark war bis in den Tod:

„Es giebt noch viel im östlichen Afrika zu thun, aber so Gott will wird es in 10 oder 20 Jahren eine ausgebreitete Literatur geben zur Förderung des Christentums und christlicher Civilisation. Das Werk, welches ich im Vereine mit meinen Kollegen begonnen, und das unsere Nachfolger unter heißem Kampfe fortgesetzt haben, wird zu seiner Zeit von Gott reich gesegnet werden. Möge die Gesellschaft und ihre Missionare nicht ermatten und nicht ruhen, bis eine Missionskette Ost- und West-Afrika verbunden hat, was auch die Welt und unser eigner Unglaube gegen diesen großen Missionsplan einzuwenden habe. Das gegenwärtige scheinbare Mißlingen in Uganda ist kein Grund, saumselig bei dem Werke zu werden, oder gar es zu verlassen. Wirkliche Missionare und ihre Freunde müssen sich durch keinen äußern Anschein der Dinge zurückschrecken lassen. Sie müssen handeln wie ein kluger Feldherr, welcher, auf einer Seite zurückgeschlagen, den Feind an einem andern Punkt angreift nach dem Plane, den er im voraus entworfen. Und in allen Fällen müssen treue Missionare und deren Freunde der Worte eingedenk sein, welche von der französischen Garde bei der Schlacht von Waterloo gesprochen wurden: „La garde ne se rend pas, elle meurt!“

Gewiß kann man heute nicht mehr sagen, die „Kette“ sei nicht begonnen: Mamboia, Mpwapwa und Uyui sind nicht unbedeutende Glieder derselben, und wenn von dem letztgenannten Orte aus die kirchliche Missionsgesellschaft in der Linie nördlich noch Usukama und Uganda abzweigt, so setzt die Londoner Missionsgesellschaft die gerade Linie westlich nach Urambo, Udschidschi und sogar jenseits des Tanganyika-See fort, während zwei andere Gesellschaften von Westen her am Kongo vorrücken.

In dem kurzen Abschnitt unseres Januar-Heftes, welcher anzeigte, daß Gott unsern verehrten Bruder zu sich gerufen habe, bemerkten wir, wie wunderbar uns die Ähnlichkeit seines Todes mit dem des Dr. Livingstone ergriff. Nichts konnte verschiedener sein, als die äußerlichen Umstände ihres beiderseitigen Endes. Der eine von beiden stirbt abgezehrt, in einer elenden Hütte im Herzen des dunkeln Weltteiles, fern von allen, die ihn liebten, außer seinen treuen „Nasik Knaben“, der andere frei von körperlicher Krankheit und schmerzlos, im traulichen Heim, umgeben von seiner Frau, seiner Tochter und Freunden, welche für die geliebten irdischen Reste Sorge trugen. Doch in beiden Fällen war es ein kniender

Körper, den der Tod ergriff, eine betende Seele, welche der Herr über Leben und Tod zu sich berief. — „Am Bette kniend tot gefunden" — so lautet der Bericht bei Krapf wie bei Livingstone.

Und nicht nur im Tode lassen sich diese beiden großen Männer vergleichen. Was Livingstone für Südafrika gethan, that Krapf für Ost- und Centralafrika. Obgleich Krapfs Reisen sich viel weniger weit erstreckten, gebührt doch ihm vor allem der Ruhm eines Führers bei der Wiedergewinnung des verlorenen Erdteils. Er ging nach Afrika 4 Jahre vor Livingstone und die wunderbaren Entdeckungen eines Burton, Speke, Grant, Cameron, Stanley — sogar die späteren Entdeckungen von Livingstone selbst waren ein unmittelbares und anerkanntes Ergebnis der Forschungen Krapfs und seiner Gefährten Rebmann und Erhardt. Auch als Missionare waren Krapf und Livingstone Männer derselben Art. Beide waren Männer von unbeugsamem Mute, einem unverrückten Ziele und unbegrenztem Glauben. Keiner von ihnen konnte große Erfolge in der Bekehrung von Seelen nachweisen, während beide den Weg bahnten für die fruchtbaren Arbeiten ihrer Nachfolger. Livingstones heldenmütiger Entschluß, Afrika nicht zu verlassen bis sein Werk gethan sei, und sein einsamer Tod ehe dasselbe beendigt war, verleihen seiner Geschichte einen romantischen Reiz und erwerben ihm einen höheren Ruhm. Krapf begnügte sich in seinen späteren Jahren mit der bescheidenen Rolle, nützlich zu sein. Als Bahnbrecher auf dem Felde der afrikanischen Sprachforschung hat er kaum seinesgleichen; und die literarischen Ergebnisse[1])

[1]) Verzeichnis von Dr. Krapfs sprachlichen Arbeiten.

Im Amharischen, der Sprache Abessiniens, übernahm Krapf für die britische und ausländische Bibelgesellschaft die vollständige Durchsicht der Bibelübersetzung, welche Abu Rumi, ein gelehrter abessinischer Mönch 1810—1815 verfertigt hatte. Diese wichtige Aufgabe, welche ihn mehrere Jahre beschäftigte, wurde 1879 beendigt, die zweite Hälfte des neuen Testamentes in St. Chrischona gedruckt und zugleich mit der alten äthiopischen Übersetzung herausgegeben. Dr. Krapf schrieb an die Bibelgesellschaft: „Gelobt sei der Herr, der mich die Ausführung dieses großen Werkes durch Ihre Gesellschaft hat erleben lassen!" Er gab auch im amharischen Dr. Chalmers Bibelkonkordanz heraus, ein biblisches Schulbuch und ein Büchlein mit dem Titel: „Das Menschenherz entweder Gottes Tempel oder Behausung des Satans."

In der Sprache der großen Galla Nation, welche sich von Abessinien südwärts bis nahe an Mombasa erstreckt, setzte er ein Wörterbuch zusammen und den Umriß einer Grammatik, welche beide 1840 in London herauskamen. Ebenso eine Übersetzung des ganzen Neuen Testamentes, des ersten Buches Mose, der Psalmen und andrer Bücher des Alten Testamentes, welche nur teilweise gedruckt sind.

In der Sprache der wilden Somali Stämme, welche den nördlichen Winkel Ost-

jener 20 Jahre der Zurückgezogenheit in Kornthal bleiben für zukünftige Forscher und Missionare ein kostbares Vermächtnis. Er arbeitete; andere

---

afrikas bewohnen, begann er im Verein mit Isenberg ein Wörterbuch, konnte es aber nicht vollenden.

Im Enguduk Iloiçob, der Sprache der Masai Nation, welche eine weite Landstrecke zwischen der Wanika Gegend um Mombasa herum und Viktoria Nyanza bewohnen, gab er ein Wörterbuch heraus, das Erhardt gesammelt hatte und 1857 erschien.

Im Engutuk Eloikob der Sprache der Wakwafi, eines mit den Masai verwandten Stammes, welcher aber südlicher wohnt, sammelte er ein Wörterbuch mit Probeübersetzungen aus der Genesis und Ev. Johannes, Zwiegesprächen und Materialien zu einer Grammatik ꝛc., was alles 1854 in Tübingen herausgegeben wurde.

In den Sprachen oder Dialekten der Teita und Usambara Länder, westlich und südlich von Mombasa, sammelte er ein Wörterbuch, welches nicht gedruckt worden ist; aber Abschriften davon wurden den Missionaren der kirchlichen Missionsgesellschaft in Ostafrika geschickt.

Im Kinika, der Sprache der Wanika, bei welchen er und Rebmann so lange arbeiteten, bereitete er den Anfang eines A-B-C-Buches vor, mit einer Übersetzung des Heidelberger Katechismus, der 1848 in Bombay herauskam. Er übersetzte auch Teile des neuen Testamentes (darunter das Evangelium St. Lucä, das auch 1848 in Bombay gedruckt wurde und die christliche Bewegung in dem Giriama Lande verursachte). Dann übersetzte er noch Barths biblische Geschichten, fing ein Wörterbuch an, welches die Grundlage zu Rebmanns Wörterbuche wurde, ein bedeutendes Werk, noch im Manuskript.

Ins Kikamba, der Sprache von Ukambani, ein Land nordwestlich von Mombasa, übersetzte er die Evangelien St. Matthäi und St. Marci (letzteres wurde 1850 in Tübingen herausgegeben), und schrieb auch ein Wörterbuch, das seinen „Sechs ostafrikanischen Sprachen" beigefügt ist.

Im Kiniassi, der Sprache, welche weit nach Süden an den Ufern des Nyassa Sees gesprochen wird, gab er ein von Rebmann gesammeltes Vokabular und Wörterbuch heraus.

In die Suahili Sprache übersetzte er einen Teil des ersten Buches Mose (1847 gedruckt). Die Morgen- und Abendgebetsordnung (1854 in Tübingen veröffentlicht) und das ganze neue Testament; dieses wurde nur teilweise gedruckt aber die übrigen Manuskripte wurden der ostafrikanischen Mission zugeschickt. Er bereitete auch den Umriß einer Grammatik vor, welche 1850 in Tübingen herausgegeben wurde. Auch setzte er ein vollständiges Wörterbuch zusammen, was ihn in seinen letzten Jahren stark beschäftigte und die letzten Bogen waren gerade bei Trübner u. Co. in London im Druck, als er starb.

Und zu allen diesen Werken kommt noch sein berühmtes Wörterbuch: „Sechs ostafrikanische Sprachen", nämlich: Kisuahili, Kinika, Kikamba, Kiokomo, Kihiau, Kigalla, welches 1850 in Tübingen erschien.

Es ist vielleicht nützlich als Ergänzung eine Angabe der Werke beizufügen, welche in denselben oder benachbarten Sprachen von Missionaren der kirchlichen Missionsgesellschaft, Isenberg, Rebmann und Erhardt geschrieben wurden. Isenberg ver-

werden seine Arbeiten weiter führen; und alles wird geschehen ad majorem Dei gloriam.

Mission und Handel, Pioniere der Civilisation.

Nach praktischer Erfahrung beleuchtet

von F. A. Spiecker.

Als der große Afrika-Reisende Stanley vor einigen Jahren von seinem bahnbrechenden Zuge durch Central-Afrika nach England und Amerika zurückkehrte, sprach er wiederholt sowohl in seinen Schriften als auch in seinen Vorträgen den Wunsch aus, daß die durch ihn eröffneten Gebiete durch den Missionar und den Händler gleichzeitig betreten werden möchten. Es ist erfreulich, daß ein solcher Mann offen die Ansicht vertrat, daß nicht der Handel allein die Regenerierung der eingeborenen Völker Afrikas zuwege bringen könne, sondern daß die Mission mit der wiedergebärenden Kraft des Evangeliums sich hinzugesellen müsse, wenn diese vernachlässigten Glieder der menschlichen Gesellschaft zu einer höheren Stufe des Menschtums emporgehoben werden sollen. Stanleys Ruf ist nicht ungehört verhallt. Der Händler und der Missionar ist unternehmungsfreudig vom Westen her den Congo hinaufgezogen, und an den großen Seen im Osten suchen Missionare und Händler festen Fuß zu fassen, um eine Operationsbasis zu weiterem Vordringen nach Westen zu gewinnen. Noch ist nicht abzusehen, wer den Vorsprung gewinnen wird; hier scheint die Mission, dort der Handel voraus zu sein. Während sich nun auf diesem Gebiete der friedliche Wettstreit zwischen jenen beiden Vorkämpfern der Civilisation vor unsern Augen abspielt, dürfte es nicht uninteressant sein, einige Blätter der Geschichte zurückzuschlagen, um zu untersuchen, welche Wirkung diese beiden Faktoren bei anderen Völkern Afrikas zu erzielen imstande waren. —

Die Entwickelung der Herero und der Namaqua in Süd-West-Afrika bietet uns eine treffliche Gelegenheit zu solchem Vergleich, welcher im folgenden ausgeführt werden soll.

---

faßte in der amharischen Sprache ein Wörterbuch, eine Grammatik, ein A-B-C- und Lese-Buch, eine Kirchengeschichte, eine Weltgeschichte und ein Geographiebuch, übersetzte das englische Gebetbuch und den Heidelberger Katechismus, bereitete auch ein Dankali Wörterbuch vor und übersetzte die vier Evangelien in die Tigré-Sprache. Rebmann half den Stoff zu einigen obengenannten ostafrikanischen Büchern liefern, setzte Wörterbücher in den Kinika- und Kiniassa Sprachen zusammen, und machte eine Suahili Übersetzung St. Lucä, welche die Bibelgesellschaft drucken ließ. Erhardt bereitete das oben genannte Masai Vokabularium vor.

Die Namaqua (Hottentotten) bewohnten in früheren Zeiten die Südspitze Afrikas, die jetzige Kapkolonie in ihren westlichen Bezirken. Vor den eindringenden Europäern zogen sie sich nordwärts zurück, bis sie über den Oranje Fluß gedrängt waren und sich im jetzigen Groß-Namaqualand festsetzten. Vor ungefähr 40—50 Jahren betraten der Missionar und der Händler — (letzterer mehr die Gestalt des Jägers annehmend) — etwa gleichzeitig dieses Gebiet. Da die Händler oder Jäger nicht (wie in früheren Zeiten am Kap der holländische Boer) mit ansiedlerischen Absichten kamen und dem Missionar der Ruf freundschaftlicher Gesinnung gegen die Eingeborenen vorausging, so nahmen die Namaqua beide freundlich auf und duldeten sie in ihrer Mitte. Nach nunmehr 50jähriger Wirksamkeit ist es wohl gestattet, die civilisatorische Einwirkung, welche beide erzielten, zu prüfen und zu beleuchten.

Merkwürdigerweise drang der Missionar sofort durch Groß-Namaqualand hindurch nordwärts vor bis unter die Herero, einen zu der großen Kaffernfamilie gehörigen Volksstamm, welcher vor etwa 100 Jahren von Nordosten her in das grasreiche Gebiet der früher dort wohnenden Damra (jetzt Bergdamra) eingefallen war. Der Händler resp. Jäger zog den Seeweg der langwierigen Landreise vor und drang wenige Jahre später von Walvish Bay her auch in dasselbe Gebiet ein. Hier haben beide nun ebenfalls etwa 40 Jahre gewirtschaftet und wir dürfen die Früchte ihrer Arbeit aufsuchen und untersuchen.

Durch eine vergleichende Behandlung der Entwickelung beider Völker unter der Einwirkung europäischer Händler und Missionare wird die Schilderung sowohl an Interesse wie an Verständlichkeit gewinnen. Zunächst wird es sich aber empfehlen, eine Charakteristik der beiden Völker nach ihrer natürlichen Beanlagung neben einander zu stellen.

Wohl selten wird man solche schroffen Gegensätze bei zwei Nachbarvölkern wiederfinden.

Der Namaqua hat eine kleine, unscheinbare Gestalt, und doch birgt er in seinem schwächlichen Körper ein sehr zähes Leben, welches er oft bei vielem Hungern und Darben dennoch bis zu 90 und 100 Jahren bringt. — Der Herero dagegen zeigt einen starken, kräftigen Wuchs bei wohlgebildetem Gliederbau. Es fehlt ihm selten an guter Nahrung und dennoch trifft man keine, über die gewöhnliche Zahl der Jahre hinausgehenden, alten Leute unter ihnen. Ob diese merkwürdige Erscheinung vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß der Herero seine Lebenskraft durch Arbeit aufreibt, während der Namaqua sie in edlem Nichtsthun für spätere Jahre zu be-

wahren trachten mag, bleibe dahin gestellt; denn dem Herero unbedingt das Attribut eines „fleißigen" Menschen zu geben, wäre zu viel gesagt, während der Namaqua allerdings als „von Natur faul" bezeichnet werden kann. Der Herero kennt nämlich nur eine Arbeit, und zwar die Sorge für seine ungeheuer zahlreichen Kühe und Ochsen. Für diese Tiere kann er sich in großen Arbeitseifer stürzen, aber im übrigen liebt er es, ebenso wie sein Nachbar, der Namaqua, um das Feuer herum zu hocken und in endlosem unnützen Geplauder die Zeit zu vergeuden. — Die Herero sind vortreffliche Viehzüchter, die Namaqua tüchtige Jäger. Da nun aber die Jagd keine dauernden Werte erzeugt, so stecken die Namaqua tief in der Armut, und nur wenige von ihnen haben es zu einem einigermaßen nennenswerten Besitz an Vieh gebracht, während die Herero in ihren zahllosen Herden einen ungeheuren Reichtum besitzen. Freilich ist dieser Besitz auch nur ein relativer, da der Herero die Notwendigkeit eines Verkaufs der überzähligen Tiere nicht einsieht und dieselben lieber vor Alter oder in dürren Jahren Hungers oder Durstes sterben läßt; als sie zu verkaufen, um sich andere Werte zu erwerben. Immerhin muß man die Hereros reich und die Namaqua arm nennen. Letztere sind aber bei ihrer Armut noch sehr freigebig mit dem wenigen, was sie besitzen und durchaus nicht haushälterisch, während die Herero trotz ihres Reichtums geizig, habgierig, ja sogar in vielen Fällen diebisch sind.

Was das Temperament anbetrifft, so erkennt man in dem Namaqua sogleich den Sanguiniker. Er läßt sich leicht beeinflussen und kann sich heute durch eine gute Zusprache für alles Edle erwärmen, ja begeistern, und morgen wendet er sich, — unter böse Einflüsse gestellt, — ebenso eifrig gegen seinen gestrigen Freund und dessen ganze Sache. Im Umgang ist er im allgemeinen liebenswürdig, gewinnend und für empfangene Freundschaftsbeweise dankbar und anerkennend. —

Der Herero hinwiederum muß wohl melancholisch genannt werden. Wenn etwas neues an ihn herantritt, scheint es ihm von vorn herein verdächtig. Er prüft sorgfältig und, soweit sein Vermögen reicht, stellt er Berechnungen an, ehe er sich für eine Sache gewinnen läßt. Gefühlvolle Empfindungen, wie der Namaqua sie so leicht verrät, nimmt man bei dem Herero nicht wahr. Ist er aber einmal für eine Sache gewonnen, so steht er auch meist treu zu ihr. Überzeugungstreue würde man diesen Charakterzug nennen dürfen, wenn sein Denkvermögen etwas weiter entwickelt wäre. Nun aber wird man es einem natürlichen Konservativismus zuschreiben müssen, daß er das einmal Erfaßte festhält.

Die Namaqua (Hottentotten) bewohnten in früheren Zeiten die Südſpitze Afrikas, die jetzige Kapkolonie in ihren weſtlichen Bezirken. Vor den eindringenden Europäern zogen ſie ſich nordwärts zurück, bis ſie über den Oranje Fluß gedrängt waren und ſich im jetzigen Groß-Namaqualand feſtſetzten. Vor ungefähr 40—50 Jahren betraten der Miſſionar und der Händler — (letzterer mehr die Geſtalt des Jägers annehmend) — etwa gleichzeitig dieſes Gebiet. Da die Händler oder Jäger nicht (wie in früheren Zeiten am Kap der holländiſche Boer) mit anſiedleriſchen Abſichten kamen und dem Miſſionar der Ruf freundſchaftlicher Geſinnung gegen die Eingeborenen vorausging, ſo nahmen die Namaqua beide freundlich auf und duldeten ſie in ihrer Mitte. Nach nunmehr 50jähriger Wirkſamkeit iſt es wohl geſtattet, die civiliſatoriſche Einwirkung, welche beide erzielten, zu prüfen und zu beleuchten.

Merkwürdigerweiſe drang der Miſſionar ſofort durch Groß-Namaqualand hindurch nordwärts vor bis unter die Herero, einen zu der großen Kaffernfamilie gehörigen Volksſtamm, welcher vor etwa 100 Jahren von Nordoſten her in das grasreiche Gebiet der früher dort wohnenden Damra (jetzt Bergdamra) eingefallen war. Der Händler reſp. Jäger zog den Seeweg der langwierigen Landreiſe vor und drang wenige Jahre ſpäter von Walviſh Bay her auch in dasſelbe Gebiet ein. Hier haben beide nun ebenfalls etwa 40 Jahre gewirtſchaftet und wir dürfen die Früchte ihrer Arbeit aufſuchen und unterſuchen.

Durch eine vergleichende Behandlung der Entwickelung beider Völker unter der Einwirkung europäiſcher Händler und Miſſionare wird die Schilderung ſowohl an Intereſſe wie an Verſtändlichkeit gewinnen. Zunächſt wird es ſich aber empfehlen, eine Charakteriſtik der beiden Völker nach ihrer natürlichen Beanlagung neben einander zu ſtellen.

Wohl ſelten wird man ſolche ſchroffen Gegenſätze bei zwei Nachbarvölkern wiederfinden.

Der Namaqua hat eine kleine, unſcheinbare Geſtalt, und doch birgt er in ſeinem ſchwächlichen Körper ein ſehr zähes Leben, welches er oft bei vielem Hungern und Darben dennoch bis zu 90 und 100 Jahren bringt. — Der Herero dagegen zeigt einen ſtarken, kräftigen Wuchs bei wohlgebildetem Gliederbau. Es fehlt ihm ſelten an guter Nahrung und dennoch trifft man keine, über die gewöhnliche Zahl der Jahre hinausgehenden, alten Leute unter ihnen. Ob dieſe merkwürdige Erſcheinung vielleicht darauf zurückzuführen iſt, daß der Herero ſeine Lebenskraft durch Arbeit aufreibt, während der Namaqua ſie in edlem Nichtsthun für ſpätere Jahre zu be-

wahren trachten mag, bleibe dahin gestellt; denn dem Herero unbedingt das Attribut eines „fleißigen" Menschen zu geben, wäre zu viel gesagt, während der Namaqua allerdings als „von Natur faul" bezeichnet werden kann. Der Herero kennt nämlich nur eine Arbeit, und zwar die Sorge für seine ungeheuer zahlreichen Kühe und Ochsen. Für diese Tiere kann er sich in großen Arbeitseifer stürzen, aber im übrigen liebt er es, ebenso wie sein Nachbar, der Namaqua, um das Feuer herum zu hocken und in endlosem unnützen Geplauder die Zeit zu vergeuden. — Die Herero sind vortreffliche Viehzüchter, die Namaqua tüchtige Jäger. Da nun aber die Jagd keine dauernden Werte erzeugt, so stecken die Namaqua tief in der Armut, und nur wenige von ihnen haben es zu einem einigermaßen nennenswerten Besitz an Vieh gebracht, während die Herero in ihren zahllosen Herden einen ungeheuren Reichtum besitzen. Freilich ist dieser Besitz auch nur ein relativer, da der Herero die Notwendigkeit eines Verkaufs der überzähligen Tiere nicht einsieht und dieselben lieber vor Alter oder in dürren Jahren Hungers oder Durstes sterben läßt; als sie zu verkaufen, um sich andere Werte zu erwerben. Immerhin muß man die Hereros reich und die Namaqua arm nennen. Letztere sind aber bei ihrer Armut noch sehr freigebig mit dem wenigen, was sie besitzen und durchaus nicht haushälterisch, während die Herero trotz ihres Reichtums geizig, habgierig, ja sogar in vielen Fällen diebisch sind.

Was das Temperament anbetrifft, so erkennt man in dem Namaqua sogleich den Sanguiniker. Er läßt sich leicht beeinflussen und kann sich heute durch eine gute Zusprache für alles Edle erwärmen, ja begeistern, und morgen wendet er sich, — unter böse Einflüsse gestellt, — ebenso eifrig gegen seinen gestrigen Freund und dessen ganze Sache. Im Umgang ist er im allgemeinen liebenswürdig, gewinnend und für empfangene Freundschaftsbeweise dankbar und anerkennend. —

Der Herero hinwiederum muß wohl melancholisch genannt werden. Wenn etwas neues an ihn herantritt, scheint es ihm von vorn herein verdächtig. Er prüft sorgfältig und, soweit sein Vermögen reicht, stellt er Berechnungen an, ehe er sich für eine Sache gewinnen läßt. Gefühlvolle Empfindungen, wie der Namaqua sie so leicht verrät, nimmt man bei dem Herero nicht wahr. Ist er aber einmal für eine Sache gewonnen, so steht er auch meist treu zu ihr. Überzeugungstreue würde man diesen Charakterzug nennen dürfen, wenn sein Denkvermögen etwas weiter entwickelt wäre. Nun aber wird man es einem natürlichen Konservativismus zuschreiben müssen, daß er das einmal Erfaßte festhält.

So hat der Herero auch noch ein sehr ausgeprägtes Religionssystem, welches im Ahnenkultus gipfelt und durch seine vielfachen Ceremonien und Gebräuche in das häusliche und staatliche Leben tief eingreift. Die Namaqua haben aber fast jedes Religionsbewußtsein verloren. Wohl findet man bei ihnen noch abergläubige Zaubereien, aber es fehlt denselben durchaus an System und Zusammenhang. Die einzige, direkte Spur eines früher in diesem Volk heimischen Gottesbewußtseins findet sich in dem Grabe des „Eitsi Eibib", welches man an verschiedenen Stellen im Lande antrifft. Dieser Eitsi Eibib ist ein großer Wohlthäter der Menschen gewesen und soll vom Himmel auf diese Erde herabgestiegen sein. Um sein Andenken zu ehren, wirft der heidnische Namaqua noch jetzt einen Stein auf sein Grab, wenn er an demselben vorbeikommt. (Einzelne Forscher glauben in diesem Eitsi Eibib eine schwache Andeutung an Christum zu erkennen.)

Die einzige Übereinstimmung zwischen beiden Nationen findet sich in der sittlichen Verkommenheit, aber auch hier nur bei oberflächlicher Betrachtung. Die Herero haben Polygamie und Polyandrie. Bei ihnen ist also der Ehebruch in gewissen Grenzen gesetzlich geregelt und dieser Umstand bringt ganz verworrene, sittliche Anschauungen mit sich. Die Namaqua hingegen verraten in einzelnen Gebräuchen sehr hoch geschraubte Sittlichkeitsbegriffe und nur ihr unselbständiger Charakter, gepaart mit großer Lüsternheit, brachte die schreckliche Entsittlichung zuwege, welche jetzt unter ihnen herrscht. Ein sittliches Vergehen wird unter den Namaqua in den allermeisten Fällen an den Tag kommen und seine Rüge und Strafe finden, während es unter den Herero nur in Ausnahmefällen offenbar wird und deshalb meist im stillen ungestraft um sich frißt.

Es war nötig, diese allgemeine Charakteristik beider Völker vorauszuschicken, damit die Verschiedenartigkeit der Einwirkung, welche von Händlern und Missionaren auf dieselben ausging, verständlich werde. Wie bereits oben gesagt, sind Händler und Missionare ziemlich gleichzeitig in beiden Ländern erschienen. Im allgemeinen mag sogar der Missionar stets der Vorläufer gewesen sein, doch wollen wir zunächst die Spur des Händlers verfolgen und seinen Einfluß aufdecken.

Der Händler erschien bis an die Zähne bewaffnet, weniger aus Menschenfurcht, als in der Absicht, sich keine Gelegenheit zur Erlegung des zahlreich vorhandenen Wildes entgehen zu lassen. Die zahlreichen Herden von Springböcken, Steinböcken, Gnus, Zebras und dergl. lieferten ihm und seinen Gesellen das zur Wegzehrung nötige Fleisch. Der

Löwe und Tiger ließ ihm sein wertvolles Fell, der Strauß war ihm wegen seines kostbaren Federschmuckes stets willkommene Beute und der Elefant mit seinen wertvollen Zähnen ein besonderes Ziel seiner gierigen Mordlust.

Die Namaqua merkten sofort die Überlegenheit der Weißen gegen ihre Jagdkünste. Sie hatten bis dahin mit dem Pfeil und Bogen dem Wild aufgelauert und es dann aus sicherem Versteck heraus erlegt, oder die Tiere mit schlauer List in Fallgruben gelockt oder gejagt, oder aber ihre ausgehungerten Hunde gegen sie gehetzt und, wenn diese dann, durch den Hunger beflügelt, das Wild eingeholt und im Kampfe zerbissen hatten, so machten sie sich herzu, um den Hunden die Beute zu entreißen.

Wie sehr standen sie mit solchen Künsten zurück gegen die Erfolge der weißen Jäger! Diese Erkenntnis machte sie leicht willig, dem Weißen die verlangten Dienste zu leisten. Sie lernten dadurch den Gebrauch der Feuerwaffe und wurden treffliche Schützen. Auch auf dem Pferde waren sie bald ebenso gewandt, wie ihre Meister und nun halfen sie dem Weißen treulich in der Ausrottung des Wildes. Im Laufe weniger Jahrzehnte hatten sie das Land seines Reichtums beraubt und der Händler oder Jäger zog sich befriedigt zurück; denn die Kunde ergiebigerer Jagdgründe lockte ihn weiter nordwärts ins Hereroland.

Hier waren andre Jäger schon lange in gleicher Weise thätig, aber das Wild war zahlreicher, die Gegend holzreicher, dem Wild besseren Schutz bietend, und der Herero ungeschickter zu den Dienstleistungen auf der Jagd, als der Namaqua, deshalb hielt die Jagd hier länger vor. Der Herero hatte bisher nicht, wie der Namaqua, von der Jagd gelebt. Seine Kühe lieferten ihm am Morgen treffliche Süß-Milch (omaehe) und der übergelassene größte Teil derselben wurde bis zum Abend sauer und bildete dann sein Lieblingsgericht (omaere d. h. saure Milch). Die wilden Tiere, besonders Löwen und Tiger, waren ihm lästig, weil sie sein Vieh auf der Weide störten und teilweise umbrachten. Als nun der Weiße kam und diesen Störenfrieden mächtig zu Leibe ging, schien ihm das Jagen auch eine schätzenswerte Kunst, einmal, weil seine Grenzen gesäubert wurden und zum zweiten, weil er bald bemerkte, daß der Weiße ihm für seine Beute, besonders Strauße und Elefanten mancherlei anbot. Er versuchte es deßhalb auch mit der Feuerwaffe, brachte es aber nicht zu großen Leistungen, so daß man ihm jetzt noch hier und da nachsagt, er schieße auf 10 Schritt am Ziele vorbei. Dieser geringe Erfolg war sein Glück. Die Jagd war für ihn nicht einträglich genug, um ihn von seinen Herden

abzulenken. Er blieb, was er war; ein trefflicher Viehhirt. Sein Land aber wurde durch den Weißen immer mehr von Raubtieren geſäubert und die grasreichen Thäler und Ebenen wurden in immer größerer Ausdehnung vortreffliche Weideplätze für ſein an Zahl raſch zunehmendes Vieh.

Was für Namaqualand und ſeine Bewohner großen Nachteil brachte, wurde für Hereroland ein Segen. Die früher bereits armen Namaqua wurden ihres faſt einzigen Beſitzes, der ergiebigen Jagd, beraubt. Der früher nicht ſo ſehr große Beſitz des Herero wurde durch denſelben Umſtand geſichert und vermehrt. Und noch ein weiteres: der Namaqua nahm die Beſchäftigung des Weißen: Reiten und Schießen, an; der Herero blieb bei ſeiner altgewohnten Thätigkeit, der Viehzucht. Jener verlor, dieſer gewann ſeine Selbſtändigkeit.

Aber der Weiße war mehr als Jäger, er war auch Händler. Nicht nur, daß er die ihm geleiſteten Dienſte in Waren belohnte, ſondern er kaufte auch alles ihm wertvoll Scheinende auf und bot dafür die Produkte der europäiſchen Kultur, vornehmlich Lebensmittel und Kleidungsſtücke.[1]) — Die Lebensmittel beſtanden leider nicht nur in Korn, Mehl, Reis und Kaffee, ſondern auch in Tabak und Branntwein. Der durch ſtete Faulheit erſchlaffte Organismus des Namaqua fand im Kaffee und Branntwein ein wohlthuendes, belebendes und erfriſchendes Reizmittel. Dieſes ſagte ihm beſſer zu, als die für ihn hoch nötigen Nahrungsſtoffe: Korn und Reis. Die natürliche Folge war, daß jenes ihm zum Laſter wurde. Branntwein iſt ja bekanntlich auch ſchon in der kleinſten Quantität ein Gift, beſonders für einen unthätigen, ſchwach gebauten Menſchen, aber auch Kaffee, in der Weiſe genoſſen, wie der Namaqua es thut, iſt ein verderblicher Trank. Der Kaffee nach der Zubereitung des Europäers heißt bei den Namaqua „Laues Waſſer.“ Ihrer Auffaſſung nach muß er ſo ſtark ſein, daß man ſeine aufregende Wirkung ſofort im Magen verſpürt. Solche Überreizung des Magens hat zur Folge, daß die Begierde nach mehr Kaffee immer ſtärker wird, und dieſen Umſtand wußten und wiſſen die Händler wohl auszubeuten. Die Preiſe, welche für Branntwein und Kaffee gefordert werden, wenn der Händler ſich ohne Konkurrenz auf größere Entfernung weiß, ſind enorm. Ein Europäer kann gewiſſenlos genug ſein, dieſen armen Menſchen, welche kaum ihr Leben friſten, ſtatt

[1]) Von Werkzeugen wurden nur Taſchenmeſſer in nennenswerter Quantität eingeführt, aber weder dieſe noch die wenigen ſonſtigen Utenſilien, welche vereinzelt in den Handel kommen, brachten irgend welchen Umſchwung in der Lebensweiſe der Eingebornen hervor, ſo daß billigermaßen davon geſchwiegen werden kann.

des gewöhnlichen Preises von Mk. 1,50 für einen Becher Kaffee, 2, 3, 4 und selbst 5 Mark abzunehmen.

Auch der Tabak ist ein zweites Lebensbedürfnis der Namaqua geworden. Es wird mit Bestimmtheit behauptet, daß ein Namaqua mit gutem Mute 8 Tage hungert, wenn er nur Tabak zu rauchen hat. Natürlich wird auch dieser Bedarfsartikel in gleicher Weise ausgebeutet, wie der Kaffee. Der Preis für ein Stück gepreßten Tabak wird bei Gelegenheit noch jetzt von 35 oder 50 Pfg. auf 1 Mark und Mk. 1,50 getrieben.

Die einzige Entschuldigung, welche der Händler für solche unverantwortliche Handlungsweise vorbringen kann, ist die, daß er sehr viel angebettelt wird und infolge dessen auch viel verschenken muß. Die Häuptlinge gehen ihren Stammesgenossen in der Bettelhaftigkeit mit schlechtem Beispiel voran und ein Händler muß in Namaqualand einen guten Prozentsatz als Unkosten des Bettels in Anrechnung bringen, aber die wenigen, gewissenhaften Händler im Lande, welche keinen Branntwein mit sich führen und feste Preise halten, beweisen, daß sie dennoch ihre Rechnung finden, da sie sich eines verhältnismäßigen Wohlstands erfreuen.

Es muß nun aber auch anerkannt werden, daß die Händler europäische Kleidung mit Erfolg ins Land gebracht haben. — Außer dem üblichen Schurzfell um die Lenden trugen die Namaqua früher nur Felldecken, welche bei der Arbeit hinderlich waren und deshalb meist abgelegt wurden, so daß dann der Körper zum großen Teil nackt war. Es ist allzu natürlich, daß dieser Umstand wesentlich mit beitrug zur allgemeinen, sittlichen Verkommenheit und der erste Schritt zur Besserung wurde mit der Aufnahme europäischer Kleidung gethan. Hier greift freilich der Einfluß des Missionars mit ein und speciell der Missionarsfrau wird ein hervorragendes Verdienst auf diesem Gebiete zuerkannt werden müssen, aber der Namaqua hatte auch Schönheitssinn genug, um der europäischen Kleidung, welche ihm durch den Händler angeboten wurde, Geschmack abzugewinnen. Dabei trat aber auch seine Charakterschwäche wieder zu Tage. Wenn ihm ein Stück gefällt, so daß er sagt: „ik heb sinnigheid daarvoor“ so setzt er alles daran, es zu erlangen, und wenn es selbst die letzte Milchziege kostet. Da das Kleidungsstück dann meist Tag und Nacht am Leibe behalten wird, ist die Schönheit in wenigen Tagen davon. Er sieht sich wieder in demselben Schmutz und Lumpen, wie vorher, aber seine Lüsternheit hat ihm seine letzte Nahrung gekostet.

Für diese Schwäche kann nun freilich der Händler nicht verantwortlich gemacht werden, aber sie veranschaulicht sehr deutlich die Behaup-

tung, daß der Einfluß der Händler reſp. Jäger das Land und Volk der Namaqua nicht aus der Armut befreit, ſondern nur in noch größere Armut geſtoßen hat. Als Jäger beraubten ſie das Land ſeines natürlichen Reichtums an Wild und ließen den Einwohnern als ungenügenden Erſatz Pferde und Feuerwaffe zurück. Durch die Handelsobjekte wurde die Begehrlichkeit der Namaqua nur geweckt und ſie gaben oft ihren letzten Beſitz dahin zur Erlangung eines kurzen, oft ſogar nur verderblichen Genuſſes. Das Verdienſt um Einführung europäiſcher Kleidung, ſoweit es den Händlern zugeſchrieben werden muß, wird leider zum Teil wieder aufgehoben durch die unſittliche Lebensweiſe ſehr vieler unter ihnen. Der Namaqua erkennt die Superiorität des Weißen unbedingt an. Sein Lebenswandel iſt ihm in gewiſſer Beziehung muſtergültig. Ebenſo heilſam, wie der Wandel eines ſittlich reinen Europäers auf ihn einwirkt, ebenſo verderblich iſt es, wenn der über ihm ſtehende Weiße ſich in demſelben unſittlichen Kote wälzt, wie er ſelbſt. Daß nur wenige von den Händlern auf die Dauer den unſittlichen Verſuchungen widerſtehen konnten, iſt leicht begreiflich, wenn man die Höhe der Verſuchung kennt, aber die Thatſache, daß viele Händler ſich mit dieſem Volke gemein gemacht haben, ſtellt den kulturellen Einfluß des Handels als ſolchen ſehr in Frage. Zieht man die nachteiligen Folgen des Branntweinhandels und den Mißbrauch des Kaffees und Tabaks hinzu, ſo kann das Endreſultat nicht anders lauten, als daß der Handel auf das Volk der Namaqua nur verderblich und verarmend gewirkt hat.

Bei den Herero werden wir zu einem andern Reſultate kommen. Wir ſahen bereits, daß der Jäger dieſem Lande die Befreiung (von Raubtieren) brachte, dem Herero jedoch ſeinen Reichtum und ſeine Lebensweiſe (Vieh und Hirtenleben) ließ. Was brachte der Händler mit? Zunächſt die Feuerwaffe des Jägers und dann auch Lebensmittel und Kleidungsſtücke.

Die Feuerwaffen wurden bald ein beliebtes Kaufobjekt der Herero, weniger in der Abſicht, dieſelben zur Jagd zu gebrauchen, als zum perſönlichen Schutz gegen den Erbfeind, die Namaqua. Nach jahrelangen Kämpfen zwiſchen dieſen beiden Völkern kam es zwar wiederholt zu Friedensſchlüſſen, welche aber immer mehr zu einem bewaffneten Frieden führten. Infolge des gleichzeitig ſtattfindenden, enormen Waffenimportes kam es endlich dahin, daß faſt die ganze, männliche Bevölkerung mit Gewehren verſehen war. Wie wenig jedoch dieſe Waffe den Herero anſteht, geht daraus hervor, daß die meiſten wohl beſtändig ein Gewehr mit ſich her-

umschleppen, aber fast nie Munition bei sich haben. Viele begnügen sich mit Zündhütchen, welche sie im Fall der Not losknallen. Ja man kann Gewehre sehen, welchen der Hahn oder irgend ein andrer, unentbehrlicher Teil fehlt und die sich doch gefallen lassen müssen, mit herumgeschleppt zu werden. So gewinnt es fast den Anschein, als ob das Gewehr dem Herero gewissermaßen als Talisman gegen alle vermeintliche Gefahr diene. Ein irgend wie förderlicher Einfluß kann daher diesem, seitens der Händler mit großem Nutzen ausgebeuteten Handelsartikel nicht zugeschrieben werden.

Dem Branntwein weiß der Herero wohl Geschmack abzugewinnen, aber einesteils mag die regelmäßige Milchnahrung seinen Organismus für derartige Reizmittel weniger zugänglich gemacht haben, andernteils ist er zu geizig und in seiner Art zu berechnend, um sich solchen zweifelhaften Genuß durch Hingabe seines Eigentums zu verschaffen. Jedenfalls hat das Feuerwasser keinen nennenswerten Eingang bei den Herero gefunden und es dient nur in sofern den Zwecken einiger Händler, als dieselben das Getränk zuvor verschenken, um durch die dadurch erzeugte Lebhaftigkeit die Herero geneigter zu machen, auf ihre Pläne einzugehen.[1])

Der Kaffee erfreut sich nicht eines besseren Schicksals, als der Branntwein. Er vermochte das Lieblingsgetränk der Herero, (saure) Dickmilch, nicht zu verdrängen und bleibt deshalb ziemlich vernachlässigt.

Für Reis, Korn und Mehl hatte der Herero auch wenig Verständnis. Er nahm nur hier und da eine kleine Quantität als Leckerbissen. Erst der Missionar veranlaßte seine Leute zu Kornanpflanzungen, deren Erzeugnis aber zum weitaus größten Teil auf den Missionsstationen bleibt. Der Händler kann von einem bemerkenswerten Absatz in diesen Artikeln nicht reden.

Nur der Tabak wurde dankbar und begierig aufgenommen, aber dieses edle Kraut zu erkaufen, liegt keineswegs im Sinne des Herero. Er hält sich vielmehr für berechtigt, dasselbe von dem Weißen zu erbetteln, oder gewissermaßen als Steuer von ihm zu erheben. „Tubao makaia!“ „Gieb mir Tabak!“ das ist das erste und meist auch das letzte Wort, welches der Reisende von einem Herero hört. Diese beständige Tabakbettelei hat sich nachgerade zu einem Unfug herausgebildet, welchen der Handel sich schämen wird, als eine Folge seiner Einwirkung anerkennen zu müssen.

[1]) In den Unterredungen, welche jüngst der als Specialkommissar ins Hererolaud gesandte Dr. H. Hahn mit Kamaharero, dem Oberhäuptling hatte, sprach der letztere wiederholt seinen großen Unwillen über den Branntweinimport aus. D. H.

Die europäische Kleidung endlich scheint bei dem heidnischen Herero eine durchaus abfällige Kritik erfahren zu haben. (Daß die Christen dieselbe annehmen, ist lediglich dem Einfluß der Missionare zuzuschreiben, und fällt hier, wo es sich um die Einwirkung des Handels dreht, ganz außer Betracht.) Ein von oben bis unten ockerbeschmierter Leib mit Schurzfell um die Lenden ist jedenfalls nach des Herero Ansicht eine stattlichere Tracht, als die fadenscheinige Kleidung der Europäer. Die Hererofrau trägt außerdem auf dem Kopf und von der Schulter über den Rücken herabfallend mancherlei ockerbeschmiertes Fellwerk, mit Eisenperlen reich besetzt. Auch zieren beide Geschlechter sich mit verschiedenartigen Schmuckgegenständen aus Eisendraht und (blauen) Glasperlen, welche aber in kurzer Zeit gleichfalls von Ockerschmiere bedeckt sind. Gegen diese stolze Tracht blieb die Offerte europäischer Kleider wirkungslos, und der Händler mußte, wenn er anders Geschäfte machen wollte, sich der heidnischen Mode anbequemen und Eisendraht und Perlen kommen lassen, um seine Kunden zu bedienen. So sind denn in der That jetzt noch Eisendraht, Perlen und Munition die einzigen Artikel, welche der Händler in Mengen mit ins Feld nimmt. (Auf den Missionsstationen finden dagegen alle europäischen Kleidungsstücke guten Absatz, da die Herero-Christen ja reich genug sind, sich ordentlich zu kleiden. Doch davon später!)

Ein größeres Armutszeugnis kann dem Handel nicht zu Teil werden, als ihm an der Hand seiner Entwickelung unter den Herero ausgestellt werden muß. Diesem Volke gegenüber, welches, auf einer tiefen Stufe der Kultur stehend, dennoch ein ausgebildetes System nationaler und religiöser Lebenseinrichtungen besitzt, blieb sein Einfluß machtlos. Was auch immer an Lebensmitteln und Kleidungsstücken geboten wurde, der Herero blieb bei seinen herkömmlichen Gewohnheiten stehen und er übernahm nur zwei neue Bürden, das „Tabakrauchen“ und die Last des Gewehrkolbens. Vom idealen Standpunkt betrachtet hat die durch den Handel vertretene Kultur hier Fiasko gemacht, während allerdings der Händler dennoch seine Rechnung dabei fand und der Herero infolge seines großen Reichtums und Geizes keinen Schaden nahm.

Von dem sittlichen Lebenswandel der Händler kann hier geschwiegen werden, da der Herero vermöge seines Stolzes sich selbst wenigstens auf gleiche Stufe mit den Weißen erhebt und es ihm natürlich erscheint, wenn derselbe sich mit seinem Volke vermischt. Rechtmäßige Ehen zwischen Weißen und Herero sind zwar noch weniger zahlreich, als zwischen Weißen und Namaqua, wozu wesentlich die sehr viel dunklere Hautfarbe und die natio-

nale Abgeschlossenheit der Herero beigetragen haben mag, aber von Hurerei-sünden scheint dieser Umstand weniger abgeschreckt zu haben. Das Sündenregister, welches auch hier dem Handel zur Last fällt, wird zwar nicht klein sein, aber nach Lage der Umstände ist der Einfluß wohl nicht so schädigend gewesen, wie bei den Namaqua.

Als Endresultat dieser Betrachtung ergiebt sich, daß der Handel in das abgeschlossene und selbstzufriedene, wenn auch wenig menschenwürdige Volksleben der Herero nicht einzudringen und ebenso wenig förderlich auf dasselbe einzuwirken vermochte.

Die Mission dagegen weiß andere Erfolge vorzuzeigen, sowohl unter Namaqua wie Herero.[1]) —

Die ersten Missionare, welche in Groß-Namaqualand eindrangen, waren englische Wesleyaner. Dieselben kamen jedoch nicht weiter als Warmbad, die südlichste der gegenwärtig bestehenden 8 Stationen und überließen im Laufe der Zeit das ganze Gebiet den ihren Fußstapfen folgenden Sendboten der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen. Diese halten jetzt Namaqua- und Hereroland besetzt, und wird es genügen, ihre Arbeiten und Erfolge zu beleuchten.

Schon die Veranlassung zur Mission unter den Namaqua seitens der Rheinischen Gesellschaft deutet auf den Charakter hin, welchen diese Arbeit tragen sollte. Der Namaquahäuptling Jan Frederik hatte bei der Durchreise durch die in der Kap Kolonie gelegene Rheinische Missionsstation Eben Ezer die Bewohner dieses Platzes glücklich gepriesen, weil sie unter dem Schall des Wortes Gottes lebten und infolge dessen hatte er auch um einen Missionar für sein Volk gebeten (von Rohdens Geschichte der Rhein. Mission S. 56). Die Namaqua erkannten also ihre geistliche und leibliche Armut und Not an und sie sehnten sich nach Rettung. So waren die Missionare ihnen stets und überall herzlich willkommen. Sie wurden als Freunde und Retter betrachtet. Der Anfang schien auch meist leicht zu sein. Die Leutchen kamen heilsbegierig zum Missionar, nahmen seine Lehren und Ermahnungen dankbar an und versprachen alles Gute. Aber gar bald zeigte sich der Mangel an Beharrlichkeit. Die Missionare suchten hin und her im Lande geeignete Plätze, wo reiche Wasserquellen Aussicht auf erfolgreichen Landbau und Viehzucht boten, und ließen sich dort nieder. Die Eingebornen sollten ihrem Beispiel folgen und ihr nomadisierendes Leben

[1]) Die specifisch religiösen Erfolge der Mission sollen hier, wo es sich um einen Vergleich mit dem Handel als Förderer der Civilisation dreht, vollständig außer Betracht bleiben. Nur von der civilisatorischen Einwirkung wird die Rede sein.

aufgeben. In diesem Stücke, welches die erste Vorbedingung für die Civilisation des armen Volkes war, that der Händler absolut nichts, da er selbst mit umherzog, und gerade hierin stieß der Missionar auf die größten Schwierigkeiten. Das ruhige Festsitzen auf einem Platz war dem unstäten Wesen der Namaqua zuwider. Die Ungunst der Verhältnisse leistete dieser ihrer Schwäche noch Vorschub. Wenn es nämlich dem Missionar mit viel Mühe und Not gelungen war, die Leute für die ersten Monate nach der Regenzeit festzuhalten, so konnten sie bald mit einigem Recht Wasser- oder Futtermangel vorschützen, um wieder in ihr altes, umherschweifendes Leben zurückzufallen.

Gegen solche, unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten konnte nur die durch seinen Christenglauben gewirkte Geduld des Missionars bestehen. Er richtete sich wohnlich ein, und baute eine Kirche oder Kapelle, welche für den Anfang auch als Schullokal dienen mußte. Den Vorteil der im Unterricht erworbenen Kenntnisse ihrer Kinder lernten die Namaqua bald kennen und dies bildete neben dem im geheimen schlummernden Verlangen nach dem Worte Gottes ein erstes Band, welches sie an den Wohnort des Missionars knüpfte. — Den Häuptlingen erwies sich der Missionar als ein treuer Freund und Berater in Rechtsstreitigkeiten oder politischen Wirren. Wohl wahrten sich die Häuptlinge ihre volle Selbständigkeit, und die Missionare hüteten sich, handelnd aufzutreten, aber ganz von selbst stützten sich die Häuptlinge mehr und mehr auf den Rat ihrer Missionare. Dies wurde ein zweites Mittel, den Häuptling mit seinem Stamm an den Missionar zu fesseln. Anfänglich ließen sich die Häuptlinge ja auch zeitweilig auf den Wohnplätzen der Missionare nieder, doch zogen sie auch wieder gelegentlich ins Feld. Erst sehr allmählich hielten sie länger aus, bis sie endlich ihren fast dauernden Wohnsitz auf der Station aufschlugen. Heute steht es so, daß alle Missionsstationen in Groß-Namaqualand Sitze größerer Häuptlinge sind. Nur einige kleine Häuptlinge leben mit ihren Stämmen noch fern von den Stationen, und auch dies nicht, weil sie keinen Missionar haben wollten, sondern weil man ihnen wegen der geringen Anzahl der Leute keinen geben konnte.

Die Seßhaftigkeit der Namaqua ist freilich auch jetzt noch keine vollkommene, da sie bei anhaltender Dürre regelmäßig wieder teilweise ins Feld hinaus ziehen müssen, aber die meisten unter ihnen betrachten doch die betreffende Missionsstation als ihren Wohnsitz, wohin sie immer möglichst bald wieder zurückkehren. Und damit ist viel gewonnen:

1) Auf den Stationen findet eine für Namaquabegriffe immerhin

wohlgeordnete Rechtspflege statt, wobei der Missionar sich freilich noch zuweilen genötigt sieht, die Richter selbst über die Begriffe von Recht und Unrecht aufzuklären. Aber schon das Bewußtsein, unter einer obrigkeitlichen Kontrolle zu stehen, erweckt in den Leuten aufs neue die ihnen scheinbar verloren gegangene, sittliche Kraft.

2) Die Mitglieder der Missionsgemeinden, sowie die im Unterricht befindlichen Personen stehen außerdem in der Gemeindezucht, welche durch den Missionar und die Gemeindeältesten ausgeübt wird: ein weiterer Hebel des sittlichen Volkslebens.

3) Durch das Zusammenleben in größerer Anzahl und für längere Zeit stellte sich das Bedürfnis heraus, die materiellen Hilfsquellen der Stationen sorgfältiger auszunutzen. So wurden unter Anleitung der Missionare die Wasserquellen geöffnet und gereinigt und eine Art Wassergerechtsame eingeführt. Ebenso wurde da, wo es anging, das früher ganz ungeordnete Weiderecht den Bedürfnissen angepaßt und geregelt. Die Missionare legten Gärten an, und ermunterten ihre Stationsbewohner, ein gleiches zu thun. Auf den meisten Stationen ist dies denn auch, wenn gleich erst in geringem Maßstabe, geschehen. Auf diese Weise wurden die in etwa brauchbaren Glieder der Gemeinde zur Arbeit angeleitet und auf fast allen Stationen giebt es jetzt einige wenige Leute, welche sich durch Garten- resp. Landbau und ökonomische Viehwirtschaft einen gewissen Wohlstand erworben haben.

4) Das halbnackte Umherlaufen erwachsener Personen ist auf den Stationen fast gänzlich unterdrückt. Da, wo die eigenen Mittel fehlten, hat in den meisten Fällen die Mildthätigkeit des Missionars die nötige Kleidung gewährt. Die Nähnadel wird jetzt nicht nur von Namaquafrauen sondern auch von vielen Männern mit Geschick geführt. Die Einführung anständiger Kleidung, begleitet von den Mahnungen zu einem keuschen Lebenswandel hat bereits solche Früchte getragen, daß die Missionare der Behauptung der Ethnologen, die Nation der Namaqua stehe auf dem Aussterbeetat, entgegentreten können, indem sie auf den aus den Gemeinden selbst heraus erwachsenen Zuwachs derselben hinweisen. —

Während das Volk in seinem inhaltlosen Heidentum durch innerliche Zerrüttung dahinsank und hinschwand, hat sich auch hier die konservierende Macht des Christentums bewährt, und man kann als Erfolg der Mission unter den Namaqua die Thatsache hinstellen, daß sie dem Untergang dieses Volkes zunächst ein Ziel gesetzt hat. Es ist zu hoffen, daß bei ausdauernder Arbeit nach wenigen Jahrzehnten ein neu erstarktes Geschlecht als

die Frucht der Mission herangereift sein wird und zwar aus einem Volke, welches dem Untergang verfallen schien und welches aus den ihm dargebotenen Produkten der Civilisation, wenn dieselben nicht von dem Evangelium begleitet waren, nur verderbliche Kräfte zur Beschleunigung seines Unterganges sog! —

Wie war dagegen die Einwirkung der Mission auf die Herero, bei welchen der Handel, als Vertreter der säkulären Civilisation, machtlos stand gegenüber einem festen Bollwerk von nationalem Selbstbewußtsein und abergläubigen Lebenseinrichtungen? Wir können kurz sagen: die Mission legte Bresche in die Ringmauer der nationalen Abgeschlossenheit und führte triumphierend die Civilisation in das Volksleben ein. Doch verfolgen wir den Hergang im einzelnen.

Die ersten Jahre nach dem Eintreffen der Rheinischen Missionare im Lande waren von Kriegsunruhen ausgefüllt. Die Namaqua fielen immer wieder über die Herero her, um ihnen ihr Vieh zu rauben. Dieser Umstand erschwerte den Anfang der Missionsarbeit gar sehr. Die armen, ausgeplünderten und beraubten Opfer des Krieges sammelten sich um die Missionare, weil sie dort allein Hilfe und Schutz fanden. Aber sie lohnten das Wohlwollen der Missionare nur schlecht. Sie belogen, bestahlen und ärgerten ihre Wohlthäter auf alle und jede Weise. In großer Geduld trugen die Missionare jahrelang solche Bosheit ihrer Pflegebefohlenen und teilten mit ihnen die oft überwältigenden Kriegsdrangsale. Aber inmitten all dieser Not blieb das Volk verschlossen und keinerlei Früchte jahrelanger Missionsarbeit traten zu Tage. Zu wiederholten malen standen die Missionare im Begriff, dieses nutzlose Mühen aufzugeben. Die Leute horchten der Predigt, lernten auch mit der Zeit verstehen, was der Missionar ihnen sagte, aber nicht ein einziger zeigte sich bereit, das heidnische, abergläubige Leben aufzugeben, um die Lehren des Missionars in der Praxis zu bethätigen. Vierzehn Jahre vergingen, ehe die Erstlingsfrucht, ein erwachsenes Mädchen, getauft werden konnte.

In diese Zeit fällt die Schwindelperiode der Kupferbergwerksunternehmungen in Hereroland, welche eine große Menge Europäer ins Land brachte. Als der ganze Schwindel nach kurzer Zeit zusammengebrochen war, blieb eine Anzahl dieser Leute — hauptsächlich wohl die schlechteren Elemente — im Lande. Ihrem lasterhaften Leben und Beispiel ist es zum Teil zuzuschreiben, daß es im Jahre 1864 schien, als ob nach 17 jähriger Arbeit diese ganze Mission aufgegeben werden müsse. Ihr Gründer

Hugo Hahn[1]) war zu jener Zeit in Deutschland, um neue Kräfte für die schwere, mühevolle Arbeit zu gewinnen. Während seiner Abwesenheit nahm Rauben, Morden und Stehlen so sehr überhand und der Starrsinn des Volkes gegen die Missionare trat so offen zu Tage, daß dieselben beschlossen, das Land zu verlassen und auch wirklich gingen. Da gerade, als fast alles verloren schien, kehrte Hahn in Begleitung mehrerer Handwerker zurück und gründete die Missionskolonie Otjimbingue. Von der Zeit datiert sich ein mächtiger Umschwung auf diesem Gebiete. Nicht, daß die Eingeborenen die Künste der Handwerker sich zu eigen gemacht und dadurch den Segen der Arbeit erlangt hätten! Keineswegs. Bis zum heutigen Tage zeigen sie weder Vorliebe noch Geschick zu solcher Hantierung. Ob die naturgemäß etwas großartige Wiederaufnahme der Arbeit inmitten der Kriegsunruhen einen besonderen Eindruck auf die Eingeborenen hervorgebracht hat, oder ob die Erfahrungen, welche sie mit den Bergwerksleuten gemacht, ihnen nun die Erkenntnis erleichterte, daß die Missionsleute, Prediger sowohl wie Handwerker, ihr volles Vertrauen verdienten, läßt sich nicht wohl sagen. Genug, es fand ein mächtiger Umschwung statt. Einzelne Herero folgten dem Beispiel der Missionare und bauten sich Häuser mit Thüren und Fenstern. Man fing an, Kleider zu tragen. Kirche und Schule wurden eifrig besucht. Die rohsten Sitten schwanden allmählich und alljährlich fanden mehr oder minder zahlreiche Taufen statt. Nach viel Mühe, Arbeit und Not war also endlich eine Bresche in dieses wohl verrammelte Bollwerk des Heidentums gelegt. Seitdem hat die Mission stetig erfreuliche Fortschritte gemacht. Ohne dieselben im einzelnen zu verfolgen, können wir uns darauf beschränken, den Erfolg der Mission an einem Vergleich der gegenwärtigen Zustände einer Heiden- und Christen-Werft der Herero zu zeigen.

Daß überhaupt auf den meisten Missionsstationen eine Heiden- und Christenwerft unterschieden wird, zeigt zur Genüge, wie tiefgreifend die durch Annahme des Christentums verursachte Änderung ist. Es nimmt freilich auch kein Wunder, daß ein Mensch, welcher seine Menschenwürde im Lichte des göttlichen Wortes kennen lernte, die Werfte der heidnischen Herero nicht ferner als Wohnstätte benutzen kann. Ihre bienenkorbartigen Wohnungen, Pontocs genannt, bestehend aus Laubfachwerk mit einer dicken Schicht Kuhdünger, sind eine Heimstätte dichter Finsternis, furchtbaren Schmutzes und zahlloser Ungeziefers. Die einzige Öffnung des 10—15 Fuß im Umkreis fassenden Raumes ist die Thüre, durch welche man nur

[1]) Jetzt Dr. Hugo Hahn, Pastor der deutsch lutherischen Gemeinde in Kapstadt.

auf den Knieen hereinkriechen kann. Das Auge eines Europäers kann sich kaum an die im Inneren herrschende Dunkelheit gewöhnen. Wo man mit Menschen oder Gegenständen auch nur in die leiseste Berührung kommt, bleibt eine Schicht dunklen Schmutzes kleben. Das Ungeziefer nimmt derart überhand, daß diese empfindungslosen Menschen selbst die Notwendigkeit erkennen, von Zeit zu Zeit das ganze Haus mit seiner Besatzung niederzubrennen.

Solchen häuslichen Zuständen entspricht auch das Gemeinleben, welches von schmutzigen Sitten und Gebräuchen erfüllt ist. Den Mittelpunkt der Werfte bildet der Opferplatz mit seinem ewigen Feuer. Hier tritt noch als weiteres Charakteristikon die Furchtsamkeit hervor: das Mißtrauen gegeneinander, die Furcht vor dem Feinde, die Furcht vor den Geistern der Ahnen. Diese letztere zu bannen, ist der Zweck all ihrer Opfer und ihres ganzen niedrigen Kultus.

Aus solchen Zuständen und Verhältnissen heraus kommen die Leute, welche durch die Kraft des Evangeliums zu menschenwürdigen Wesen herangezogen werden sollen. Die Notwendigkeit einer äußern Trennung stellt sich dann gar bald heraus und dies hat zur Folge, daß von einer Christenwerft gegenüber dem Sammelplatz jener heidnischen Wohnungen die Rede ist.

Während des vorbereitenden Unterrichts tritt zunächst die Forderung einer anständigen Kleidung in den Vordergrund. Vor der Aufnahme in die Gemeinde muß der Herero sich von der braunen Ockerschmiere entwöhnen. Sein Körper zeigt dann eine schwärzliche Hautfarbe und wird in europäische Kleidung gehüllt. Die sittliche Hebung des Volkes bedingt diesen schwierigen Prozeß, welchen die Mission mit stetig fortschreitender Kraft vollzieht. Seine Wirkung reicht jetzt schon über die Gemeinden hinaus, da auf einzelnen Stationen die noch heidnischen Häuptlinge und Großen des Stammes bereits europäische Kleidung tragen. Sie sehen wohl ein, daß sie den Weißen gegenüber durch solche Kleidung ihre Würde besser wahren können. Daß die Annahme europäischer Kleidung seitens dieser einzelnen Heiden nicht dem Einfluß des Handels zugeschrieben werden kann, geht daraus hervor, daß auf dem Felde, fern von den Stationen, kein einziger Herero sich einfallen läßt, europäische Kleidung zu tragen.

Wenn ein neues Gemeindeglied sich dann auf der Christenwerft ansiedelt, so ist es nicht immer imstande, sogleich ein Backsteinhaus zu bauen. Deswegen finden sich auch noch einzelne Pontocs auf den Christenwerften, aber auch diese zeichnen sich schon durch verhältnismäßige Reinlichkeit vor den heidnischen Pontocs vorteilhaft aus. Wer aber eben kann, wird

durch den Missionar veranlaßt, sich ein Backsteinhaus mit Fenstern und Thüren zu bauen und so weisen die meisten Christenwerften schon eine stattliche Zahl Häuser mit verschiedenen Gemächern auf. Es finden sich in den meisten ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer für die Familie (teilweise mit netten, reinlichen Betten), ein anderes Schlafgemach für das Gesinde, und eine Vorratskammer. Das wenige, was zu kochen ist, wird meistens im Freien besorgt und, daß das Seifenkochen eine der häufigsten Arbeiten in diesem Fache ist, zeigt, wie sehr diese Leute, welchen Reinlichkeit noch vor kurzem ein völlig unbekannter Begriff war, sich in ihr neues Leben eingewöhnt haben.

Wenn die Mission weiter nichts, als das bisher Genannte, zuwege gebracht hätte, so würde man ihr einen hohen, kulturellen Erfolg nicht absprechen können. Europäische Kleidung, luftige, helle Wohnhäuser, getrennte Schlafräume haben im Verein mit dem streng durchgeführten Gebot der Monogamie eine außerordentliche Hebung der Sittlichkeit zur Folge gehabt. Daneben hat der Schulunterricht und die Predigt des Wortes Gottes der Gedankenwelt der Herero, welche früher nur von Viehzucht, Feindesmord, Diebstahl und Geisterfurcht belebt war, eine höhere, menschenwürdige Richtung gegeben. Eine Sammlung von etwa 30 Volksliedern, durch Missionare gedichtet, unter welchen sich passende Umschreibungen der Lieder: Was ist des deutschen Vaterland; Trarira, der Sommer ist nun da; Weißt du wie viel Sternlein stehen, und ähnliche finden, wird auch immer weiter bekannt und entreißt die Leute dem dumpfen Dahinbrüten. Wie sehr vorteilhaft das ganze auf die Charakterentwicklung gewirkt hat, trat besonders während des letzten Krieges der Herero gegen die Namaqua (seit 1880) zu Tage. Die Christen waren es, welche am zahlreichsten und in den vordersten Reihen fielen. In dem früheren Kriege (1863—1870) verdankten die Herero ihre einzelnen Siege der Anführerschaft zweier europäischen Jäger, welche sich wiederholt an ihre Spitze stellten. In diesem Kriege waren sie auf sich selbst angewiesen und, wo ein Sieg erfochten wurde, da ist er fast unbedingt den Christen zuzuschreiben. Es kam wiederholt vor, daß die Heiden sich weigerten, die Schlacht zu eröffnen mit den Worten: die Christen sind noch nicht da!

Die Arbeit der Rheinischen Missionare unter den Herero, welche sich auf 8 Stationen erstreckt, steckt noch in den Kinderschuhen und hat doch schon herrliche Früchte gezeitigt. Es kann kein Zweifel sein: der Widerstand des Heidentums ist gebrochen und die Civilisation resp. europäische Kultur findet in diesem kräftigen Volke einen dankbaren Boden.

Wo der Handel mit ſeiner civiliſatoriſchen Macht erfolglos ſtand, hat die Miſſion durch unermüdliche Geduld und Selbſtloſigkeit einen herrlichen Sieg für die Civiliſation errungen! —

Vergegenwärtigen wir uns dann wieder das Reſultat der beiderſeitigen Einflüſſe auf das Volk der Namaqua, wo der Handel ſich als verderblich und die Miſſion als eine Retterin vom Untergange erwies, ſo könnten wir zu dem Schluſſe gelangen, daß dem Handel wohl kaum eine wirkliche, kulturelle Fähigkeit inne wohne. Wir bezweifeln jedoch, daß eine ſolche Verallgemeinerung berechtigt ſein würde. Wenn die beiden beſprochenen Völkerſchaften auch von gänzlich verſchiedener Beanlagung waren und die aus ihrer beiderſeitigen Geſchichte hergeleitete, abſprechende Beurteilung der civiliſatoriſchen Fähigkeit des Handels alſo nicht der Einſeitigkeit geziehen werden kann, ſo wollen wir doch zugeben, daß die Gleichartigkeit, nämlich die Unproduktivität des Bodens in beiden Ländern einen Faktor bildet, welcher der Entfaltung der ganzen Macht des Handels hemmend im Wege ſtand und welcher auf anderen Gebieten, etwa in Central Afrika, ein günſtigeres Prognoſtikon für die kulturelle Einwirkung des Handels zulaſſen mag.

Und dennoch können wir uns nicht allzu großen Hoffnungen auf eine vorteilhafte Wirkſamkeit des Handels im allgemeinen hingeben; denn auch im Hereroland waren und ſind die Vorbedingungen für Kultur fördernde Handelsunternehmungen wohl gegeben, aber der praktiſche Handel, ſeiner Natur nach nicht den Vorteil des Landes oder Volkes, ſondern nur ſeinen eigenen Nutzen ſuchend, hat dieſe ausgezeichnete Gelegenheit, ſich um die Entwickelung eines Volkes verdient zu machen, bisher vollſtändig verkannt oder abſichtlich verſäumt, weil in benachbarten Ländern verlockendere Ausſichten ablenkten. Die naturgemäße oder naturnotwendige Einrichtung eines Viehexporthandels aus dem Hereroland iſt bis jetzt trotz mannigfacher Handelsunternehmungen im Lande leider unterblieben. Die letzteren ſtützten ſich vielmehr entweder auf die Kupferminen im Süden oder auf die Jagdprodukte im Norden und Oſten, weil hier reicherer Lohn in Ausſicht ſtand. Daß aber ein Ochſenexporthandel, zunächſt nur nach der Kapkolonie und den Diamantfeldern hin, bei richtiger Handhabung lohnend ſein würde, unterliegt keinem Zweifel. Kleinere, zuſammenhangsloſe Viehtransporte, — gewiſſermaßen auf gut Glück unternommen, — haben teilweiſe freilich große Verluſte gebracht, weil die Behandlung der Tiere auf dem Wege und bei ihrer Ankunft in der Kolonie eine durchaus falſche war. Andere Transporte, von ſachkundigen Perſonen geleitet, haben jedoch ſchon ſchöne

Gewinne abgeworfen, obgleich bei solchen Einzelunternehmungen keineswegs die Vorteile der Verhältnisse ausgebeutet werden können. Ein richtig organisiertes Unternehmen, welches in der Kolonie die geeigneten Vorkehrungen treffen würde, um den Bedürfnissen des Marktes entsprechen zu können, würde bei den enormen Fleischpreisen in der Kolonie gegenüber dem Preise lebenden Viehs im Hereroland zweifelsohne einen guten Gewinn abwerfen.

Eine heilbringendere Arbeit für die kulturelle Entwickelung der Hereros könnte es aber nach Lage der Dinge wohl kaum geben. Sie sind gute Viehzüchter. Ihre jährliche Creszenz wird auf etwa 50—100 000 Kälber geschätzt. Es fehlt ihnen jedoch ganz und gar das Verständnis dafür, daß sie eine entsprechende Anzahl fetter Tiere verkaufen sollten. Ihrer Meinung nach gehört der Ochse ebensogut zur Familie seines Herrn, wie seine Weiber und Kinder. Verkaufen will der Herero seinen Ochsen deshalb nicht. Er pflegt ihn sorgfältig, und hat seine Freude an der großen Zahl seiner Rinder. Wenn dann gelegentlich infolge Wasser- oder Futtermangels tausende fallen, so schreibt er das bösartigen Geistern zu. Oder wenn ein wohlgenährter Ochse endlich vor Alter und Lebensüberdruß liegen bleibt, so findet er das ganz in der Ordnung; denn es geht ja dem Menschen ebenso. Bei dem Tode eines Häuptlings werden ihm seine heiligen Ochsen in die Geisterwelt nachgesandt. Solche beschränkte Anschauungen bannen den Geist des Herero in eine, bei all seinem Reichtum trostlose Lage. Er gleicht dem Geizhals, welcher, auf seinen Silberschätzen sitzend, Hungers stirbt. Das schlimmste ist aber, daß es sich hier nicht um einen einzelnen derartigen Sonderling handelt, sondern um eine ganze, in sich kräftige und brauchbare Nation. Da thut Hilfe dringend not. Die Mission ist bei diesem Übel brach gelegt, weil ihre Wirksamkeit nur innerlicher Natur sein kann. Hier könnte ein energisch betriebenes Handelsunternehmen die Ausbreitung der Kultur sehr wesentlich fördern. — Warum geschiehts nicht? Weil die Händler in jenen Ländern weniger einen stetigen, dauernden Betrieb suchen, als eine gewinnreiche Unternehmung, welche ihnen gestattet, nach wenigen Jahren mit gefülltem Beutel heimzukehren.

Und dieser Übelstand ist wohl ein allgemeiner! Wer unter die „Wilden" geht, will schnell reich werden, nicht einen soliden Handel treiben. Seine Arbeit bleibt ein Raubbau, welcher im günstigsten Falle Land und Volk unberührt läßt, meistens aber verderblichen Einfluß hat. Der Handel, vom theoretischen Standpunkt betrachtet, mag Kultur fördernd erscheinen. In Wirklichkeit ist er leider meist ohnmächtig oder schädlich. Es ist dies

gar zu natürlich; denn die Triebkraft des Handels, Gewinnsucht, degradiert den einzelnen Händler so, daß man ihn füglich nicht mehr mit dem so oft beliebten Titel: „Pionier der Kultur" belegen kann.

Die Theorie würde sich aber doch in vielen Fällen auch in die Praxis übersetzen lassen, wenn nicht einzelnen die Arbeit überlassen bliebe, sondern wenn ganze Gesellschaften mit der ausgesprochenen Absicht, einen die Kultur fördernden Handel treiben zu wollen, als Mitarbeiter neben der Mission aufträten. Sie würden bei rationellem Betrieb gewißlich eine gute Rendita aufweisen und daneben herrliche Erfolge erzielen können. Die aus der Heimat etwa mitgebrachten, edlen Absichten des einzelnen, unabhängigen Händlers werden gar bald durch den Reiz der Gewinne einerseits und die stetigen Entbehrungen und Versuchungen andrerseits erstickt. Eine Gesellschaft aber, welche in dem festgesetzten Ziele ihrer Unternehmungen, in der Auswahl der Arbeiter und bei der fortwährenden Beeinflussung derselben von der Heimat aus die kulturelle Einwirkung auf die Eingeborenen im Auge behält, wird nicht so leicht abgelenkt werden können. Auf den Gebieten der Baseler und der Norddeutschen (Bremer) Mission stehen derartige Unternehmungen in voller Blüte und reichem Segen. Ein ähnliches Unternehmen, welches im Anschluß an die Rheinische Mission auch im Hereroland arbeitete, ist leider auf falsche Fährte geraten (das oben angedeutete Princip verlassend) und untergegangen.[1])

Es wäre wünschenswert, daß auf allen Missions-Gebieten der Handel in dieser Gestalt aufträte, dann würde auch die Praxis bald ein günstigeres Zeugnis für ihn ausstellen.

Hoffen wir, daß besonders in den großen Gebieten am oberen und unteren Lauf des Congo der Handel sich als Stütze, nicht als Hemmschuh der Kulturarbeit der Mission erweise, dann wird Stanleys schöner Wunsch eine noch schönere Erfüllung finden.

[1]) Als der Schreiber dieser Zeilen vor etwa 3 Jahren in den Dienst dieser Barmer Missions-Handels-Gesellschaft eintrat, erkannte er gar bald, daß in Südafrika eine Verschiebung des Zieles der Unternehmungen (und zwar nach den Kupferbergwerken im Süden hin) stattgefunden hatte, welche schon seit Jahren außerordentliche Mißerfolge und Verluste nach sich zog. Er unternahm alsbald eine 15monatliche Inspektionsreise nach jenen Gebieten. Als er nach eingehender Prüfung der Lösung seiner Aufgabe, d. h. der zweckentsprechenden Organisation eines Ochsenexporthandels aus dem Hereroland, nahe zu sein glaubte, brach der jüngste Krieg zwischen Namaqua und Herero aus. — Die Ausführung seiner Pläne mußte hinausgeschoben werden. — Inzwischen brachte der Krieg und nicht minder die Abwickelung der auf die Kupferbergwerke im Süden sich stützenden Unternehmungen ungeheure Verluste, welche die ohnehin schon sehr geschwächte Gesellschaft zum Untergang resp. zur Auflösung brachten.

Wallmann als Missions-Inspektor.

Von Missionsinspektor Kratzenstein.

Johann Christian Wallmann ist am 13. Nov. 1811 zu Quedlinburg aus einem alten patricischen Geschlecht geboren. Schon auf dem Gymnasium zeichnete er sich durch ernsten Sinn und furchtlose Wahrheitsliebe aus; an seinen Aufsätzen ward die Anschaulichkeit, Frische und Ursprünglichkeit rühmend hervorgehoben. In Halle fand er durch Tholucks Zeugnis den Weg des Lebens. Sofort machte er sich mit eisernem Fleiß an das Studium des umfangreichen Werkes von Calov: Biblia illustrata; daneben studierte er griechische Kirchenväter; Speise für den inwendigen Menschen suchte er noch außerdem in alten Erbauungs- und Gesangbüchern. In Frankfurt a. O. ward er dann Hauslehrer bei dem Präsidenten v. Gerlach; durch die Missionsstunden des Obristlieutnants v. Schmeling und durch die Gespräche mit dem Obersten v. Gerlach ward es ihm dort angethan, von nun an der Mission mit besonderer Vorliebe sich anzunehmen.

Darauf nach seiner Vaterstadt Quedlinburg zurückgekehrt, studierte er dort mit großem Eifer die Schloßbibliothek, welche einen reichen Schatz an vielen, jetzt seltenen Büchern, von älteren Predigten, Erbauungs-Schriften, sowie wissenschaftlichen Werken der lutherischen Kirche enthält. Zugleich nahm er sich des kleinen Konventikels an, welches im Hause eines Schmieds seine Versammlungen hielt. Er fing also in dieser Hinsicht nichts neues an, sondern wandte sich an das, was da war. Das ist für sein Thun und Wesen sehr bedeutsam, denn er hat es immer also gehalten. Immer schickte er sich zunächst in die thatsächlich bestehenden Verhältnisse, durchdrang dieselben aber dann mit seinem Geist und Wesen, sie von innen heraus belebend und umgestaltend. Es dauerte nicht lange, so begann er wöchentliche Bibelstunden; in denselben hielt er aber nicht erbauliche Vorträge, sondern richtete sie so ein, daß er fragte und die Männer antworteten.

Später ward er Hilfsprediger an St. Benedikti, der Hauptkirche der Stadt; seine anfassenden, die Gewissen erschreckenden und tröstenden Predigten füllten den Nachmittagsgottesdienst in auffälliger und erfreulicher Weise. Die ganze Stadt, ja ein Teil der Umgegend ward in die entstandene Bewegung hineingezogen. Die Zahl seiner spottenden Feinde

sowie seiner dankbar für ihn begeisterten Freunde und Anhänger wuchs fort und fort; in Anerkennung und Achtung stand er bei jedermann.

1843 ward er Pastor an dem Hospital St. Johannis, welches etwa zehn Minuten außerhalb der Stadt liegt. Er sah dies als ein Außenwerk an, von wo aus die Stadt beschossen und erobert werden müßte. Bald stiftete er einen Enthaltsamkeits-Verein, der viel Segen geschafft hat, aber auch zugleich die Sammelstätte der entschiedneren gläubigen Leute aus der ganzen Stadt ward. Die Bibelstunde in der gewohnten und beliebten Form von Frage und Antwort bildete das Band der Gemeinschaft und die immer weiter und tiefer wirkende Quellstätte des geistlichen Lebens für viele.

Inzwischen war W.s Missionsliebe und Missionsthätigkeit nicht müßig gewesen. Zu den Frankfurter Anregungen war eine neue gekommen. Es war im Jahre 1842, als er eines Tages die alten Bücherschätze der gräflichen Bibliothek in Wernigerode durchstöberte. Da sagte ihm der dortige Hofprediger Radecke, er möge doch statt dessen seine Liebe und seinen Eifer mehr dem zuwenden, was in jetziger Zeit zur Ehre und Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden geschähe.

So hielt er denn schon als Kandidat Missionsstunden in Quedlinburg. Später hielt er auch in der benachbarten Stadt Halberstadt alle Monat eine Missionsstunde. Begleitet von einigen ihm treu ergebenen Männern wanderte er dazu stets zu Fuß die 3 Stunden hin und 3 Stunden zurück.

Und im Jahre 1843 erschien sein Buch: Die Missionen der evangelischen Kirche. Er nennt es auf dem Titel ein Volksbuch, und es ist dies in vorzüglichem Maße. Sehr bezeichnend für die Anlage und die Schreibweise des Buches ist die Vorrede. Sie lautet:

„Es wird jetzt im Volke viel von der Missionssache geredet. Bei weitem die Mehrzahl ist ihr abgeneigt. Nur der kleinere Teil ist für dieselbe. Beiden Teilen möchte ich mit diesem geringen Büchlein einen Dienst erweisen. Zunächst den Abgeneigten. Ich finde, daß sie meistens von der Sache reden, wie die Blinden von der Farbe. Es fehlt eben an Aufklärung. Sodann den Wohlgesinnten. Ich finde, daß viele von ihnen so ganz unvorbereitet an die Notizen ihrer Missionsblätter kommen, dann immerzu lesen, und zuletzt den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Es fehlt eben an Übersicht. Zu beiden nun, zur Aufklärung wie zur Übersicht über die Sache, möchte diese kleine Schrift ihr Scherflein beitragen. Sie wird für das Volk kurz und einfach berichten, wie es um die Missionen der evangelischen Kirche steht. Ich sage auch gleich, wie ich dieselben eingerichtet habe. Ich habe drei Teile gemacht. Der erste Teil handelt von dem religiös-sittlichen Zustande derjenigen Völker, die das Evangelium nicht haben; der zweite von den Anstalten, Gesellschaften und Vereinen, die die evangelische Kirche gemacht hat, um jenen Völkern das Evangelium zu bringen; und der dritte von den Erfolgen, welche das bisher gehabt hat. — Und nun sei des Herrn reicher Gnade dies arme Büchlein befohlen."

In demselben Jahre 1843 stiftete er auch den Missions-Hilfs-Verein für den Unterharz, welcher damals außer der Stadt Quedlinburg mit ihrer Umgegend auch die später zu selbständigen Vereinen ausgestalteten Städte Stolberg und Wernigerode mit ihren Umgegenden umfaßte.

Drei Jahre darauf (1846) erschienen von ihm: Die Briefe St. Pauli fürs Volk erklärt. Er hat darin den Text nicht durch Noten erläutert, sondern hat die Erklärung gleich in den Text hineingewoben. Es ist ein Büchlein ohne allen Glanz und Schein, in welcher aber viel Arbeit und viel Weisheit einer zugleich nüchternen und tiefsinnigen Auslegung steckt.

In demselben Jahre erschien die erste Nummer eines neuen durchaus volkstümlich gehaltenen Missionsblattes, dem er den Namen „Der Missionsfreund" beilegte. Ein Blatt von so ansprechender Form, und welches zugleich so tief und klar in die Missions-Zustände und -Ereignisse einführte, und dabei fort und fort die Erweckung und Förderung des inneren Lebens sich angelegen sein ließ, hatte es bis dahin im evangelischen Deutschland noch nicht gegeben.

Bedeutsame Sachen aus dem Missionsgebiet in Ost-Indien, China, der hinterindischen Inselwelt, aus verschiedenen Ländern und Völkern Süd-Afrikas bringt bereits das erste Halbjahr; dazu ein erbauliches Stück am Anfange und eine Übersicht über die wichtigsten Begebenheiten auf dem ganzen Missionsgebiet am Schlusse. Und so geht es dann fort im zweiten Jahrgange 1847, in welchem außerdem vier Quartalberichte Notizen über bedeutsame Vorgänge auf dem ganzen Missionsgebiet zur Besprechung bringen.

Geben wir wenigstens den Anfang der geistlichen Betrachtung in Nr. 1 des Jahres 1847 als eine Probe dieser fesselnden und Herz und Seele treffenden Schreibweise.

Siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Siehe! — Allen meinen Lesern wünsche ich ein seliges neues Jahr. Das kann uns nicht fehlen. Des sollen wir froh sein! Nur die Augen recht aufgethan und das angesehen, was not thut! Auf den rechten Gesichtspunkt kommt alles an. Siehe! Wen denn?

Ich. — Das ist nicht mein Ich und ist auch nicht dein Ich. Siehst du mich und dich an oder irgend eine andere Kreatur, und willst es mit ihr im neuen Jahre wagen, so giebt es ein schlecht miserabel Jahr. Das kann nicht fehlen. Kreatur, die ängstet nur. Lassen wir ja den Gesichtspunkt fahren. Den haben die Heiden. Der steht keinem Missionsfreunde an. Diese Ich, die falschen Götzen, macht zu Spott! Der HErr ist Gott, der HErr ist Gott! Gebt unserm Gott die Ehre! Der ist das Ich allein,

welcher das Ansehen haben will. „Ich, der HErr, das ist mein Name, und will meine Ehre keinem andern geben, noch meinen Ruhm den Götzen.“ Der HErr Jesus ist es, der das Wort da oben in der Überschrift gesprochen und kurz zuvor gesagt hat: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Der ist das Ich voller Gnade und Wahrheit, unser einziges Augenmerk — siehe da das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt! Suche diesen Jesum und sein Licht, alles andre hilft dir nicht Und findst du Jesum und sein Licht, so schad't dir alles andre nicht. Es muß ein seliges, neues Jahr geben.“ U. s. w.

Am Schluß dieses Jahrgangs findet sich die kurze Notiz: „Hier aus der Heimat noch die Nachricht, daß die Rheinische Missionsgesellschaft an die Stelle des sel. Dr. Richter den bisherigen Herausgeber dieses Blattes zum Inspektor ihrer Missions-Anstalt berufen hat.“

So war es. Durch sein Missionsbuch und Missionsblatt war Wallmann bereits in weiteren Kreisen als ein echter, rechter Missionsmann bekannt geworden. Und so war jene Berufung an das Missionshaus in Barmen zustande gekommen.

Es befähigte ihn zu dieser Stellung außer seiner brennenden Missionsliebe und umfassenden Missionskenntnis auch ein bedeutendes Organisationstalent. Es ist oben die Rede gewesen von der Stiftung des Missions-Hilfs-Vereins für den Unterharz, mit welchem er außer seiner Vaterstadt Quedlinburg auch noch die Städte Stolberg und Wernigerode nebst Umgegend zu verbinden verstand. Und in Quedlinburg ordnete er den Verein so, daß die beitragenden Mitglieder der Stadt bestimmten Helfern zugeteilt waren, welche die Beiträge von denselben einholten. Diese Einteilung geschah nicht etwa so äußerlich nach Stadtgegenden oder Straßen, sondern jenachdem die Helfer irgendwelche Beziehungen zu den beitragenden Mitgliedern hatten. Diese Helfer aber nahm er aus den bewährten Männern der Bibelstunden und des Enthaltsamkeits-Vereins. Und damit dieselben doch auch einen Lohn und Vorzug für ihre Mühe hätten und zugleich noch mehr in der Missionsliebe und -kenntnis gefördert würden, um stets bei passender Gelegenheit als Verteidiger oder Werber in Sachen der Mission thätig sein zu können: so hielt er ihnen alle Monat auf seiner Studierstube noch eine besondere Missionsstunde, wo ihnen auch noch Anlaß zu allerhand Fragen und Besprechungen inbetreff der Mission gegeben wurde.

Kurz möge hier auch noch dies erwähnt werden, daß er in Quedlinburg ein Exegetikum, zunächst hauptsächlich für Kandidaten, um dieselben im Glauben und christlicher Erkenntnis zu fördern, stiftete, welches sich alle acht Tage in seiner Wohnung versammelte, und sodann, daß er auch eine sogenannte Land-Konferenz ins Leben rief, welche alle

4 Wochen der Reihe nach zur exegetischen Besprechung des Wortes Gottes zusammenkam. Außer Quedlinburgern gehörten mehrere gläubige Geistliche der Umgegend zu derselben, auch etliche Gymnasial-Lehrer sowie Philipp v. Nathusius-Neinstedt.

Bereits war er auch auf vielen Missionsfesten, namentlich in der Provinz Sachsen, besonders als Berichterstatter, thätig gewesen. Auf der Berliner General-Konferenz hatte er 1847 einen Vortrag gehalten über das Thema: „In welcher Weise können die Missions-Hilfs-Vereine zu einer mehr unmittelbaren Teilnahme an der Missions-Thätigkeit gelangen?“ In demselben betonte er, es sei vor allen Dingen nötig, daß diejenigen, welche Missionsstunden hielten, ganz mit Kopf und Herz bei dem Werke seien, welches durch die Berliner Missions-Gesellschaft ausgerichtet worden wäre. Wer sich in die Wirksamkeit derselben hineinzuleben suche, habe Stoff genug; es ließe sich Pikantes genug bloß aus den Berliner Missions-Berichten nehmen, wenn man sie mit Gottes Wort würzte; die es so getrieben hätten, würden erfahren haben, daß sich in den Gemeinden auf der Stelle der Trieb gebildet, für einen einzelnen Missionar, einen einzelnen Missionsplatz oder einzelne bekehrte Heiden sich zu interessieren. Es sei aber nicht bloß nach Pikantem zu suchen, sondern darin liege das Pikante, daß es von unserer, der Berliner Gesellschaft gewirkt sei. Auch durch sie habe der Herr schon Wunder genug gethan.

Wallmann in Barmen.[1])

Es war zu Ostern des Jahres 1848 als Wallmann nach Barmen übersiedelte. Die Verhandlungen über die Annahme des ihm angetragenen Postens hatten sich über ein halbes Jahr hingezogen, waren aber zum Abschluß gekommen, noch ehe der Ausbruch der Revolution in Deutschland vorhergesehen werden konnte. Grade als die Gährung am stärksten war, mußte das bisherige Amt in der Heimat verlassen und eine Thätigkeit und Lebensstellung übernommen werden, welche dem Anschein nach nur in ruhigen Zeiten Bestand haben konnte. Aber von solchen Gedanken ließ sich der neuberufene Inspektor durchaus nicht anfechten. Der Generalversammlung, die bei seinem Eintritt berufen wurde, um über die schwierige Lage zu beraten, machte er Mut, unbeirrt in ihren Unternehmungen fortzufahren, und wenn es an Geld fehlte, das (keineswegs zu hoch bemessene) Gehalt des gesamten Missionspersonals zu kürzen und damit bei ihm

[1]) Dieser Abschnitt ist aus der Feder des Inspektors v. Rohden in Barmen.

selbst, dem Inspektor, den Anfang zu machen. Auch ließ er sich durch die weitere Revolutionsgeschichte in Preußen, und durch die wilden Drohungen der Aufrührer, die besonders im Frühling 1849 auf den Straßen Barmens und vor dem Missionshause gehört wurden, keinen Augenblick einschüchtern. Als Preuße von altem Schrot und Korn hatte er ein unerschütterliches Vertrauen zu dem schließlichen Sieg des legitimen Monarchen und war von der Erfolglosigkeit aller liberalen Bestrebungen fest überzeugt. Aber schon in dieser Beziehung mußte der neue Ankömmling im Wupperthal bald merken, daß er hier auf anderm Boden stand, und daß die Anhänger der Kreuzzeitung hier überaus dünn gesäet seien. Noch viel mehr mußte er diese Bemerkung machen auf kirchlichem Gebiet. Die synodalen und presbyterialen Formen der rheinisch-westfälischen Gemeinden, das Selbstbewußtsein der Gemeinden ihren selbstgewählten Pastoren gegenüber, die Selbständigkeit der Laien in biblischen oder dogmatischen Fragen; dazu die Schmucklosigkeit der Kirchen, die einfache Weise des Gottesdienstes, die ganze mehr reformierte Färbung des Thales, auch selbst innerhalb der lutherischen Gemeinden — das alles mußte ihn fremd und keineswegs wohlthuend berühren. Zwar war dieser Gegensatz zwischen den persönlichen Anschauungen und Gewohnheiten und dem hier entwickelten Gemeindeleben schon bei den Verhandlungen über den Eintritt Wallmanns in das neue Amt zu Tage getreten. Aber bei dem ernstlichen Verlangen Wallmanns, dem Herrn in der Mission zu dienen, und dem lebhaften Wunsche der Missions-Gesellschaft, eine so tüchtige und bewährte Kraft für ihr Werk zu gewinnen, näherte man sich von beiden Seiten so weit, daß man hoffen durfte, durch den Hinblick auf die großen und weiten Ziele der Mission jede untergeordnete Differenz leicht zu überwinden.

Somit war W. eingetreten in eine kirchliche Gemeinde, welche, aus reformierten und lutherischen Familien zusammengesetzt, einen Consensus-Katechismus gebrauchte, also die sogenannte vollzogene Union repräsentierte. Er war eingetreten in ein Komitee, oder wie man hier sagt: Deputation der Rheinischen Missions-Gesellschaft, welches zum größeren Teile aus reformierten Mitgliedern bestand, auf reformierte und lutherische Gemeinden und Missionsvereine sich stützte, und sowohl reformierte als lutherische Missionare hinaussandte. Der neue Inspektor war entschlossen, diesen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Er beteiligte sich an der Zusammenstellung liturgischer Formulare für die Hottentotten und Bastardgemeinden Südafrikas, wollte es auch mit einem Consensus-Katechismus versuchen. Aber beim besten Willen konnte sich Wallmann mit dieser Arbeit

nicht befreunden. Er kam doch wieder darauf zurück: schiedlich, friedlich; laßt die reformierten Missionare ihre Gemeinden auf reformierte Weise, und die lutherischen Missionare ihre Gemeinden lutherisch lehren und bedienen, und sorgen wir nur dafür, daß wir keinen konfessionellen Eiferer und Zänker hinausschicken.

So wenig wie in diesem Punkt kam Wallmann mit festen Principien hinsichtlich der Missionsmethode und der Missionsleitung nach Barmen. Wer hatte auch dazumal solch feste Principien? Die Heiden für den Herrn zu gewinnen, das war das allgemein anerkannte Ziel; ob viele oder wenige, ob durch diese oder jene Praxis: das wollte man sich alles erst vom Herrn zeigen lassen. Nur die Brüdergemeinde-Mission ging bereits in festeren Geleisen. Und grade in diese Geleise suchte auch die Rheinische Missionsgesellschaft einzulenken; denn ihre ersten und vornehmsten Leiter standen in intimen Beziehungen zur Brüdergemeinde. Die Stationen draußen sollten Institute werden, auf denen Landbau und Handwerke, Handel und Viehzucht getrieben würde, wo eine ganze Kolonie Missionsarbeiter mit verschiedenen Graden und Beschäftigungen beisammen säße, die sich selbst mit ihrer Hände Arbeit unterhielten, und möglichst viele „einzelne Seelen aus den Heiden dem Lamme zuführen" sollten. Als Wallmann kam, waren dergleichen Versuche von Barmen aus in Afrika bereits gemacht worden und größtenteils mißraten. Was der Brüdergemeinde mit ihren festgeschlossenen Ordnungen gelingen konnte, das konnte eine Gesellschaft mit so freien Formen nicht ohne weiteres ihr nachmachen. Gleichwohl war man sich in Barmen noch nicht recht klar darüber geworden, daß man eine andere Methode, und welche Methode man nun versuchen solle. Man schickte immer noch neben den ordinierten Missionaren unordinierte aus, teils unter dem Namen Katecheten, Schullehrer, oder auch als Ökonomen, Handwerker, Wagentreiber u. s. w., und so oft das augenblickliche Bedürfnis es zu erfordern schien. Auch Wallmann ging von dieser Praxis nicht ab, wie es denn überhaupt nicht seine Weise war, mit neuen Principien hervorzutreten. Konservativ wie er war, hielt er die vorgefundenen Einrichtungen nach Möglichkeit fest. Die Hausordnung, die Instruktion für die Missionare, die er in Barmen vorfand, behielt er nicht bloß bei, sondern verpflanzte sie, im großen und ganzen auch später in das Berliner Missionshaus, wenigstens die Hausordnung.

Aber Ordnung, strenge Ordnung zu schaffen überall da, wo es nach seiner Meinung bisher etwas zu lax hergegangen war, das war ihm dringendes Bedürfnis. Namentlich auf dem Missionsgebiet. Bisher hatten

die näher zusammenwohnenden Missionare in brüderlichen Zusammenkünften, Konferenzen, sich über gemeinsame Maßregeln verständigt, und gemeinsame Anträge an die Deputation gestellt. Im übrigen that jeder auf seiner Station ziemlich nach eignem Belieben. Dagegen glaubte Wallmann sofort einschreiten zu müssen. Eine Kirchenordnung und ein Superintendent — das war das Ziel, welches er ins Auge faßte; wenigstens für Afrika; dann auch für Borneo. In China war damals die Rheinische Mission noch zu unbedeutend. Die Deputation ging auf Wallmanns Vorschläge nur sehr zögernd ein. Man wollte einesteils die Zügel überhaupt nicht zu straff anziehn, andrerseits aber auch nicht zu viel Gewalt aus den Händen geben und einem dritten (dem Superintendenten) übertragen. Indes in diesem Stücke war Wallmann unerschütterlich. Nach fast zweijährigen Verhandlungen war die Kirchenordnung, wesentlich nach seinem eignen Entwurf, genehmigt, und der Superintendent wurde eingesetzt, Miss. Zahn in Tulbagh; (doch nur in Afrika, der für Borneo schon gewählte Superintendent trat wieder zurück). Indes mußte schon ein paar Jahre später Wallmann selbst die Hand dazu bieten, dessen Befugnisse wieder zu beschränken; sie waren augenscheinlich über ein zu großes Gebiet ihm zuerteilt.

Neue Missionsgebiete sind während Wallmanns Inspektion nicht in Angriff genommen, auch hat er selbst keine Anregung dazu gegeben. Der Wirkungskreis der Mission blieb so ziemlich der gleiche; nur eine Anzahl neuer Stationen innerhalb des besetzten Gebietes[1]) traten zu den schon vorhandenen hinzu. Überhaupt war das Eingreifen Wallmanns auf den fremden (ausländischen) Arbeitsgebieten nur ein mäßiges. Die offizielle Korrespondenz mit den verschiedenen Konferenzkreisen wurde nicht von ihm, sondern von mehreren damit beauftragten Gliedern der Deputation geführt, und auch sein mehr privater Briefwechsel mit den einzelnen Missionaren verstärkte sich selbstredend erst allmählich, als die Zahl seiner eigenen Schüler draußen zunahm.

Wallmanns Hauptwirksamkeit war in der Heimat: im Missionshause und in den Missions-Gemeinden; durch seine Besuche, seine Predigten und Ansprachen, seine Missionsschriften und -Traktate hat er überaus anregend und belebend auf weite Kreise gewirkt.

Mit besonderem Eifer nahm Wallmann sich der Zöglinge im Missionshause an. Das Haus war damals noch klein, die Räume be-

[1]) Fünf im Namaqua-Lande, eine in Borneo, drei in China.

schränkt, und über ein Dutzend ging die Zahl der Missionszöglinge nicht hinaus. Die jungen Männer, die mit dem Inspektor zusammenwohnten, an seinem Tische aßen und tranken, und unter seiner väterlichen Aufsicht standen, kamen sowohl aus lutherischen als aus reformierten Kreisen ins Missionshaus, aber meist ohne alle Voreingenommenheit, ja ohne konfessionelles Bewußtsein, und gaben sich willig der Leitung des energischen und seiner Sache gewissen Inspektors hin. Ohne daß derselbe darauf ausging, sie für seine Lehranschauungen zu gewinnen, ergab es sich aus der klar ausgeprägten Persönlichkeit des Inspektors von selbst, daß so ziemlich alle von ihm ausgebildete Missionare mehr oder weniger den lutherischen Typus trugen. Exegese und Dogmatik nebst Pastoraltheologie waren die Fächer, in denen er unterrichtete, und zwar so daß immer die erste Stunde des Tages von 8—9½ von ihm selbst gegeben wurde, und in dieser Stunde sämtliche Zöglinge versammelt zu sein pflegten. Der Kursus pflegte 4 Jahre zu dauern, und da zu seiner Zeit in Barmen noch keine Vorschule bestand, so war es keine leichte Aufgabe, die jungen Männer, welche meist aus dem Handwerkerstande herkamen, und darum wenig Vorbildung hatten, in der kurzen Zeit so weit zu fördern, daß sie vor ihrer Aussendung ein Ordinationsexamen vor der kirchlichen Behörde bestehen konnten. Der Unterricht in den alten Sprachen war damals im Rheinischen Missionshause noch nicht obligatorisch, sondern wurde nur den besonders befähigten Zöglingen erteilt. Erst allmählich stellte sich bei den immer schwierigeren Aufgaben, die in den Heidensprachen zu bewältigen waren, die Notwendigkeit heraus, möglichst alle Zöglinge soweit in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache zu bringen, daß sie sich selbst darin weiter fortzuhelfen imstande waren.

Mehr noch als die wissenschaftliche Unterweisung lag dem Inspektor die seelsorgerliche Behandlung der Zöglinge und ihre Einführung in die praktische Thätigkeit, am Herzen. Bei der Größe und weiten Ausdehnung der hiesigen Gemeinden und der Abgelegenheit vieler einzelnen Gehöfte oder Häusergruppen hatte es den Zöglingen von jeher nicht an Gelegenheit gefehlt, durch Sonntagsschulen, Missions- und Enthaltsamkeitsstunden, Gesangvereine, Bibelstunden sich in weiteren Kreisen nützlich zu machen. Sie hatten auf dem etwa eine Stunde entfernten Dönberg den Bau einer Kapelle zustande gebracht, in der die ältesten Zöglinge regelmäßigen Gottesdienst hielten, und hatten die Seelenpflege in jener ziemlich abgelegenen Gegend fast ausschließlich auf sich genommen. In alle diese Übungen griff Wallmann durch persönliche Beteiligung und eingehende Kontrolle energisch

ein, und bildete durch sein Beispiel und die Gabe populärer Rede, die ihm ganz besonders eigen war, seine Schüler zu erbaulichen Predigern und verständigen Seelsorgern heran. Besondre Tageszeiten waren festgesetzt, in denen er die Zöglinge einzeln zu sich kommen ließ, und im vertraulichen Gespräch, meist mit ihnen auf- und abspazierend, ihre besonderen Anliegen mit ihnen durchsprach, auf ihren Herzensstand liebevoll einging, ihre Klagen und Zweifel anhörte, falsche Ansichten berichtigte, guten Rat und fruchtbare Winke gab, strafte, tadelte, ermahnte und überhaupt sich in väterlicher Weise zu den Bedürfnissen der einzelnen herabließ. Diese Privatunterredungen waren nach dem dankbaren Zeugnis der Zöglinge ganz besonders förderſam und gesegnet; und als Wallmann einmal eine Zeit lang sie hatte aussetzen müssen, sandten sie ein Bittgesuch an ihn ab, sie doch wieder aufzunehmen und fortzusetzen. Nicht als ob ihm die Einwirkung auf seine Schüler immer leicht geworden wäre, oder als ob alle in gleicher Weise sich ihr hingegeben hätten. Im Gegenteil. Fast kein Jahr verging, daß nicht einer oder der andere Zögling entlassen worden wäre. Das gab dann jedesmal unangenehme Verhandlungen. Denn hinter jedem dieser jungen Männer stand in seiner Heimat und auch wohl im Wupperthal ein Kreis von Missionsfreunden, welche durch seine Entlassung empfindlich berührt und mißgestimmt wurden.

Wallmann that durch persönlichen und schriftlichen Verkehr mit den Missionskreisen, was er nur konnte, um nach Möglichkeit alle zufrieden zu stellen. Besonders in den ersten Jahren seiner neuen Amtsführung war er während der Sommermonate fast jede Woche auf Reisen, um Missionsfeste zu besuchen, Ansprachen zu halten, zu predigen und mit den befreundeten Pastoren zu konferieren. Dabei scheute er keine Strapazen, und wie er überhaupt eine spartanische Strenge gegen sich übte, kam es oft vor, daß er unmittelbar aus dem Unterricht kommend in den Wagen stieg, etwa die Nacht durchfuhr, und am andern Morgen von der Bahn sofort zur Kanzel ging, vielleicht nachmittags nochmals predigte und in der nächsten Nacht wieder nach Hause fuhr, um früh beim Unterricht nicht zu fehlen. Indes so sehr man diese außerordentliche Leistungsfähigkeit bewunderte, so war doch nicht jedermann mit dieser kurzen und knappen Weise die Dinge abzumachen gedient. Man hatte sich etwa auf eine gemütliche und ausführliche Unterhaltung, auf einige Stunden ruhigen Zusammenseins und mannigfache Privatmitteilungen gefreut, und nun ging alles im Fluge vorüber. Auch die Predigtweise, so populär, so erfrischend und fesselnd sie war, wollte doch nicht jedermann zusagen.

Zumal in den pietistischen Kreisen verletzten die witzigen, oft ans spaßhafte streifenden Ausdrücke auf der Kanzel, und man konnte sich um so schwerer darin finden, da Wallmann selbst ja durchaus pietistisch gerichtet war, und auch in seinem sonstigen Gespräch und Vorkommen selten etwas anderes als strengen Ernst und trockene Kürze zeigte.

Fast mehr noch als durch die Reisen und Korrespondenzen wurde die Zeit und Kraft des Inspektors durch die vielen Besuche in Anspruch genommen, die Jahr aus Jahr ein auf das Missionshaus zukamen, und vor allen Dingen den Vorsteher und Leiter des ganzen Werkes persönlich kennen lernen wollten. Damals herrschte noch in weiten Kreisen die Meinung, daß das Missionshaus eine Art Logierhaus sei für fremde Christen und Missionsfreunde, zumal wenn sie weit hergekommen wären und keine weitere Bekanntschaft im Thale hätten. Die sich am öftesten und längsten im Missionshause einquartierten, waren die zurückgekehrten Missionare, fremde und eigene, zum Teil mit der ganzen Familie. Die zurückgekehrten Missionare pflegen nicht ganz leicht zu behandeln zu sein. Sie hatten draußen eine so ganz andere Stellung, waren freie Herren über ihre Zeit und ihre Arbeit, waren an eine ganz andere Lebensweise, an freiere Verhältnisse gewöhnt; und nun sollen sie sich hier wieder schicken und bücken, haben keine feste und regelmäßige Arbeit, sind zum Teil körperlich leidend oder haben eine leidende Frau und Kind. Es gehört viel Selbstverleugnung und Gnade dazu, um sich in so schwieriger Lage sogleich zurechtzufinden, eben so aber auch viel Geduld und Weisheit, um mit diesen mehr oder minder lahmgelegten Arbeitern sofort den rechten Ton zu treffen. Wallmann war darin nicht sehr glücklich. Seine kurze, stramme Art war nicht darnach angethan, die unzufriedenen und viel Schonung beanspruchenden Gemüter aufzuschließen und zur Ruhe zu sprechen. Mindestens dauerte es eine längere Zeit, bis man sich mit ihm zurechtgefunden; dann aber wurde das Verhältnis bisweilen ein recht inniges. Besonders treu sorgte er für die Kinder der Missionare, und das sog. Kinderhaus in Barmen dankt ihm seine Entstehung.

Als er sein Amt in Barmen antrat, fand er schon einige herangewachsene Knaben aus Afrika vor, aber es waren keine Missionarssöhne sondern Schwarze. Zwei schwarze Knaben waren nach dem Wunsch und auf Kosten eines fürstlichen Missionsfreundes nach Barmen gebracht worden, um hier zu Lehrern und Predigern ihres Volkes herangebildet zu werden. Sie waren vorläufig zu einem Elementarlehrer gegeben, um erst deutsch zu lernen. Wallmann nahm sie sogleich ins Haus, unterrichtete sie zum

Teil selbst und ließ sich besonders ihre Vorbereitung zur Konfirmation angelegen sein. Aber das hiesige Klima und die Lebensweise war den Schwarzen nicht zuträglich. Sie mußten auf Rat des Arztes schon 1850 nach Afrika zurück, einer starb dort bald, der andre konnte vor seinem Tode den Missionaren im Damralande noch ein wenig helfen. Noch ein dritter dunkelfarbiger junger Mensch war zugleich mit ihnen hier. Etliche Studenten vom Kapland, die eine Zeit lang im Missionshause hospitierten, ehe sie eine holländische Universität bezogen, hatten ihn mitgebracht als ihren Bedienten. Hier nahm er dann etwas am Unterrichte teil, dann schickte Wallmann ihn auf ein Lehrerseminar, und er ist auch nachher in seiner Heimat als Schullehrer thätig gewesen, ohne jedoch weiter im Zusammenhang mit der Mission zu stehen. Im Jahre 1849 kamen die drei ersten Missionarssöhne, ein paar Jahre später ein paar emeritierte Missionare mit 10 Kindern. Es war das eine schwere Zeit für den Inspektor und namentlich für die Frau Inspektorin, da sämtliche Ankömmlinge zunächst im Missionshause untergebracht wurden, wo ohnehin so wenig Raum war. Die halbinvaliden Missionare wurden als Reiseprediger oder Agenten beschäftigt, einer konnte für eine Reihe von Jahren als Hausgeistlicher in einem Diakonissenhause angestellt werden. Aber was sollte mit den Kindern geschehn! Anfangs als es hieß: „Missionarskinder werden erwartet, um hier erzogen zu werden," flammte vielerwärts die Begeisterung auf, und es erbot sich eine Anzahl von Familien, von Verwandten oder Freunden der Missionare, eins oder das andre der Kinder zu sich zu nehmen, und für dessen Erziehung zu sorgen. Darauf gründete zunächst der Inspektor den Plan, die Missionarskinder, Knaben und Mädchen, so wie sie aus Afrika oder Borneo herüberkämen, bei einzelnen Familien unterzubringen, und also die Missions-Gesellschaft von dieser Sorge und Aufgabe möglichst zu entlasten. So wurden denn die Kinder zerstreut, auch als 1853 noch 7 andre zu den schon vorher erwähnten 13 hinzukamen, teils in Westfalen im Ravensbergischen, in Neuwied, in Mörs, auch im Wupperthal selbst und der nähern Umgebung, und so schien es ja wohl weiter gehen zu können, auch wenn, wie schon angekündigt war, eine größere Reihe von Kindern nachkäme. Aber bald zeigte es sich, daß dies System nicht durchzuführen sei. Schon die Trennung und Verzettelung der Geschwister, und ihre ungleichmäßige Erziehung hatte für Eltern und Kinder etwas sehr Niederdrückendes. Die Hauptsache aber war, daß den meisten freiwilligen Pflegeeltern die Sache bald leid wurde, entweder weil sie anstatt der erwarteten frommen und

liebenswürdigen Kinder sehr unartige und schwer zu leitende Kinder ins Haus bekommen hatten, oder weil ihnen die Kosten doch allmählich zu hoch aufliefen. Zwar erklärte Wallmann, daß die Missions-Gesellschaft gern bereit sei, einen Zuschuß zu den Unkosten zu gewähren. Aber dieser Zuschuß wurde allmählich so groß, und die sonstigen Übelstände so bedeutend, daß der Gedanke nahe gelegt wurde, ein eignes Erziehungshaus für die Missionarskinder zu errichten und alle unter die Leitung eines geschickten christlichen Lehrers zu vereinigen. Wallmann ergriff diese Idee mit großer Lebhaftigkeit und brachte sie auch mit der ihm eigenen Energie zur Ausführung. Von vorn herein stand ihm fest, daß das Kinderhaus in die nächste Nähe des Missionshauses müsse gerückt werden, damit der „spiritus familiaris" desselben desto kräftiger auf die Kinder einwirke, daß sie auch Sinn und Trieb für Missionsthätigkeit bekämen. Als daher ein unmittelbar ans Missionshaus grenzendes, ziemlich umfangreiches Grundstück käuflich wurde, ließ er nicht ab, bis die Missions-Gesellschaft das Grundstück erwarb und den Bau des Kinderhauses beschloß. Derselbe wurde im Frühling 1855 begonnen, wurde im folgenden Jahre fertig und im Spätsommer eingeweiht. Schon ehe er fertig war, war der neue Hausvater mit seiner Familie gekommen, ein Lehrer aus Thüringen, den Wallmann selbst dort aufgesucht und ausgewählt hatte. Es war aber keine glückliche Wahl gewesen. Er selbst geriet mit dem neuen Hausvater in allerlei Weiterungen, und konnte bei seinem bald hernach erfolgenden Abschied von Barmen keineswegs mit Freude und Befriedigung auf die neu von ihm gegründete Anstalt zurücksehen.

Wallmann hatte selbst ein Promemoria ausgearbeitet über die Erziehung der Missionarskinder, welches auch gedruckt und an die Missionare verteilt wurde. Eine 25jährige Erfahrung hat inzwischen dies Schriftstück arg glossiert und viele darin ausgeführte Gedanken als unzutreffend nachgewiesen. Das Kinderhaus neben dem Missionshaus ist schon seit einem halben Jahrzehent in eine Vorschule für das Missionsseminar verwandelt, die Missionarsknaben sind in einem Alumnat unter Leitung eines Pastors und Gymnasiallehrers vereinigt, die Mädchen in einem Töchterpensionat in Westfalen. Aber die Erfahrung mußte erst gemacht werden, und vor 25 Jahren hätte schwerlich jemand richtigere Gesichtspunkte aufzustellen gewußt.

Die Abfassung solcher Aufsätze war übrigens nicht die besondre Liebhaberei unsres Wallmann; vielmehr schon die mehr legislatorischen Arbeiten, wie Kirchenordnung, Instruktion u. dgl. Aber seine besondere Freude

und seine Gabe bestand in der leichten und fließenden Erzählung, sei es mündlich, sei es schriftlich. Hier entwickelte er eine ganz besondere Anmut und Popularität. Als er Inspektor der Rheinischen Missions-Gesellschaft wurde, machte er sich sogleich daran, deren Organ, die Monatsberichte der Rheinischen Mission, welches bis dahin fast nur Auszüge aus den Briefen der Missionare veröffentlicht hatte, gänzlich umzugestalten. Er stellte aus den älteren und neueren Briefen der Missionare interessante Erzählungen zusammen, die zwar vor einer scharfen kritischen Sonde nicht alle bestehen würden, aber die doch sehr lieblich und ergötzlich zu lesen waren. Diese Erzählungen erfreuten sich so allgemeiner Teilnahme, wurden so wiederholt begehrt, daß Wallmann eine Anzahl derselben später in einem besondern Büchlein zusammendrucken ließ, unter dem Titel „Leiden und Freuden Rheinischer Missionare", welches noch jetzt ein Lieblingsbuch mancher Missionskreise zu sein scheint. Daneben aber trieb es ihn auch, etwas für die Kinder zu thun. Er begründete 1855 den „Kleinen Missionsfreund", und ließ monatlich eine Nummer erscheinen mit kleinen Erzählungen und Anekdoten aus der Heidenwelt, nur kürzer und der kindlichen Fassungskraft angepaßt. Manche andere kleine Missionstraktate schrieb er außerdem, die zum Teil auf den Missionsfesten verkauft und stets mit vielem Beifall aufgenommen wurden. Zum gleichen Zweck ließ er auch wohl Bilder anfertigen aus der Heidenwelt und gab humoristische Erklärungen dazu. Alles was er so unmittelbar ins Volk hinein werfen, reden und schreiben konnte, das trug den Stempel seiner eigensten Natur.[1])

---

[1]) Wieder nur ein Beispiel, eine biblische Betrachtung aus den Missionsberichten.

Am Osterabend

ist die Mission unter allen Völkern eingesetzt und ihre vier Fundamentalartikel stehen im Evangelio des Sonntags Quasimodogeniti. Besinnen wir uns einmal wieder auf des Brunnens Gruft, daraus wir gehauen sind.

Erstens: „Da wurden die Jünger froh, daß sie den HErrn sahen." Wer die Thüren verschlossen hält aus Furcht vor den Juden, ist nicht geschickt zum Werke. Nur die taugen, die sich durch den Blick in Seine Hände und in Seine Seite lebendig überzeugt haben, daß er tot war und lebet nun und sie mit Ihm und darüber so froh und kreuzfidel geworden sind, daß sie über Mauern springen und für Ihn durchs Feuer laufen

Zweitens: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch." Das sind alles Narrenspossen, was man von Pionieren der Civilisation, Abschaffung des Sklavenhandels, geographischen, physikalischen, merkantilen und Gott weiß welchen Interessen redet, um die Mission bestens zu rekommandieren, — gegen dieses Diplom, welches der HErr ihr ausstellt. Wir an seiner statt in alle Welt hinein! — wer darüber nicht das Knie beugt und alles andre vergißt, der weiß mindestens nicht, was ein armer Sünder und wer der hochgelobte Sohn Gottes und Mariens ist.

Aber nicht minder eifrig gab Wallmann sich ernsteren Untersuchungen und Studien hin, wo er glaubte der Mission dadurch dienen zu können. So bereitete er mit viel Mühe und Sorgfalt die Herausgabe eines Rheinischen Missionsatlas vor, indem er mit unermüdlicher Ausdauer alle geographischen und ethnographischen Notizen über die verschiedenen Stätten unserer Wirksamkeit sammelte, und darnach einzelne Karten zusammenstellte. Da er im Kartenzeichnen nicht ungeübt war, brachte er den Missionsatlas glücklich zustande. Den jetzigen technischen Anforderungen entspricht er freilich nicht mehr, damals aber war die Darstellung etlicher bisher noch gar nicht bereister Gegenden nicht bloß den Missionsleuten sondern auch Fachmännern willkommen. — Ganz besonders interessierte ihn das Studium der heidnischen Sprachen auf unsern Missionsgebieten. Da zu jener Zeit die Rheinischen Zöglinge noch kaum so weit ausgebildet waren, um eine fremde noch ganz unbearbeitete Sprache in Schrift zu fassen und die grammatischen Regeln selber herauszufinden, so machte er sich selbst an die Arbeit. Besonders den Namaqua Missionaren suchte er zu Hilfe zu kommen, dieweil sie der schwierigen Schnalzsprache nicht Herr werden konnten und sich und das Volk an fortwärendes Dolmetschen gewöhnt hatten, wobei natürlich die schlimmsten Misverständnisse nicht ausblieben. Wallmann suchte alles zusammen, was er von Namaqua Wörtern und Formen auftreiben konnte, und brachte schon 1854 ein kleines Wörterbuch und eine Art Formenlehre zustande, die er auch drucken ließ, und 1857

Drittens: „Nehmet hin den heiligen Geist!“ Das ist der nervus rerum — nicht die Talente, weder die in der Klasse, noch die in den Köpfen. Wir eilen einem unvermeidlichen Bankerotte zu und bringen wahrhaftig all unsere Zeit und Kraft ganz umsonst und vergeblich hin, werfen das Geld zum Fenster hinaus und opfern ganz unnützerweise der Menschen Leib und Leben für nichts und wieder nichts auf, wenn wir dies Benefiz verachten, welches der HErr Seinem Werke ausgesetzt hat. Entweder des Heiligen Geistes voll und dann das Feld behalten — oder Fleisch für unsern Arm halten und dann vergehen wie des Grases Blume — ein drittes giebt es nicht.

Viertens: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Das ist das Ziel der Mission: Gotte ein guter Geruch Christi, beides unter denen die selig werden und unter denen, die verloren werden, diesen ein Geruch des Todes zum Tode, jenen aber ein Geruch des Lebens zum Leben. Und wer ist hiezu tüchtig? fragte einer, der mitten im Werke stand. Gott seis geklagt, wie vieles in der Mission getrieben wird, was doch nur auf halbem Wege stehen bleibt und das Ziel nicht erreicht oder gar auf garstigen Abweg gerät! Nun so helfe uns Gott, daß wir immerdar mit dem, der jene Frage aufwarf, sagen dürfen: „als aus Lauterkeit — und alles aus Gott — vor Gott — reden wir in Christo.“

in einem größeren Büchlein vervollständigte. Dazwischen hatte er sich auch auf das Dajakkische geworfen und 1856 eine Grammatik der Pulopetak-Sprache herausgegeben. In dieser Sprache hatte ihm Miss. Hardeland schon tüchtig vorgearbeitet, hatte schon das Neue Testament ins Dajakkische übersetzt, und gab 1858 auch selbst eine Grammatik heraus, die freilich um vieles vollständiger war.

In diesen Studien, die neben der Masse der übrigen Geschäfte, Unterredungen, Korrespondenzen, Unterricht, Drucksachen, nur einen sehr bescheidenen Teil der Zeit beanspruchen durften, erwies sich der Inspektor oft schonungslos gegen seinen eigenen Körper. Und doch war sein Körper nichts weniger als kräftig. Schon als er nach Barmen kam, litt er an einem empfindlichen Leibesübel, welches von Zeit zu Zeit, und meist zu höchst ungelegener Zeit (auf Reisen) in schweren und schmerzlichen Anfällen über ihn kam, und etliche Male seinem Leben ein Ende zu machen drohte. Doch wurde es damit allmählich etwas besser. Dafür stellte sich aber ein anderes Leiden ein, ein Halsleiden, welches er sich durch Überanstrengung der Stimme zugezogen und durch wiederholte starke Erkältung verschlimmert hatte. Gleichwohl wußte er durch seinen energischen Willen den schwachen Leib beständig zum Gehorsam zu zwingen, und wenn seine Freunde meinten, ihn schwach und elend im Bett zu finden, fanden sie ihn meist in irgend eine wichtige Arbeit vertieft am Pulte stehen. So hinterließ er überall den Eindruck eines sich im Dienst des Herrn verzehrenden Mannes; und mochte man ihn darum loben oder tadeln, mochte man sich von ihm angezogen oder abgestoßen fühlen, darin waren alle einig, daß er ein vom Herrn ganz besonders erwähltes und ausgerüstetes Werkzeug sei, um der Mission unter den Heiden durch Wort und Schrift zum kräftigeren Gedeihen zu helfen.

Die Schwierigkeit, auf welche Wallmann gleich bei seinem Eintritte in Barmen gestoßen war, nämlich seine eigene lutherische Ausprägung mit dem unierten Charakter der Rheinischen Mission in Einklang zu bringen, trat im Laufe der Jahre immer wieder hervor und führte schließlich zu allerlei unangenehmen Konflikten. Missionar Hugo Hahn war 1853 aus Afrika, aus dem Damraland zurückgekehrt, um seine russische Heimat in den Ostseeprovinzen zu besuchen. Von dort her, aus streng lutherischen Umgebungen heraus, stellte er bestimmte konfessionelle Forderungen an die Deputation, deren Ablehnung, wie er sagte, nicht bloß ihn, sondern die meisten lutherischen Missionare in Südafrika zum Austritt zwingen würde.

Er verlangte, die Deputation solle erklären, daß sie auf ihren Missionsgebieten keine „absorptive" Union wolle, sondern ihren Missionaren gestatte, entweder ausschließlich den Heidelberger oder den Lutherischen Katechismus, und dem entsprechende liturgische Formulare zu gebrauchen, und daß sie schon bestehende lutherische oder reformierte Gemeinden aus den Heiden nicht mehr konfundieren, also nicht etwa einen reformierten Missionar in eine lutherische Gemeinde senden wolle, und umgekehrt. Diese Forderungen, wiewohl sie schließlich im wesentlichen zugestanden wurden, gaben doch zu sehr langwierigen Verhandlungen Anlaß, in denen Wallmann, der persönlich ganz mit Hahn einverstanden war, bisweilen einen schweren Stand hatte. Als nun um jene Zeit (1854) der Antrag, der schon einige Male an ihn herangetreten war: geistlicher Inspektor an der Klosterschule zu Magdeburg zu werden, in besonders dringender Weise wiederholt wurde, fing er an, die Möglichkeit seines Abgangs in Barmen in ernstere Erwägung zu ziehen, „da seine konfessionelle Stellung der Entwicklung der Rheinischen Mission hinderlich zu sein scheine." Freilich der Antrag selbst hatte nichts Verlockendes für ihn: der Mission gehörte seine ganze Liebe und seine ganze Kraft. Und da die Missions-Gesellschaft den Verlust eines so ausgezeichneten Arbeiters denn doch gern verhindern wollte, so wurde seitens der Deputation den wiederholt vorgetragenen konfessionellen Wünschen und Anträgen des Inspektors so weit nachgegeben, als sie dies eben thun konnte. Zu einer völligen Klarheit kam es jedoch nicht. Man überdeckte schließlich die Differenzen und glaubte sich geeinigt zu haben, weil der gerade vorliegende Anstoß aus dem Wege geräumt war. Aber die divergierende Richtung der Gemüter blieb; bei jedem neuen Anlaß tauchte der Principienstreit wieder auf, und — wie es Wallmann einmal aussprach: man wird zuletzt müde — das Gefühl, sich hier dennoch auf fremdem Boden zu bewegen, übte allmählich einen niederdrückenden Einfluß auf ihn.

Da geschah es nun, daß er in den Weihnachtsferien 1856 von dem Missions-Inspektor Mühlmann nach Berlin eingeladen wurde, und daß die Leiter der Berliner Missions-Gesellschaft daselbst die Frage an ihn richteten, ob er nicht ihnen, seinen alten Freunden, zu Hilfe kommen, und das Rheinische Inspektorat mit dem Berliner vertauschen wolle. Äußerlich hatte der Ruf gerade nichts Verlockendes. Abgesehen von der konfessionellen Frage fand er in Berlin mehr Schwierigkeiten als im Wupperthal, und in allen äußeren Dingen mußte er sich dort viel mehr Unbequemlichkeit und Einschränkung gefallen lassen. Auch hatte der HErr erst eben wieder sein Wirken in Barmen auf die glänzendste Weise legitimiert. Das Deficit

in der hiesigen Missionskasse war so hoch gestiegen, daß der Kassierer sich weigerte, noch weitere Vorschüsse zu machen. Auf Ersuchen der Deputation verfaßte Wallmann einen Aufruf zur Deckung der Schuld, und dieser Aufruf hatte eine so außerordentliche Wirkung, daß innerhalb weniger Monate die gesamte Schuld bei Heller und Pfennig bezahlt war, ohne daß die laufenden Einnahmen einen merklichen Abbruch erlitten hätten. Wallmann selbst verkannte keinen Augenblick den vielfachen Segen, welchen der Herr auf seine bisherige Wirksamkeit gelegt, und das viele Gute, was er in seiner bisherigen Stellung hatte genießen dürfen, allein die kirchlichen Fragen neigten sein Herz doch immer wieder auf die andre Seite. Eine Verhandlung mit den Predigern der Unterbarmer Gemeinde, in welche das Missionshaus eingepfarrt war, gab den Ausschlag. Wallmann wünschte, daß das Missions- und Kinderhaus als eine besondere Anstaltsgemeinde konstituiert, oder doch wenigstens ihm die Freiheit gegeben werden solle, seine eignen Söhne sowie die hierhergesandten Söhne lutherischer Missionare von einem lutherischen Pfarrer konfirmieren zu lassen. Als ihm dies Zugeständnis verweigert wurde, gab er in Berlin seine Zusage. So sehr man im Wupperthal seinen Austritt bedauerte, so meinte man doch, die ganze Sache seiner eigenen freien Entscheidung anheim stellen zu müssen, und wollte weder von der einen noch von der andern Seite auf ihn einwirken. Man gab ihm alle Beweise von Freundlichkeit und Vertrauen, blieb bis zum letzten Augenblick im herzlichsten Verkehr mit ihm, und benutzte jede Gelegenheit, ihm zu zeigen, wie sehr man ihn in seiner bisherigen Amtsführung zu schätzen wisse. Wallmann selbst erwiderte diese Liebesbeweise mit um so größerer Herzlichkeit je näher die Stunde seines Abschieds kam, erklärte auch wiederholt vor seinem Abgange, daß keinerlei principielle Differenz ihn von hier weggetrieben, daß er auch über die konfessionellen Anstöße hinweggekommen sein würde, daß er aber nicht umhin könne, den Ruf aus Berlin als einen vom HErrn an ihn ergangenen anzusehn, dem er im Gehorsam zu folgen habe. Am 18. Mai 1857 verließ er mit seiner Familie das Rheinische Missionshaus und das Wupperthal.

(Schluß folgt.)

Die Völkerstämme im centralen Südafrika

(nach Dr. Holub und den bezüglichen Missionsberichten).[1])

Mit einer ethnographischen Karte.

Von Dr. R. Grundemann.

Das centrale Südafrika gehört zu denjenigen Gegenden, von denen wir nur selten ausführliche und wenig regelmäßige Berichte erhalten. Wir sind daher in vielen Beziehungen nicht imstande uns ein recht klares Bild von den dortigen Zuständen zu machen. Desto wichtiger muß uns jede Mitteilung eines Augenzeugen sein, um so mehr, wenn derselbe mit einer wohlgeübten Beobachtungsgabe ein möglichst unparteiisches Urteil verbindet. Beides müssen wir in vollem Maße anerkennen bei Dr. E. Holub, dessen sehr interessantes Werk „Sieben Jahre in Südafrika" wir S. 189 ff. in allgemeiner Weise bereits besprochen haben. Hier möchten wir aus dem umfangreichen Buche den Missionsfreunden alles das darbieten, was für sie wissenswert und wichtig erscheint, verbinden aber damit zugleich die Verarbeitung aller derjenigen (freilich leider zum Teil sehr aphoristischen) Nachrichten, welche sich in den bezüglichen Missionsberichten, also besonders dem Chronicle of the London Missionary Society (L. M. Chr.) und den Wesleyan Missionary Notices (W. M. N.) in neuerer Zeit vorfinden.

Diejenigen Völkerstämme, mit denen Dr. Holub auf seinen Reisen in Berührung kam, gehören überwiegend der Betschuana-Familie an. Zur Zeit bestehen im Westen von Transvaal noch sechs unabhängige Reiche derselben, über die wir uns zunächst orientieren. Alle diese Reiche erstrecken sich nach Westen bis tief in die Kalahari-Wüste hinein, ja man kann sagen bis an die Grenze des Namaquàlandes. Die zerstreut in der Wüste lebenden Völkerschaften, Makalahari (Baka —) und die Barwa, oder wie sie bei den nördlichen Betschuana genannt werden Masarwa[2]), sind ihnen als Hörige einverleibt, die als Leibeigene des Königs oder eines Unterhäuptlings für diesen die Jagd betreiben, Honig sammeln ꝛc. Die Betschuanabevölkerung hat ihre Sitze nur in den östlichen, verhältnismäßig besser bewässerten Partien des Landes, wohin sie auch einen Teil der Makalahari als Leibeigene gezogen haben, von denen manche auch wohl, wenn sie sich durch gute Dienste ausgezeichnet haben,

[1]) Die aus den letzteren geschöpften zusammenhängenderen Mitteilungen sind der leichteren Kenntlichkeit wegen in Klammern ([]) gesetzt.

[2]) Holub, Band I, 432 und Anhang Nr. 13.

frei erklärt und dem betreffenden Stamme zugezählt werden, in den sie dann aufgehen.

Die erwähnten Reiche bilden meist lange, von Osten nach Westen gestreckte Parallelogramme. Der größte Teil des Landes ist Wüste. Von Süden nach Norden zählen wir folgende Reiche:

1. Das der Batlaping[1]) unter dem Könige Mankuruane. Manche Angehörige des genannten Volksstammes leben jetzt nach der Annektierung von Griqualand West als britische Unterthanen. Andrerseits aber umfaßt das genannte Reich auch andre Betschuanastämme oder deren Reste, wie namentlich die Batlaro (-ru), unter denen die Mission zu Kuruman ihre Hauptwirksamkeit hat.

2. Die Barolong unter Montsua (Montsive), unter denen die Wesl. Methodisten missionieren. Die Hauptstadt ist Lotlakane. Das Land zieht sich zu beiden Seiten des Molopo[2]) nach Westen.

Zwischen den beiden genannten Reichen liegt am Hart River um Mamusa das kleine Gebiet der unabhängigen Koranna. Holub hatte andre Vertreter dieser Völkerschaft innerhalb der Kolonie zu beobachten Gelegenheit.

3. Das Bangwaketse[3])-Reich des Chatsitsive mit der Hauptstadt Kanye (-ja). Dasselbe umfaßt ein Häuflein vom Stamme der Baharutse, dessen Herrscher früher den Rang von Oberkönigen über die sämtlichen Betschuana-Stämme besaßen.

4. Die Bakwena, unter dem bekannten Setschele, der seine oft verlegte Residenz jetzt zu Molopolole hat. Auch die Stämme der Bakhatla, Batloka und Makhosi wohnen in seinem Gebiete.

5. Die östlichen Bamangwato unter Khame (-ma) mit der Hauptstadt zu Schoschong. Ihr weites Gebiet wird im Osten von dem Matabele Reiche begrenzt und erstreckt sich im Norden bis an den Zambesi.

6. Die westlichen Bamangwato oder Batowane haben das ausgedehnte Gebiet um den Ngami-See inne. Bei den Bamangwato nehmen die Madenassana eine ähnliche Stellung ein, wie in den andern Reichen die erwähnten Masarwa.

---

[1]) Holub hat die Form Batlapinen gebildet. Es scheint jedoch nicht geraten, von den durch das Kollektiv-Präfix Ba- hergestellten Namen der Bantuvölker noch weiter Pluralformen zu bilden, da jene bereits den Pluralbegriff enthalten. Früher schrieb man nach dem Vorgang der Londoner Missionare Batlapi; in neuerer Zeit drücken auch sie den Nasallaut durch ng aus.

[2]) Holub schreibt immer Molapo.

[3]) Ba-Nquaketse oder Ba-Ngwaketse. Früher schrieb man gewöhnlich Bawangketse.

Eine genaue Angabe der Bevölkerung dieser Reiche ist nicht möglich. Holub schätzt die Bakwena auf 32—35000, die andern Stämme in Setscheles Gebiet 18—20000, die Bewohner des Bangwaketselandes 28—30000, die eigentlichen Unterthanen Montsuas auf 33—35000 und in seinem Gebiete südlich von Molopo (kleinere Barolongstämme) 30000, das Batlapingreich 30000, das Korannareich von Mamusa 8000.[1])

Mit dem südlichsten Zweig der **Batlaping**[2]) kam Holub auf seiner ersten Probereise (1873) in Berührung.[3]) Sie bewohnen die Umgegend der Mündung des Hart River in den Vaal,[4]) von der wahrscheinlich ihre Hauptstadt den Namen trägt, denn Likhatlong bedeutet „Vereinigung". Die Residenz des Häuptlings Yanke (Holub schreibt Jantsche) bestand aus etwa 160—200 Hütten, welche drei größere Gehöftgruppen bildeten, in denen je 2—4 Hütten zu einem Gehöfte vereinigt waren. Die Hütten der mittleren Gruppe (welche bis an den Hart River reichte) zeigten die emsigste Arbeit. In ihrer Mitte befanden sich die Ruinen des einige Jahre zuvor abgebrannten Missionshauses. Die Station hatte damals keinen europäischen Missionar [sondern nur einen eingebornen Prediger, wurde aber von Kuruman aus regelmäßig von Rev. W. Ashton besucht,[5]) der später seine alte Station wieder herstellte].[6]) Die Kirche war ein unscheinbares, längliches, aus ungebrannten Backsteinen aufgeführtes Gebäude. [Im Juli 1875 war dieselbe so verfallen, daß nur ein Teil des Gebäudes beim Gottesdienst benutzt werden konnte, und die von den Außenstationen sich versammelnde Gemeinde zum großen Teil außerhalb sitzen mußte. In der Folge wurde sie aus den Gemeindebeiträgen restauriert.]

---

[1]) Holub I, S. 395.

[2]) Dieser Zweig im Gebiete von Griqualand West umfaßt 1500 Seelen, die sämtlich dem Namen nach Christen sind. Die Londoner Mission begann ihre Arbeit unter ihnen durch Rev. Helmore (1840).

[3]) Holub I, 148 ff., auch 132 f. und 144 f.

[4]) Der Vaalfluß fließt hier in nördlicher Richtung nach überwundenen Stromschnellen in einem schlammigen Bette ruhig dahin; kurz vor der Mündung des Hart wendet er sich plötzlich nach Westen und geht mit letzterem vereint bald in die südwestliche Richtung über. Das linke Vaalufer an der Biegung ist sumpfig mit hohen Bäumen bestanden und birgt Raubtiere, sowie einige Herden verwilderter Schweine.

[5]) London Miss. Chronicle 1876 S. 53.

[6]) London Miss. Rep. 1876 S. 121.

frei erklärt und dem betreffenden Stamme zugezählt werden, in den sie dann aufgehen.

Die erwähnten Reiche bilden meist lange, von Osten nach Westen gestreckte Parallelogramme. Der größte Teil des Landes ist Wüste. Von Süden nach Norden zählen wir folgende Reiche:

1. Das der Batlaping[1]) unter dem Könige Mankuruane. Manche Angehörige des genannten Volksstammes leben jetzt nach der Annektierung von Griqualand West als britische Unterthanen. Andrerseits aber umfaßt das genannte Reich auch andre Betschuanastämme oder deren Reste, wie namentlich die Batlaro (-ru), unter denen die Mission zu Kuruman ihre Hauptwirksamkeit hat.

2. Die Barolong unter Montsua (Montsive), unter denen die Wesl. Methodisten missionieren. Die Hauptstadt ist Lotlakane. Das Land zieht sich zu beiden Seiten des Molopo[2]) nach Westen.

Zwischen den beiden genannten Reichen liegt am Hart River um Mamusa das kleine Gebiet der unabhängigen Koranna. Holub hatte andre Vertreter dieser Völkerschaft innerhalb der Kolonie zu beobachten Gelegenheit.

3. Das Bangwaketse[3])-Reich des Chatsitsive mit der Hauptstadt Kanye (-ja). Dasselbe umfaßt ein Häuflein vom Stamme der Baharutse, dessen Herrscher früher den Rang von Oberkönigen über die sämtlichen Betschuana-Stämme besaßen.

4. Die Bakwena, unter dem bekannten Setschele, der seine oft verlegte Residenz jetzt zu Molopolole hat. Auch die Stämme der Bakhatla, Batloka und Makhosi wohnen in seinem Gebiete.

5. Die östlichen Bamangwato unter Khame (-ma) mit der Hauptstadt zu Schoschong. Ihr weites Gebiet wird im Osten von dem Matabele Reiche begrenzt und erstreckt sich im Norden bis an den Zambesi.

6. Die westlichen Bamangwato oder Batowane haben das ausgedehnte Gebiet um den Ngami-See inne. Bei den Bamangwato nehmen die Madenassana eine ähnliche Stellung ein, wie in den andern Reichen die erwähnten Masarwa.

[1]) Holub hat die Form Batlapinen gebildet. Es scheint jedoch nicht geraten, von den durch das Kollektiv-Präfix Ba- hergestellten Namen der Bantuvölker noch weiter Pluralformen zu bilden, da jene bereits den Pluralbegriff enthalten. Früher schrieb man nach dem Vorgang der Londoner Missionare Batlapi; in neuerer Zeit drücken auch sie den Nasallaut durch ng aus.

[2]) Holub schreibt immer Molapo.

[3]) Ba-Nquaketse oder Ba-Ngwaketse. Früher schrieb man gewöhnlich Bawangketse.

Eine genaue Angabe der Bevölkerung dieser Reiche ist nicht möglich. Holub schätzt die Bakwena auf 32—35000, die andern Stämme in Setscheles Gebiet 18—20000, die Bewohner des Bangwaketselandes 28—30000, die eigentlichen Unterthanen Montsuas auf 33—35000 und in seinem Gebiete südlich von Molopo (kleinere Barolongstämme) 30000, das Batlapingreich 30000, das Korannareich von Mamusa 8000.[1])

Mit dem südlichsten Zweig der **Batlaping**[2]) kam Holub auf seiner ersten Probereise (1873) in Berührung.[3]) Sie bewohnen die Umgegend der Mündung des Hart River in den Vaal,[4]) von der wahrscheinlich ihre Hauptstadt den Namen trägt, denn Likatlong bedeutet „Vereinigung". Die Residenz des Häuptlings Yanke (Holub schreibt Jantsche) bestand aus etwa 160—200 Hütten, welche drei größere Gehöftgruppen bildeten, in denen je 2—4 Hütten zu einem Gehöfte vereinigt waren. Die Hütten der mittleren Gruppe (welche bis an den Hart River reichte) zeigten die emsigste Arbeit. In ihrer Mitte befanden sich die Ruinen des einige Jahre zuvor abgebrannten Missionshauses. Die Station hatte damals keinen europäischen Missionar [sondern nur einen eingebornen Prediger, wurde aber von Kuruman aus regelmäßig von Rev. W. Ashton besucht,[5]) der später seine alte Station wieder herstellte].[6]) Die Kirche war ein unscheinbares, längliches, aus ungebrannten Backsteinen aufgeführtes Gebäude. [Im Juli 1875 war dieselbe so verfallen, daß nur ein Teil des Gebäudes beim Gottesdienst benutzt werden konnte, und die von den Außenstationen sich versammelnde Gemeinde zum großen Teil außerhalb sitzen mußte. In der Folge wurde sie aus den Gemeindebeiträgen restauriert.]

---

[1]) Holub I, S. 395.

[2]) Dieser Zweig im Gebiete von Griqualand West umfaßt 1500 Seelen, die sämtlich dem Namen nach Christen sind. Die Londoner Mission begann ihre Arbeit unter ihnen durch Rev. Helmore (1840).

[3]) Holub I, 148 ff., auch 132 f. und 144 f.

[4]) Der Baalfluß fließt hier in nördlicher Richtung nach überwundenen Stromschnellen in einem schlammigen Bette ruhig dahin; kurz vor der Mündung des Hart wendet er sich plötzlich nach Westen und geht mit letzterem vereint bald in die südwestliche Richtung über. Das linke Baaluser an der Biegung ist sumpfig mit hohen Bäumen bestanden und birgt Raubtiere, sowie einige Herden verwilderter Schweine.

[5]) London Miss. Chronicle 1876 S. 53.

[6]) London Miss. Rep. 1876 S. 121.

„Vom rechten Ufer aus gesehen bot die Stadt mit ihren regelmäßig aneinander gereihten Gehöften einen ganz netten Anblick. In den Straßen, d. h. den freien Räumen zwischen den einzelnen Gehöften herrschte reges Leben. Hier sah man Frauen, welche große thönerne Gefäße auf dem Kopfe tragend zum Flusse eilten, dort kamen andre mit schweren Bündeln dürren Grases oder mit Gestrüpp nach Hause. Am Flusse spielten nackte Kinder, andre trieben Vieh auf die Weide. Zu diesem Bilde emsiger Thätigkeit der Frauen kontrastierte das dolce far niente der Männer auffällig; man sah sie allerorts müßig auf der Erde liegen, sich einer gesättigten Schlange gleich im Freien sonnend und von den Anstrengungen des eingenommenen Mahles sich erholend."

Die Bekleidung der Männer bestand in Jacken und Hosen aus europäischen Stoffen oder aus weichgegerbten Fellen. Die an der Arbeit befindlichen Weiber hatten entweder bloß einige Lappen (meist Mädchen) oder einen kurzen, bis zu den Knieen reichenden, glattgegerbten Karoß um die Hüften geschlungen, andre wieder ein kurzes viereckiges Fell als Vorder- und ein größeres mit eingenähten schwarzen Lederringen als Rückenschürze. Schnüre von großen blauen Glasperlen um den Hals und aus Messingdraht geflochtene Armringe nebst ähnlichen Ohrringen bildeten den Schmuck. Männer wie Weiber trugen kegelförmige tief ins Gesicht fallende Strohhüte. Für einen solchen wurde der Preis von 20 Mark gefordert. — [Zu andern Zeiten wissen sich die Batlaping-Frauen ganz europäisch zu kleiden; wenigstens die Braut trägt ein Staatskleid, und Blumenkranz und Schleier ist bereits allgemein bei den Hochzeiten im Gebrauch. L. M. Chr. 1876 S. 54.]

Der Boden im Thale des Hart River ist sehr fruchtbar. Die Felder sind in der Größe von 10—20 Ar angelegt und gut bebaut. [Sie liegen zum Teil jenseits des Flusses, in der Ecke zwischen diesem und dem Vaal. In der Zeit wenn das reifende Korn einen fortwährenden Schutz der Felder erfordert, bleiben viele Leute drüben. Sonnabend abends und Sonntags früh stellen sich manche zum Gottesdienst ein und wenn der Hart River angeschwollen ist, schwimmen sie hindurch ihre Kleider in Bündeln auf dem Kopfe haltend. L. M. Ch. 1876 S. 53.] Holub sah etwa 100 Frauen einzeln oder in kleinen Gruppen fleißig an der Arbeit. Der Schweiß perlte ihnen von der Stirn. Hier wurde gejätet, dort Maiskolben abgebrochen, dort bearbeiteten einige mit sehr primitiver Hacke den Boden. Mädchen und Greisinnen verrichteten die leichteren Arbeiten; einige der Frauen trugen ihren Säugling in einem Ledersacke auf dem Rücken, andre hatten die ihrigen in Karossen auf die Erde gelegt und die Geschwister kehrten den kleinen Schreihälsen die Fliegen mit Wedeln, die aus Tierschwänzen verfertigt waren.

Die Männer waren meist von Mittelgröße aber nicht von besonders schönem Wuchse oder kräftig, doch schien die Hautfarbe auffallend hell. Das Gesicht war durch die breite Nase verunstaltet infolge des Gebrauchs kleiner Eisenlöffel an Stelle des Taschentuchs. „Ihr Ruf als notorische Faulenzer war wohl begründet, denn obwohl ihr Gebiet sehr fruchtbar ist, verwendeten sie sehr wenig Mühe auf den Anbau von Cerealien und waren auch auf dem Markte von Kimberley seltene Gäste." Seinen mit faustdickem Knopfe versehenen Wurfstock, Kiri, trägt der Motlaping wie jeder Motschuana stets bei sich und weiß ihn geschickt zu handhaben. Mit dem Feuergewehr ist er sehr ungeschickt.

Noch erwähnt Holub, daß die Batlaping früher, besonders seit dem auch in ihrer Nähe Diamantengruben entstanden (die jedoch bald wieder verlassen wurden), sich vielfacher Übergriffe schuldig machten, Einfälle und Räubereien verübten, und die berittene britische Polizei, die am Vaal stationiert war, nicht zur Ruhe kommen ließen. Auch Yankes Prätensionen und sein Hochmut kannten keine Grenzen. Besserung erfolgte, nachdem die noch frecheren Batlaro[1]) von den Engländern besiegt waren. — Mit der Annektierung von Griqualand West (1870) war auch das Batlaping-Gebiet der Kolonie einverleibt worden. Yanke ist britischer Unterthan und empfängt 200 £ (4000 M.) Jahrgehalt. Wie derselbe zum Christentum steht, davon erfahren wir leider nichts. Äußerlich hält ers mit den Engländern und den Missionaren.

[Einige Jahre nach Holubs Besuch verlegte Yanke seinen Wohnsitz nach Manyering, nicht weit von Kuruman. Durch das Eindringen der Europäer haben sich die Verhältnisse geändert. Die Bevölkerung zerteilt sich mehr und neue Ansiedlungen werden gegründet, wo Weide und Kornland zu finden ist. Dörfer und Gehöfte sieht man in allen Richtungen entstehen und an den geeignet gelegenen Orten werden Kirchen gebaut und von leitenden Männern der Gemeinde Gottesdienst gehalten; die jüngeren erteilen Schulunterricht. Es war eine starke Lust zum Lernen erwacht und Katechismus und Gesangbücher fanden reißenden Absatz. (L. M. Chr. 76, S. 55.) — Aus der neusten Zeit wird von übeln Einflüssen des Zulu-Krieges auf die Betschuanastämme berichtet. Bewaffnete Auflehnung mußte britischerseits überwunden werden (der oben erwähnte Kampf mit den Batlaro?). Die Folge aber war ernstliche Demoralisation und die regelmäßige Missionsarbeit wurde vielfach verhindert. L. M. Chr. 1880, S. 122.]

[1]) Häuptling Mora zu Kuruman, 1877. Vergl. Holub I, S. 294.

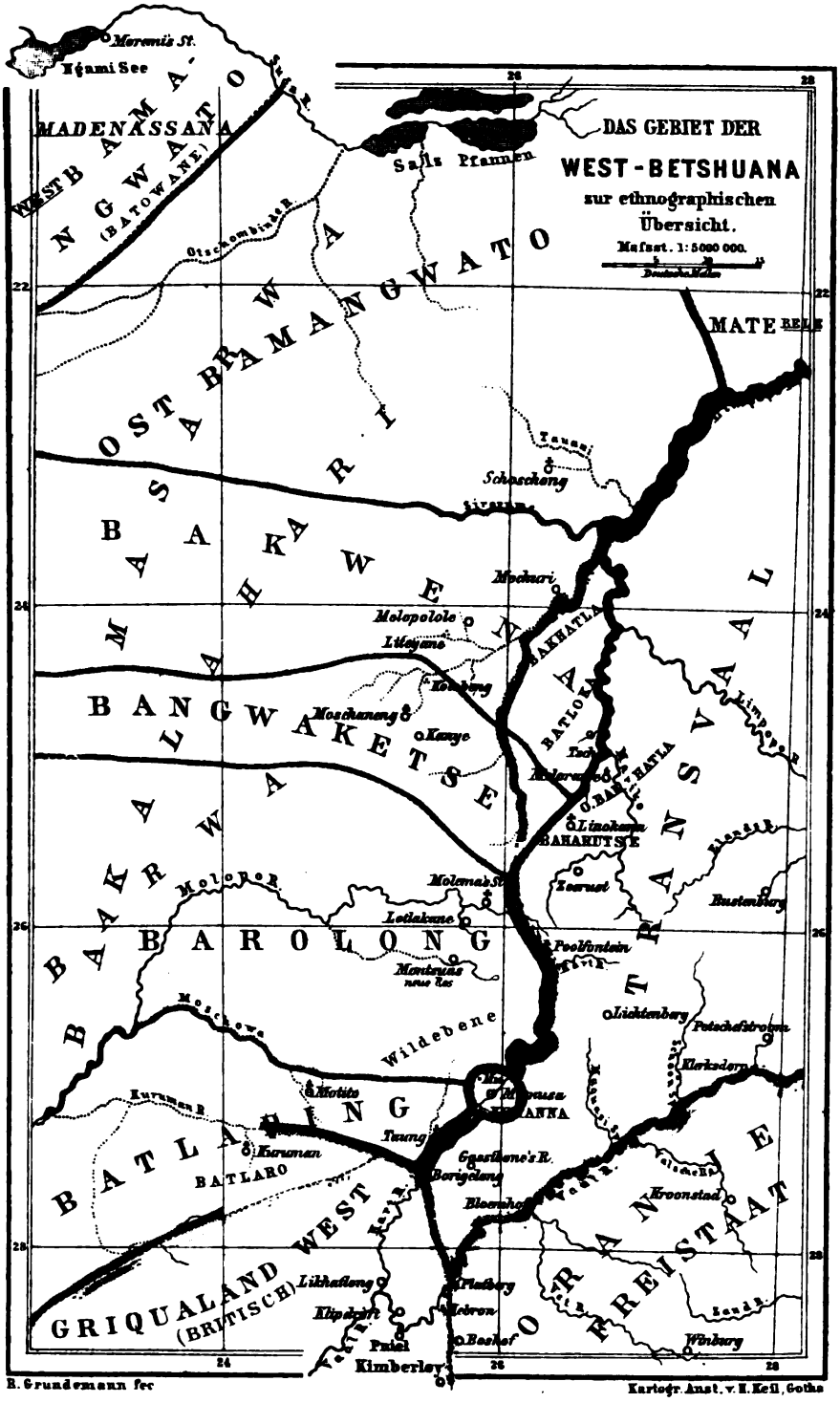
Holub setzte seine Reise im Hart River-Thale fort. Zahlreiche Batlaping-Dörfer aus 2—8 Gehöften bestehend zeigten sich auf den niedrigen, an den Fluß herantretenden, begrasten Höhen, mit Feldern teils im Thale teils am Abhange. Außer Kaffee, Korn und Mais wird auch Zuckerrohr gebaut, dessen Schaft 7—8 Fuß Höhe erreicht.[1]) — — Die durchzogene Ebene bot durch eine Unzahl von Liliaceen auf weite Strecken hin den Anblick eines karminroten Teppichs dar. Das größte jener Dörfer, Wohnsitz des Unterhäuptlings Mitzima, liegt im Thale. Frauen im Felde, um Milch angesprochen, zeigten sich überaus gefällig, ließen ihre Hacken im Stich, und eilten lachend und schreiend ihren mehr als 300 Schritt entfernten Wohnungen zu. Bald waren sie wieder da mit irdenen Töpfen voll köstlicher süßer Milch. Als Kaufpreis forderten sie Tabak, den sie, als leidenschaftliche Schnupferinnen, alsbald zerrieben und mit dem Rufe Monati — d. h. schön! — in den breiten Höhlen ihrer Nasen verschwinden ließen.

Weiter kam man an einem Gehöfte vorüber, das sich durch außergewöhnliche Sauberkeit auszeichnete. Neben den geräumigen gut gebauten Hütten stand in einem Schuppen ein gut erhaltener schwerer Lastwagen, im Hofe ein zweiter kleinerer, an dem eben der Hausherr mit einem Diener Reparaturen vornahm. Auch fehlte der Pflug nicht — damals dort noch eine Seltenheit — und ein halbes Dutzend lederne Milchsäcke hing an der für das Vieh bestimmten Umfriedigung. Zwei Männer nähten ein neues Wagendach aus Segeltuch. „Ich habe nie," sagt Holub, „Leute dieses Stammes so eifrig an der Arbeit gesehen wie diese. Alles zeigte den Segen und die Früchte der Arbeit und des Wohlstandes." Vermutlich wäre mehr dergleichen zu sehen gewesen, hätte der Reisende mit den treuen Gliedern der christlichen Gemeinde nähere Bekanntschaft machen können; wir vermuten, daß sich in dem Falle in besonderer Weise Wirkungen des Christentums zeigten.[2]) Daß die Masse der Bevölkerung nur dem Namen nach eine christliche ist, sagen auch die Missionsberichte.

Bei der Rast vor Mitzimas Dorfe zeigten sich auch weniger erfreuliche Züge des Volkslebens. Weiber und Kinder umringten den Wagen. Zuerst ließen sie sich gemütlich nieder, und begannen die „Makoa" (Weiße) selbst,

[1]) Das Zuckerrohr wird nur gezogen um die stärkeren Teile des Schaftes in kleinen Stücken zu zerkauen und auszusaugen.

[2]) Auch die Bemerkung, daß die 15 munteren dunkelgefärbten Kinder, welche sich auf dem Hofe tummelten, bis auf „ein kaum blattgroßes Lederschürzchen splitternackt" waren, dürfte obige Annahme nicht verhindern.



B. Grundemann fec

Kartogr. Anst. v. H. Kiepert, Gotha

dann den Wagen und die ganze Ausrüstung mit höchst komischen Gestikulationen zu kritisieren. Die Frauen waren in Kattunröcken erschienen und hatten Brust und Hals mit zahlreichen Perlschnüren geschmückt. Ein paar von ihnen hatten das Gesicht mit roten Ockerstrichen gezeichnet. Nach und nach wurden sie zudringlicher, begehrten Schnupftabak, und da die Wünsche nicht erfüllt wurden, erfolgte ein Anerbieten, das auf die sittlichen Zustände kein günstiges Licht wirft. Da alle Bemühungen der Weiber vergeblich waren, traten sie tanzend den Rückzug an.

Eine Gruppe von Männern, die am nächsten Halteplatz auf ihren Reitochsen[1]) zum Wagen kam, betrugen sich besser und gaben auf die an sie gerichteten Fragen freundlich und gewandt Antwort.

Demnächst kam Holub zu Gassibone,[2]) dem Häuptling eines Zweiges der nördlichen Batlaping, der damals noch unabhängig war, sich aber 1875 freiwillig der Transvaalrepublik unterwarf. Seine Stadt mit 2500 Einwohnern, die ziemlich denselben Charakter zeigt wie Lekhatlong, liegt von dort 100 Kilometer nordöstlich. Der Häuptling ist vielen Lastern, besonders dem Trunke ergeben. Den Missionaren und den Engländern gegenüber hat er sich stets feindselig gezeigt. Seine Leute belästigten die Reisenden durch große Zudringlichkeit, Bettelei ꝛc. (I, S. 166 ff.)

[Etwa 30 Kilom. nordnordwestlich von dort liegt die Hauptstadt des noch unabhängigen Batlapingreiches. Mahura war der Häuptling, welcher bei der Spaltung des Stammes (um 1840?) einen Zweig desselben von Kuruman hierher führte und ansiedelte — während der zuvor besprochene südliche Zweig unter Mothibi nach dem Vaal zog. Jene Stadt wird daher noch jetzt zuweilen Mahurastown genannt. Bei den Eingebornen heißt sie Taung (auch geschrieben Taong, Taun, Toun). Sie wurde von Kuruman aus als Außenstation bedient, später zeitweise von Missionar Roß selbständig verwaltet (1843—52?), ohne daß wie es scheint hier die gleichen Erfolge wie in Lekhatlong erzielt wurden. Erst im Jahre 1867 (nicht 1868, wie in dem stereotypierten Kopf der betr. Artikel im L. M. Chr. gesagt ist) wurde Taung wieder als Hauptstation von Rev. John Brown bezogen. (L. M. Chr. 1868, S. 191.) Er fand die wenigen Mitglieder der christlichen Kirche keineswegs an dem Platze gesammelt.

[1]) Diese werden mit dem in der durchbohrten Nasenwand befestigten Zaum gelenkt, haben ein Stück Leder oder Decke als Sattel und etwas primitive Steigbügel von Eisen oder Leder. Die auch ohne angetrieben zu sein im vollen Trabe eilenden Ochsen bieten fast einen komischen Anblick.

[2]) Der Ort ist auf der Karte Botlasitse genannt.

Sie wohnten zerstreut, oft viele Meilen weit.[1]) Die elende alte Kapelle drohte einzustürzen und in der Bevölkerung ließ dichte heidnische Finsternis, die besonders bei Gelegenheit der Boguera (Beschneidungsceremonien) hervortrat, noch wenig von dem Lichte des Christentums hindurchdringen. Erst 1873 gelang es dem Missionar eine neue nette Kirche zu bauen. (L. M. Chr. 1874, S. 174.) Auch in neuster Zeit muß derselbe die „allgemeine Unliebenswürdigkeit des Charakters seiner Leute eingestehen und ihre mannigfachen Fehler beklagen". Doch zeigen ein paar einzelne Beispiele auch hier die umwandelnde Kraft des Evangeliums. Besonders erfreuliches konnte er berichten von einem armen Krüppel, Molao, der in seinen Diensten stand und sich als ein treuer Christ bewährte. An seinem Grabe fühlte Rev. Brown, daß er einen Freund verloren habe. (L. M. Chr. 1875, S. 57.) Das ist alles, was wir aus dem Londoner Miss.-Blatt über diese Station erfahren. Aus den Jahresberichten ersehen wir, daß sie (1878) 88 Gemeindeglieder und 200 Anhänger zählte, während die entsprechenden Zahlen für 6 Außenstationen 326 und 760 waren. Die Schule besuchten 20 Knaben und 20 Mädchen. Die sämtlichen Beiträge für kirchliche Zwecke beliefen sich auf 806 Mark.]

Holub kam auf seiner zweiten Reise 1874 nach Taung.[2]) Die Umgegend des centralen Hart-Riverlaufes bietet anziehende Landschaften. Sie ist von einem förmlichen Netz von Höhen durchzogen, die sich bis zu 800 Fuß über das Bett des Flusses erheben. Die Stadt liegt am rechten Ufer des letzteren, etwas vom Ufer entfernt im Schutze und am Abhange einiger Felsenhöhen. Jetzt ist sie die Residenz Mankuruane, des unabhängigen Batlapingfürsten,[3]) dessen Antrag auf Abtretung seiner Gewalt an die britische Regierung von dieser abgelehnt wurde. (I, S. 522.) In einem Dorfe vor der Hauptstadt spielte sich vor dem Reisenden eine der unangenehmsten Scenen ab, die er unter den Wilden in Afrika beobachtete.

„Halbnackte in schäbige Karosse und zerfetzte europäische Kleider gehüllte Männer, später auch nackte Kinder und nur mit kurzen schmutzigen Lederschürzen versehene Frauen kamen aus den Wohnungen heraus und auf uns zugestürzt. Die einen hielten uns leere schwarze Flaschen, andre Töpfchen entgegen, während sie „Suppy" — „Baas verkoop Brandewijn" — „Brandy Brandy" schrieen. Die einen hielten uns ein

[1]) Auch einige Häuflein Barolong und Bamairi wurden von hier aus besucht. Das erstere war wohl zu Maruma, einer einige Stunden flußaufwärts in malerischer Felsenlandschaft gelegenen Stadt. Vgl. Holub I, 296.

[2]) Vgl. Holub I, S. 291 ff.

[3]) Eines Neffen des Mahura.

Schakal- oder Deukerfell, die andern Ochsenriemen, Peitschen, einer ein Joch, sein Nachbar hölzerne Löffel, ein Greis eine Holzschüssel entgegen, für welche Gegenstände sie Branntwein eintauschen wollten. Als wir auf all dies wie auf eine Märchenscene herabschauten und unbekümmert um die Halbnackten weiter fuhren, stellten sie sich gegen den Wagen, ergriffen die Ochsen an den Hörnern und brachten sie zum Stillstehen. Auf die abschläglichen Antworten „brachten einzelne schmutzige Schillinge hervor und glaubten uns dadurch nachgiebiger zu stimmen. Inzwischen hatten einige ihren Frauen zugerufen und diese kamen mit Milchsäckchen; auch eine Ziege brachten zwei derselben geschleppt. Wir waren förmlich umlagert. Doch all das Schreien, Gestikulieren und der Widerstand gegen unsern Weitermarsch nützte nichts." Holub gab nicht einen Tropfen des Feuerwassers her, auch denen nicht, die einzeln weithin folgten und 5 M. für eine Flasche boten" (I, S. 291 f.).

Es kann nicht auffallen, daß zunehmende Verarmung der Bevölkerung konstatiert wurde. — Holub besuchte Rev. J. Brown, einen etwa dreißigjährigen Mann mit langem blondem Bart, der an einem (inzwischen veröffentlichten) Setschuana-Lexikon arbeitete. Das von einem Gärtchen umgebene, grasgedeckte steinerne Missionshaus lag in einer Schlucht, woselbst auf Einladung des Missionars die Reisenden ihr Lager aufschlugen, um vor den Belästigungen der Eingebornen wegen Branntweins geschützt zu sein. Mankuruane, der sonst auch den Fremden lästig zu sein pflegt, war grade in Kuruman, wo sich auch Mr. Browns Familie zur Erholung aufhielt.

Taung, die bedeutendste der Batlapingstädte sowohl durch die (malerische) Lage an dem Hauptverkehrswege nach dem Innern als durch seine Einwohnerzahl, war von Jahr zu Jahr mehr heruntergekommen. Erst von der möglichsten Erschwerung des Spirituosenimports, welche später die Kolonialregierung sich angelegen sein ließ, hofft Holub wieder eine Hebung der Wohlfahrt. Die Felder liegen günstig am Fluß und können regelmäßig bewässert werden. Die Nähe der Diamantenfelder bietet gute Gelegenheit zur Verwendung der Produkte. Früher zählte Taung 5—6000 Einwohner — 1879 nur 3500—4000. Die Zahl wechselt; manche Familien gehen zeitweise auf die Viehposten, wo Makalahari das Vieh hüten, die Männer ziehen oft in größerer Zahl auf die Jagd. Mehrfache Hungersnot und auch der britische Züchtigungskampf gegen den Batlaro-Häuptling Mora 1877 haben für Taung schlimme Zeiten gebracht. Im Jahre 1872 starben mehrere Familien des Hungers, weil sie alles, selbst das letzte Fell auf dem sie lagen und das Holz von ihren Hütten den Branntweinverkäufern geopfert hatten.

Die neue Kirche in Taung erschien Holub einem ländlichen Arbeiterhäuschen nicht unähnlich. Außer dem Missionshause war sie dort das

einzige Gebäude im europäischen Stile. In der Nähe hing in einer eingepflanzten Baumgabel ein Glöckchen.

[Von Taung 10—12 geogr. Meilen nordwestlich liegt **Motito**, woselbst die Pariser Mission lange Zeit eine Station hatte. Nachdem dieselbe der Londoner Mission die Fürsorge für die dortigen Christen übertragen, war der Platz nur eine Außenstation von Kuruman. In neuerer Zeit (1875?) hat dort wieder ein europäischer Missionar der letztgenannten Gesellschaft seinen Sitz genommen, Rev. A. J. **Wookey**. Er hat ein sehr weites Gebiet zu bereisen. Die Stadt **Dithakong** (eine Stunde weit zu Pferde), welche wegen ihres Widerstandes gegen das Evangelium bekannt war, und in der man früher die französischen Missionare mit Hunden fortgetrieben hatte, ist jetzt Außenstation. Ebenso **Mordkwain** und **Kouke**, letztere weiterhin in der Wüste gelegen. L. M. Chr. 1876 S. 93 f., 1877 S. 110. Eine Besprechung der Londoner Mission zu Kuruman, 18 geogr. Meilen westlich von Taung, würde uns hier zu weit führen.]

Am oberen Laufe des Hart River liegt zwischen dem Batlaping- und Barolong-Gebiete eingeschlossen ein kleines unabhängiges Reich der **Koranna**, eine Enklave etwa 3 Meilen im Durchmesser. Die Hauptstadt ist **Mamusa**, etwa 40 engl. Meilen von Taung am Flusse gelegen. Nach Holub regierte dort zur Zeit seiner ersten Reise **Maschon**, ein Greis von 112 (nach andern 130) Jahren, der von den Buhren Tibusch genannt wurde. Jedenfalls ist er identisch mit dem Koranna-Häuptling **Moscheu**, der Moffat in Kuruman aufsuchte und dort mit dem Christentum bekannt wurde. Vom Vaal aus war er mit seinem Stamme nach Norden gezogen und hatte sich an dem Mamusahügel niedergelassen. Die Ansiedlung wurde der am weitesten in das Betschuanagebiet vorgeschobene Posten des Hottentottenelements. Lange Zeit war die Londoner Mission dort thätig, bis durch die Feindseligkeit der Transvaalbuhren auch diese Station ihr Ende fand (1852). In der Folge nahm die Pariser Missionsgesellschaft von ihrer Station Motito aus die Arbeit dort wieder auf — hat sie aber in neuerer Zeit der Londoner Miss.-Ges. übertragen, Mamusa blieb nur eine Außenstation. Holub besuchte die Stadt auf seiner dritten Reise, fand sie aber bis auf einige Sprößlinge des ergrauten Königs und ihre Diener verlassen. Die Bewohner waren teils mit ihren Herden auf die Weide gezogen, teils hatten sie die Stadt verlassen, um sich an den Nebenflüßchen der Mokara und des Konana auf den nach

Norden gegen den Molopo sich erstreckenden Wildebenen[1]) anzusiedeln. (II, S. 7 f.) Auf der zweiten Reise berührte er eine andre Ansiedlung der Koranna zu Musemanjana, nordwestlich von der Hauptstadt, wo der Häuptling Hendrik seinen Sitz hat. Die Bevölkerung hat sich übrigens mit Betschuana verschiedener Stämme gemischt. Die Zustände derselben sind nicht erfreulich. Das Korannaelement hat Trunkenheit, Faulheit, Arbeitsscheu, Diebstahl, sogar Mord unter jene Bantustämme verpflanzt. (Holub I, 309.) Auch da, wo Holub die Koranna innerhalb der Kolonie kennen lernte, machten sie auf ihn einen höchst ungünstigen Eindruck. „Überall sahen wir diese in europäische Kleider und Fetzen gehüllten Gestalten herumlungernd oder mit ihren Hunden die Gebüsche durchstreifend, während die meist nackten Kinder kleine Viehherden hüteten." (Holub I, 251.) „Man kann sich keinen widerlicheren Anblick denken als diese in europäische Fetzen gekleideten, von Schmutz und Unreinlichkeit im höchsten Grade strotzenden Gestalten." (S. 111.) Bei keinem andern Eingeborenenstamme, etwa mit Ausnahme der Matabele hat die Missionsthätigkeit so geringe Erfolge aufzuweisen, wie bei den Koranna. Nur die Laster der Civilisation haben sie angenommen; für die Lichtseiten derselben sind sie ganz unempfindlich geblieben.

Kein andrer Stamm verwendet so geringe Mühe wie sie auf den Bau und die Instandhaltung der Wohnungen. Selbst die übel beleumdeten Buschmänner werden von ihnen an Indolenz und Energielosigkeit übertroffen. Wenn sie sich einmal aus der Trägheit und dem Mangel an Streben und Ausdauer herausreißen, und als Diener andrer zur Arbeit greifen, so geschieht dies nur, um sich den heißersehnten Branntweingenuß zu verschaffen. (S. 111.)

Die hier und da einzeln gelegenen halbkugligen Hütten ($1^1/_2$ m hoch, $3—3^1/_2$ m im Durchmesser haltend) gleichen mehr tierischen Strohbauten. „Es läßt sich kaum etwas Trostloseres und zugleich Unreinlicheres denken als das Innere einer Korannahütte. In der Mitte eine schüsselförmige Vertiefung als Feuerherd, einige niedrige mit Querhölzern verbundene Holzgabeln, behangen mit den Überbleibseln einstiger europäischer Kleidungsstücke, einige Ziegen- oder Schaffelle, weiter einige Töpfe — und die Einrichtung ist damit fertig. Eine von dürren Mimosenzweigen notdürftig umzäunte Stelle zwischen oder vor den Hütten beherbergt die Rinder oder Ziegenherde, und wo nicht die Hyäne und der Leopard oder andre Raubtiere auf ihren nächtlichen Schleichwegen zu fürchten sind, bezeichnet bloß ein Düngerhaufen den Sammelplatz des Viehs. Bezeichnende Stille herrscht über dieser trostlosen Scenerie, nur nach-

[1]) Die „Quagga-Flats" gehören zum Reiche der Barolong, doch jagen dort verschiedene Stämme, sowie auch Transvaalbuhren friedlich nebeneinander. (Holub I, 311.)

dem Branntwein die Gemüter erhitzt, den einer der Insassen von der Stadt gebracht, oder den ein vorüberfahrender Händler ihnen überlassen, geht es lärmend zu. Sonst aber unterbricht nur morgens und abends, wenn die nackten Kinder die Herden auf die Weide treiben, einige Bewegung die Monotonie im trägen Leben der Hütteninsassen. — Nur hie und da, wo wohlhabende Koranna sich den Luxus einiger Makalahari und Masarwa, Diener und Sklaven, gönnen können, wurde im beschränktesten Maße Ackerbau versucht, für dessen Entwicklung an vielen Stellen des Landes die natürlichen Bedingungen vorhanden sind." (S. 111 f.)

Die Koranna, deren Familienleben über alle Begriffe demoralisiert ist (S. 115), sind im Aussterben begriffen. Ihre Zahl hat sich schon um 50%, ihr Besitz um 25—75% verringert. „Arbeitsscheu und unrein, hinterlistig und in der Mehrzahl der Fälle untreu, rachsüchtig und nur für den Moment lebend, ohne auf morgen zu denken ꝛc., sowie fähig alle möglichen Verbrechen zu begehen um sich nur den Branntwein zu sichern, boten sie mir ein abschreckendes Bild." (S. 113.)

(Forts. folgt.)

Die neuen Missionsunternehmungen in Ostafrika.

Von F. M. Zahn.

(Schluß.)

V. Die Mission am Nyassa, Schire, Zambesi.

3. „Die gute Zeit kommt".

Auf Livingstonia, sowie den beiden zeitweilig besetzten Stationen und in Bandawe ist nun so gearbeitet, wie man beim Beginn einer Mission zu thun pflegt. Es ist gebaut, gepflanzt worden, aber auch gelehrt und gepredigt an den Stationsorten und in der Nachbarschaft. Besonders die Schule ist sehr schnell angewachsen, was wohl auch darin seinen Grund hat, daß die Dörfer der Eingeborenen, die sich auf dem Boden und unter dem Schutz der Mission anbauten, ihre Kinder sandten. Die Predigt oder religiöse Unterweisung ist sehr eifrig betrieben worden in täglichen Versammlungen und in sonntäglichen Gottesdiensten. Am 27. März vorigen Jahres wurde auch schon der erste Heide, Albert Namalambe, getauft.

In Livingstonia haben die Missionare es mit den Manganja zu thun. Riddel in seiner kleinen Grammatik nennt sie Anganja, ihre Sprache Chinyanja und sagt, sie selbst nennen sich im Südosten des Sees Manganja. Während des Beginnes dieser Arbeit wurde auf Betrieb

von Dr. Krapf das Kinyassa-Wörterbuch von Rebmann gedruckt. Ich sehe kein Zeugnis davon, daß dieses Wörterbuch der Seesprache — denn das bedeutet Kinyassa — von Nutzen gewesen ist. Einer der Missionare auf dem Schire-Hochland bemerkt einmal, für die am Nyassa werde es sehr wichtig sein; daß es dies geworden ist, verrät in den Berichten keine Spur. Wie schon bemerkt, hat Riddel die erste linguistische Gabe in seiner kleinen Grammatik gebracht. Auffallend ist, daß er nicht das Lepsiussche Standard-Alphabet gebraucht, die englische Schrift ist doch am allerwenigsten geeignet, hier angewandt zu werden. So nimmt Riddel ch für tzh auch gleich dzh; y ist sowohl Konsonant wie in yonder als Vokal wie in by. Ich weiß nicht, ob Dr. Laws, der die Spracharbeiten fortgesetzt, eine Fibel geliefert und auch von den Evangelien einiges druckfertig gemacht hat, in diesen Spuren weiter fortgegangen ist. Grammatisch scheint er mit den Resultaten Riddels nicht ganz einverstanden zu sein. Riddel spricht die Hoffnung aus, daß das Chinyanja, obgleich die Manganja sehr reduciert sind, für den ganzen See ausreichen werde. So werden wohl auch die Küstenbewohner in Bandawe, der Centralstation, in dieser Sprache bedient werden. Im Rücken dieser Station im Westen des Sees dagegen werden die Missionare mit einem anderen Volke zu thun haben; es sind die mit den Zulus verwandten Mavitu, die an so vielen Orten Central-Afrikas sich finden; auch bei Mirambo lernten wir sie kennen; sie haben ihre Sprache bewahrt, so daß der Gehilfe William Koyi von Lovedale sich mit ihnen in ihrer Sprache unterhalten konnte. Hier heißen sie Angone oder Mangone und haben sich zu Herrschern des Landes gemacht. Sie vertreiben die Völker nicht, sondern setzen ihnen aus ihrer Mitte Häuptlinge; sie treiben auch bis jetzt nicht Sklavenhandel. Es scheint eine Vermischung der Stämme sich anzubahnen. Mit Vorsicht und Geschick haben die Missionare mit diesen wichtigen und gefährlichen Nachbarn bei mehreren Besuchen Freundschaft geschlossen. Die Station Kaningina lag in ihrem Bereich, und sie sind willig Missionare aufzunehmen. Welche sprachliche Aufgabe die Station Maliwanda unter den Chungu haben wird, darüber ist bisher nichts verlautet.

Auch die Hochlandsmission hat es mit Manganja zu thun, und die ersten Missionare machten sich daher an das Chinyanja. Wir sahen, daß früher die Manganja das Gebirge inne hatten; aber die jetzige Mission fand den Prozeß zu Ende gebracht, der damals in den sechziger Jahren begann, die Manganja bis auf kleine Reste vertrieben und die Ajawa im Besitz des Landes. Als daher der Theologe Duff M'Donald zu den Arbeitern

stieß und der Sprache sich annahm, glaubte er zu erkennen, daß es wichtiger sei die Sprache der Ajawa, das Chiyao zu treiben. Das ist dieselbe Sprache, die im Osten des Nyassa gesprochen wird und die Dr. Steere von Zanzibar bearbeitet hat. Allein da M'Donald den Dialekt so wesentlich verschieden fand, hat er sich genötigt gesehen, seinerseits selbständig zu arbeiten, und auch er hat einige Erstlinge geliefert. Neuerdings ist man jedoch zur Erkenntnis gekommen, daß diese Mission ihren Schwerpunkt nach dem Westen dem Schirethale zu wenden müsse und daß, da dort Manganja wohnen, Chinyanja auch für diese Mission die Hauptsprache sein müsse. Es ist gewiß eine große Erschwerung, wenn eine Mission zwei Sprachen nötig hat und es läßt sich erwarten, daß doch auf die Dauer die noch ungezählten Sprachen Afrikas nicht alle Schriftsprachen werden und bleiben können. Es wird Fusionen geben und ein interessantes Schauspiel sein zu beobachten, welche Sprachen aus der babylonischen Verwirrung zur Herrschaft über größere Gebiete auftauchen werden.

Herr Henderson, der Pionier dieser landeskirchlichen Mission, hatte das Schirehochland für dieselbe erwählt, und hier einen Ort, der nach dem Zeugnis aller ganz vortrefflich sein muß. Ramukukans, des ersten der Makololoherren Dorf, am Schire ist der Hafenort, von dem man in 1—2 Tagereisen jetzt, wie bemerkt, auf guter Straße die Station erreicht, die nach Livingstones Geburtsort Blantyre genannt ist. Damit ist man 3000 Fuß über dem Meer und in einer Luft, die Chinin unnötig macht. Fast alle Reisenden holen sich auf Zambesi und Schire ein Fieber, aber hier oben werden sie davon befreit. Ein altes verlassenes Dorf stand dort, dessen Hütten das erste Obdach gewähren, bis zunächst Lehmhäuser, dann später Häuser von Steinen sich erheben und die Missionsniederlassung entsteht. Von drei Seiten ist sie mit Wasser umgeben, das Herr Stevenson ableitet um zur Bewässerung der Äcker und Gärten zu dienen, die rings umher angebaut werden. Denn Raum ist genug da, und es muß ein Irrtum sein, daß Rowley das Land für nur wenig fruchtbar ausgeben konnte. Die Berichte von den Ernten an einheimischen und fremden Pflanzungen lauten sehr erfreulich, wenn es auch manchen verfehlten Versuch giebt. Man denkt schon daran durch die Livingstonia C. A. T. Company die Früchte auf den Markt von Natal zu bringen. Die Arbeiter stellen die Dörfer, die sich auch hier bilden aus allerlei Leuten betrübten Herzens, die Zuflucht suchen. Sie sind die Pächter der Grundherrn, und man fängt an, ihnen einen kleinen Pachtzins in Naturalabgaben aufzulegen. Und wenn die Missionsdörfer nicht hinreichend Arbeiter liefern, so drängen sich

sonst Arbeiter genug herzu. — Auch hier hat die direkte Missionsarbeit nicht gefehlt. Im Anfang freilich mangelte es an Kräften; allein von Livingstonia half man brüderlich aus, und mehrere der dortigen Missionare haben Monate lang in Blantyre gearbeitet. Die Schule war sehr voll. Zwar aus dem Hochland war nur ein Knabe da, dagegen stellten die Dörfer der Kolonie die Kinder, und die Makololoherrn sandten auch gegen 20 ihrer Knaben hinauf. Die Predigt und Unterweisung der Erwachsenen trat hinzu und auch hier sind im vorigen Jahre durch den Visitator der Mission, Dr. Rankin, die drei ersten Taufen vollzogen.

Nebenbei bemerkt heißt der erste Täufling Joseph Bismarck. Wer ihm den Namen gab, ist nicht gesagt. Allein es ist überhaupt in dieser Mission, wie das auch anderswo geschieht, mit den Namen ein Spiel getrieben. Um das Interesse von vielen zu gewinnen, besonders von Sonntagsschulkindern, hatte man mitgeteilt, daß man mit 1 Pfd. St. den Unterhalt eines Schulkindes bestreiten könne. Zu diesem Missionsopfer entschlossen sich viele, wünschten aber, daß die Kinder nach einem beliebten Pastoren oder einem Familienliede genannt werden sollten. So bevölkerte sich das Schirehochland mit schottischen Namen. Der Visitator Dr. Rankin hat aber dem wohl ein Ende gemacht durch ein vernünftiges Wort im Missionsblatt, in welchem er mitteilt, daß diese Namen in Wirklichkeit nur in den Schullisten lebten, aber weder von den Trägern noch von den Missionaren gebraucht würden, daß es auch mehr komisch, als erbaulich sei, wenn man die schwarzen Knaben mit würdigen oder vertrauten schottischen Namen rufen höre.

Auch diese Mission hat sich ausgebreitet. Zuerst war der Gedanke nach Osten und Norden sich zu wenden und mit dem Schirwasee in Verbindung zu kommen. Zu dem Zwecke hat man Untersuchungsreisen gemacht nach den Milanjebergen und nach dem Zomba. In den ersteren waren die politischen Verhältnisse jedoch einer Niederlassung augenblicklich nicht günstig. Dagegen wurde der Zombaberg für eine zweite Station gewählt und diese ähnlich wie Blantyre eingerichtet. Diese Station ist 8—9 Kilometer von Blantyre im Norden gelegen dem Schirwa zu, der jedoch nicht so nahe ist, wie man gehofft hat. Zwischen beiden Stationen wohnt fast niemand, dagegen sind 7 Flüsse zu passieren. Zombastation liegt noch etwas höher als Blantyre, den Berg hinauf, infolge dessen sich das Ackerland nicht so nah findet, das aber doch reichlich zu haben und auch fruchtbar ist. —

Sehr verständiger Weise hat man nun aber den Gedanken nach Osten vorzugehen zunächst zurückgestellt und sich nach Westen dem Schire zugewandt. Hier, wie wir sahen, haben die Makololo eine einigermaßen geordnete Regierung hergestellt; sie haben den Schlüssel zu der Hochlands- wie der Nyassa-Mission in den Händen. Es ist von größter Wichtigkeit, sie nicht nur zu Freunden zu behalten, sondern auch ihnen den Dienst zu thun, um deswillen die Mission ins Land gekommen ist. Der mehr erwähnte Dr. Rankin hat darum bei seinem Besuch nach einem Orte gesucht und mit Hilfe von Herrn Henderson gefunden, der zwischen Blantyre und dem Schire liegt, nicht in der ungesunden Luft des Thales, aber doch demselben nahe genug, um auf das Volk desselben Einfluß zu üben. Wird diese dritte Station gegründet sein, so ist damit eine gute Festigkeit der Hochlandsmission gegeben. Der Dampfer der Livingstonia C. A. T. Company auf Zambesi und Schire, die drei Stationen der Landeskirche in der rechten Flanke des Verbindungsweges, die Ilala mit offnem Weg von den Katarakten bis zum Nordende des Sees, die drei Stationen der Freikirche im Süden, Westen und Norden des Nyassa, die letztere schon bald den Londoner Missionaren vom Tanganyika die Hand reichend, das ist ein hoch erfreuliches und bewundernswertes Werk weniger Jahre.

Leider, leider ist auf diese schöne Arbeit ein tiefer Schatten gefallen, und wir können nicht umhin, davon zu reden, um so weniger, als unsers Erachtens bei vielen dieser ostafrikanischen Arbeiten die Keime zu gleichen Erscheinungen in der Anlage selbst gelegt sind, und nur größere Vorsicht und Erfahrung an manchen Stellen die gröberen Auswüchse nicht hat hervorschießen lassen. Der Gedanke die Missionsstationen zu einer Art Kolonie zu machen liegt vielen von ihnen zu Grunde. Eine Kolonie in dem Bereich einer Obrigkeit, die ihr Amt in anerkennungswerter Weise übt, wird die civile, juristische Seite ihrer Gemeinschaft nach der Ordnung des staatlichen Gemeinwesens behandlen. Sie muß sich fügen und was sie von obrigkeitlicher Machtvollkommenheit ausübt, kommt ihr mit Zustimmung und im Auftrag des Staates zu. Aber wie, wenn man eine Kolonie in einem Lande gründet, das nur eine nominelle Obrigkeit hat oder eine Obrigkeit, die nach Sitten und Rechtsgrundsätzen regiert, welche den Zwecken der Kolonie durchaus entgegenstehen? Die Kolonie wird genötigt sein sich obrigkeitliche Rechte anzumaßen, sie im Widerspruche gegen Sitte und Recht des Landes zu üben, oder sie muß sich aufgeben. In der ersteren Lage war schon die Kolonie Freretown unter mohammedanischem Regimente. Diese schottischen Kolonieen begaben sich in heidnisches Gebiet, in welchen

keine römische Rechtsordnung galt, nicht einmal ein Regiment in der Weise Mtesas von Uganda geübt wurde, sondern kleine Duodezstaaten mit ihren Fürsten sich fanden, einer willkürlicher als der andere, und alle in derselben traditionellen Sitte und Rechtsanschauung befangen, welche im schärfsten Gegensatz zu jeder Ordnung einer christlichen Kolonie stehen. Es sollten Kolonien von Eingeborenen werden, die sich um die wenigen christlichen Prediger, Ärzte, Gärtner u. s. w. sammelten. Das ist geschehen. Ein großer Teil der heranziehenden Eingeborenen waren entlaufene Sklaven. Selbst wenn diese Armen den Sklavenräubern entronnen waren, so trat die Kolonie sofort in Widerspruch mit dem, was nach der Anschauung der Bewohner des Landes nicht Unrecht war. Allein die Flüchtigen waren nicht nur den Sklaventransporten entflohen; sie kamen auch von ihren Herren, die sie schlecht behandelt. Besonders die Missionare der Freikirche, von ihren außerordentlich vorsichtigen Instruktionen geleitet, enthielten sich jeden eigenmächtigen Eingreifens, und wo es vorkam, wurde es redressiert; sie suchten durch sorgfältige Untersuchung sich davor zu schützen, daß nicht Verbrecher unter dem Vorwande der Sklaverei entlaufen zu sein die Zufluchtsstätte benutzten, sie nahmen nur auf Probe auf; sie ließen die Entronnenen arbeiten, um den landesüblichen Preis dem Besitzer zu geben, wenn er reklamierte, ein Verfahren, das die landeskirchliche Mission auch angenommen hat. Allein, so erklärlich es ist, daß man den Armen Zuflucht gewährte, so beweglich manche der Vorgänge sind, wer giebt diesen Boten Christi das Recht, denen, die ihren Herren entlaufen sind, Zuflucht zu gewähren? Man muß sich das Bild vorstellen, daß der Apostel Paulus etwa in der Nähe von Korinth eine Zufluchtsstätte für entlaufene Sklaven gegründet hätte, um zu erkennen, daß diese Methode absolut unverträglich mit der Haltung des Apostels ist. Neuerdings hat die freie Kirche sich an das auswärtige Amt gewandt mit der Frage, ob man in Livingstonia entlaufene Sklaven aufnehmen dürfe. Wir erwarten, daß dasselbe antworten wird nein, denn so lautete die Antwort in Freretown. Aber wenn es geantwortet, was hat das auswärtige Amt zu sagen im Reiche des Mponda, von dem Kap Maclear gekauft ist? Bei Korinth würde dem Paulus der Landvogt Gallion alsbald das Handwerk gelegt haben, denn so wenig Lust dieser hatte, „eine Frage von der Lehre und von den Worten und von dem Gesetz unter euch" vor seinem Richtstuhl zu entscheiden, so schnell wäre er bei der Hand gewesen, eine sociale Frage von solcher Bedeutung wie die Sklavenfrage vor sein Forum zu ziehen. Das ist den Missionaren auch klar gewesen, so wie es sich um

mächtige und energische Herren des Landes handelt. Als einige Flüchtlinge von Chipatula, einem der Makololoherren, nach Blantyre kommen, ist Miss. M'Donald sehr vorsichtig. „Das Verhältnis vom Herrn und Diener, schreibt er, ist eines von denen, welche die sociale Ordnung dieser Stämme bilden; wenn wir die Sache kurzer Hand entscheiden, könnten wir große Anarchie herbeiführen." D. h. Chipatula und Genossen würden es sich nicht haben gefallen lassen. Es ist nur der überaus großen Achtung vor den Engländern vielleicht auch dem schlechten Gewissen der Sklavenhändler und Besitzer und dem von vielen Mißhandlungen gebeugten Sinne der Manganja zuzuschreiben, daß die Herren den Kolonien kein Ende gemacht haben. In Blantyre hat man wenigstens den Versuch einer Brandstiftung gemacht. In anderen Gegenden Afrikas wäre die Sache überhaupt unmöglich gewesen.

Nun wohl oder übel, Kolonien sind gebildet worden. Die höchste Zahl, die wir lesen, ist 400, die zu Blantyre als Unterthanen der Mission lebten, und in Livingstonia scheinen es nicht weniger gewesen zu sein. Das sind kleine Gemeinden, und sie können nicht ohne bürgerliche Ordnung sein. Nur eins zu nennen; es kommen Ehen zu Stande. Nun in Livingstonia und Blantyre, wie in Freretown hat man getraut, Heiden getraut. Es wäre interessant zu wissen, ob man die christliche Trauformel gebraucht oder nur einen Civilakt aufgenommen. Jedenfalls vollzog die Mission einen Civilakt. In Blantyre stellte es sich heraus, daß der eine der Getrauten, trotz seiner Versicherungen, schon ein Weib hatte, und der Bigamist wurde mit der Strafe der Verbannung belegt. Die Freikirche hat sehr energisch dagegen protestiert, daß sie ihren Missionaren Jurisdiktion gestattet habe. Aber wenn man Ehegesetze aufstellt, die den Landesgesetzen widersprechen, wenn man Missethäter ins Gefängnis setzt, sie mit Schlägen bestraft, sie deportiert, was ist das anders als Jurisdiktion üben? Zwar hat man neuerdings den Dörfern größere Selbstverwaltung zuerkannt und Eingeborene zu Vorstehern ernannt, und damit allerdings von den Missionaren die Sache etwas abgeschoben. Allein entweder sind diese Dörfer freie Dörfer, in denen christliche Gedanken nur soweit zur Herrschaft kommen, als es gelingt die Einwohner zu Christen zu machen und dann kaum Kolonien zu nennen, oder sie stehen unter der Direktion der Mission und die Dorfobersten üben ihre Jurisdiktion im Namen der Mission, die ihre Obrigkeit ist. Nur die höchst vortrefflichen Instruktionen der Freikirche, die viele von den guten Gedanken enthalten, die Livingstone von seinem guten Herzen und seinen Sinn gelehrt im Um-

gang mit den Eingeborenen übte, und die Tüchtigkeit der Missionare hat die Konsequenzen verhütet, welche in Blantyre nicht ausgeblieben sind.

Die landeskirchliche Mission hat sich, wie es scheint gar nicht klar gemacht, daß Missionare, die hinausgingen eine Kolonie zu gründen, auf den Gedanken kommen könnten, eine Kolonie bedürfe einer Obrigkeit, und sie seien berufen dies Amt in voller Ausdehnung zu verwalten. Es war darum ein schmerzliches Erwachen, als man in der Heimat hiervon Kunde bekam. Im Juli 1879 wird von Livingstonia berichtet, daß zwei englische Jäger, die Herrn Hall und Chirnside zum Besuch gekommen seien. Sie müssen sich dort recht wohl gefühlt haben. Denn beim Abgang überlassen sie der Mission ihr schönes Boot und andere Schätze. Von Blantyre hört man nicht, ob sie auch dort gewesen. Als sie aber in die Heimat zurückgekehrt, schreibt und veröffentlicht Herr Chirnside eine Schrift, in welcher die schwersten Anklagen erhoben werden gegen die Missionare von Blantyre. Das unerquickliche Detail ist von keinem Belang; die Hauptsache ist, daß die Missionare sich obrigkeitliche Macht angemaßt und mit Ungeschick und Härte Strafen verhängt haben bis zur Todesstrafe. Diese letztere ist gegen einen Mann exekutiert, der eine geflüchtete Sklavin in einem der Missionsdörfer ermordet; ein Geschworenengericht hat ihn schuldig gesprochen, und obgleich er selbst seine Unschuld bis zuletzt behauptete, ist das Todesurteil vollzogen und dies mit empörendem Ungeschick. Diese Anklage verursachte große Aufregung, und bis ins Parlament hinein wurde die Sache besprochen. Die schottische Kirche that, was sie thun mußte. Die General Assembly deputierte den Dr. Rankin zu einer Untersuchung der Sache; ihm schloß sich ein Ältester an, Herr Prinkle mit seiner Frau, die auf eigene Kosten die Reise unternahmen. Zugleich ersuchte das Komitee das auswärtige Amt den Konsul in Mozambique den Visitatoren beizugeben. Derselbe hat wegen Krankheit nicht mitgehen können, und seine Stelle ist von dem Vicekonsul Herr J. Nunez eingenommen worden. Die Kommission hat die Anklage wohl begründet gefunden. Mochte der Ton unbillig und unfreundlich sein, mit welchem Herr Chirnside die Anklage vorgebracht hatte, die Thatsachen waren nicht erdichtet. Zwar hatten die Missionare sonst tüchtig gearbeitet, auch nicht das Vertrauen der Eingeborenen verloren, seit September 1879 war überhaupt nichts Ähnliches vorgekommen, allein in der Zeit von September 1877 bis September 1879 waren „*mehrere grausame, rachsüchtige und unbesonnene Handlungen begangen*," und um ihretwillen schien es der Kommission nötig, die drei Missionare, die sich derselben schuldig gemacht, abzurufen. Die

General Assembly des vorigen Jahres hat dieses Urteil bestätigt und die Missionare abgesetzt. Sie erklärte ausdrücklich, daß dieses Urteil nicht erfolge, weil dieselben Jurisdiktion geübt; hierin bekannte sich die Kirche selbst schuldig, da sie die Missionare ohne Instruktion gelassen habe. Der Grund der Absetzung war die Art und Weise, wie das Gericht gehandhabt worden und nur unter herzlichem Bedauern und in Anerkennung der sonst von diesen Männern geleisteten Dienste wurde sie ausgesprochen.[1]) Insbesondere der treue Freund und Förderer dieser Mission, Dr. Macrae hat sehr darunter gelitten; „um viele Jahre ist er gealtert," sagt einer der Redner von ihm.

Sehr erklärlicher Weise ist nach dieser Katastrophe der Gedanke ausgesprochen, diese Mission aufzugeben. Allein Dr. Charteris, der Hauptredner in der G. Assembly bei dieser Verhandlung hat darauf geantwortet: „Wir schulden es unserm großen Meister zu zeigen, daß wir, die wir gesündigt haben, indem wir nicht seine Waffen gebrauchten, hinfort vorwärtsgehen in seiner Kraft, in der Allmacht des Friedens und der Liebe." Nicht aufgeben, aber reformieren, wurde die Losung. Schon Dr. Rankin hatte eine wichtige Veränderung herbeigeführt. Die Missionare waren auch dadurch zur Ausübung der Jurisdiktion geführt, daß sie annahmen der Grundherr sei auch Gerichtsherr. Herr Prinkle forschte dem nach und fand heraus, daß dem nicht so sei, sondern daß jeder unter die Gerichtsbarkeit dessen gehöre, unter dem er geboren. Dr. Rankin besuchte daher den Häuptling Kapene, von dem Blantyre gekauft war, und die fünf Makololoherren und traf mit ihnen das Übereinkommen, daß sie hinfort für Ordnung sorgen, und daß etwaige Verbrecher immer ihrem Gerichtsherrn überwiesen werden sollten. Das war ein erster Schritt. Ohne weiteres konnte nicht der erworbene Besitz aufgegeben und die entstandenen Dörfer aufgelöst werden. Die schottische Kirche glaubte auch noch nicht, daß eine Kolonie unmöglich sei, nur war sie zu der Überzeugung gekommen, daß sie in jenen Gegenden unnötig sei und daß eine nur evangelisierende und erziehende Mission genüge, um unter Ajawa und Manganja das Ziel der Mission zu erreichen. Die Kulturarbeit wurde darum auf das beschränkt, was für die Stationen nötig. Den letzten

[1]) Für uns ist am meisten auffallend, daß die Missionare diese Vorgänge gar nicht berichtet zu haben scheinen. Wenn ein Missionar bona fide eine Hinrichtung anordnet, so ist dies Ereignis doch nicht so alltäglich, daß er es in seinen Berichten und Briefen übergehen könnte.

Aussendungen wurden neue Instruktionen mitgegeben, die in fast rigoröser Weise — und daran erkennt man, daß dies Kind sich verbrannt hatte — den evangelisierenden Charakter der Mission betonen. Unter anderem wird in ihnen auch an die nicht ganz unwichtige Aufgabe erinnert, die Bekehrten zu lehren, „die Gesetze ihres Landes zu achten, so weit es Christen zukommt." Es ist jedoch nicht zu befürchten, daß nun diese Missionare mit weißer Halsbinde und der Bibel unter dem Arm durchs Land ziehen werden. Drei Stationen mit ihren Häusern, Gärten und Äckern, mit ihren Schülern, mit den Straßen, die zwischen ihnen liegen, gebaut und unterhalten werden müssen, geben an und für sich schon so viel Kulturarbeit, daß die Eingeborenen staunen, mithelfen, lernen und nachahmen werden und in der rechten Weise besonders dann, wenn in ihre Herzen der Same fällt, der wie für das zukünftige, so auch für dieses Leben Frucht bringt.

In der Arbeit und durch sie erzieht Gott seine Arbeiter. So beklagenswert diese Vorfälle sind, sie können reichen Segen bringen nicht nur für diese, sondern für alle diese ostafrikanischen Arbeiten. Sie sind große, erfreuliche und auch wenn es manche Rückschläge giebt, keinenfalls vergebliche Unternehmungen. Allein es liegt die Gefahr vor, daß der langsame Geduldsweg des Reiches Gottes vergessen werden möchte, und daß man die gute alte evangelische Wahrheit nicht ganz zu seinem Rechte kommen lasse, welche lehrt, daß das Himmelreich wie ein Senfkorn wächst und daß es nicht mit äußeren Gebärden kommt. Gott wird es nicht an seiner Erziehung fehlen lassen, und man kann allen diesen werten Männern nur wünschen, daß sie, wie die schottische Kirche, nach jeder Zucht in seiner Kraft wieder vorgehen. Die vielen neuen Lichtsstätten, die gegründet sind, werden dann Afrikas Völkern die Macht der Liebe zeigen, welche alles neu macht, weil sie die Herzen erneuert.

Missionsrundschau.

Die Berliner (südafrikanische) M. G., die als die Frucht ihrer Arbeit im Jahre 1881 die bedeutende Zahl von 1700 Getauften berichten darf, hat jetzt definitiv ihr Arbeitsfeld auch auf China ausgedehnt, indem sie einen Teil der — im letzten Jahrzehnt mit Barmen verbunden gewesenen — Hakkamission des früheren Berliner Hauptvereins

für China (nämlich Miss. Hubrig samt seiner Schule in Kanton und 14 Außenstationen) übernommen hat, während ein andrer Teil (die Miss. Pritzsche mit der Station Longhen und der Chinese Ast) an Basel abgetreten worden ist. Wie die ausführliche „Denkschrift" des Berliner Missionsdirektors (Berliner Berichte 82 S. 253 ff.) — gegen deren Darstellung des Konflikts zwischen den rheinischen Missionaren und dem Berliner Hubrig (S. 265) wir allerdings Protest einlegen müssen, ohne es jedoch für angezeigt zu halten, dieses Orts auf eine Beleuchtung jener unerquicklichen Differenzen uns einzulassen — meldet, soll die übernommene kleine Mission sofort durch die Aussendung zweier weiterer Arbeiter, unter denen sich wieder einmal ein Theologe befindet, verstärkt werden. — Auch der Goßnersche M. V. gedenkt wieder einen Kandidaten der Theologie nach Indien zu schicken, während der Berliner (Knakesche) Frauenverein für China noch immer vergeblich nach einem Pastor für sein Findel- und Waisenhaus in Hongkong als Nachfolger des verstorbenen P. Klitzke sucht. — Auch die Leipziger M. G. ist nicht in der Lage gewesen seit der Eröffnung ihres Missionsseminars, also seit 3 Jahren, die Zahl ihrer Arbeiter durch einen Theologen zu verstärken. Den seitens des bayrischen Centralausschusses gestellten und ausführlich motivierten Antrag auf die Inangriffnahme einer Mission in Ostafrika (landeinwärts von Mombas aus zunächst im Dschagga- und Wakamba-Lande) hat die Generalversammlung der genannten Gesellschaft auf Vorschlag ihres Vorstandes — wenigstens vorläufig — ablehnen zu sollen geglaubt. Vermutlich werden die Antragsteller ihr Gesuch erneuern, und es ist jedenfalls dankenswert, daß eine Beteiligung seitens der deutschen Missionen an den ostafrikanischen Missionsunternehmungen auf die Tagesordnung der öffentlichen Diskussion gesetzt wird, wenngleich für die allernächste Zeit ein praktischer Erfolg dieser Anregung kaum zu erwarten steht. Jedenfalls sind unsre deutschen südafrikanischen Missionen — wie neuerdings wiederholt behauptet worden ist — (die rheinische, brüdergemeindliche, Berliner und Hermannsburger) noch keineswegs an der Grenze ihrer Ausdehnbarkeit angelangt. — Die rheinische M. G. leidet noch immer unter der fast erdrückenden Last eines unverhältnismäßig großen Deficits von 185000 M., das durch außerordentliche Einnahmen, welche durch den Verkauf eines bedeutenden Teils ihres Eigentums in China ihr zugeflossen, wohl vermindert, aber keineswegs ganz beseitigt wird. Auch im letzten Rechnungsjahre überstieg die Ausgabe die Einnahme um 32756 M. Dagegen scheint die infolge des bekannten chinesischen Konflikts die heimatliche Gemeinde ergriffene kritische Bewegung, die als Ausläufer eine ziemlich heftige konfessionelle Polemik seitens gewisser reformierter Kreise gegen die Missionsleitung hervorgerufen, wieder zu ziemlicher Ruhe gebracht zu sein. — Basel, das seine Jahresrechnung ohne Deficit abgeschlossen, sendet eben seinen zweiten Inspektor, Prätorius, zu einer Visitation nach Westafrika, begleitet von einem Mediziner, der allerdings zunächst nicht in den eigentlichen Missionsdienst tritt, sondern nur im Interesse der Gesundheit der Missionare eine genaue sanitätliche Expertise vorzunehmen berufen ist, hoffentlich aber den Beginn einer deutschen medical mission inauguriert. — Die Hermannsburger M. überwindet je länger je mehr die infolge der Separation über sie hereingebrochene Krisis. Das Missionsfest war so besucht als je und auch die Einnahme eine so befriedigende, daß 15000 M. von ihr zur Verminderung des Deficits verwendet werden konnten. — Die Brüdergemeinde hat zwar eine die Einnahme um 27000 M. übersteigende Ausgabe gehabt, darf aber in ihrem Jahresberichte melden, daß diese Schuld bereits völlig gedeckt ist. — Noch sind

allerdings nicht sämtliche Jahresberichte der deutschen Missionen in meinen Händen, aber soviel ist aus den eingegangenen mit Sicherheit zu ersehen, daß die Gesamteinnahme sich im Laufe des letzten Rechnungsjahres nicht vermindert, sondern wieder etwas gehoben, und besonders daß die Zahl der in deutscher Pflege stehenden Heidenchristen sich wenigstens um 5000 gemehrt hat.

Die bedeutendste Einnahme unter allen evang. M. GG. hat die Church M. S. in England. Im letzten Jahre betrug dieselbe 4 240 000 M. und ihre Freunde haben den Glaubensmut, für das neue Jahr die Losung auszugeben: half as much again, d. h. sie wollen die Einnahmen auf 6 Millionen M. bringen. Unter den außerordentlichen Gaben, die bestimmten Zwecken zugewiesen sind, meldet der Int. (82 S. 441) eine Summe von 1 443 840 M. zu einem „Kirchen- und Missionsfonds für China und Japan," deren Zinsen ausschließlich zur Ausbildung und Unterhaltung eingeborner Pastoren, Unterstützung heidenchristlicher Gemeinden, Bau von Kirchen 2c. verwendet werden soll. Derselbe Geber, W. O. Jones, hat im Laufe von 9 Jahren der genannten Gesellschaft außerdem 1 100 000 M., also zusammen 2 543 000 M. zur Verfügung gestellt. Reiche Missionsfreunde, welche mit ähnlicher Generosität die Mission unterstützen, fehlen leider bis heute in Deutschland gänzlich. Auch an Arbeitern hat die ausgedehnte Gesellschaft keinen Mangel. Während sie im vergangenen Jahre 19 neue Missionare in ihren Dienst stellte, stehen ihr für dieses Jahr wieder 24 zur Verfügung, darunter eine stattliche Anzahl universitätlich gebildeter Männer, Theologen und Mediziner. Leider ist zwischen der Leitung der Gesellschaft und einem ihrer tüchtigsten und gesegnetsten Missionare, Duncan von Metlakatla, ein Konflikt zum Ausbruch gekommen, der zu einem beklagenswerten Bruche geführt hat. Mr. Duncan, der nicht ordiniert ist, weigerte sich nämlich hartnäckig, seinen christlichen Indianern das heilige Abendmahl austeilen zu lassen, da er sie zu einem gesegneten Empfang desselben für noch nicht gereift genug hielt. Auch dem gemessenen Befehle des Komitees setzte er Widerstand entgegen und so ist es leider zu einer Trennung gekommen, die nach den neusten Mitteilungen nun auch eine Spaltung der Gemeinde in Metlakatla herbeigeführt hat, nachdem die Indianer vorher einmütig zu ihrem verehrten Lehrer gestanden. Hoffentlich ist der Bruch noch nicht unheilbar geworden.

In einem lehrreichen Aufsatze: The Church M. S. at home giebt der Int. (82 S. 193 ff.) eine instruktive Übersicht über die Missionsleistungen der englischen Staatskirche, so weit sie der Ch. M. S. zufließen. Neben dieser Gesellschaft wird freilich auch noch die Prop. G. S. von Gliedern der Staatskirche (vornehmlich den hochkirchlich gerichteten) unterstützt, und die Gesamteinnahme dieser Gesellschaft betrug pro 1881: 2 699 560 M., so daß also die englische Staatskirche im letzten Jahre zusammen c. 6 950 000 M. für die Heidenmission aufgebracht hat. Obgleich demnach die Angaben des qu. Artikels nur ein partielles Bild der Missionsleistungen der staatskirchlichen Kreise Englands liefern, weil die für die Ausbreitungsgesellschaft steuernden in ihm nicht berücksichtigt werden, so können wir aus ihnen doch immer mancherlei lernen. Von den 15 700 Parochien in England und Wales steuerten nur über 1 Drittel, nämlich 5375 für die Ch. M. S. und unter diesen befanden sich 794, in welchen weder Missionspredigten noch Missionsstunden gehalten wurden. Die Gesellschaft hat 11 Association secretaries in ihrem Dienste, welche ganz, 7, welche teilweis von ihr unterhalten werden und als

Reiseprediger fungieren. Der vierte Teil der Vereinsbeiträge besteht aus den Kollekten, die gelegentlich der Missionspredigten gesammelt werden. Unter den 40 Landschaften, nach denen die die Vereinsbeiträge umfassende Leistungstabelle geordnet ist, steht obenan Westmoreland mit c. 33 Pf., untenan Stafford mit c. 4 Pf. per Kopf der Bevölkerung. Indes sind es nur 14 Landschaften, die unter 10 Pf. beitragen, 18 leisten 10—20, die übrigen über 20 Pf. pro Kopf der Bevölkerung. In Wirklichkeit stellt sich die Rate aber höher, da die Gaben auf die gesamte Bevölkerung und nicht auf die Angehörigen der Staatskirche verteilt sind. Nehmen wir die letzteren auf c 18 Millionen an, und setzen wir die gesamten Einnahmen der beiden kirchlichen M. GG. in Rechnung, so würde die Missionsleistung pro Kopf innerhalb der Staatskirche c. 37 Pfennig betragen. In Deutschland inkl. Schweiz kommen jetzt etwa auf den Kopf der evang. Bevölkerung 8 Pfennige.

Viel bedeutender als in der Staatskirche sind die Missionsleistungen der freien Kirchen, die — was man nie vergessen sollte — auch für die heimatlichen kirchlichen Bedürfnisse bedeutende Summen aufzubringen haben. Bis jetzt sind mir nur die Jahresrechnungen der 3 größten unter den Dissenter Missionsgesellschaften zugegangen. Danach betrugen pro 1881 die sämtlichen Missionseinnahmen:

der Wesleyaner: 3035940 M.
der Londoner: 2249740 „
der Baptisten: 1047320 „

Die Wesleyanische M. G. hatte aus dem Vorjahre eine Schuld von: 766200 M., angesichts derer sie sich bereits ernstlich mit dem Gedanken einer Reduktion ihrer Arbeit trug. Allein diese bedeutende Schuld wurde im Laufe des Jahres bis auf 160000 M. und dieser Rest gelegentlich der Jahresfeier durch außerordentliche Beiträge vollständig getilgt. Auch die Baptistische M. G. hatte ein Deficit von c. 140000 M., das seit dem Jahresfeste bis auf 32620 M. herabgemindert ist und wahrscheinlich bald ganz geschwunden sein wird.

Seit ihrem Bestehen die größte Einnahme hatte im vergangenen Jahre die schottische Freikirche, nämlich: 1330660 M., allerdings mit Einschluß von 207500 M. Beiträgen aus den heidenchristl. Gemeinden, Schulgeld ꝛc. und 196720 M. Regierungszuschuß (grant-in-aid) zu den Schulen. Immerhin eine bedeutende Summe, wenn man bedenkt, daß die Freikirche nicht viel über 800000 volle Kirchenglieder zählt. Unter den Missionsleistungen dieser Kirche verdienen die Gaben der Kinder, welche sich auf 44060 M. beliefen, besondere Erwähnung. — Bedeutend — wie immer — sind auch im vergangenen die Missionseinnahmen der vereinigten Presbyterianer Schottlands, welche die Summe von 728040 M., 66072 M. mehr als 1880, erreichten, ungerechnet einen Extrafonds von 179670 M. Die Gesamtzahl aller Kirchenglieder dieser Gemeinschaft beträgt nicht mehr als c. 175000. Und ihre Gesamtleistung für kirchliche und Wohlthätigkeitszwecke beläuft sich auf 7666600 M. — also pro member: 44 M.!!

Über die Missionsleistungen Amerikas giebt die folgende Übersicht des Wachstums der Einnahmen der 6 bedeutendsten dortigen Missionen in den letzten 5 Jahren ein deutliches Bild („Ev. M. Mag." 82 S. 347):

	1876.	1881.
Am. Board (Kongregationalisten):	1 861 768 M.	2 764 980 M.
Presbyterianer:	2 033 312 „	2 321 024 „
Bischöfliche Methodisten:	1 296 996 „	1 312 696 „
Baptisten:	1 034 712 „	1 255 096 „
Protest. Bischöfliche:	390 508 „	743 032 „
Reformierte:	260 784 „	433 996 „
	Sa.: 6 878 080 „	8 830 824 „

Auch das Organ der bischöflichen Methodisten (Manual of the Meth. Ep. Ch. 82 S. 135 ff.) unterzieht in einem lehrreichen Artikel: The small burden and the great obligation die Proportionalität der Missionsleistungen der resp. Kirchenglieder einer Prüfung. Auf Grund derselben stellt sich heraus, daß von 1681854 Mitgliedern dieser Kirchengemeinschaft mehr als die Hälfte (879329) überhaupt nichts leisten, daß 604000 durchschnittlich 40 Pfennige, 97000 c. 50 Pfennige und nur 31000 „im Verhältnis zur Größe des Werks" geben. Ich fürchte, daß eine ähnliche Erhebung innerhalb unsrer deutschen Kirchen ein noch viel ungünstigeres Resultat ergeben würde.

Da ich einmal bei den bischöflichen Methodisten bin, so benutze ich diese Gelegenheit abermals, um mit aller Energie gegen die fortgesetzte Behandlung Deutschlands als eines Heiden-Missionsgebiets Protest einzulegen. In dem qu. Manual (82 S. 3) sind nämlich die fremden (foreign) Missionsgebiete der genannten Kirchengemeinschaft folgendermaßen rubriziert: 1) Afrika; 2) Central-Amerika; 3) Süd-Amerika; 4) China; 5) Deutschland und die Schweiz; 6) Skandinavien; 7) Indien; 8) Bulgarien und die Türkei; 9) Italien; 10) Mexiko, 11) Japan. Wann endlich werden die Methodisten unterscheiden lernen zwischen Christianisierung der Heiden, Konvertierung der Katholiken und der Propaganda unter evangelischen Christen? Wenn eine solche Tabelle den Heiden oder Heidenchristen in Afrika, China, Indien oder Japan zu Gesicht kommt, müssen sie nicht meinen: Deutschland und Skandinavien wäre ein gleich heidnisches Land, als das, was sie selbst bewohnen? Wenn die Methodisten die Propaganda innerhalb unsrer Kirchen durchaus nicht lassen können, so mögen sie doch wenigstens in ihren Berichten unser Land nicht mit Afrika, China, Indien und Japan in eine bunte Reihe stellen, als ob es von Heiden gleich diesen bevölkert sei. Es ist das mehr als eine Unart, und die Methodisten brauchen sich nicht zu wundern, wenn wir über diese fortgehende Herabwürdigung in den stärksten Ausdrücken unsere Entrüstung äußern und endlich dahin kommen, mit Leuten, die uns als Heiden behandeln, keine Gemeinschaft haben zu wollen. Wir erkennen ja gern an, was den Methodisten an christlicher Gabe und Aufgabe gegeben ist, wie das erst neuerdings wieder seitens unsres Mitarbeiters, des Professor Christlieb[1]), geschehen; darum gerade müssen wir aber auch aufs entschiedenste fordern, daß diese Anerkennung eine gegenseitige ist und daß die von uns wiederholt gerügte Herabsetzung endlich ein Ende nimmt.

[1]) In seiner empfehlenswerten Broschüre: „Zur methodistischen Frage in Deutschland" (Halle, Waisenhaus).

Der For. Miss. (April 82 S. 449) meldet die erfreuliche Thatsache, daß der presbyterianischen Kirche in den Ver.-St. 29 Kandidaten aus theologischen Seminarien zum Missionsdienst sich zur Verfügung gestellt, um im Laufe dieses Jahres ausgesandt zu werden — eine bis jetzt in der Geschichte des Boards unerreichte Zahl. Wann wird wohl ähnliches von den deutschen Universitäten zu melden sein?

Durch jede Nummer der (amerik.) Miss. Review geht seit längerer Zeit ein auch in vielen andern amerikanischen Missionsblättern reproduzierter Artikel: „Die Evangelisierung der Welt innerhalb 20 Jahren." Die Sache ist nicht etwa ein Scherz, sondern ganz ernstlich gemeint. Große Schwierigkeiten hat die Ausführung keineswegs — nämlich nach der Meinung des Erfinders dieses echt amerikanischen Plans, eines gewissen Herrn Pierson. „Angenommen, daß es 118 Millionen Protestanten giebt, so braucht nur jeder einzelne von diesen innerhalb 20 Jahren je 6 Seelen mit dem Evangelio zu erreichen und die ganze Welt ist evangelisiert. . . Allein von diesen 118 Millionen dürften vielleicht nur 10 Millionen wirkliches Verständnis des Evangeliums, Glauben und Erfahrung haben. Könnte Gott nicht diese Hand voll (!) Leute, wie einst die Schar Gideons, gebrauchen, um das gesamte Werk auszuführen? Laßt jeden von diesen 10 Millionen während 20 Jahren 60 neue Seelen erreichen mit dem Evangelio und das große Resultat ist da. . . Natürlich müßten Menschen und Mittel multipliziert werden. Wir müßten mindestens 10 000 Missionare mehr haben — was immer erst einen auf tausend ausmachte aus der angenommenen Zahl jener 10 Millionen. Wir müßten auch wenigstens 10 Millionen Dollars jährlich mehr Beiträge haben zur Unterstützung dieser Missionare und weitere 10 Millionen für die mancherlei anderen Hilfsmittel. Aber laßt jene 10 Millionen Gläubige jeden jährlich 5 Dollars geben, so haben wir pro Jahr 50 Millionen Dollars für das Missionswerk". . . . . In der That: nichts einfacher und leichter als das!

Der Erfinder dieser Parforce- und Dampfevangelisierung der Welt ist — ein Doktor der Theologie! Da der utopische Vorschlag den absolutesten Mangel an elementarem Verständnis für die Gedanken und Wege Gottes zeigt, so hielt ich ihn anfänglich für eine Ironie auf ungeistliche Schwindelpläne. Allein mit dieser Annahme habe ich mich sehr getäuscht. Die qu. Review, die sonst in der Kritik das Mögliche und Unmögliche leistet, hat die den Geist des Evangelii geradezu beleidigende Idee zum stehenden Leitartikel gemacht und behandelt ihn unermüdlich in immer neuen Variationen, ohne daß ihr diesmal das kritische Gewissen schlägt. Es wäre ein sehr überflüssiges Werk, sich auf eine ernstliche Widerlegung derselben einzulassen und nachzuweisen, in welchem Gegensatz ein so mechanisches Rechenexempel zu den elementarsten göttl. Reichsgesetzen steht. Es hat auch gute Wege, das auf dem Papier gemachte Exempel im Leben auszuführen. Warum 20 Jahre warten? Ließ sich das Exempel nicht auch auf 5 Jahre berechnen durch eine einfache Multiplikation mit 4? Doch lassen wir die Ironie. Es ist traurig, daß sich in den amerikanischen Missionskreisen keine nüchterne Stimme gegen solchen Unfug erhebt, der nur dazu dienen kann, bei der Welt Spott, bei unklaren Gläubigen Niedergeschlagenheit zu bewirken, wenn das Ungeheure nicht geschieht. Es ist ein beklagenswerter Mißbrauch des Gebets um den heiligen Geist, wenn man fortgehend zu ihm auffordert zur Erreichung von Dingen, die mit der Thätigkeit dieses Geistes in Widerspruch stehen.

Über die Missionsbeiträge innerhalb der römisch-katholischen Kirche bringen die „Katholischen Missionen" (1882 S. 156) folgende vergleichende Tabelle:

	1880.		1881.	
	Franks.	Ct.	Franks.	Ct.
Frankreich	4 211 942	26	4 565 449	13
Elsaß-Lothringen	245 784	45	249 640	84
Deutschland	374 562	97	528 000	60
Belgien	325 137	70	341 309	17
Spanien	9 556	10	20 528	80
Brit. Inseln	126 825	30	218 985	85
Italien	330 991	53	421 192	85
Levante	20 302	15	30 434	67
Niederlande	109 457	42	127 303	95
Portugal	50 255	96	69 954	74
Rußland, Polen	353	46	1 854	21
Schweiz	60 472	77	79 952	39
Nordländer	453	50	1 285	30
Asien	10 187	66	12 013	91
Afrika	25 254	5	30 752	73
Nordamerika	95 665	60	143 714	8
Südamerika	13 287	18	50 169	82
Oceanien	9 513	60	13 515	15
	6 020 039	66	6 906 058	19

Es sei hier wieder ein Beitrag zur Charakteristik der römischen Missionsmethode angefügt, den ich wörtlich den „Kath. Missionen" (82 S. 146) entnehme: Der hochw. Herr Farage, Seelsorger von Tell-Armen, schreibt:

„Die Leser der katholischen Missionen werden nicht ungern von einer merkwürdigen Bekehrung hören, die sich jüngst in Mardin ereignete. Ein gregorianischer Armenier, Hadaiet-Effendi mit Namen, ein Mann von seltenen Anlagen, Doktor der Medizin, hatte die Religion seiner Väter verlassen und war zum Islam übergetreten, um desto ungestörter seinen Leidenschaften fröhnen zu können. Er verstieß seine erste christliche Gemahlin und heiratete dann, seinem neuen Bekenntnisse entsprechend, nacheinander vier Frauen. Aber er fand keine Ruhe und kein Glück in diesem Sündenleben und klagte unverhohlen dem P. Angelus von Villarabio, O. S. F., daß nur ein freieres Leben ihn zur Religion Mohammeds verführt habe, dem Herzen nach sei und bleibe er Christ. Im April vergangenen Jahres ward er von einer heftigen Krankheit niedergeworfen und bald mußte man alle Hoffnung auf eine Wiedergenesung aufgeben. P. Angelus hätte den Unglücklichen gerne an sein Geständnis erinnert; aber wie konnte er auch nur daran denken, in seine Nähe zu kommen, da der Kranke beständig von Muselmännern umgeben war? Da verfiel er auf ein Mittel, das ihm seine medizinischen Kenntnisse und seine Sorge um die Kranken wohl gestatteten. Er stellte sich als Arzt verkleidet den Anwesenden vor; ein ihn begleitender armenischer Priester spielte den Gehilfen. Das Haus war voller

Menschen. Mit diesen unterhielt sich der Pater, während sich sein Begleiter dem Sterbenden zu erkennen gab. — „Wollen Sie im Schoße der katholischen Kirche sterben?“ fragte er ihn. — „Ganz gewiß, mein Vater, ich bin Katholik und als Katholik will ich sterben,“ antwortete der Kranke mit Thränen in den Augen, „hören Sie doch sofort meine Beichte. Guter Gott! Wird er mir wohl meine Sünden verzeihen?“ — „Ohne Zweifel, mein Sohn, haben Sie nur Vertrauen.“ Darauf nahm der Priester die demütige Anklage des Armen entgegen, ohne daß die Umstehenden auch nur bemerkten, was vor sich ging. Zudem suchte P. Angelus ihre Aufmerksamkeit möglichst abzulenken. — „O, mein Gehilfe versteht ganz ausgezeichnet die Sprache des Kranken: er redet ihm von dem Anfang und der Ursache seines Übels.“

Hadaiet empfing sogar die heilige Wegzehrung und die letzte Ölung. Die Muselmänner hielten das alles für Heilmittel. Dann hauchte er unter dem Beistande des Priesters sanft und ruhig seine Seele aus. Kaum hatte sich die Todeskunde verbreitet, als von allen Seiten die vornehmen Mohammedaner herbeieilten, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Die beide Missionare machten sich eiligst von dannen; hätte man sie erkannt, sie wären unfehlbar des Todes gewesen. — Bald bewegte sich ein glänzender Leichenzug dem türkischen Friedhofe zu; allein während die Priester Moslims zahlreich vertreten waren, und von der Höhe der Minarets die Größe Allahs gepriesen wurde, sah man von ferne einen armenischen Priester dem Zuge folgen, der die Totengebete für die Seelenruhe des Verstorbenen verrichtete.“

Wir haben zur Kritik dieser Methode nichts hinzuzufügen — denn sie richtet sich selbst. Nur eins bemerken wir: unter die Bravourstücke des von ihren eignen Organen sonst so viel gelobten Mutes der römischen Missionare kann man diese Geschichte schwerlich aufnehmen.

Über die orthodoxe russische M. G. teilt das „Ev. M. Mag.“ (82 S. 334) folgende ihrem diesjährigen Rechenschaftsberichte entnommene Data mit: Zur Zeit zählt die Gesellschaft 7491 ordentliche Mitglieder. Die Beiträge betrugen 153472 Rubel, zusammen mit einem Überschusse von früher 693118 Rubel. Unter den Beiträgen ist der bedeutendste (16400 Rubel) von Erzbischof Mitrofan. Die Ausgaben beliefen sich auf 152092 Rubel. Das verflossene Jahr war in Bezug auf die Mittel das erfolgreichste von allen, so daß abgesehen von dem verbleibenden Kapital von 541026 Rubel die Gesellschaft in der Lage war, den Missionaren eine wirksamere Hilfe zu leisten, als in früheren Jahren. So konnten außer den im vergangenen Jahre der japanischen Mission gewährten 23800 Rubel, dieser noch weitere 8500 Rubel gewidmet werden. Für die antimohammedanische Mission unter den Kirghisen in Ust-Kamenogorsk und für die neue katandinskische Abteilung der Altaischen Mission wurden je 840, für die Gründung einer Mission in Turkestan 20000 Rubel bestimmt. Über die letztere neugegründete Mission wurden in der Versammlung sehr interessante Einzelheiten mitgeteilt.

Noch im vorvergangenen Jahre hatte der Vorstand der Gesellschaft bei den Bischöfen, in deren Diözesen sich Steppen-Kirghisen befinden, angefragt, ob es sich nicht empfehlen würde, durch besondere Missionare in deren Mitte die Verbreitung von Gottes Wort anzustreben. Infolge dessen wandte sich der turkestanische Bischof (Alexander) an den dortigen Generalgouverneur, wies ihm die Notwendigkeit nach, im turkestanischen Gebiet ein Missions-Kloster zu gründen und empfahl hierzu den Ort Kurmekti. Hier ist ein gesundes Klima, viel Wald, Fischreichtum, fettes Weideland und genug Ackerplätze, die

noch nicht zur Teilung gelangt sind. Außerdem liegen dortherum viele Ansiedelungen, teils christliche, teils nichtchristliche. Zum Schluß seines Schreibens sprach der Bischof noch die Hoffnung aus, daß ein solches Kloster, abgesehen von seinem Hauptzwecke, auch eine gute Schule werden würde, in welcher junge Leute aus der Umgegend zu Psalmlesern, Sängern, Glockenläutern, Gärtnern u. s. w. ausgebildet werden könnten. Als Antwort hierauf kam alsbald ein sehr freundliches Schreiben vom General Kolgakowski, worin derselbe dem Bischof seine Hilfe zusagt zur Ablassung des Waldes für das Kloster, Zuteilung von Land, Abgrenzung des Fischfanges und Ernennung eines Technikers zur Beaufsichtigung des Baues u. s. w. Die Vorbereitungsarbeiten zum Klosterbau haben bereits angefangen unter Mitwirkung der Missionsgesellschaft.

Im Hinblick darauf, daß der Vorsteher der japanischen Mission, Bischof Nicolai, den Bau einer geräumigen Kirche in Tokijo unternommen und dafür selbst bereits über 130 000 Rubel gesammelt, übernahm es der Ehrw. Ambrosius, als Gehilfe des Vorsitzenden der Missionsgesellschaft, Beiträge für das Glockengeläute dieser Kirche zu sammeln. Seine Bemühungen waren erfolgreich. 8 Glocken im Gewicht von ca. 70 Zentnern und 3 955 Rubel kostend, wurden in der finnländischen Gießerei hergestellt und auf Schiffen der freiwilligen Flotte nach Japan geschickt. Auf der großen Glocke befindet sich die Inschrift: „Geschenk Moskaus an die Kathedrale von Tokijo zur Zeit des I. japanischen Bischofs Nicolai, mit dem Gebet um Verbreitung der Rechtgläubigkeit in Japan."

Ferner hat im verflossenen Jahre die älteste der sibirischen Missionen, die Transbaikalische, ihr 200jähriges Jubiläum gefeiert, wobei sich das Jubeljahr durch Bekehrung von 513 Seelen auszeichnete, darunter von den nomadisierenden Orotschenen 145 Seelen. — In der Altai-Mission wurden 739 Heiden und Mohammedaner bekehrt. In Kantschatka empfingen 1008 Seelen die heil. Taufe, in der Astrachan-Mission 113, Samara 22, Perm 6. Die japanische Mission zählte im Jahre 1881 nicht weniger als 96 Gemeinden (8 mehr als im Vorjahr), 11 Priester, 2 Diakone (darunter 7 eingeborene Priester und ein eingeborener Diakon), 79 Prediger (7 weniger als im Vorjahr), rechtgläubige Christen 6099 (Zuwachs 1055). Im Laufe des Jahres wurden in Japan 1087 Seelen getauft, Katechumenen waren es 428, 126 starben. Bethäuser gab es 69 (16 mehr als im Vorjahr), Predigtplätze 263 (Zuwachs 78). Von den eingeborenen Christen wurden im ganzen zusammen mit der jährlichen Abgabe von 3 Jen per Kopf 4686 Rubel für kirchliche Zwecke beigetragen. In der Katechistenschule waren im verflossenen Jahre 22 Schüler, im Seminar 60, in der Mädchenschule 35.

„Da 7 Priester für 96 Kirchen nicht genügen, so wurde der Kathedrale anheim gegeben noch einige Priester zu ernennen; doch konnte dieser Wunsch aus praktischen Gründen nicht erfüllt werden, da durch Ernennung von Priestern die Zahl der Prediger sich vermindert hätte und die Priester keine Zeit zum predigen haben. Gegenwärtig kann in Japan ohne Hindernisse die Predigtarbeit getrieben werden, und die Zahl der Zuhörer nimmt stets zu. An einzelnen Orten erregen die buddhistischen Priester die Bevölkerung gegen unsere Prediger, aber die Behörden verhindern Gewaltthaten. Und in einem Ort, Chirosim, gelang es einem Mönche, unserm Prediger Kränkungen zu bereiten und einen unserer hervorragendsten Prediger beinahe zum Tode zu verletzen."

Die Schlußworte des Jahresberichts geben dem tiefen Schmerz über den Tod des 78jährigen Oberpriesters Lawroff Ausdruck, der 40 Jahre lang, bis zur Gründung

der Missionsgesellschaft ganz allein die Altai-Mission unterhalten hatte. Als Vermächtnis hat er der Altai-Mission mehrere von ihm gesammelte Gegenstände, ein sehr wertvolles Evangelienbuch, Altarkreuze, vergoldete Geräte, Heiligenbilder u. s. w. zurückgelassen.

Als ein Haupthindernis der Bekehrung der Heiden und Mohammedaner wird der schlechte Einfluß der russischen Namenchristen hervorgehoben, die sich an vielen Orten nicht bloß in ihrem häuslichen, sondern auch in ihrem religiösen Leben in nichts von den Heiden unterscheiden. Namentlich die Kosaken an der mongolischen Grenze sollen ganz unter dem Einflusse der Lamas stehen, 10 Jahre lang oder länger nie zur Kirche oder Beichte gehen, dagegen alle Vorschriften des Heidentums streng befolgen und durch ihr Beispiel die Mongolen vom Christentum geradezu abschrecken.

Literatur-Bericht.

Von Dewitz: „In Dänisch-Westindien. Hundertundfünfzig Jahre der Brüdermission in St. Thomas, St. Croix und St. Jan." Teil 1: Die erste Streiterzeit in des Grafen von Zinzendorfs Tagen von 1732 bis 1760 (Niesky, Missionsinstitut — mit 4 Illustrationen, S. 374 und kostet nur wenn bis zum Schluß des Festmonats, August, bezogen: 1 M., vom 1. Sept. an 1½ M.). Eine Jubiläumsgabe wie schon aus dem Titel erhellt, von berufener Hand geschrieben, die einen lichtvollen und erbaulichen Blick in die Anfangsarbeit der missionierenden Brüdergemeinde thun läßt. Wir haben das Buch mit wachsendem Interesse gelesen und empfehlen es als eine ebenso lehrreiche wie fesselnde Lektüre, die zugleich eine lohnende Ausbeute für mehr als eine Missionsstunde gewährt.

(E. Reichel): „Rückblick auf unsre 150jährige Missionsarbeit. Herausgegeben zur Feier des 21. August 1882 von der Missions-Direktion der evangelischen Brüder-Unität" (zu beziehen durch das Missionsinstitut zu Niesky). Eine auf 50 Seiten zusammengedrängte meisterhafte Übersicht über und Einsicht in die gottgesegnete Missionsthätigkeit der Brüdergemeinde, die uns soeben bei der Korrektur zugeht, und deren Anschaffung wir allen Lesern dieser Zeitschrift aufs dringendste empfehlen.

Kurze: „Mitteilungen der geographischen Gesellschaft zu Jena" (Jena, Fischer 1882. Heft 1). In jährlich 4 Heften. Der besondere Wert dieser „Mitteilungen" besteht darin, daß sie den größten Teil ihres Raumes den Ergebnissen der geographischen und ethnographischen Forschungen der christlichen Missionare widmen, ja sich vorgesetzt haben, für diese Leistungen der Missionare geradezu als „Centralorgan" zu dienen. Die Redaktion ist in guten Händen und läßt etwas Gediegenes hoffen. Das erste Heft enthält einen Artikel von Missionar Gehring: „Auf den Serwaradscha-Bergen" (Präsidentschaft Madras), die Beschreibung der Reise Mohrs und Ramseyers nach Kumarse von dem ersteren, und eine ausführliche Übersicht über die Forschungsreisen der Londoner Missionare in Neu-Guinea während 1877—81 von dem Herausgeber. Hoffentlich bringen die folgenden Hefte auch einen übersichtlichen Artikel über die Förderungen der geographischen Wissenschaft durch die neuere Mission überhaupt.

Wallmann als Missions-Inspektor.

Von Missionsinspektor Kratzenstein.

(Schluß.)

Wallmann in Berlin.

a. Seine Berufung.

Wie schon erwähnt, waren die Verhältnisse in der Berliner Mission und sonderlich im Berliner Missions-Seminar durchaus nicht verlockend, als an Wallmann die Anfrage kam, ob er dort als Inspektor eintreten wollte. Es waren daselbst zuletzt als gleichberechtigte Inspektoren angestellt gewesen der Pastor Mühlmann aus Obornik in der Provinz Posen und der Pastor Haag aus Ispringen im Großherzogtum Baden. Der letztere hatte aber am 11. Nov. 1836 seinen Austritt aus der Missions-Anstalt und aus der Landeskirche erklärt und hatte dann bei den Altlutheranern eine Stellung gefunden. Vier Zöglinge waren ebenfalls ausgetreten, zehn waren geblieben. Missions-Inspektor Mühlmann hatte ferner bereits erklärt, daß er den Dienst der Missions-Gesellschaft verlassen würde, sobald sich ein ihm zusagendes Pfarramt für ihn fände.

In der Sitzung vom 13. Jan. 1857 beschloß das Komitee einstimmig die Berufung des Inspektors Wallmann und forderte denselben zunächst auf, Vorschläge zu machen über die Stellung des Inspektors zum Komitee, zum Engeren Ausschuß (welcher neben dem Komitee und im Auftrage desselben einen Teil der laufenden Geschäfte besorgte) und zu dem andern Inspektor. Dieselbe Aufforderung war daheim an Insp. Mühlmann ergangen. Bereits unter dem 23. Jan. schickte W. die gewünschten Vorschläge ein, die sehr kurz gefaßt waren, aber alles Nötige berücksichtigten. Er schickte dieselben an Insp. Mühlmann mit dem Schlußsatz: „Das mein Plan. Nun wünsche ich, daß unsere Pläne, die sich morgen früh in Braunschweig kreuzen werden, nicht den Klingen der Welfen und Ghibellinen gleichen.“ Nachdem Insp. Mühlmann im ganzen seine Zustimmung erklärt hatte, schickte Wallmann diesen Plan mit einigen Erweiterungen unter dem 1. Febr. 1857 an das Komitee. Derselbe, welchen wir des Interesses wegen und zur Kennzeichnung vollständig mitteilen, lautet folgendermaßen:

„Sie wollen in der von Ihnen angeregten Frage meine Vorschläge hören, meine Herren. Ich mache sie Ihnen, nachdem ich mich auf Ihren Wunsch mit Insp. Mühlmann

in Korrespondenz gesetzt habe und indem ich vorläufig annehme, als ginge ich auf Ihren Antrag ein.

I. Das Komitee.

Allen Respekt vor Ihnen, meine Herren; aber Sie müssen eine möglichst sublime Stellung nehmen, sonst geht es nicht.

Besetzen Sie alle Ämter in der Gesellschaft, vom Präsidenten an bis zu dem geringsten Kolonisten, den Sie aussenden und nehmen Sie Einsicht von dem Gange aller Geschäfte, entweder dadurch, daß Sie sich per Cirkular das Protokoll der Sitzungen Ihrer Direktion vorlegen lassen, oder dadurch, daß Sie in einer monatlichen Sitzung den Vortrag eines Mitgliedes der Direktion entgegennehmen. So haben Sie die Personen in der Hand und erhalten sich au fait für die Verhältnisse, ohne sie zu drücken.

NB. Für eine regelmäßige Cirkulation der überseeischen Korrespondenz bei dem Komitee kann ich nicht sein; es ist für den Korrespondenten und Berichterstatter eine sehr unangenehme Sache, wenn das betreffende Material einer langweiligen Cirkulation ausgesetzt ist.

II. Die Direktion.

Bestellen Sie aus Ihrer Mitte ein Kollegium, welches selbständig die Verwaltung aller Angelegenheiten der Gesellschaft hat (Direktion, Engerer Ausschuß).

Es muß möglichst wenige Mitglieder zählen, schon deshalb, weil als erstes Requisit für ein Mitglied der Direktion das ist, daß es regelmäßig den Sitzungen derselben beiwohnen kann, was nicht jedermanns Ding ist. Die Inspektoren sind Mitglieder der Direktion und deren Referenten je nach ihrem Ressort. Die Direktion versammelt sich regelmäßig monatlich zweimal; die überseeische Korrespondenz cirkuliert bei ihr.

III. Die Inspektion.

Sie wollen zwei Inspektoren. Sondern Sie deren Aufgaben so scharf als möglich, und machen Sie dieselben Ihrer Direktion verantwortlich, doch so, daß sie möglichst freie Hand zum Handeln haben.

Mühlmann: Inneres; Wallmann: Äußeres.

Mühlmann, pastor domus, 1) repräsentiert das Haus; 2) führt dessen Ökonomie; 3) leitet, resp. giebt den Unterricht im Seminar; 4) hat die Seelsorge der Zöglinge inkl. Hausandacht und volle Tischgemeinschaft; 5) präsentiert zur Aussendung und leitet die Abordnung; 6) prüft die Aspiranten und präsentiert zur Aufnahme in das Seminar; 7) hält die Missionsstunde im Betsaal.

Wallmann, Inspektor für a. die Gesellschaft. 1) führt die Korrespondenz innerhalb der Gesellschaft und für dieselbe; NB. es muß jeder eingehende Brief möglichst ausführlich erwidert werden; gegen Säumige wird von Zeit zu Zeit die Initiative ergriffen. Die Korrespondenz muß aus frischer Hand gehen; zu einer täglichen Kurrende dieser Korrespondenz bei der Direktion kann ich mich nicht verstehen, ausgenommen solche Briefe, welche der Beratung des Kollegiums unterliegen. Die eingehenden Gelder sind an den Kassierer abzuführen; 2) besorgt die Redaktion und leitet die Expedition der Berichte, des Missionsfreundes, u. s. w.; 3) besucht Missionsfeste und leitet die Missionsreisepredigt.

b. Die Stationen. 1) Er empfängt und verwaltet die Natural-Lieferungen resp. die Einkäufe für die Stationen; 2) besorgt die Ausrüstung und Passage der auszusendenden Brüder; 3) führt die Korrespondenz mit den Stationen: die offizielle, nach Beschluß der

Direktion; die private, namentlich mit dem Superintendenten, vierteljährlich mit jedem Missionar; setzt die eingegangenen Briefe bei der Direktion in Cirkulation.

Beide Inspektoren haben wöchentlich regelmäßig eine Konferenz mit einander, in der sie die beiderseitigen laufenden Angelegenheit besprechen. Um meinerseits besser au fait für Zöglinge und Aspiranten im Interesse dieser Konferenz zu sein, bitte ich für mich noch 1) um 1 bis 1½ Stunde (etwa von 8 bis 9½ Uhr morgens) täglich Exegese nach der deutschen Bibel mit den Zöglingen (alle Abteilungen kombiniert); 2) täglich einen Spaziergang mit einem Zögling; 3) monatlich Beiwohnen einer Repetition mit sämtlichen Zöglingen; 4) wöchentlich eine Bibelstunde mit den Aspiranten.

Das mein Vorschlag.

Schließlich gebe ich Ihnen noch zu bedenken, meine Herren, daß ich nichts für das Werk einzusetzen habe, was man Talent nennt. Suchen Sie das, so sehn Sie ja ab von mir. Ich habe nichts weiter als eine gewisse Passion für die Heidenbekehrung und eine neunjährige Geschäftsroutine. Mit besagter Passion hängt auch noch das zusammen, daß ich ein sehr einseitig bornierter Kauz bin, der sich um andere Dinge nicht weiter bekümmert, und der in Berlin leben würde, als lebte er nicht darin.

Das überlegen Sie wohl, liebe Herren, und seien Sie dem Herrn zu allen Gnaden befohlen!

Barmen, 1. Febr. 1857. Ihr

Wallmann.

Diese Vorschläge fanden die Billigung des Komitees; die Vokation ging W. unter dem 20. Febr. zu, welche derselbe unterm 4. März annahm. Am 19. Mai kam er in Berlin an.

Als er im Missionshause seinen Einzug hielt, wurde er mit Gesang und Posaunenschall empfangen. Er ignorierte aber diesen Empfang fast gänzlich und reichte zur Verwunderung der Zöglinge nur einigen die Hand. Erklärlich wird das zunächst auffällige Benehmen dadurch, daß Wallmann Ehre und Ehrenbezeugungen weder suchte noch auch wünschte und liebte. Alles ging sehr schnell zu; doch fiel dies den Zöglingen wohlthuend auf, daß er für seine Kinder sehr väterlich besorgt war. Beim Einräumen der Sachen legte er persönlich rüstig Hand an. Seine Studierstube war sehr schnell in Ordnung: die Zöglinge konnten sich nicht genug wundern, mit welcher Gewandtheit er seine vielen Bücher in erstaunlich kurzer Zeit aufgestellt hatte. Bald saß er arbeitend am Schreibtisch.

Am Abend des ersten Tages, da Wallmann in Berlin war, beauftragte Insp. Mühlmann den Hausältesten, den Abendsegen zu halten. Derselbe ging zum Insp. Wallmann und bat diesen, solches zu thun. Er antwortete nicht sogleich, sagte dann kurz zu, nachdem er gefragt hatte, ob man beim Gebet kniee oder stehe. Es ward ihm erwidert, daß hier das Gebet auf den Knieen üblich sei. Zu aller Erstaunen ließ Wallmann bei diesem ersten Abendsegen ein Bußlied singen, las den 51. Psalm

und hielt dann ein so erschütterndes Bußgebet, daß die Zöglinge nachher im Lehrsaal blieben und sich unter einander fragten: Was war das? Später erfuhren sie von ihm, er hielte dafür, das gewöhnliche öffentliche Gebet müsse stehend verrichtet werden, denn das Gebet sei ein Opfer, welches dem Herrn dargebracht werde „mit freudigem Geiste.“ Öffentlich kniee man beim Bußgebet; im Kämmerlein thue man, wie man wolle. Den Unterricht im Seminar begann er gleich nach seiner Ankunft.

In einer außerordentlichen Komitee-Sitzung am 26. Mai ward Insp. Wallmann durch Vorsitzenden Präsidenten Goetze mit dem Ausdruck freudigen Vertrauens willkommen geheißen und in sein Amt sowie in das Komitee eingeführt.

Vierzehn Tage später, am 9. Juli 1857, trat die jährliche General-Konferenz der Berliner Missions-Gesellschaft zusammen. In derselben hielt der, wie er sich selbst nannte, einseitige, aber in seinem Missionsfach stets kundige, rede- und schlagfertige Mann zwei Vorträge, welche sofort mitten in die Sache einführten. Der erste Vortrag hatte zum Gegenstande: Die Aufgabe der afrikanischen Heiden-Mission mit besonderer Beziehung auf die neuen Entdeckungen der Völker-Verhältnisse in Mittel-Afrika. Er giebt hierauf mit seiner gewohnten Klarheit und Weisheit, Treue und Energie befriedigenden Bescheid: Halten und pflegen, was man hat; aber zugleich in naturwüchsiger Weise, ohne alle Sprünge, vorwärts gehen.

Sodann geht er über zu dem zweiten Gegenstande: Über die Mittel zur Herbeiführung eines lebendigern Verhältnisses der Muttergesellschaft zu den Hilfsvereinen. Zu diesen Mitteln, so sagte er, gehört vorwiegend ein häufiger Verkehr der Gesellschaft mit den Vereinen; derselbe kann entweder persönlicher oder schriftlicher Natur sein. Der persönliche Verkehr wird durch zurückgekehrte Missionare gefördert; man sollte alle acht bis zehn Jahre den Missionar auf zwei Jahre nach der Heimat einberufen, um ein Jahr ruhen und ein Jahr Besuche auf Missionsfesten machen zu können. Der Geldpunkt kommt dabei weniger in Betracht, da erfahrungsmäßig durch die Besuche die Reisekosten zur Genüge gedeckt werden; als vielmehr der Mangel an Arbeitern draußen: es ist selten der Mann da, welcher für den feiernden Bruder eintreten könnte. Nicht minder wichtig ist der Besuch eines Mitgliedes des Vorstandes; es hat immer einen Wert, persönlich mit jemand verkehren zu können, der genaue Ein- und Umsicht für eine

Sache hat. Referent ist bereit, dieser seiner Aufgabe nachzukommen; aber man muß Geduld haben, wenn er einmal einer Einladung zu einer Besuchsreise nicht Folge geben kann: er hat eben mehr zu thun. — Der schriftliche Verkehr ist teils durch briefliche Korrespondenz, teils durch Druckschriften zu unterhalten. Besonders wichtig sind hier Rundschreiben, welche das Komitee an die Vereine insgesamt richtet, sei es bei jeweiligen besondern Veranlassungen, sei es in bestimmten, regelmäßigen Terminen. Regelmäßige, quartaliter zu erlassende vertrauliche Mitteilungen über Gegenstände, welche sich nicht zu einer Verbreitung durch die Druckschriften der Gesellschaft eignen, sind anderwärts schon deshalb von günstigem Erfolge gewesen, weil sie erfahrungsmäßig mehr gelesen werden als die für eine größere Öffentlichkeit bestimmten Mitteilungen. — Die „Missionsberichte" könnten noch öfter erscheinen; dann könnte der Stoff mehr verarbeitet gegeben werden, unbeschadet der Mitteilungen aus den Berichten und Tagebüchern der Missionare. Der „Missionsfreund" könnte dadurch eine Ergänzung erhalten, daß außer den Lebensbildern, welche er aus dem gesamten Missionsgebiete liefert, noch eine regelmäßige Missionszeitung in denselben aufgenommen würde, wie das auch ursprünglich der Plan war. Namentlich wäre es an der Zeit, in diesen Zeitungsnachrichten besonders das deutsche Missionswesen zu berücksichtigen, welches bisher zu sehr gegen die Missions-Unternehmungen anderer Nationen zurückgetreten ist; dasselbe ist gegenwärtig in ein Stadium seiner Entwicklung eingetreten, das am wenigsten von den Deutschen ignoriert werden sollte. — Eine eingehende geschichtliche Darstellung der Entwicklung der Berliner Gesellschaft möchte nicht ganz wertlos sein für alle diejenigen, welche diese Entwicklung nicht von Anfang an durchlebt haben; sie müßte, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollte, vom Vorstand der Gesellschaft ausgehen. — Eine Kartenarbeit zur Übersicht des Missionsgebietes der Gesellschaft in Afrika, welche zugleich einen topographischen Überblick über den derzeitigen Stand der südafrikanischen Mission im allgemeinen giebt, ist so eben auf Veranlassung des Komitees erschienen.

Wallmann ging mit diesen beiden Vorträgen seiner Natur gemäß ohne viel Vorrede und Federlesens gleich in mediam rem. Aus seiner reichen Erfahrung heraus entwickelte er in derselben auch von vorn herein die kräftigen, klaren und gesunden Grundsätze, nach welchen er seine Missionswirksamkeit in Berlin auszurichten willens war.

Dem Übereinkommen zufolge hatte er sofort die Redaktion der Missionsberichte übernommen. Die Juni-Nummer 1857, welche

von seiner Hand den Bericht über die General-Konferenz enthielt, brachte auch zugleich eine Übersicht über die augenblickliche Lage der Berliner Missionsstationen „in kurzen, raschen Zügen." Man sah auch hieraus, daß in ihm ein Mann mit frischer Begeisterung, mit „Passion" für das Missionswerk, mit starkem Willen, mit hellem, weitem Blick und fester Hand die Zügel der Missionsleitung ergriffen hatte.

Es dauerte nicht sehr lange, daß die beiden Männer, Mühlmann und Wallmann, zusammen arbeiteten: Inspektor Mühlmann verließ bereits am 14. Okt. 1857 das Missionshaus und ward Pastor in Pritzerbe in der Provinz Brandenburg. Insp. Wallmann und alle Zöglinge begleiteten ihn zum Bahnhof. Wallmann war innerlich sehr erregt bei dem Abschiede. Still ging es zum Missionshause zurück. Bis dahin hatte Wallmann in keiner Weise in die Hausordnung eingegriffen. Kaum war man aber ins Missionshaus zurückgekehrt, als er mit wenig Worten anordnete, wie es von jetzt ab gehalten werden solle. Er folgte dabei, wie bereits erwähnt, seiner von ihm in Barmen erprobten Hausordnung. Zwei kleine Zimmer richtete er ein zum Meditatorium und Precarium für die Zöglinge. Ein Wöchner wurde bestimmt, welcher in allen äußeren Geschäften der Bote war zwischen Inspektor und Zöglingen; ferner hatte derselbe zu Tische zu dienen, unterstützt durch den Diener, welcher dann für die nächste Woche Wöchner wurde. Der Wöchner hatte Sonnabends eine Wochenchronik zu geben, gleichviel ob zwei Zeilen lang oder ausführlich, je nach den Vorkommnissen. Die Zöglinge hatten auf den einzelnen Stuben ihren besonderen Wöchner, welcher die Reinigung und Heizung zu besorgen hatte, was bis dahin durch eine Wartefrau geschehen war. Ebenso wurde von dem Tage ab neben dem schon bestehenden gemeinsamen Mittagstisch gemeinsames Frühstück und Abendessen eingerichtet, bei welchem Wallmann stets zugegen war und mit den Zöglingen aß. Bis dahin hatten die Zöglinge Geld bekommen und sich dafür Frühstück und Abendbrot selbst beschafft. Der gemeinsame Morgensegen ging dem Frühstück vorher, während er früher unmittelbar vor den Unterrichtsstunden gehalten wurde. Es entstand ein Leben, welches einem Familienleben so nahe kam, als es in einem solchem Anstaltsleben möglich ist.

Nach Wallmanns Vorschlage beschloß das Komitee keinen zweiten Inspektor wieder anzustellen, sondern die Führung und Verantwortung der Inspektorats-Geschäfte allein in seine Hand zu legen; der neu zu berufende Geistliche sollte sein Mithelfer und Mitarbeiter sein besonders bei dem Unterricht im Seminar, außerdem auch im Halten der Missions-

stunden und im Besuchen der Missionsfeste. Es ward zu dieser Stellung auf seinen Vorschlag berufen sein Landsmann Kratzenstein, zweiter Prediger an der Schloßkirche zu Quedlinburg. Derselbe traf bereits am 13. Febr. 1858 im Missionshause ein, begann am 15. Febr. seinen Unterricht im Seminar (im Alten Testament: Hiob, Psalmen, salom. Schriften, Propheten; im Neuen Testament: Evangelien und Apostelgeschichte; außerdem Latein, Griechisch, Hebräisch, Welt- und Kirchengeschichte), ward Mitglied des Komitees und nahm auch an den Sitzungen des Engeren Ausschusses teil. Während der vier Monate, wo Wallmann allein war, hatte er den Unterricht und alle andern Missionsarbeiten allein besorgt; nur für Geigen, Singen, Englisch waren besondere Lehrer bestellt.

b. Wallmanns Wirksamkeit als Inspektor

betraf zunächst den Unterricht im Seminar. Er besaß hierfür eine ganz außerordentliche Tüchtigkeit: hier lag die Quelle seines überwältigenden, machtvoll und dauernd bestimmenden Einflusses auf die Zöglinge. Es ist oben von dem Bußgebet erzählt worden, welches er am ersten Abend nach seiner Ankunft im Berliner Missionshause gehalten hatte. Es machte dasselbe auf die Zöglinge den Eindruck, daß sie es mit einem überaus ernsten und strengen Manne zu thun hätten. Jeder fürchtete sich vor ihm. Allein dieser Eindruck schwand bereits in der ersten Unterrichts-Stunde, einer Exegese-Stunde über den Anfang des ersten Briefes Pauli an die Korinther. Mit einer eigentümlichen Frische und Liebenswürdigkeit trat er den Zöglingen entgegen, und mit einer ihnen bis dahin unbekannten Gewandtheit legte er ihnen die ersten Verse des Briefes aus. Er hatte die Herzen aller Zöglinge gewonnen. Sie hingen forthin an seinem Munde, durch welchen ihnen ohne Unterlaß himmlische Weisheit vermittelt wurde.

Inspektor Wallmann erteilte den exegetischen Unterricht in eigentümlicher Weise. Er trug ziemlich schnell frei vor, daß es schwierig war und viel geistige Umsicht und Spannkraft erforderte, das Wichtigste und möglichst viel nachzuschreiben. Eben dadurch ward es aber auch zu einer überaus nützlichen geistigen Übung und Gymnastik. Zwischendurch pflegte Wallmann an schwierigen Stellen einen Zögling zu fragen: Was meinst du, wie ist dies zu verstehen? Da hatte denn jeder Gelegenheit seine Gedanken zu äußern. Mitunter kam es dabei auch zu einem längeren Disput zwischen dem Lehrer und einem seiner Schüler. Außerdem konnte jeder Zögling fragen, wenn ihm etwas Auffälliges aufstieß, konnte

Bedenken oder gegenteilige Meinungen äußern. Wallmann wußte hierbei stets zu selbständiger Geistesthätigkeit anzuregen. Dabei hatte diese Weise auch für den Lehrer selbst ihren Ertrag. Er sagte einmal: „Durch das Besprechen des Bibeltextes mit den Zöglingen komme ich oft auf Gedanken, die mir am Studiertisch niemals eingefallen wären."

„Seine Exegese, äußert einer seiner Schüler, war so verständlich, so praktisch, so packend, daß ein Kind es begreifen konnte. Nachdem ein Brief behandelt war, stand er uns ganz deutlich vor dem Geiste. Bei der Stelle im Kolosserbriefe, daß die Kolosser sich auf Künste gelegt hätten, fragte Wallmann einen Zögling, der Schmied gewesen war: „Was denkst du, welche Künste waren das? Und als er es nicht wußte, sagte Wallmann: „„Sie wollten das Pferd im Laufe beschlagen.""

„Ohne je das erbauliche Element irgendwie sehr hervortreten zu lassen", äußert sich ein anderer, „hatten doch seine Erläuterungen Spieße und Nägel in sich, die um so tiefer eindrangen, als der aufmerksame Schüler sah, wie dies der eigentliche Wortsinn des Textes sei. Dazu bekamen wir aus den Briefen ein klares Bild der Zustände in den Gemeinden, an welche dieselben gerichtet waren, desgleichen auch eine klare Erkenntnis des strengen innern Zusammenhangs der Briefe."

Ein anderer sagt: „Trefflich wußte er bei seiner gründlichen Exegese, der Episteln besonders, feine Rügen zu geben, die der Betreffende augenblicklich verstehen mußte, sowie auch missionspraktische Winke, die man nimmer vergessen konnte und die mir im Amtsleben oft gerade zu rechter Zeit sehr nützlich wurden. Ich denke z. B. an 1 Kön. 19. Dazu machte Wallmann folgende Bemerkungen: „Ahab ein schwacher Mann, Isebel ein resolutes Weib. Ahab erzählt die Thatsachen; jene aber läßt sich dadurch nicht von ihrem Sinne bringen: sie behält die Zügel und droht Elia den Tod. Vom Drohen stirbt man nicht, und wenn auch Isebel droht. Das müssen sich alle Knechte Gottes merken, damit sie in solcher Lage nicht kurz angebunden sind. Elia that es: er hatte sich seinem Triumph zu sehr hingegeben; deshalb bringt ein solcher Querstrich auf ihn eine solche Wirkung hervor. Er ging nun nach seinem eigenen Kopfe statt nach des Herrn Willen. Wenn man einmal ins Laufen und Ausreißen kommt, so gehts gewöhnlich weit: er flieht bis Bersaba. Kein schattiger Baum war zu finden; unter einem elenden Ginsterstrauch legte er sich todmüde nieder. Er wünschte sich den Tod: ich bin nicht besser denn meine Väter. Er war besser als seine Vorfahren, denn der Herr hatte ihn ja zu Großem schon gebraucht und auch ferner bestimmt. Das alles will er verleugnen und los sein: er ist seines Amtes überdrüssig und achtet es nicht. So kann es einem jungen Prediger gehen: er wartet auf Triumph, hofft auf Erweckungen, Anerkennung. Es schlägt aber fehl: da gerät er in Unmut — und will Kaufmann werden. Hunger kann zu solchen Seelenstimmungen viel beitragen. Bei Strapazen, Reisen u. dgl. muß man nicht Rasches vornehmen, sondern sich immer erst sammeln." — — Und so geht es noch weiter fort mit Fingerzeigen, durch welche der Text hell und klar und unvergeßlich wird. Wie oft habe ich in Afrika schon an dies 19. Kapitel gedacht!"

„Unter seinen Händen, bemerkt ein anderer, ward der Leviticus zu einer fesselnden Pastoraltheologie."

Über die Episteln des Neuen Testaments pflegte er treffliche Summen, kurze Abrisse, zu diktieren, desgleichen über die andern Gegenstände:

Dogmatik, Ethik, Liturgik, Symbolik. In der Homiletik wurde der Text erst exegetisch durchgenommen und dann aus demselben das Thema nebst Einleitung geschöpft; wie gesagt, immer aus dem Texte. Ehe Wallmann seine Disposition angab, ließ er erst die Zöglinge angeben, wie sie disponieren und gestalten, resp. weiter ausführen würden. Nach dem Durchgesprochenen lieferte dann jeder eine eingehende schriftliche Disposition, die auch ein ganz anderes Thema haben konnte als das besprochene, wenn dasselbe nur textgemäß war und richtig durchgeführt wurde. Derjenige, welcher an der Reihe war zu predigen, hatte Montag und Dienstag die Predigt auszuarbeiten, entweder nach dem besprochenen oder einem selbst aufgestellten Thema; dann wurde sie von Wallmann durchgesehen und mit etwaigen Bemerkungen zurückgegeben. Mittwoch und Sonnabend Nachmittag war Zeit zum Memorieren. Nach gehaltener Predigt fand in der Regel keine Kritik mehr darüber statt. Die nötigen Anweisungen waren ja in der Lehrstunde gegeben.

Für die Katechetik beobachtete Wallmann folgendes Verfahren. Es wurde demjenigen, der an der Reihe war, einfach aufgegeben, nächsten Sonntag zu katechisieren. Das Muster dafür hatte man an Wallmann selbst, diesem Meister im Katechisieren. Erst nach gehaltener Katechisation wurde Montags dieselbe besprochen, wobei nicht bloß der Lehrer, sondern auch die Schüler vorbrachten, was zu loben oder was zu tadeln sei. Bei der täglichen Wiederholung des Erklärten nahm er es sehr genau. Außerdem ordnete er für jeden Monat einen Vormittag an, an welchem in Gemeinschaft mit seinem Kollegen über alle im Laufe des Monats durchgenommenen Unterrichtsgegenstände eine Wiederholung angestellt wurde.

In den Freistunden am Mittwoch und Sonnabend Nachmittag arbeiteten die Zöglinge teils im Garten, teils und besonders in Tischlerei, Schlosserei und Schmiederei.

In betreff der Erteilung des Unterrichts war Wallmann sehr streng gegen sich selbst. Mußte er z. B. morgens etwa 8 Uhr zu einem Missionsfeste sich auf die Reise begeben, so gab er die zwei Stunden, die für ihn auf diesen Tag fielen, meistenteils bereits von 5—7 Uhr früh. Andrerseits ist er oftmals in der Nacht von einem Missionsfest zurückgereist, kam etwa um 7 Uhr morgens im Hause an und stand um 8 Uhr pünktlich zum Unterricht im Lehrsaale. Kaum je fiel eine Stunde aus: er hielt sie, und wenn es mit verbundenem Gesicht oder sonst unter heftigen Schmerzen geschehen sollte.

In der letzten Exegesestunde, die er gab, stand er am Notenpult, auf welchem seine Polyglotte lag, die Hände über den Rücken geschlagen und in die Rockärmel gesteckt. Der Schmerz verzog sein Gesicht: oft mußte er aufhören zu sprechen. Mit einem Male brach er ab und sagte: „Ich kann nicht mehr!" Damit ging er hinaus.

In dieser eisernen Strenge gegen sich selbst und überhaupt in seinem ganzen Wesen war er ein Vorbild und ein Erzieher der Zöglinge in hohem Grade. Was er lehrte, das lebte er. Sowohl seine Zöglinge, wie auch andere, die ihn näher kannten, bezeugen, daß er sich in ganz besonderer Weise in der Gewalt hatte. Ein Freund von ihm sagte: „Es stand bei ihm beständig alles unter der Zucht des Heiligen Geistes." Ein anderer namhafter Mann warf einmal die Frage auf: „Welcher Unterschied ist zwischen Wallmann und den andern Pastoren?" Und er beantwortete diese Frage selbst also: „Die andern Pastoren nehmen sich auf der Kanzel zusammen, und lassen sich unter der Kanzel gehen; Wallmann läßt sich auf der Kanzel gehen und nimmt sich unter der Kanzel zusammen."

Dies zugleich lehrhafte und seelsorgerische Wesen brachte er bereits den Aspiranten gegenüber in Anwendung. Dieselben mußten sich, bevor sie aufgenommen wurden, etwa ein Jahr lang in Berlin aufhalten und entweder in ihrem Handwerk arbeiten oder auf andere Weise ihr Brot verdienen. Vom Missionshause bekamen sie keinerlei Unterstützung. Er hielt mit denselben sonntäglich eine Bibelstunde in katechetischer Weise und hatte außerdem noch privatim manche Unterredung mit denselben. Zuweilen wurden ihnen in betreff der Entsagung und Selbstverleugnung ziemlich starke Proben auferlegt.

Auch der Empfang der neu aufzunehmenden Zöglinge im Missionshause war oftmals ziemlich knapp und kurz. So z. B. trat einer, welcher eben angekommen war, in Wallmanns Zimmer. Dieser stand und arbeitete. Ohne dem Zögling die Hand zum Willkomm zu geben oder denselben zum sitzen zu nötigen, sagte er: „Nun, bist du da?" Dann klingelte er und wies den darauf erschienenen Zögling an, den Neuling mit auf seine Stube zu nehmen.

Zu einem andern sagte er bei dessen Eintritt ins Haus: „Nun wir wollen bei dir einmal der Gnade Gottes recht viel zutrauen."

Er war ein Pädagog durch und durch. Der erste Eindruck war freilich nicht selten: Das ist ein abstoßender Mann. Aber der Mann hatte eine Macht in seinem Wesen und Benehmen, um Herzen und Leute

zu gewinnen und an sich zu fesseln. Im Umgange mit den Zöglingen war er häufig sehr zugeknöpft, zurückhaltend und wortkarg; eine Seltenheit war es, ihn lachen zu sehen. Aber weil sie außerhalb des Unterrichts nicht viel Worte von ihm hörten, so war ihnen jedes Wort wichtig, zumal sie gewiß erwarten konnten, daß es mit der Hauptsache, nämlich mit der Mission oder mit der christlichen Erfahrung in engem Zusammenhange stand. — Daneben aber besaß er auch einen köstlichen Humor, der um so erfrischender wirkte, je seltener und je ursprünglicher er hervorbrach.

Seine ganze Person war eine stete Lehre, Predigt und Bestrafung für seine Schüler. Dabei war seine Geduld mit schwachen Zöglingen überaus groß. Eins aber verlangte er unbedingt, das war Lauterkeit und Aufrichtigkeit. Auch strengen Gehorsam erließ er keinem. Gerechtigkeit übte er gegen jeden, keinen zog er vor. Er war neben seiner außerordentlichen Weisheit und Gewissenhaftigkeit auch voll Feinheit und Zartheit; hinter der rauhen Außenseite barg sich ein Herz voll Liebe und Demut. Jeder fühlte ihm auch seine Liebe ab, und das gewann ihm die Herzen. Damit that er es den Zöglingen an, so daß sie alle für ihn durchs Feuer gegangen wären und daß noch jetzt nach Verlauf so vieler Jahre die Augen glänzen und die Herzen warm werden, wenn die Rede auf ihren vielgeliebten und hochgeehrten Inspektor Wallmann kömmt.

Seelsorger war er für seine Zöglinge außer im Unterricht und durch die Tischgemeinschaft auch bei den fast täglichen Spaziergängen, welche er der Reihe nach im Garten des Missionshauses mit ihnen zu machen pflegte. Da öffneten sie ihm ihre Herzen und da öffnete er ihnen zuweilen in auffallender Vertrautheit auch sein Herz. Er sah sie ja als seine Kinder an und behandelte sie demgemäß. Er redete sie mit dem väterlichen Du an, und behielt dies auch stets bei, nachdem sie Missionare geworden waren; so war es ihnen auch recht und keiner hätte es anders gewollt oder gewünscht.

Zum Abschluß des Studiums auf dem Seminar pflegt ein Examen vor einem Kommissarius des Königlichen Konsistoriums abgelegt zu werden. Es werden dabei zwei Prädikate erteilt: gut bestanden, und hinreichend befähigt. Wallmann drang darauf, daß das erteilte Prädikat lediglich in den Akten bliebe und dem Examinierten weder mündlich mitgeteilt, noch auch in dem vom Komitee behufs der Ordination auszustellenden Zeugnisse erwähnt werde. Er wollte auch in dieser Hinsicht dem Herzen keinerlei Grund und Nahrung zu Hoffart oder Verzagtheit geben.

Eine neue Einrichtung nach abgelegtem Examen ward auf seinen Vorschlag darin gemacht, daß die Missions-Kandidaten etwa 6 Wochen lang ein Krankenhaus, damals die Charitee, besuchten, um die nötigsten und unentbehrlichsten chirurgischen und medizinischen Handgriffe und Kenntnisse sich dort anzueignen.

Vor der Aussendung pflegte er jeden noch besonders zu nehmen und aufs ernsteste mit ihm zu reden. Einer bezeugt davon: „Unvergeßlich ist mir die letzte Unterredung mit Wallmann unter vier Augen. Da fragte er mich unter anderem, ob ich etwas gegen ihn hätte? Er sei ja ein armer Sünder, der so manches versehe. Ach, wie beschämte mich diese Demut gegenüber dem Zöglinge! Konnte man gegen einen solchen Mann etwas haben? Gott Lob, ich durfte ihm versichern, tief ergriffen, daß ich nichts wider ihn hätte. Er hatte auch nichts wider mich. Schließlich kniete er mit mir nieder und betete mit mir. Mir standen die Thränen in den Augen. Geduld und Glaube, schrieb er mir in mein Stammbuch. Und diese Worte hat er manchem mit auf den Weg gegeben.

Da empfahl er den jungen Missionaren auch besonders das Erbarmen mit den Heiden. „Wenn du nicht Geduld und Erbarmen haben kannst mit den Irrenden, so wirst du ein unfruchtbares Holz sein.“ Als einmal ein Zögling wegen grober Sünde entlassen werden mußte, da konnte jeder merken, wie tief der Schmerz darüber dem sel. Wallmann ging: viele Stunden lang hat er auf dem Schlafsaale mit dem Verirrten als ein treuer, mitleidiger Seelsorger verkehrt. Noch lange nachher war der Schmerz über jenen Fall auf seinem Gesichte zu sehen. — Aber streng, ja schroff trat Wallmann auf, wo er Dünkel oder Eigensinn merkte.

Sein Hauptgrundsatz war, von dem Missionshause nicht viel Redens und Rühmens zu machen. „Das ist, sagte er einmal, für ein Missionshaus die halbe Gesundheit, wenn man kein Halloh mit ihm macht.“ Und ein andermal: „Das gefällt mir besonders an Berlin, daß man hier im Missionshause so still leben kann wie in einem Kloster.“

Wir haben uns etwas länger bei diesem Teile, Wallmann als Lehrer und Erzieher der Zöglinge, aufgehalten. Es mag dies aber auch darin seine Rechtfertigung finden, daß Wallmann seine Arbeit an den Zöglingen als das Hauptstück seines Inspektorats anzusehen pflegte. Indes haben wir doch noch ein paar Thatsachen anzuführen, welche, und zwar die eine in hohem, die andere in geringerem Grade, mit zur Erziehung der Zöglinge gehörten. Die erste ist die Hausandacht. Er hielt dieselbe

morgens mit den Zöglingen und mit seiner Familie. Es wurden dabei ein paar Verse gesungen, dann las er die Losung des Tages und that in Bezug darauf das Gebet, wozu er eine ganz besonders ergreifende Gabe hatte; ein Vers machte den Schluß. Die Losungen waren aber nicht die bekannten und allgemein verbreiteten Losungen der Brüdergemeinde, sondern im Berliner Missionshause von ihm selbst ausgesuchte und dann ausgeloste Sprüche. In Bezug auf die Brüdergemeinde hatte er eine eigentümliche Stellung. Gegen manches derselben hatte er geradezu einen Gegensatz, ja Widerwillen, während anderes seiner bei aller Straffheit doch entschieden pietistischen Seelenstimmung durchaus zusagte. — Bei der Abendandacht war auch sein Kollege mit Familie zugegen. Er hielt sie ebenso wie die Morgenandacht; doch ward nur gesungen und gebetet; ein Schriftabschnitt wurde nicht verlesen; er sagte: „Es widerstrebt meinem exegetischen Gewissen, einen Schriftabschnitt zu verlesen, ohne denselben auszulegen.“ Letzteres mochte er aber nicht thun, weil den Zöglingen den Tag über schon genug von Gottes Wort geboten worden wäre.

Die andere Thatsache ist sein Umgang. Er hatte und pflegte durchaus keinen gesellschaftlichen Verkehr. Dagegen war jede Woche ein Abend bestimmt, wo er und seine Frau mit seinem Kollegen und dem Sekretär und deren Frauen nach dem Abendessen noch zwei Stündchen zusammen waren. Die Unterhaltung, welche er zumeist führte, drehete sich auch da vorzugsweise um Missionsangelegenheiten. — Wie allen Umgang, so mied er grundsätzlich auch alle Thätigkeit bei andern christlichen Vereinen; auch zum Predigen ließ er sich nur sehr selten bewegen: während seines Aufenthalts in Berlin hat er kaum öfter als jedes Jahr einmal gepredigt. — Auch durch diese Handlungsweise bethätigte er seinen Grundsatz und lehrte er die Zöglinge: Nur Eins, aber das Eine ganz und mit ganzer Kraft!

Die Abordnung der Missions-Kandidaten hielt er nicht in der Kirche, sondern im Betsaal des Missionshauses. Er wollte auch hierbei alles Gepränge vermeiden und der Stille und Zurückgezogenheit den Vorzug geben. Daß um deswillen oft eine bedeutende Anzahl Leute keinen Platz fanden und wieder umkehren mußten, ließ er sich nicht anfechten.

Den Missionaren war er nicht sowohl der befehlende und anordnende Direktor als vielmehr der väterliche Freund. An ihrem Wohl und Wehe nahm er innigen Anteil. So schrieb er z. B. an einen jungen Missionar, welcher seinen rechten Arm gebrochen hatte, folgendes: „Nun noch ein paar Worte an dich, armer Schelm. Ich brauche dir

nicht zu sagen, wie die Heimsuchung, welche du hast durchmachen müssen, mir zu Herzen gegangen ist. Ich sage aber noch einmal: Du wirst auserwählt gemacht im Ofen des Elends. So ist's recht. Halte still. Ob es je mit deiner Hand wieder etwas Ordentliches werden wird, bete ich; aber nicht ohne Zweifel oder besser mit Ergebung. Du bist und bleibst auch mit der lahmen Hand unser lieber, teurer Knecht und Bote Gottes. Was du mit deiner Rechten nicht schaffen kannst, das befiehl nur der Rechten unsers Herrn, und stelle desto eifriger dein Herz und deine Lippen in seinen Dienst; das bleibt die Hauptsache." Wallmanns Briefe waren seinen Schülern immer Wasser aus dem Lebensbrünnlein. Freilich waren dieselben ganz in seiner knappen, zuweilen scheinbar harten Weise abgefaßt. Und so kam es, daß einige ältere Missionare, welche Wallmann nicht persönlich kannten, ihn leider in seinen Briefen nicht verstanden und sich an seinem Lapidar-Stil, seiner bestimmten, kurzen, ja eckigen Weise stießen, was dann ihnen selbst und Wallmann manchen Verdruß bereitete.

Wenn aber Wallmann von den Missionaren viel, ja fast zu viel verlangte, so war es ihm auch eine heilige Pflicht und Lust, für sie zu sorgen und ihnen zu helfen. Als er fand, daß das Gehalt gar zu knapp bemessen war, so bewirkte er es im Komitee, daß die bisher gezahlten geringen Kindergelder ansehnlich erhöht wurden. Ja er that das nötige, damit die Missionarskinder nicht hergesandt zu werden brauchten, sondern dort erzogen werden könnten. Er sandte zu ihrer Unterweisung zwei dazu tüchtige Brüder aus, einen nach der Kapkolonie, den andern nach Natal. Leider aber hatte die Sache nicht den gewünschten Erfolg: beide Anstalten gingen nach kurzem und kümmerlichem Bestehen wieder ein.

Daß er mit den Missionaren einen fleißigen Briefwechsel pflegte, ist bereits erwähnt. Er that aber noch mehr, und kam insofern in der That und Wahrheit jenen Grundsätzen nach, welche er bei seinem Vortrage auf der General-Konferenz der Berliner Mission ausgesprochen hatte. Er schickte nämlich den Missionaren alle Vierteljahr einen ganz vortrefflich abgefaßten Bericht, welcher die politischen, kirchlichen und missionarischen Vorfälle erzählte und kurz besprach. Dadurch wollte er die Missionare in geistiger Verbindung mit der Heimat erhalten und sie außerdem geistig anregen, fördern, klären. Er wußte daß er auf diese Weise ihrer Missions-Befähigung und Missions-Thätigkeit sehr merklich zu Hilfe kam.

Es war noch kein halbes Jahr nach Wallmanns Amtsantritt verflossen, als er im Anfang November 1857 ein Promemoria überreichte, welches die Verfassung und Zusammenordnung der einzelnen Missionsstationen betraf. An die Spitze dieses Schriftstücks stellte er den Satz: Eine Superintendentur an Ort und Stelle ist für die Missionsarbeit unabweisbares Bedürfnis." Er führte dann aus, daß sich dermalen für die Besetzung dieses Amtes draußen in Afrika kein geeigneter Mann fände und daß auch keine Aussicht dazu sei, daß von hier aus jemand gesandt werden könne; es sei also für ein Surrogat zur Leitung des Werkes an Ort und Stelle zu sorgen. Er schlägt dazu vor, nach den drei Missionsgebieten der Gesellschaft drei Konferenzkreise zu bilden: für den Oranje-Freistaat, für Britisch Kafferland, für Natal; Amalienstein, weil isoliert, möge für sich bleiben. Für jeden Konferenz-Kreis sei ein Konferenz-Vorsteher zu ernennen, nämlich je der älteste Bruder; alle halbe Jahr sei eine Konferenz zu halten; bei den Besprechungen seien die Halbjahrsberichte der Stations-Vorsteher zu Grunde zu legen, und es sei darüber ein Protokoll einzusenden; die Konferenz habe in der Regel nichts definitiv zu beschließen, sondern den Bescheid des Komitees zu erwarten; in dringenden Fällen möge sie beschließen, jedoch unter Vorbehalt des Widerrufs seitens des Komitees.

Der Engere Ausschuß und das Komitee billigten diese Vorschläge und trafen die demgemäß nötigen Anordnungen. So war einfach und sachgemäß eine Grundlage geschaffen, auf welcher später weiter fortgebaut werden konnte.

Ganz besonders eingreifend wirkte aber im recht eigentlichen und eigensten Missions-Interesse, die „Anweisung für Missionare." Als die ersten Berliner Missionare ausgesandt wurden, hatte Prediger Goßner 1837 auf Grund der von Bischof Spangenberg verfaßten Anweisung für Missionare eine solche für die Berliner Missionare entworfen. Dieselbe war gleich von vorn herein nicht ganz zweckentsprechend gewesen, da sie zu viel von brüdergemeindlichen Verhältnissen voraussetzte, wie solche indeß auf den Berliner Missions-Stationen niemals sich vorgefunden haben. Im Laufe der Jahre war sie nun immer weniger passend geworden. Dazu gab es eine ganze Anzahl Erlasse und Verordnungen des Komitees, welche mit jener Anweisung im Widerspruch standen. Diese Lage der Dinge war nicht länger zu ertragen. So machte sich denn Wallmann daran, eine neue Anweisung auszuarbeiten. Er legte dabei jene alte zu Grunde und behielt, seinem konservativen Sinne gemäß, viel-

leicht nur zu viel von derselben auch jetzt noch bei. Dann arbeitete er jene Komitee-Erlasse mit hinein und nahm auch seine Rheinischen sowie seine neuesten Berliner Erfahrungen mit zu Hilfe. Dieselbe ward dann von einer Kommission durchgesehen, in vielen Sitzungen und unter vieler Mühe eingehend erwogen und mannigfach verändert. Ende 1859 war sie fertig gestellt. Was dann zustande kam, gewährte etwa den Anblick eines alten Schlosses, dessen ersten Bau man noch deutlich erkennen kann, das aber durch Änderungen, Ausbesserungen und neue Um- und Anbauten ein ganz anderes Aussehen erlangt hat. In dieser Form hat die „Anweisung für Missionare" zwei und zwanzig Jahre lang ihre Dienste gethan.

In dieser Anweisung waren die Haupt- und Grundzüge für das missionarische Wirken niedergelegt. Es waren aber außerdem noch etliche Grundsätze, welche er seinen Schülern immer und immer wieder einprägte. Dahin gehörte zunächst für sie selbst: Haltet Frieden unter einander! Und dann für ihre Wirksamkeit unter den Heiden ermahnte er sie dringend, die Sitten, Gebräuche, Meinungen der Heiden wohl offen und ehrlich zu bekämpfen, aber ja nicht zu verspotten. Auch sollten sie dieselben nicht so ohne weiteres abthun, sondern sollten versuchen, dieselben wo möglich christlich umzugestalten. In dieser seiner konservativen Sinnesweise fand er selbst in dem Bräutekaufe, ja sogar in der Vielweiberei Seiten auf, welche die einstweilige Duldung dieser Mißbräuche erträglicher erscheinen ließen. Kurz, der Missionar solle sich dem heidnischen Volke ganz hingeben, zu welchem er gesandt sei, solle dasselbe lieb haben, und also offene Augen für dasselbe gewinnen in betreff seines ganzen Wesens, seiner Eigentümlichkeiten, seiner Sünden und seiner Vorzüge.

Sonst ließ Wallmann seinen Schülern in Afrika große Freiheit der Bewegung: was sie nach reiflicher Erwägung unternahmen, fand in der Regel seine Billigung. Er konnte auch seinen Leuten etwas zutrauen, denn er wußte, wozu er sie geschult hatte. Und wo er sie leitete, da fühlten sie sich wohl unter seiner Leitung, sie fühlten die sichere, strenge und doch milde Hand des geborenen Herrschers.

Einer seiner Missionare hat sich öfters sinnend vor das Bild des seligen Mannes gestellt und sich gefragt: „Was würde er zu dir sagen, wenn er vor dir stünde? Würde er mit deinem Thun zufrieden sein?" Er teilte dies einmal einem ihm besonders befreundeten Bruder mit. Und da haben sich beide gegenseitig ihre freudige Überzeugung ausgesprochen, daß er ihr Thun zustimmend und befriedigt beurteilen würde. —

Welch ein Einfluß des Mannes wird uns in dieser kurzen Geschichte offenbar!

Die mehrfach an ihn gestellte Aufforderung zu einer Inspektions-Reise nach Afrika lehnte er damit ab, daß er sagte, er würde Afrika dadurch nicht besser kennen lernen, als wenn er seinen Aktenschrank fleißig studiere. Ein anderer eigentümlicher Grund, den er dagegen hatte, war dieser: „Man braucht zum Regiment einen gewissen Nimbus; der geht aber verloren, wenn ich hinkomme; da lernen die Leute Seiten an einem kennen, die sie besser nicht kennen." Ein Beweis, wie gering dieser bedeutende Mann, der unbewußt alles unter seine Autorität beugte, von sich selbst gehalten hat. Gewiß aber wäre gerade für ihn und seine Wirksamkeit eine Inspektionsreise sehr vorteilhaft gewesen, eben weil er in Afrika bereits so gut Bescheid wußte. Und statt an Ansehn zu verlieren, würde er sicherlich auch die älteren Missionare ganz und gar für sich gewonnen und seine Schüler mit neuer Klarheit, neuer Liebe, neuem Eifer für das Missionswerk erfüllt haben.

Wallmanns regimentliches Verhältnis zu den Missionaren führt uns von selbst und naturgemäß zu seiner Stellung im Komitee. Dieselbe war von Anfang an eine starke und hervorragende. Seine große natürliche Begabung, seine feste Charakter-Eigentümlichkeit, seine reiche Erfahrung und Praxis in Sachen der Mission mußten dies notwendig also gestalten. Dazu war Wallmann dem Komitee in großer Not und Verlegenheit als ein Helfer gekommen. Die beiden Präsidenten während der Zeit seiner Amtsführung, Göschel und Goetze, zollten ihm ihre Achtung und Liebe und volles Vertrauen. Präsident Goetze sprach es öfter aus, er werde dem Inspektor in seinen Maßnahmen nur dann entgegentreten, wenn er um des Gewissens willen nicht anders könne. Daß derselbe außerdem oftmals den Grundsatz hervorhob, es müsse von hier aus in betreff der Missionare nicht zu viel regiert werden, stand nicht gerade im Gegensatz zu der Verfahrungsweise Wallmanns.

Um den Geschäftsgang zu vereinfachen und zu beschleunigen, ward dem Wunsche Wallmanns gemäß gleich nach seiner Hierherkunft, ein „Engerer Ausschuß" bestellt, und zwar ganz zufolge der Gedanken, welche er in seinem ersten Schreiben an das Komitee von Barmen aus dargelegt hatte.

In beiden Körperschaften war Wallmann stets Referent und Antragsteller. In der Regel ward seinen Ausführungen und Anträgen ohne zu viel Rede und Gegenrede Beifall gegeben.

In betreff der Erweiterung des Missionsgebiets in Südafrika dachte Wallmann zunächst an das Kaffervolk der Swazi, welches nördlich von dem Zulureiche seine Wohnsitze hat. Da aber die Sendung der Missionare Merensky und Grützner an König Swazi so wenig Erfolg hatte, daß dieselben kaum mit dem Leben davon kamen, so ward dafür die hernach so erfolgreiche Mission unter den nördlichen Baßutho aufgenommen. In den alten Gebieten ward die Mission gestärkt; zusammen sieben neue Stationen wurden während der sechs Jahre des Inspektorats Wallmanns gegründet.

Im Verhältnis zur Kirche verlangte Wallmann von den Missionaren Gehorsam gegen die Konfession. „Es ist," so sagte er einmal, „eine wahre Wohlthat für den Missionar selber in seiner isolierten, den bedenklichsten Verirrungen theologischen Denkens preisgegebenen Lage, wenn er von Hause aus in dieser Beziehung einer festen und sichern Leitung sich erfreut. In dieser Hinsicht haben die Missions-Gesellschaften Pflichten nicht bloß den Heiden, sondern auch den Missionaren und schließlich der Kirche gegenüber zu erfüllen, deren Glieder sie sind."

Dem Kirchen-Regimente gegenüber nahm er für die Missionsleitung stets eine freiere Stellung in Anspruch: so sei es von Anfang an gewesen, und so sei es selbst in der römischen Kirche der Fall. Er sprach sich einmal folgendermaßen darüber aus.

„Arbeiter in die Ernte draußen wollen lange besehen sein. Und es gehören allerdings Jahre dazu, in denen die Missionsvereine ihren Fund in ihren Seminaren besehen nach allen Seiten, ehe sie über den Fund im klaren sind. Will man ihnen das verargen, ihre Seminare? Wie nun aber mit dem Senden? Die Missionsvereine senden nicht nach eigener Um- und Einsicht; sie lassen dem Amte, was des Amtes ist: das schließliche Urteil über den Fund. Als die Apostel der Gemeinde die Umsicht nach den Männern voll Geistes überlassen, setzen sie freilich hinzu: „welche wir bestellen mögen." Sie behalten sich die Bestallung vor. Und von Rechts wegen. Das Recht der Handauflegung zum Dienst am Wort ist beim Amte als sein Attribut. Und es fällt den Missionsvereinen nicht ein, in dieses Recht einzugreifen. Sie unterstellen dem Urteile des Amtes, was sie gefunden haben, und lassen das Amt die Ordination zum Dienste am Wort unter den Heiden erteilen.

Und dann senden sie. Eigentlich nicht sie, die Vereine. Der da sendet, ist, wer gegeben hat; der sendet. Das Amt approbiert vor Menschen die göttliche Sendung, wie ihm zukommt. Das ist die eigentliche Sendung nach ihrer göttlichen und menschlichen Seite. Und wenn der Missionsverein auf seine Kosten die Missionare auf den Weg bringt, und guten Rat erteilt, und sie anweist, wohin sie unter den Heiden ihren Fuß setzen sollen: so ist er weiter nichts als der Spediteur der Boten Gottes. Und wenn er ihnen noch dazu aus seinem eigenen Beutel den titulus mensae sichert und die Einrichtung für ihr Bestehen übernimmt, so übernimmt er ein Patronat für sie;

und ich möchte den sehen, der in dem Einen wie in dem Andern einen Eingriff in die Rechte des Amtes sehen wollte, und nicht vielmehr die Übernahmen von Pflichten, deren Ausrichtung dem Amte in seiner sonstigen Überbürdung nur erwünscht sein kann.

Und wer soll die Missionare leiten und die Aufsicht über dieselben führen? Ich nehme keinen Anstand, dem Amte nicht bloß die Fakultät, sondern auch das Recht dazu einzuräumen, wenn ich von gewissen Inkonvenienzen absehe, die zeitweilig dasselbe unthunlich machen können. Aber ich mache darauf aufmerksam, daß die Ausübung dieses Rechtes für das Kirchenregiment die Notwendigkeit einschließt, ein eigenes Departement der Verwaltung für die Mission einzurichten. Die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung sieht man von dem Kollegio der Propaganda in der päpstlichen Kurie an bis zur Missionsdiakonie der Unitäts-Ältesten-Konferenz in der Brüdergemeinde. Nun könnte freilich das Kirchenregiment auch bei uns ein solches Departement aus sich heraussetzen, ich zweifle nicht an der Möglichkeit; es braucht das aber nicht, wenn es nur die Diakonie annehmen will, welche ihm die Missionsvereine darbieten. Der Geist des Regiments ist nicht absolut beim Amte; er eignet auch der Gemeinde im Heiligen Geiste. Er wird in diesem Falle zunächst bei denen zu suchen sein, welche ihre Diakonie für die Mission bisher bewährt haben. Glaubt das Amt in ihnen Persönlichkeiten zu erblicken, welche es mit der Leitung der von ihnen erbetenen (Matth. 9, 38) Missionare betrauen kann, so sehe ich darin nicht sowohl eine Irregularität als vielmehr eine Weisheit des Amtes, wenn es in richtiger Würdigung der in der Gemeinde vorhandenen Kräfte und Gaben, die stets auf ihm ruhen und in denen es fortgehend durch Verwaltung des Wortes und der Sakramente seinen Einfluß übte, diese zur Ausrichtung des göttlichen Willens in betreff der Leitung der Mission gebraucht."

„Wir befinden uns in der glücklichen Lage, für unsere Landeskirche und ihr Regiment sagen zu können, daß die Missionsvereine genau die Stellung zum Amte haben, wie so eben dargelegt ist. Das Kirchenregiment hat den Missionsvereinen diese Stellung eingeräumt und dieselbe ist durch landesherrliche Autorität approbiert worden, und es kann jetzt am allerwenigsten daran gedacht werden, darin etwas ändern zu wollen, da in den Missionsvereinen jene Diakonie der Gemeinde in ihrem Verhältnisse zum Amte auf Grund des aus dem Geist geborenen allgemeinen Priestertums in einer ihrer schönsten Blüten faktisch bereits vorhanden ist, welche man auf andern Wegen für die Kirche erst anzubahnen versucht."

So sehr Wallmann aber auch für eine konfessionell gerichtete Ausbildung der Missionare und für eine kirchlich gerichtete Ordnung der Mission in den eben dargelegten Grenzen war, so war er doch entschieden dagegen, den Heiden gegenüber etwa die konfessionellen Unterschiede und Scheidelehren hervorzuheben. In dieser Hinsicht drang er nur auf die gesunde Speise zum ewigen Leben aus Gottes Wort und auf das frische, freudige Zeugnis solcher Leute, die da reden, weil sie glauben. Konfessionelle Zänker mochte er unter den Missionaren nicht haben. Vielmehr war hier sein Grundsatz: „Die Pastoren müssen die Kirche rein halten, wir Missionsleute müssen vor allen Dingen dahin arbeiten, daß sie größer werde."

Neben der Ausbildung der Zöglinge, der Leitung der Missionare, der Arbeit im Komitee und im Engern Ausschuß ließ sich aber Wallmann auch die Hebung des Missionslebens in der Heimat sehr angelegen sein, zunächst in Berlin selbst. Die monatlichen Missionsstunden, welche er hielt, waren sowohl in ihrem erbaulichen wie auch in ihrem erzählenden Teile in hohem Grade ergreifend, fesselnd, belehrend, begeisternd und kräftigend.

Außerdem nahm er sich des ältesten Berliner Missionsvereins an, des Männer- und Jünglingsvereines. Dieser Verein war früher die besondere Stütze des Berliner Missionslebens gewesen. Fast alle Missionare sowie deren Freunde waren ehedem Mitglieder desselben. Nachdem aber das Missions-Interesse durch mehrere Prediger unmittelbar in die Gemeinden verpflanzt war, nachdem ferner der Jünglings-Verein, später der Bürgerverein und auch Parochial-Vereine dieser Art jenem alten Männer- und Jünglings-Vereine eine Menge Teilnehmer entzogen hatten und andere von vorn herein von der Teilnahme, meistens ohne Wissen und Willen, zurückhielten: da war jener Verein sehr zurückgegangen. Wallmann, seiner ganzen Natur nach immer bereit zu stärken, was sterben wollte, richtete für dieselbe alle Monat im Lehrsaale des Missionshauses eine Sprechstunde ein. Wieder waren da alle Zöglinge mit Freuden gegenwärtig, manche alten Glieder fanden sich wieder zusammen und neue traten bei. Wallmann machte dort stets Mitteilungen von den neuesten Vorgängen in der Berliner Mission und brachte gern allerhand Fragen zur Besprechung, die im Gesichtskreise jener Leute lagen, so daß die Beteiligung oft recht lebendig war. Jedoch die veränderten Verhältnisse erwiesen sich als zu mächtig: eine bleibende Neubelebung und Erweiterung des Männer- und Jünglingsvereins ist nicht erreicht worden.

Mit besonderer Vorliebe nahm sich Wallmann ferner der Missionsbestrebungen der Kinder an. Die Zöglinge hielten denselben alle Monat eine Missionsstunde. Die Krone aber war das Missionsfest, welches alle Jahr im Spätsommer im Garten oder im Betsaale des Missionshauses nach Wallmanns Anordnungen gefeiert wurde. Da gab das Missions-Museum zur Ausschmückung des Festraumes alle seine Schätze her: den großen Panther, die Springböcke, das schreckliche Krokodil, die Schuppentiere, bunte Vögel, Schlangen, Schildkröten, Schilde und Speere, Bogen und Köcher; man kann denken, zu welchem Staunen und zu welcher Freude für die Kinderwelt. Meist hielten die jungen Missionare, welche bald ausgesandt werden sollten, eine kleine Predigt und erzählten

etwas aus der Mission; außerdem aber nahm auch Wallmann selbst das Wort. Jedenfalls that er es zum Schluß. Da folgte noch das Missionsfestspiel. Eine Reihe kleiner afrikanischer Säckelchen lagen als Geschenke um den Panther her. Nun wurden Fragen aus der Mission gethan und wer eine Frage richtig beantwortete, bekam sein kleines Geschenk. Da entwickelte Wallmann seine ganze Kinderliebe, da sprühete sein frischer Humor. So kam einmal ein Bogen in Frage. Wallmann probierte ihn selbst und schoß nach dem Honigkuckuck, der auf der Gallerie des Betsaals saß, traf ihn aber nicht: der Kuckuck saß in guter Ruh. „Ich bin ein alter Knabe, sagte er da, und meine Augen sind von dem vielen Lesen und Schreiben für die Ferne blöde geworden."

Ein Hauptmittel, die Missionskenntnis und Missionsliebe hier zu Lande zu fördern, waren seine Besuche und namentlich seine Berichte auf Missionsfesten. Dieselben waren stets äußerst anschaulich, hinreißend und für die Mission erwärmend. Was an Auslegung des Wortes Gottes darin vorkam, war feines Gold und süßer Honigseim. Den persönlichen Verkehr mit ihm hätte freilich ein jeder gern länger gehabt. Er richtete sich dabei stets aufs knappste ein, kam gewöhnlich erst kurz vor dem Feste an und reiste zuweilen noch während des Festes oder bald nachher wieder ab. Dabei legte er die letzte Strecke zum oder vom Festort häufig zu Fuße zurück. Oft verdarb er auch den lieben Pastorenfrauen noch die Freude, ihn recht pflegen zu können, da er kaum etwas annahm. Wo er aber einmal länger blieb, da zog er sich nicht selten in irgend einen Winkel zurück, um dort etwas zu ruhen, still zu sinnen oder fleißig zu studieren. Mischte er sich indes unter die Gesellschaft und in die Unterhaltung, so hing alles an seinen Lippen. Sein lauteres, ernstes, geheiligtes Wesen ist auch auf diesen Reisen vielen zum Segen geworden. Von früh an ging er besonders gern mit Leuten aus dem Volke um, und so ist es nicht selten geschehen, daß die Kutscher, die ihn fuhren, bei solchen Gelegenheiten den Löwenanteil bekommen haben. Alles in allem rechnete er das Reisen gleichwie St. Paulus 2 Kor. 12, 26 mit zu seinem Leiden, und urteilte darüber: „Das Reisen lockert auf." Mehrfach kam er auch von den Missionsfesten mit der wehmütigen Klage zurück: „Wenn sich nur die Pastoren bekehren wollten!" Ja er konnte derbe, harte Worte reden und schreiben, wenn etwa ein Pastor eine unbedeutende Kollekte übermäßig herausstrich oder von dem Missionsleben in seiner Gemeinde, wo „der Tod im Topfe" war, ein großes Reden und Rühmen machte.

Das ist gewiß, er selbst mutete sich in Sachen solcher Reisen häufig gar viel zu. So berichtete er z. B. an einem Mittwoch auf dem Missionsfeste in Halberstadt und predigte Tags darnach auf dem Missionsfeste in Ilsenburg; beide Male machte er nach dem Gottesdienste in freien Versammlungen noch ausführliche Mitteilungen aus der Mission; den folgenden Tag hatte er Verhandlungen mit dem schwankenden, zu Basel sich neigenden Hülfsvereine in Gröningen-Wegeleben; Sonnabends kam er nach Quedlinburg und hatte dort lange Besprechungen mit dem Vater des Missionars und Instituts-Vorstehers in Amalienstein, C. Meyer (jetzt Stations-Vorsteher in Pniel), über dessen damals geplante Aussendung; Sonntags hielt er Missionsfest-Predigt und -Bericht in Quedlinburg, und war nachher noch bereit, in einer Nachversammlnng eingehende Mitteilungen zu machen, als er wegen eingetretener Krankheit seines ältesten Sohnes schnell nach Berlin zurückgerufen ward.

Ein Hauptteil seiner Arbeit zur Belebung der Mission hier zu Lande lag endlich in seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Wie er in jenem Vortrage auf der Generalversammlung 1857 es ausgesprochen hatte, so richtete er an dieselben regelmäßig vertrauliche Quartalschreiben. Die Missionsberichte ferner verdoppelte er (ohne Preiserhöhung) in der Zahl ihrer Nummern und vervollkommnete dieselben außerderdem durch treffliche Lebensbilder sowie durch kundig geschriebene Leitartikel über Länder- und Völkerverhältnisse Südafrikas. Zu größerer Veranschaulichung ward auch jeden Monat ein Bild geliefert. Seit Anfang 1859 gab er auch ein Kinder-Missionsblatt Hosianna heraus, ebenso voll tiefen Ernstes wie voll köstlichen Humors, malerisch, hinreißend. Merkwürdiger Weise hatte er eine gewisse Abneigung gegen die Dichter, obgleich er selbst entschieden eine dichterische Natur war und ihm einmal in dieser Beziehung mit Recht gesagt werden konnte, jede Nummer des Hosianna sei ein Gedicht, wenn auch ohne Reime und Versmaß. Ganz besonders köstlich waren sowohl in den Missionsberichten wie in dem Hosianna die biblischen Betrachtungen, welche er ab und zu an der Spitze dieser Blätter zu geben pflegte.[1])

Außer diesen beiden Blättern, welche die Sache der Berliner Mission vertraten, nahm er auch den von ihm gegründeten Missionsfreund

[1]) Und als er bereits aus seinem Amte hatte scheiden müssen, lieferte er noch von Quedlinburg aus für die Missionsberichte etliche liebliche Betrachtungen, vielleicht die köstlichsten von allen, sowie auch einen auf fleißigen und genauen Studien beruhenden Aufsatz: Der Harz und die Mission.

seit 1858 wieder in seine Hand. In demselben lieferte er Lebensbilder, Quartal-Übersichten, Missions-Besprechungen in noch bei weitem reiferer Gestalt als dies in den anderthalb Jahren des ersten Bestehens desselben der Fall sein konnte.

Über die Gebiete der Berliner Mission fertigte er auch einen kleinen Atlas an. Am Entwerfen von Karten für die Mission hatte er eine ganz besondere Freude; es war erstaunlich, wie er aus kleinen hie und da zerstreuten geographischen Notizen ein Kartenbild zu zeichnen imstande war.

Erwähnt sei doch auch, daß er für das „Staats- und Gesellschafts-Lexikon von Wagner den ganz bedeutenden, bei großer Kürze in seiner Art erschöpfenden Artikel „Christliche Missionen“ geschrieben hat. Auch für Petermanns Geographische Mitteilungen hat er ab und zu einen Aufsatz eingeschickt, dsgl. für die Evangelische Kirchenzeitung Hengstenbergs. Er verstand es eben, mit gleicher Meisterschaft wissenschaftlich wie allgemein verständlich und anziehend zu schreiben.

Wie war es möglich, so fragt sicherlich mancher, eine solche Menge von Arbeiten zu übernehmen und durchzuführen? Nun ja, es war eben nur möglich nicht bloß mit Anspannung, sondern mit Überbietung aller Kräfte. „Ich habe in zu kurzer Zeit zu viel erreichen wollen“, so urteilte er nach seiner Erkrankung selber. „Wir könnten es wohl verantworten, wenn wir uns noch eine Hilfe schafften, so sagte er, als er die Abnahme seiner Kräfte spürte, zu seinem Kollegen, aber so lange es geht, wollen wir es allein zu bewältigen versuchen.“ Es ging aber nicht lange mehr. Und zwar hatte dies folgenden Anlaß. Durch eine Missionsfest-Predigt wurde er durch und durch erhitzt; indes hatte er zum Umziehen keine Zeit, weil man an einem andern Orte seiner wartete. So mußte er gleich einen Wagen besteigen und bei rauher Witterung noch einen weiten Weg zurücklegen. Hierdurch zog er sich eine starke Erkältung zu, welche besonders auf den Hals schlug und eine beschwerliche und bedrohliche Heiserkeit verursachte.

Er dachte, als die Gefährlichkeit dieses Leidens nicht mehr zu verkennen war, an Niederlegung seines Amtes. Indes das Komitee wollte ihn nicht so leicht loslassen: es sollte ihm vielmehr durch Anstellung noch eines zweiten Mitarbeiters Erleichterung geschafft werden. Prediger Plath in Halle a. S. ward dazu ausersehn und traf um die Osterzeit 1863 in Berlin ein. Durch den Umbau des Betsaals, der eben in Angriff genommen wurde, sollte für diesen eine Wohnung im Missionshause beschafft

werden. Indes die Hilfe kam zu spät. Prediger Plath war mit Wallmann als dessen Mitarbeiter, teils durch Unterricht im Seminar, teils durch Übernahme der Missionsblätter, nur noch sechs Wochen thätig. Wallmann reiste gegen Himmelfahrt auf Rat des Arztes ins Bad nach Ems und dann zur Nachkur nach Reichenhall: beides brachte keine Genesung. Am 11. Aug. in einer Sitzung des Engeren Ausschusses legte er zum schmerzlichsten Bedauern der Mitglieder sein Amt nieder. Dann setzte er hinzu: „Was ich noch vermag, das gehört der Mission; das ist abgemacht, und dabei bleibts."

Unterricht durfte er nicht mehr geben. Das Fieber plagte und schwächte ihn in heftigster Weise. Ein paar Tage darauf sagte er: „Wenn es so fort geht, da brauche ich nicht erst nach Quedlinburg zu reisen." Sonntag 16. Aug. übergab er seinem Kollegen das Archiv, die Schlüssel und die Siegel. Vor diesem Schritte hatte er sich besonders gefürchtet. Nun es aber so weit gekommen war, zeigte er sich doch ruhig und gefaßt und es war ihm kaum eine Bewegung anzumerken. Beide sprachen noch manches über den Dienst in der Mission. Sein Kollege äußerte: Bei den mancherlei Opfern und Anstrengungen, welche der Missionsdienst erfordert, ist es doch schön, in solcher Freiheit, wie wir sie genießen, und so an der Spitze der Entwicklung des Reiches Gottes zu arbeiten. „Ja wohl", erwiderte er wehmütig, „und nun so ganz beiseite gethan!"

Am andern Morgen früh reiste er nach Quedlinburg ab. Er hat nicht vermocht, die Zöglinge noch zu sprechen, weder zusammen noch einzeln. Es ging ihm zu schwer ans Herz. Als er abreiste, standen sie alle tiefbetrübt im Hausflur. Nun reichte und drückte er einem jeden noch die Hand — das war sein Abschied aus dem Missionshause. In Quedlinburg nahmen seine Kräfte langsam aber stetig ab. Doch hat er, wie bereits erwähnt, noch mancherlei für die Missionsberichte gearbeitet, und hat auch an der Wahl seines Nachfolgers mehrfach thätig Anteil genommen. Einmal schrieb er: „Selbständigkeit und Energie in Rat und That muß ein Missions-Inspektor haben; zur Erziehung der Zöglinge sind ihm insbesondere Frische und Lebendigkeit in Verbindung mit väterlichem Ernst und Gemessenheit unerläßlich."

Nach und nach bildete sich sein Leiden völlig zur Kehlkopfsschwindsucht aus. Die Passionszeit war für ihn eine schwere Leidenszeit. Er mußte durch schwere Anfechtungen hindurch und schrieb einmal an einen Freund: „Jetzt verstehe ich erst, was es heißt: die sich mit Schwermut quälen." Am Freitag vor Palmarum nahm er mit den Seinen das

heilige Abendmahl. Als der Geistliche ihn dabei daran erinnerte, wie der HErr Christus den Tod für uns überwunden habe, erwiderte er: „Das ist ja wahr, Gott sei gelobt! Aber sage meinen Freunden: Ja nicht triumphieren! ich käme als ein ganz armer Sünder gekrochen.“ Am zweiten Ostertage antwortete er dem Arzt auf dessen Frage nach seinem Befinden: „Todesmüde, todesmüde!“ Bald darauf legte er sich nieder mit den Worten: „Nun komm, HErr JEsu!“ Sein Atem ward kürzer und kürzer, und so, ohne wieder aufzuwachen und ohne eigentlichen Todeskampf, entschlief er am zweiten Ostertage, 17. Apr. 1865, sanft und selig.

Wallmanns Zeit in Berlin bedeutet eine Epoche für die Berliner Mission, hier zu Lande wie draußen in Südafrika. Dieselbe war in Mißkredit und Rückgang geraten. Wallmann hat sie wieder zu Ehre und in frischen Gang gebracht. Zöglinge, Hilfsvereine, Einnahmen, Stationen mehrten sich und ein neues vielversprechendes Missionsfeld kam hinzu. Die Mission war seine Passion, wie er dies öfters ausgesprochen hat; schonungslos verzehrte er sich in ihrem Dienste.

Sein Familien-Wappen zeigt auf einem Mauerwalle einen Mann mit einer Waffe in der Hand. So ist er gewesen: ein streitbarer Mann, der als ein treuer Wächter Tag und Nacht auf Wall und Mauer stand.

Die Völkerstämme im centralen Südafrika

(nach Dr. Holub und den bezüglichen Missionsberichten).

Mit einer ethnographischen Karte.

Von Dr. R. Grundemann.

(Fortsetzung.)

Aus dem Gebiete der Koranna kam Holub in das der **Barolong.** Es umfaßt mehr als 1000 geogr. Quadratmeilen nördlich und südlich vom Molopo, der seiner ganzen Ausdehnung nach es durchströmt. Den südöstlichen Teil nehmen die schon erwähnten Wildebenen (Quagga Flats) ein. Die östlichen Landstriche um den oberen Molopo und seine Quellflüsse ist fruchtbares Gebiet, auf dem bereits deutlicher eine tropische Vegetation beginnt. Um dieses ergiebigen Landes willen wurde der König Montsua (Montsiwe oder Montsioa wie die Missionare schreiben) schon länger von den Transvaalbuhren bedrängt, und hatte vor ihren Feindseligkeiten sich mit einem Teile seiner Unterthanen außer Landes begeben. Er lebte damals im Gebiete seines Nachbars Chatsitsive zu Moschaneng.

In seinem Reiche hatte er seinen Bruder Molema zurückgelassen. Dicht am Molopo hatte dieser seine Residenz Molemas Town, bei der Holub anfangs Dezember 1873, im südafrikanischen Frühling, eintraf. — In dem marschigen Teile des Thales finden sich die westlichsten, die sogenannten Molopo-Farmen des zum Transvaal gehörigen Mariko-Distrikts, deren Besitzer ihre Felder beständig bewässern. In dem mehr offenen Teile befinden sich die Niederlassungen der Barolong, welche ihre hie und da nach europäischem Vorbilde angelegten Grundstücke ebenfalls zu bewässern imstande sind. — Die Stadt liegt an einem mäßigen Abfall der im Hintergrunde bewaldeten Hochebene; im Osten ist sie durch zwei interessante Felsenpartien begrenzt. Im Schutze der einen, zwischen ihr und dem Flüßchen stand das geräumige, im Stile der Eingebornen aufgeführte Missionshäuschen der Wesleyan-Missionsgesellschaft. Früher war die Station zu Lothlakane gewesen, wie es scheint, seit Montsuas Weggang hierher verlegt.[1])

„Die erwähnten Felsenpartien, das mit Bäumen bestandene Ufer des kaum 4 bis 10 Schritte breiten Flüßchens, sowie die vielen zwischen den Gehöften sich erhebenden Kameldorn und Weidenbäume, welche den ganzen Abhang des Plateaus bedecken, verleihen Molemas Town eine der schönsten Lagen unter den Eingebornenstädten des centralen Südafrika. Seine Gehöfte stehen weniger dicht aneinander und sind mit Zäunen versehen, aus denen sich die spitz zulaufenden mit den Stauden der Kalebaß-Kürbisse überwucherten Dächer der Hütten erheben."

Zahlreiche Wagen zeugen von zunehmender Wohlhabenheit, die besonders durch das strenge Branntweinverbot, sowie durch die Einführung europäischer Getreidearten seitens der Missionare befördert wurde. Auch das Verbot im Bereiche der Stadt keinen Baum zu fällen wirkte wohlthätig. — Der Missionar mit seiner Familie war nur notdürftig eingerichtet. Die Station war nur eine provisorische. „Überdies war Molema selbst Prediger und den weißen Missionaren nicht sehr gewogen." Er war erfreut über die Ankunft eines Arztes; seit Livingstone war kein Njaka bei ihm gewesen. Holub behandelte ihn; er litt am Asthma.

Die auf den Feldern arbeitenden Frauen sahen bedeutend reinlicher aus als die der Batlaping. Diese nördlichen Barolong stehen auf einer höheren Stufe als der letztgenannte Stamm. Freilich im Ackerbau und

---

[1]) Ein andrer Zweig der Barolong, unter denen die Methodisten eine Gemeinde haben, befindet sich nach Holub in Poolfontein (Pol-), wo auch eine Hermannsburger Station ist (Missionar Hansen), etwa 8 geogr. Meilen WSW, innerhalb der Transvaalgrenze. Es ist dies der Stamm der Barapulane unter Matlabe, welche fleißig Ackerbau treiben. Meistenteils sind sie schon Wesleyaner. Vgl. Holub II, S. 459.

der Viehzucht werden sie noch übertroffen von den südöstlichen Barolong, die unter Maroka in Thaba Untschu (im Oranje-Freistaat) und der Umgebung dieser über 10 000 Einwohner zählenden Stadt wohnen. — Mr. Webb machte Holub auf zwei alte, unter den Barolong noch vor ihrer Kenntnis des Christentums geläufige Sagen aufmerksam. Die eine berichtet von einem Häuptlinge, der nach Belieben die Gewässer eines Flusses teilen und durch die so entstandene trockene Stelle schreiten konnte, die zweite erzählt von einem solchen, der gleich Salomo zwischen zwei Frauen zu entscheiden hatte, von welchen eine jede ihr Mutterrecht an einem und demselben Kinde geltend machen wollte. (Holub I, 348—355.)

Im Jahre 1875 kam Holub nochmals nach Molemas Town. Er schildert Molema als einen Mann von mittlerer Statur, mager, durch eine Habichtsnase ausgezeichnet, welche mit dem durchdringenden, etwas unstäten Augen dem Gesichtsausdruck etwas Scharfes verleiht. Er ist streng, doch gegen die Unterthanen, die blindlings seinen Willen thun, sehr nachsichtig. Obgleich stets kränklich, ist er doch ein treuer und helfender Genosse seiner kranken Frau und trotz seines Alters behend. Er wohnt in seinem schlichten Häuschen nach alter Weise, während einige seiner Unterthanen schon die europäische Bauart angenommen haben. — Es waren grade drei Ehepaare von Rev. J. Webb getraut worden. Holub rühmt den anmutigen vielstimmigen Gesang von Hymnen in der Setschuana-Sprache, mit dem am Abend die Feier beschlossen wurde. — In der Stadt waren neben europäischen Kleidungsstücken noch viele Fellkarosse zu bemerken. Mädchen trugen die aus gedrehten Lederstückchen gearbeitete Schürze. Holub erfuhr, daß die getrockneten Blätter einer gewissen Pflanze sowohl als Gift, als auch als Zaubermittel gebraucht werden. Um ein Kornfeld gegen Diebstahl zu schützen, beschmiert man die höchsten Ähren mit einem aus diesem Pulver bereiteten Brei. Ebenso sieht man an den Gehöften mit derselben Masse Wellenlinien gezogen, um die „Feinde des Haushalts" fern zu halten. (Holub II, S. 19 ff.)

Folgen wir unserm Reisenden auf der ersten Reise in das Reich des Bangwaketse-(Banqu-)Königs Chatsitsive, wo er den gutmütigen Barolongfürsten persönlich kennen lernte.[1]) Daß der Ruf des letzteren als Gegner des Branntweins wohlbegründet sei, trat ihm bereits bei der Annäherung an die Hauptstadt entgegen. Nur mit Verlegenheit wagten die Besucher scheu die Frage nach dem Feuerwasser hervorzubringen. Um

[1]) Holub I, S. 363—379.

einer Reparatur des Wagens willen mußte man eine Stunde vor der Stadt, Moschaneng,[1]) halt machen, wo sich höchst ehrende Besucher einstellten.

„Ein gedeckter, mit vier Pferden bespannter zweirädriger Karren kam angefahren, bog im Gehölze um und dann grade auf uns zu. Während Stephan die Pferde hielt, stiegen die Insassen, vier Eingeborne aus. Zuerst ein junger Mann von etwa 25—28 Jahren, der sich uns als Mobili, den Sohn ein Basutohäuptlings vorstellte und der F. von Kimberley aus kannte, wo er ob seiner englischen Erziehung und seiner Fertigkeit in der englischen Sprache durch einige Zeit als Dolmetsch beim Gerichtsamt angestellt war, ein Lebemann südafrikanischen Anstrichs. Er war auf einer Rundreise unter den Betschuanahäuptlingen begriffen und eben vor wenigen Tagen vom Könige der Bakwena angekommen. Mobili stellte uns nun, nachdem er mit F. Händedrücke ausgetauscht, die übrigen drei Personen mit den Worten vor: „These are two of the most distinguished Bechuana kings," dort Montsua, derjenige der Barolong, of a wealthy and mighty tribe — hier Chatsitsive, König der Bangwaketse, und dort der Hauptratgeber oder der Vicekanzler des Bangwaketse-Reichs.

Montsua, ein Mann von über 50 Jahren, wohlbeleibt, mit einem stets lächelnden gutmütigen Gesicht, flößte mir sofort Zutrauen ein. Chatsitsive, ein großer, hagerer Mann, zeigte deutlich, wie auch sein Reichskanzler, daß sie ihr faltenreiches Antlitz den Umständen anzupassen verstanden. Alle waren europäisch gekleidet, Chatsitsive mit einem langen Überrock und Cylinder und sein Faktotum mit einem Mentzikoff. Nachdem wir während des Gespräches, das Mobili und Pit als Dolmetscher leiteten, scharf gemustert worden waren, meinte Montsua, daß er mich im Weichbilde seiner Stadt willkommen heiße. Er wäre wohl nicht eigentlich auf seinem Gebiete; er lebe hier auf dem Boden seines Freundes Chatsitsive und habe vor langer Zeit schon den Molopo verlassen, weil er von den Buhren bedrängt worden war. Er sei nun aber ihres Treibens satt und wolle Moschaneng verlassen, um sich am Molopo oder Poolfontein, oder am Lothlakanefläßchen eine Stadt zu bauen; dann müsse ich kommen und ihn besuchen."

Über Ziel und Zweck seiner Reise befragt zeigte Holub einige präparierte Vogelbälge, die viel Kopfschüttelns hervorriefen; auf die Bemerkung, daß Gift dabei verwendet sei, „stieß der alte König einen leisen Schrei aus und ließ den Balg fallen" — die Betschuana fürchten nichts mehr als künstlich bereitetes Gift. Die hohen Gäste streiften die Rockärmel auf und begannen sich die Finger im Sande abzureiben. Es wurde Wasser und Seife gebracht. Aber Montsua beruhigte sich erst, „nachdem die Wirkungslosigkeit des Giftes auf der menschlichen Haut erklärt war." — Ein paar Flaschen mit Schlangen ꝛc. versetzten alle Besucher in Schrecken. Selbst Mobili, der sich den Anschein des Gelehrten gab, wich zurück. Montsua hielt seinen Kiristock gegen das Glas, bald Holub, bald die Flasche anstaunend und beruhigte sich erst, nachdem

[1]) Etwa 70 engl. Meilen von Molemas Town.

er sich überzeugt hatte, daß die Schlangen in „butschwala a Makoa“ (im Biere des Weißen = Spiritus) „schliefen“ und nicht heraus könnten.

Als Holub seine Gäste mit Kaffee bewirtete, fragte Mobili, ob er den hohen Herrn keine andre Erfrischung anzubieten habe. Auf die Verneinung bat er, die Diener einmal wegzuschicken und offenbarte dann, daß er einen Schluck Branntwein für angezeigt halte.

„Ich that es und Montsua meinte, daß er seinen Unterthanen Brandy anzubieten nicht gestatte; daß er ihn selbst nur ein oder zweimal im Jahre und dann nur zu einem halben Glas Wein trinke. Ich schenkte ein. Montsua trank etwa einen halben Löffel voll, griff aber darauf sofort nach Wasser. Chatsitsive brachte zwei Löffel voll hinunter, verzog aber dabei sein langes Gesicht derart, daß selbst Montsua mit uns in ein krampfhaftes Lachen ausbrach. Chatsitsive ließ etwa einen Löffel in dem Blechbecher übrig, reichte ihn dem Vicekanzler und dieser leerte ihn rasch, worauf er den Rest mit dem Finger sich zu erhaschen bemühte. Mobili spülte den halben Becher hinab ohne eine Miene zu verziehen.“

Mit freundlichem Händedruck empfahlen sich die hohen Herrn — nachdem sich Montsua den Brief von Mr. Webb ausgebeten hatte. Die Kunde davon war den Reisenden durch ein paar wandernde Barolong, die sie bei Nacht überholt und mit den Dienern gesprochen hatten, voraus geeilt. Später lernte Holub einen andern Häuptling, Gentunja, kennen, der mit seinen Baharutse gleichfalls in Chatsitsives Reich gastliche Aufnahme gefunden hatte. Die Baharutsestadt bildete den nördlichen, durch einen Bach getrennten Stadtteil von Moschaneng. Mit ihm kam Herr Martin, einer der besten unter den Betschuana lebenden Weißen.

Sein Wohnhaus und die schon verfallene Kirche waren in Moschaneng die beiden einzigen Gebäude im europäischen Stil. Die nach Betschuanaart gebauten Häuschen der Eingebornen standen im südlichen Stadtteile (Barolong) sehr dicht; drüben bei den Baharutse waren sie weitläufiger gebaut. Die Gesamtzahl der Bewohner wurde auf 7000 Seelen geschätzt; der abwesenden Angehörigen[1]) mögen etwa 1000 sein. Des Königs Gehöft mit zwei Wohnungen für jede seiner fünf Frauen und seine eigne stand in der westlichen Hälfte der Stadt nahe am Ufer des Bächleins. Montsua ist nämlich noch nicht getauft — „doch besser als der christliche Setschele, obwohl er anfangs, als das Christentum ins Land drang, aus Unkenntnis seiner Satzungen es lebhaft bekämpfte, da er befürchtete, daß dasselbe seine Unterthanen von ihm abwendig machen und seine königliche Macht schwächen könne, daher er alles aufbot um es wieder aus dem Lande zu verdrängen.“ Wie meistens bei den Betschuana waren es die

[1]) Viele halten sich auf den Diamantenfeldern auf, andre auf entfernteren Äckern ꝛc.

jungen Leute, die der neuen Lehre zufielen. Die heidnischen Feste wurden spärlicher besucht, bei der Boguera (Beschneidung) fehlten viele der betreffenden Altersklasse beider Geschlechter, auch bei den Hochzeitsorgien und dem Rohrtanz[1]) wollten sich viele nicht beteiligen. Montsua verlangte die Beteiligung bei diesen Gebräuchen und wollte es dann den bathu ba lehuku (dem Volke des Wortes) gestatten sich taufen zu lassen. Durch seinen eignen Bruder Molema, der das Christentum mit vollem Herzen angenommen hatte, angespornt, weigerten sich die Bekehrten. Jener fand an Jan Leschumo, dem nunmehrigen Barolong-Prediger einen treuen Helfer.

„Von seinen Regendoktoren aufgestachelt forderte Montsua, daß sich die Bekenner des neuen Glaubens an zwei mit der Regenzauberei zusammenhängenden Ceremonia beteiligen sollten, d. h. an der Letschulo-Jagd, welche von den Regendoktoren veranstaltet wird, um von gewissen Wildarten bestimmte, zu ihren abergläubischen Handlungen gebrauchte Teile zu erlangen, sowie an dem Umgraben einer Ackerstelle, welche von den Regendoktoren benutzt und als geweiht angesehen und tsimo ea pula[2]) d. h. Garten dem Regen geweiht, genannt wird. Auch dies wurde von den Bekehrten verweigert. Sie ließen jedoch den König wissen, daß sie ihm jeden andern Beweis ihrer Treue und ihres Gehorsams als Unterthanen geben wollten, allein die Gebräuche ihrer Vorväter, seit dem sie bathu ba lehuku geworden, nicht mehr ausüben könnten."

„Infolge des konstitutionellen Regiments und der Zahl der Anhänger des neuen Glaubens, konnte er die sich weigernden nicht so leicht bestrafen. Allein er sann auf andre Mittel und fand auch bald Gelegenheit, solche in Anwendung zu bringen, als sich am nächsten Sonnabend Molema und Jan auf das Land begaben. Er ließ in der Stadt bekannt machen, daß sich am folgenden Tage kein Mensch in der Kirche blicken lassen dürfe. Allein ohne sich um diesen Befehl zu kümmern und durch die Frauen (denn diese erkannten zu wohl, daß das Christentum sie aus der Stellung der Sklavinnen in eine dem Manne ebenbürtige hob) angefeuert, fehlte auch nicht einer, als die Zeit des Gottesdienstes kam, in dem kleinen Gebäude. Des Königs Getreue brachten ihm bald die Kunde von dem Geschehenen, auch konnte er aus seinem Häuschen den Gesang der Lieder hören. Aufgebracht über diesen offenen Widerstand bewaffnete sich Montsua mit einem langen dolchartigen Messer und eilte nach der Kirche, in welche er eintrat, als eben einer der Männer (in Molemas Abwesenheit) das Dankgebet verlas. Sein Erscheinen brachte natürlich Schrecken unter die Versammelten und diese Verwirrung benutzend befahl ihnen der König, sich sofort zu entfernen. Da war es eine der Frauen, die ihm mit den Worten entgegentrat: daß sie (die Versammelten) als bathu ba lehuku erst ihre Andacht beenden würden. Diese Worte brachten den König derartig in Zorn, daß er auf die Frau losstürzte und es ihm nun durch die Drohung von seiner Waffe Gebrauch zu machen gelang, die Anwesenden aus der Kirche zu treiben. Unter den Bekehrten befand sich auch eine seiner Töchter und

[1]) Nach einem alten heidnischen Gebrauche ziehen Männer mit Rohrpfeifen durch die Stadt unaufhörlich blasend, so daß manche eine akute Lungengeschwulst davon tragen.

[2]) Nicht pulta wie Holub schreibt.

ihr Mann. Der König verbot ihr aus dem Hause zu gehen. Als sie jedoch von einem der Unterrichteten aus der neuen Gemeinde besucht wurde und mit diesem in einem Liederbüchlein las, schlug sie ihr Vater von ihrem Manne, nahm sie zu sich ins Haus und zwang sie, schließlich auch der alten heidnischen Sitte gemäß sich bloß mit dem Lederschürzchen zu bekleiden," damit sie nicht ferner unter den europäischen Kleidern ihr Gesangbuch verbergen könne."

„Doch alles dies half Montsua nichts, und so wurde er endlich seines strengen Verfahrens müde. Nachdem er eingesehen, daß die Bekehrten sonst ebenso treue Unterthanen waren und überdies arbeitsamer und wohlhabender wurden, ließ er nicht allein von den Verfolgungen ab, sondern beförderte (ohne selbst die neuen Lehren anzunehmen) die Verbreitung des Christentums in seinem Lande. Als Montsua und Molema später von einander schieden, ordnete er an, daß Jan den um ihn wohnenden und Molema den in Molemas Town am Molopo weilenden predigen sollte." [1])

Dieser Erzählung fügt Holub noch eine kurze Bemerkung über die Wesleyanische Mission bei. „Das Wirken derselben," sagt er, „hat in sofern gute Früchte getragen, als es viele der Barolongen veredelte, den Herrscher zu weisen Maßregeln brachte und dadurch, daß die Missionare auch Ackerbau einführten, den Wohlstand der Eingebornen hob."

Der Aufenthalt in Moschaneng bot viel Gelegenheit zu ärztlicher Praxis. Montsua und einige seiner Frauen sowie Jan, der Prediger, waren unter den Patienten. Der schon von Molema empfohlene Njaka (Doktor) erfreute sich des vollsten Vertrauens und seine glücklichen Kuren setzten ihn in den Stand, seine nicht mehr tauglichen Zugochsen durch neue Gespanne zu ersetzen.

[In den Missionsberichten finden wir über die Mission unter diesen nördlichen Barolong nur sehr wenige und unzureichende Berichte. Es ist in der That bezeichnend, daß sich in den Wesleyan Notices, in denen dieselbe im Laufe eines Jahrzehnts überhaupt nur dreimal berührt wird, die einzige ausführlichere Mitteilung, wie bereits oben bemerkt wurde, aus dem Buche des Londoner Missionars Mc. Kenzie abgedruckt worden ist. Möchten doch die Leiter der Missions-Gesellschaft einsehen, daß es vor allen Dingen nötig ist, daß sie selbst ein klares Bild von ihren Arbeitsfeldern haben und ein solches der Missionsgemeinde mitteilen. Ohne dies wird es nicht gelingen, ein wahrhaft gesundes Missionsinteresse zu wecken und zu erhalten. Die Jahresberichte bringen meist sehr

[1]) Die vorstehende Darstellung findet sich fast wörtlich bei Rev. John Mc. Kenzie, Ten Years North of the Orange River, from 1859 to 1869. Vergl. Wesl. M. Notices 1871, S. 73 ff.

jungen Leute, die der neuen Lehre zufielen. Die heidnischen Feste wurden spärlicher besucht, bei der Boguera (Beschneidung) fehlten viele der betreffenden Altersklasse beider Geschlechter, auch bei den Hochzeitsorgien und dem Rohrtanz[1]) wollten sich viele nicht beteiligen. Montsua verlangte die Beteiligung bei diesen Gebräuchen und wollte es dann den bathu ba lehuku (dem Volke des Wortes) gestatten sich taufen zu lassen. Durch seinen eignen Bruder Molema, der das Christentum mit vollem Herzen angenommen hatte, angespornt, weigerten sich die Bekehrten. Jener fand an Jan Leschumo, dem nunmehrigen Barolong-Prediger einen treuen Helfer.

„Von seinen Regendoktoren aufgestachelt forderte Montsua, daß sich die Bekenner des neuen Glaubens an zwei mit der Regenzauberei zusammenhängenden Ceremonien beteiligen sollten, d. h. an der Letschulo-Jagd, welche von den Regendoktoren veranstaltet wird, um von gewissen Wildarten bestimmte, zu ihren abergläubischen Handlungen gebrauchte Teile zu erlangen, sowie an dem Umgraben einer Ackerstelle, welche von den Regendoktoren benutzt und als geweiht angesehen und tsimo ea pula[2]) d. h. Garten dem Regen geweiht, genannt wird. Auch dies wurde von den Bekehrten verweigert. Sie ließen jedoch den König wissen, daß sie ihm jeden andern Beweis ihrer Treue und ihres Gehorsams als Unterthanen geben wollten, allein die Gebräuche ihrer Vorväter, seit dem sie bathu ba lehuku geworden, nicht mehr ausüben könnten."

„Infolge des konstitutionellen Regiments und der Zahl der Anhänger des neuen Glaubens, konnte er die sich weigernden nicht so leicht bestrafen. Allein er sann auf andre Mittel und fand auch bald Gelegenheit, solche in Anwendung zu bringen, als sich am nächsten Sonnabend Molema und Jan auf das Land begaben. Er ließ in der Stadt bekannt machen, daß sich am folgenden Tage kein Mensch in der Kirche blicken lassen dürfe. Allein ohne sich um diesen Befehl zu kümmern und durch die Frauen (denn diese erkannten zu wohl, daß das Christentum sie aus der Stellung der Sklavinnen in eine dem Manne ebenbürtige hob) angefeuert, fehlte auch nicht einer, als die Zeit des Gottesdienstes kam, in dem kleinen Gebäude. Des Königs Getreue brachten ihm bald die Kunde von dem Geschehenen, auch konnte er aus seinem Häuschen den Gesang der Lieder hören. Aufgebracht über diesen offenen Widerstand bewaffnete sich Montsua mit einem langen dolchartigen Messer und eilte nach der Kirche, in welche er eintrat, als eben einer der Männer (in Molemas Abwesenheit) das Dankgebet verlas. Sein Erscheinen brachte natürlich Schrecken unter die Versammelten und diese Verwirrung benutzend befahl ihnen der König, sich sofort zu entfernen. Da war es eine der Frauen, die ihm mit den Worten entgegentrat: daß sie (die Versammelten) als bathu ba lehuku erst ihre Andacht beenden würden. Diese Worte brachten den König derartig in Zorn, daß er auf die Frau losstürzte und es ihm nun durch die Drohung von seiner Waffe Gebrauch zu machen gelang, die Anwesenden aus der Kirche zu treiben. Unter den Bekehrten befand sich auch eine seiner Töchter und

[1]) Nach einem alten heidnischen Gebrauche ziehen Männer mit Rohrpfeifen durch die Stadt unaufhörlich blasend, so daß manche eine akute Lungengeschwulst davon tragen.

[2]) Nicht pulta wie Holub schreibt.

ihr Mann. Der König verbot ihr aus dem Hause zu gehen. Als sie jedoch von einem der Unterrichteten aus der neuen Gemeinde besucht wurde und mit diesem in einem Liederbüchlein las, schickte sie ihr Vater von ihrem Manne, nahm sie zu sich ins Haus und zwang sie, schließlich auch der alten heidnischen Sitte gemäß sich bloß mit dem Lederschürzchen zu bekleiden," damit sie nicht ferner unter den europäischen Kleidern ihr Gesangbuch verbergen könne."

„Doch alles dies half Montsua nichts, und so wurde er endlich seines strengen Verfahrens müde. Nachdem er eingesehen, daß die Bekehrten sonst ebenso treue Unterthanen waren und überdies arbeitsamer und wohlhabender wurden, ließ er nicht allein von den Verfolgungen ab, sondern beförderte (ohne selbst die neuen Lehren anzunehmen) die Verbreitung des Christentums in seinem Lande. Als Montsua und Molema später von einander schieden, ordnete er an, daß Jan den um ihn wohnenden und Molema den in Molemas Town am Molopo weilenden predigen sollte." [1])

Dieser Erzählung fügt Holub noch eine kurze Bemerkung über die Wesleyanische Mission bei. „Das Wirken derselben," sagt er, „hat in sofern gute Früchte getragen, als es viele der Barolongen veredelte, den Herrscher zu weisen Maßregeln brachte und dadurch, daß die Missionare auch Ackerbau einführten, den Wohlstand der Eingebornen hob."

Der Aufenthalt in Moschaneng bot viel Gelegenheit zu ärztlicher Praxis. Montsua und einige seiner Frauen sowie Jan, der Prediger, waren unter den Patienten. Der schon von Molema empfohlene Njaka (Doktor) erfreute sich des vollsten Vertrauens und seine glücklichen Kuren setzten ihn in den Stand, seine nicht mehr tauglichen Zugochsen durch neue Gespanne zu ersetzen.

[In den Missionsberichten finden wir über die Mission unter diesen nördlichen Barolong nur sehr wenige und unzureichende Berichte. Es ist in der That bezeichnend, daß sich in den Wesleyan Notices, in denen dieselbe im Laufe eines Jahrzehnts überhaupt nur dreimal berührt wird, die einzige ausführlichere Mitteilung, wie bereits oben bemerkt wurde, aus dem Buche des Londoner Missionars Mc. Kenzie abgedruckt worden ist. Möchten doch die Leiter der Missions-Gesellschaft einsehen, daß es vor allen Dingen nötig ist, daß sie selbst ein klares Bild von ihren Arbeitsfeldern haben und ein solches der Missionsgemeinde mitteilen. Ohne dies wird es nicht gelingen, ein wahrhaft gesundes Missionsinteresse zu wecken und zu erhalten. Die Jahresberichte bringen meist sehr

[1]) Die vorstehende Darstellung findet sich fast wörtlich bei Rev. John Mc. Kenzie, Ten Years North of the Orange River, from 1859 to 1869. Vergl. Wesl. M. Notices 1871, S. 73 ff.

aphoristische Notizen. Oft ist nur gesagt: Moshaneng[1]) — to be visited from Thaba-Unchu — die Station war also unbesetzt. 1870 wird, beschämend für begünstigtere Kreise, angeführt, daß die Eingebornen zu Moschaneng auf eigene Kosten eine Backstein-Kapelle erbaut hätten. (Sie befand sich 1874 schon wieder in verfallenem Zustande.) Der folgende Bericht sagt, daß das Werk in erfreulichem Gange sei. Bei dem Besuche wurden 17 Erwachsene und 22 Kinder getauft. Neben Moschaneng wird Mafiking genannt. Man suchte ernstlich einen Missionar für den Kreis. Erst 1873 wird die Anstellung als gesichert bezeichnet. Die Zahl der vollen Gemeindeglieder war 162. Im Berichte von 1875 finden wir endlich den bereits einige Jahre in Thaba Unchu als Hilfsmissionar thätig gewesenen Mr. Jonathan Webb als zu Moschaneng wohnend bezeichnet;[2]) aber nähere Angaben waren nicht eingetroffen, und die Mission erschien bei dem beunruhigten Stande des betr. Gebietes in ungünstiger Lage. Webbs Stelle ist 1878 durch Mr. Edward Harris ersetzt, die Station von Moschaneng nach Molopo verlegt. Nach Holub (I, S. 371) verlangte Montsua seine Residenz nach Lothlakane, wo er einst gewohnt hatte, zurück. (Es ist dies der Name für ein Seitenflüßchen des Molopo, und obige Benennung ist allgemeiner für die Gegend zu fassen.) Dort steht nun eine Stadt von 2000 Hütten. Der Anfang aber war durch Dürre und Streitigkeiten mit den Buhren über den Landbesitz sehr schwer. Das Volk war in einem halbverhungerten Zustande. Der äußerste Mangel an Wasser macht es zur offenen Frage, ob man dort wird die Missionsstation erhalten können. An solchem Orte kann weder das Volk an reinliche Sitten gewöhnt werden, noch läßt sich mit irgend einem Erfolge Acker- und Gartenbau treiben. In diesem Kreise (Circuit) hat die Mission acht (Außen-)Stationen, alle mehr oder weniger blühend. Kirchen waren gebaut in Mafiking, Modinola und Lithakong. Einmal im Jahre ist ein Leaders Meeting gehalten worden, wo wichtige Verhandlungen gepflogen und alle im Glauben gestärkt wurden. — Wie man wohl erwarten kann, sind die Barolong noch nicht vom Missionsgeist durchdrungen. Alle Versuche, sie zur Verkündigung des Evangeliums unter den Bakalahari zu bewegen, sind mißlungen.

[1]) Die Mission ist in den Berichten immer als bei Tananes (Tawanes) Tribe bezeichnet.

[2]) Davon, daß der Wohnsitz des Missionars gar nicht bei der Hauptabteilung der Gemeinde war, wie wir oben sahen, bekamen die Missionsfreunde nicht einmal eine Ahnung.

Stammesstreitigkeiten machen sie selbstsüchtig und exklusiv. Auch der folgende Jahresbericht erwähnt die Schwierigkeiten; trotzdem wurde die Arbeit fortgesetzt.

Außerdem finden wir in den W. M. Notices ein paar Briefe von Rev. E. Harris, den einen datiert 20. Mai 1878 aus Zeerust, einem kleinen Transvaalorte im Marikodistrikt, den andern 27. Januar 1879 aus Bloemfontein. Daraus möchte man fast schließen, daß der Missionar wieder nicht an Ort und Stelle seinen Wohnsitz hatte.[1]) Es lautet darin:

„Unsre Leute haben viel größere Vorurteile und größere Anhänglichkeit an ihre heidnischen Gewohnheiten (als die südlichen Barolong um Thaba Unchu). Der Häuptling, obgleich uns freundlich, ist kein Christ und läßt es, selbst wenn es seine eignen Leute betrifft, zur Verfolgung kommen. Wenn das Kind eines Christen stirbt während das Korn grün steht, muß er in der 'Kgotta (kotla), dem Ratsplatze, erscheinen und sich den widerlichsten Ceremonien unterwerfen: Waschung verschiedener Körperteile ꝛc. Ohne diese Reinigung soll die Ernte in Gefahr sein. Unsre Leute pflegen in solchem Falle lieber fortzulaufen und wenn sie in Jahresfrist nicht ergriffen werden, sind sie nach alter Sitte frei.

Die Christen sind sehr unwissend und abergläubisch. Sie halten viel auf ihre Mitgliedskarte und trotz unsres eifrigen Predigens dagegen halten sie sich für den Himmel sicher, so lange sie die Karte haben, und wenn sie auch in grober Sünde lebten. Das kommt von der alten Vorstellung, daß Sünde nicht Sünde ist, so lange sie verborgen bleibt. Ein erfolgreicher Dieb findet Beifall; ein ertappter wird verachtet. Natürlich klebt dergleichen auch den schwachen unwissenden Bekennern des Christentums an. — Unsre Geduld wird durch Wankelmütigkeit oft geprüft. Andrerseits werden wir oft erfreut durch Frömmigkeit der Leute. Die Klassenversammlungen und die meisten Wochengottesdienste werden vor Sonnenaufgang gehalten. Es ist dann im Winter oft recht kalt. Auch versammeln sie sich oft im Freien. Letzteres ist bei zahlreicher Versammlung an einem heißen Tage für den Missionar und seine Frau angenehm, da die Barolong selten sich oder ihre Kleider waschen. Ja ihre Art zu waschen ist die, daß sie sich mit nassem Kuhmist beschmieren."

Der andre Brief klingt unter den kriegerischen Bewegungen, welche damals ganz Südafrika durchdrangen, etwas hoffnungsvoller. Der Missionar verspricht sich viel von der Aufrichtung des britischen Regiments auch im Betschuanaland. — Die Civilisation müsse das Evangelium begleiten; zusammen würden sie den armen Motschuana heben. Jetzt seien die Schwierigkeiten groß, Kleidung, Seife ꝛc. sehr teuer.[2]) Schlimmer

[1]) In dem ersten Briefe heißt es freilich: Obgleich wir nicht weit von Zeerust und andern kleinen Städten sind. Die Entfernung von Lothlakane beträgt etwa 10 geogr. Meilen. — Auch sonst wird die Einsamkeit erwähnt.

[2]) Müssen denn alle Artikel der Kultur importiert werden? Man zeige doch dem Montschuana, wie er aus dem Fett seiner Tiere und der Asche seiner Dornbäume sich selber eine leidliche Seife bereiten kann. Unsre Bauern kaufen auch keine Windsorseife.

ist der Mangel an Wasser. Die Bücher in ihrer Sprache seien noch wenige und teuer; daher nur wenige Leute lesen könnten. Sie haben kaum eine Berührung mit der Welt — ausgenommen durch wenig gewissenhafte Händler.

Im letzten Jahre wurden nicht viele getauft, weil das völlige Aufgeben des Butschwala-Trinkens die Bedingung bildet. Aber 50 mehr gehören zu den Klassen als voriges Jahr und es ist ein besserer Ton der Frömmigkeit bei allen Mitgliedern. Bei geringerer Strenge könnte man eine große Zahl Taufbewerber haben — aber es würde das für die andern der Stein des Anstoßes werden.

„Über die Hauptstadt der Bangwaketse, Chatsitsives Residenz, sagt Holub nur, daß sie neun englische Meilen von Moschaneng Süd bei Ost liegt. (I, S. 367.) Er nennt sie Kanja (Kanje). [Die Londoner Missionsberichte schreiben Kanye.] Jene Gesellschaft hat nämlich dort seit 1871 eine Hauptstation mit einem europäischen Missionar, Rev. James Good. Dazu gehören vier Außenstationen. Im Report von 1877 S. 111 wird das dortige Werk als Baharutsi Mission bezeichnet. Der Missionar weiß von Fortschritten zu melden, obgleich er nicht in Rosenfarben malen kann.

„Die äußeren Anzeichen des Fortschritts zeigen sich überall. Selbst die Händler haben oft ihre Verwunderung ausgesprochen über die großen Quantitäten Zeug, welche von den Eingebornen gekauft werden. Die Perlen und der Flitterkram von früher gehen nicht mehr gut und werden nur noch von dem in besonderem Sinne heidnisch zu nennenden Teile der Bevölkerung gekauft. Auch die Pflüge können als Zeichen der Civilisation gelten, um so mehr als sie die Frauen von der unerträglichen Plage, den harten Boden mit der breiten Hacke zu bestellen, befreit haben. Sie werden nun schon fast bei jeder Familie gefunden. Ferner ist die äußere Beobachtung des Sonntags ein gutes Zeichen. Oft zeigt sich dabei sogar eine nicht geringe Selbstverleugnung, wenn in der Regenzeit die Arbeit drängt. Selten sah man in den letzten zwei Jahren jemanden am Sonntag pflügen. Nicht als ob die Feier dieses Tages nichts mehr zu wünschen übrig ließe — aber es ist zwischen demselben und den andern Wochentagen ein sehr merklicher Unterschied."

Die leidlich gute Kirche faßte 300 Personen und war oft für die Versammlung zu klein. Die Taufbewerber, 45 an der Zahl, machten dem Missionar viel Freude. (Vergl. L. M. Chronicle 1876, S. 223 f.)] Zu Kanye hat sich auch ein andrer Zweig des Bangwaketse-Stammes

---

Man sei ihm behilflich, daß er aus dem selbstgewonnenen Leder eine anständige Kleidung machen lernt, oder führe eine Gespinstpflanze nebst Spinnrad und Webestuhl bei ihnen ein. Es ist nicht grade Aufgabe der Mission unter den Naturvölkern, dem Handel Absatzgebiete für europäische Produkte zu eröffnen.

unter dem Häuptlinge Mosilili niedergelassen. Er wohnte früher an der Nordgrenze des Gebiets, am Mosupaflüßchen. Nachdem aber sein Sohn Pilani mit einem Teile des Volkes nach Molopolole zu Setschele übergesiedelt war, verließ der Vater seinen alten Wohnsitz. Holub besuchte die interessante Ruinenstadt, in der auch die Reste eines Missionshauses sich fanden.

Mit dem Überschreiten des Koluany-Flüßchens betritt man das Gebiet der **Bakwena**,[1]) nächst denen der beiden Bamangwatostämme das umfangreichste der unabhängigen Betschuana. Schon von ferne sieht man Setscheles Residenz als einen weißen Punkt auf einem Höhenzuge. Die Stadt Molopolole ist am Abhange desselben gebaut.[2]) Der Weg dahin führt durch ein Kesselthal, dessen Sohle dürftige, schlechtgepflegte Felder bedecken. In der Mitte des Kessels, wo sich, von einer Bachschlucht durchschnitten, Rasen ausbreitet, in dessen Nähe drei Dörfer liegen, schlug Holub sein Lager auf. Von hier aus 300 Schritt weit östlich zeigte sich die Höhe mit Setscheles Villa, die einige hundert Fuß über dem Bache lag, zu welchem sich dort von Norden her eine seichte Thalschlucht herabwindet. Da oben lag auch die Kotla (der umzäunte Beratungsplatz) und die Häuser der hier zeitweilig wohnenden Händler, alles im Schutze eines kleinen Felsenhügels. Ein andrer Teil der Stadt war am Fuße der Höhe, am Rande des Thalkessels erbaut. Ein dritter Stadtteil befand sich am Fuße eines südlichen Höhenrückens, der von den erst erwähnten Höhen durch ein langes enges Felsenthor, von den Eingebornen Kobuque genannt, geschieden ist. Im Norden zieht sich eine lange Felsenmasse von Westen nach Osten hin, an welcher auch noch ein Stadtteil lag, daneben, jedoch außerhalb des Thalkessels, Ruinen einer früheren Stadt, an die nach der offenen Südsüdwestseite hin sich ausbreitenden Felder grenzend. Durch diese Felsenmasse bricht sich eine Schlucht Molopolole genannt, die der Stadt den Namen gab.[3]) Vor der Mündung derselben lagen die Missionsgebäude, die Kirche war oben auf der Höhe errichtet. Landschaftlich bot die Stadt den schönsten Anblick unter allen Betschuanastädten.

---

[1]) Holub I, S. 392—423.

[2]) Von Kanye aus liegt Molopolole 12 geographische Meilen NNO. Liteyane, Setscheles frühere Residenz liegt in Ruinen 2 Meilen westlich; während sich die Stätte seiner ersten Residenz Kolobeng etwa 7 Meilen südlich von Molopolole, dicht an der Grenze befindet.

[3]) Früher wurde die Stadt in den Missionsblättern Lohaheng oder Logageng genannt.

„Aus dem kleinen grün begrasten Thalkessel, in dem wir stehen, erblicken wir um uns die meist in ihren oberen Partien oder bis zur Hälfte perpendikular abfallenden, oder bis an ihren Fuß von Blöcken gebildeten, zwischen diesen aber und an den minder abschüssigen Abhängen dicht bebuschten hie und da mit einer riesigen Aloëspecies gezierten Felsenhöhen. Zu unsrer rechten die von Norden kommende Schlucht, mit der überaus interessanten Felsenformation des überhangenden Molopololefelsens und zwischen uns und dieser Schluchtmündung hohe Laubbäume, die Gebäude der Missionare und ihre Gärtchen mit dem tropischen Pflanzenwuchse der Bananen und des Zuckerrohrs geschmückt. Vor uns am Fuße der östlichen, steilen und rechts von uns an dem der westlichen bewaldeten Höhe je ein Dorf; in dem letzteren die umfangreichen Gehöfte der Handelsfirma Taylor nebst Francis und Clark die bedeutendste in den Betschuanaländern, und zwischen den beiden dringt der Blick durch das nach Süden führende Felsenthor, die Kobuque, und über dem Dorfe vor uns endlich nach Osten zu hoch oben der von den Besten des Volkes bewohnte Stadtteil mit den königlichen Gehöften. Wenden wir uns nach Norden und Westen, so sehen wir den nördlichen Stadtteil am Fuße der nördlichen Höhenkette, und außerhalb des Thalkessels die rötlichen Ruinen einer verlassenen Eingebornenstadt und die breite Ebene von dem dunkeln Grün des eben durchreisten tiefsandigen Waldes nach Süden und Südwesten begrenzt. Was uns noch bei dieser Betrachtung auffällt, sind einige am Fuße der letztgenannten Höhen, wie am Uferrande des Bächleins stehende Riesenbauten der Termiten.“[1])

Die Hütten der Bakwena sind im allgemeinen weniger fest gebaut als die der bisher besuchten Betschuanastämme, doch haben die meisten aus Thon gearbeitete Umzäunungen, wie sie sich bei den östlichen Batlaping nur noch an dem Feuerherde, bei den andern aber gar nicht mehr finden. In den Dörfern befindet sich ein frei zwischen den Gehöften stehendes Beratungshäuschen, ein kegelförmiges Strohdach getragen von etwa 20 Pfählen, zwischen denen bis zur halben Höhe solid gearbeitete und mit einfacher Ockermalerei geschmückte Wände eingefügt sind.

Die Missionsstation war damals von Rev. Roger Price und C. Williams besetzt. Ersterer war geschmackvoll eingerichtet und konnte sich jeder Bequemlichkeit rühmen. Er hatte aber auch hart arbeiten müssen, sagt Holub und erzählt bei dieser Gelegenheit das unglückliche Unternehmen der Makololomission (1860), von der Price allein zurückkehrte.[2]) Holub ahnte damals nicht, daß auch er noch mit ähnlichem Ungemach zu kämpfen haben würde. „Doch wenn wir beide auch aus verschiedenem Antriebe die Einöden Südafrikas durchwanderten, er mit dem Banner

[1]) Der eine Bau war in seiner Hauptpyramide 9½ Fuß hoch und hatte 40 Fuß Umfang.

[2]) Beachtenswert erscheint die Bemerkung, daß alle Betschuana, mit Ausnahme der Batowana vom Ngami-See und der Makoba am Zuga-Flusse, in den Malaria-Gegenden vom Fieber decimiert werden.

der Religion, ich um meine geringen Kräfte der Wissenschaft zu widmen, die Sumpffieber haben unsern Wissens- und Thatendrang nicht zu ersticken vermocht. Obwohl Price sich in Molopolole bereits eine Heimat gegründet hatte, folgte er willig dem an ihn ergangenen Rufe an den Tanganjika-See."

Rev. C. Williams war erst dabei, sich ein Wohnhaus aufrichten zu lassen. Beide Missionare begleiteten den Reisenden zu Setschele und klommen zu der von dem König und seinen Getreuen bewohnten Felsenhöhe wie zu einem Adlernest empor. Jener empfing sie feierlich in der Kotla. Er ist hoch in den Fünfzigern, wohlbeleibt und von großer Statur. In einem eigentümlichen Lächeln, das unaufhörlich das Gesicht umspielte, erkannte Holub das Merkmal eines Tartüffe.

„Setschele wandte sich, nachdem er unsre Grüße erwidert, zu Rev. Price und ersuchte ihn mir zu sagen: Es hätte ihm noch nie ein Weißer so gefallen, wie ich. Während mir es Price übersetzte, und ich erstaunt war, solch ein Kompliment von einem Eingebornen, den ich zum erstenmal getroffen, zu hören und den König prüfend anblickte, sah ich, wie dieser mit seinem rechten Auge einem ihm zunächst stehenden Alten (Unterhäuptling) und seinem Sohne zuwinkte; sein Mienenspiel der rechten Gesichtshälfte stand mit dem mir vorhin erwiesenen Komplimente im offenen Widerspruche. Die Leichtigkeit, mit der er sich aber sofort, als er mein Erstaunen begriffen, aus der zweideutigen Lage zu helfen wußte, zeugte von nicht geringer Selbstbeherrschung.

Er lud mich und die beiden Missionare hierauf ein, ihn in seine Behausung zu begleiten und eine Tasse Thee zu nehmen. Wenige Augenblicke später standen wir vor seinem neuen Hause, einem reinen und schmucken Gebäude, neben welchem sein früheres, nur von dem ältesten Sohne bewohntes Häuschen stand, an das sich die übrigen, von der königlichen Familie bewohnten anschlossen. Das neue Haus war für den König von Taylor um den Preis von 60 000 Mk. aufgebaut und adaptiert worden, welcher Betrag dem Kaufmann in Straußenfedern und Ochsen ausgezahlt wurde."

Unter allen Betschuanaherrschern ist Setschele am bequemsten im europäischen Stile eingerichtet. Auf dem reinen gepflasterten Höfchen trafen sie die Königin, auf den Besuch unvorbereitet auf einem Rindsfelle liegend. Die große starke Frau, die ein nach hinten zusammengebundenes Kopftuch, sowie ein großes wollenes Umschlagetuch und ein Kattunkleid trug, erhob sich, bewillkommnete die Gäste und geleitete sie ins Haus. „Wir wurden von Setschele zuerst in das Empfangszimmer geführt, während Masebele, die Königin, den Auftrag gab, uns einen Imbiß zu bereiten. Das „Drawing Room" (Setschele sprach das Wort nicht sehr regelrecht aus) ist vollkommen mit europäischem Komfort eingerichtet: Stühle u. s. w. aus Nußbaum, die Sitzpolster mit rotem Samt überzogen. Ein selbstbewußtes Lächeln, durch die hohe Meinung über sich selbst hervorgerufen, besonders wenn er sich in seinem Drawing Room befand, soll das ohnehin freundlich lächelnde Vollgesicht des Bakwena-Herrschers umspielen, so oft er einem Weißen das Innere seines Palastes zu zeigen in der Lage ist und sich an dem Erstaunen des Fremden weiden kann — auch mir armen Sterblichen wurde das hohe Glück zu teil, es zu schauen."

„Während wir uns niederlassen mußten, breitete sich der König erst sein Schnupftuch (das er jedoch nicht zu gebrauchen scheint) auf dem von ihm erkorenen Stuhle aus, bevor er sich auf denselben niederließ. Masebele trat später auch ein und ließ sich auf einen Holzstuhl nieder. Durch meine beiden Begleiter befragte mich Setschele nach dem Zwecke meiner Reise, nach meiner und der Nationalität meiner Begleiter. Da er, wie die meisten der Betschuana, nur Engländer und Buhren kannte, die ersten gerne sah, die letzteren „nicht liebte", so war er sehr erstaunt zu hören, daß ich ein Weißer sein könne, ohne zu einer der beiden Nationen zu gehören. Endlich hatte er sich das Wort Austria eingeprägt und nun fragte er, an welchem Flusse ich wohne und ob in einer Stadt oder auf einem Viehposten d. h. auf dem Lande. Ich nannte Prag, für ihn ein neues Rätsel, und dies um so mehr, als ich, um die Größe der Stadt nach Betschuanabegriffen darzustellen, ihm mitteilte, daß Prag seine Residenz Molopolole zwanzigmal an Umfang übertreffe. Er meinte, sein Herz wäre voll Staunen über das große Dorf, und nachdem er die ihm übersetzten Worte meinem Begleiter nachgesprochen, erzählte er der Königin, die mich gnädig zu mustern schien, die ganze Episode mit den Worten: Er (nach mir weisend) ist ein Njaka, no Englishman, no Boer — sondern ein — hier sah er wieder fragenden, doch auch lächelnden Antlitzes Herrn Price an — dieser nickte auch und sagte Ausstrian. — O — O — strien plapperte Sr. Majestät nach und stand auf um sich in die Brust zu werfen, da ihm dies gelungen."

„Ein neuer Ankömmling, lachend und beide Missionare begrüßend ward nun auf der Thürschwelle sichtbar. Es war ein etwa 14jähriger (?)[1]) hoch aufgeschossener, mit Hemd, Weste und Beinkleidern angethaner Jüngling, der eine rote, wollene Zipfelmütze trug. Er lachte zu allem, was gesprochen wurde, namentlich, als ihn seine Mutter — denn der schmucke Jüngling war kein minderer als Sebele, der jüngste oder Masebeles Darling baby — Herzenskind — nur mit den Worten: Mo Sebele o toling beb vorzustellen geruhte. Nach einer halben Stunde fiel es plötzlich dem jungen Königssohn ein, seiner Mutter mitzuteilen, daß der Thee im Speisesalon aufgetragen sei.

Setschele eröffnete hierauf den Zug. Wir folgten und Masebele bildete den Nachtrab. Wir waren alle im besten Humor, namentlich ich und Toling; ich, weil ich zum erstenmal seit zwei Monaten, und Toling beb, weil er schon zum zweitenmal an diesem Morgen die Kuchen des Makoa (Weißen) erblickte. Doch wurde ihm das Glück nicht zu teil, gleich uns an der Tafelrunde zu sitzen. Er war bestimmt die Honneurs zu machen, worauf er sich ziemlich gut zu verstehen schien.

Das Speisezimmer hatte eine schöne mit weißem Linnen gedeckte Tafel. Der Thee wurde in napfförmigen Tassen serviert, von denen die des Königs, der oben an der Tafel saß, mindestens ein Liter fassen mochte. Die Kanne, Zuckerdose und das übrige auf einem Seitentischchen stehende Tischgeschirr war aus Silber gearbeitet, und wie ich hörte, dem König von den sich periodisch in Molopolole aufhaltenden Kaufleuten verehrt worden. Der Thee war gut, und die Kuchen ließen nichts zu wünschen übrig. Unser Gespräch aus dem Drawing Room wurde fortgesetzt, und ich über das Gebaren der englischen Regierung in den Diamantfeldern und jenes der holländischen in Pretoria und Bloemfontein befragt.

---

[1]) Sebele hatte bereits bei der Eroberung von Schoschong 1872 (siehe unten) das Heer der Bakwena kommandiert.

Ihre schwarze Majestät schien an unsrer Konversation kein Interesse zu finden und fing anfangs leise und verstohlen, doch als nach und nach die Natur über sie die Oberhand gewann, merklicher und hörbarer ihre durch unser Eintreten ins Höfchen unterbrochene Beschäftigung wiederaufzunehmen, d. h. zu schlummern. Der Herr Ehegemahl sah dies, und da es ihm vielleicht etwas ungebührlich dünkte, gab er ihr erst durch ein Hüsteln, und als dieses nichts half, zeitweilig durch eine zarte Berührung mit seinem Elefantenfüßchen den begangenen Verstoß gegen die Hofsitte zu verstehen. Ich hatte alle Mühe, meine Lachmuskeln im Zaume zu halten und bemeisterte endlich die Versuchung, indem ich an den König das Wort richtete: „Morena als ich, ein 13jähriger Knabe zum erstenmal die Bücher Njaka Livingstones las und darin auch deinen Namen fand, dachte ich nicht, daß ich einst dich selbst sehen würde.“ Setschele, der es trotzdem, daß er Regendoktorei praktiziert, sehr gut versteht, an passender Stelle Bibelsprüche anzuführen, war auch sofort mit einer ebenbürtigen Erwiderung zur Hand. „Die Wege der Vorsehung sind wunderbar,“ waren seine unmittelbar darauffolgenden Worte. Doch schon während Mr. Williams meine Worte übersetzte, hatte der König, dessen rechte Gesichtshälfte uns, die linke seinem Weibe die nötige Aufmerksamkeit zuzuwenden schien, zu seinem Bedauern beobachtet, daß Masebele wieder eingeschlummert war und diesmal sich gefährlich nach der Seite neigte. Mich mit listigem Blicke betrachtend applizierte er seiner Frau einen so unzarten Fußstoß, daß die arme Königin beinahe die vor ihr stehende Tasse umgeworfen hätte.“

Nicht weit vom Königshause sah Holub den zu der Felsenge Kobuque steil abfallenden Felsen, von dem die vor Setscheles Ansiedelung hier wohnenden Bakwena und Bakalahari altersschwache Personen herabzustürzen pflegten, um sich ihrer zu entledigen. Unter dem Molopololefelsen ist ein von einem durch die nördliche Schlucht kommenden Bache gefülltes Felsbecken, das die schwarze Jugend als Badeort benutzte, Sebele voran. Man sah es jedoch, daß sie das nasse Element nicht besonders lieben; immer suchten sie schnell wieder herauszukommen, um sich an den sengenden Sonnenstrahlen zu trocknen.

Aus den geschichtlichen Mitteilungen, welche Holub gelegentlich seines Aufenthalts in Molopolole macht, geben wir folgende Notizen. Unter Setscheles Vater, Mochoasele, waren die Bakwena ein reicher Stamm mit zahllosen Herden am Mariko und Notuani (beides Nebenflüsse des Limpopo). Ein Teil des Stammes zog an den Ngami-See, wo viele dem Fieber zum Opfer fielen; die übrigen, die sich akklimatisiert, verschmolzen als herrschendes Element mit der dortigen Bevölkerung. Doch waren die im Süden zurückgebliebenen noch mächtig und wohlhabend. Da ward der genannte König getötet und ein andrer Häuptling [Bubi?] gelangte zur Herrschaft. Um jene Zeit zog der Basuto-Häuptling Sebituane mit seinen kriegerischen Makololo die Betschuanastämme durchbrechend nach Norden. Durch seine Hilfe wurde dem zurückgesetzten

Thronfolger Setschele zu seinem Rechte verholfen.[1]) Es folgte darauf Auswanderung, welche den Stamm schwächte. Es war im Jahre 1846, als Livingstone sich bei den Bakwena niederließ. [Er wohnte zuerst mit dem Könige in Tschowuane.] Letzterer verlegte 1847 die Residenz auf Anraten seines Missionars nach Kolobeng. Die Zerstörung dieser Station durch die Buhren, 1852, ist bekannt.

Über Setschele selbst sagt Holub folgendes. Er wurde in seiner Jugendzeit Christ; als er aber bemerkte, daß die Mehrzahl seines Stammes am Heidentum hielt, sein Bruder Khosilintschi (—tzi schreiben die Missionsblätter) von dem Volke sehr geachtet, die Leitung der dem Könige zustehenden heidnischen Gebräuche übernommen hatte, und sehr in der Gunst des Volkes stieg, entschloß sich Setschele wohl bis zu einem gewissen Punkte, so z. B. den Besuch der Kirche, Taufe seiner Kinder, [Monogamie] u. s. w. Christ zu bleiben, sonst aber, soweit dies mit seiner Macht zusammenhing, die heidnischen Gebräuche auszuüben. Damit brachte er denn auch die Partei der Regenbeschwörer u. s. w. auf seine Seite. — Noch werden mehrere Züge aus dem Leben des Bakwenakönigs, die verschlagenes Wesen und Treulosigkeit bezeugen, angeführt.

Schließlich hat Holub an den Bericht über seinen Aufenthalt ausführliche Mitteilungen über die religiösen Vorstellungen und Gebräuche der Betschuana überhaupt angeschlossen nach den Angaben verschiedener Missionare. Wir übergehen dieselben hier, da sie nicht wesentlich neues enthalten. Wir führen nur noch an, was er über die Stellung der Weiber sagt (S. 422 f.) „Obgleich das Christentum das Los der Frauen unter den Bekehrten etwas gemildert hat, konnte es ihnen doch viele der schwersten Arbeiten [noch] nicht abnehmen, und erst der eingeführte Pflug, dessen Gebrauch sich gegenwärtig immer mehr einbürgert, hat das Los des Betschuanaweibes erleichtert, dadurch, daß der Mann ihn mit Hilfe der Ochsen verwendet, welche die Frau nie berühren darf." —

[Daß die Mission unter der Herrschaft eines Mannes wie Setschele keinen leichten Stand hat, kann man sich denken. Es war wohl ein großer Nachteil, daß der eben erst dem Christentum gewonnene König, Jahre lang nach seiner Vertreibung von Kolobeng sich selbst überlassen, ohne Missionar blieb. Als dann die Hermannsburger im Jahre 1857 zu ihm kamen, trieb er mit ihnen schon falsches Spiel, und diese in größter Selbst-

[1]) Der volle Titel, den er jetzt als König führt ist: S. M'Kwase Morena ea Bakwena.

verleugnung dort arbeitenden Männer, ohne Falsch, durchschauten nicht die Ränke des verschlagenen afrikanischen Fürsten. Sie waren ihm vor allem ein Mittel, Pulver und Blei zu erlangen. Als dann die Londoner Mission wieder anknüpfte, schickte er die deutschen Missionare von Liteyane hinweg — indem er den Beschluß einer unter Khosilintzis Einfluß abgehaltenen Ratsversammlung zum Vorwand nahm (1862). Längere Zeit verstrich, bevor die Londoner die Mission durch europäische Kräfte aufnehmen konnte. In den neueren Jahresberichten ist 1866 als Zeitpunkt des Beginns der Thätigkeit in Molopolole angegeben, aber erst im Jahresberichte von 1868 erscheint Rev. R. Price als zu Logageng wohnhaft. Äußerlich machte die Mission ja bald gute Fortschritte. Im Jahre 1871 waren dort schon drei christliche Gemeinden, deren kleinste größer war als die 1866 bestehende. Im ganzen zählte man 1200 Christen. Freilich setzt der Bericht hinzu: „Möchte nur mehr lebendiges Christentum unter ihnen sein" (L. M. Chr. 1872 S. 76). In den nächsten Jahren wurden die Fortschritte durch die Dürre, infolge deren sich die Bevölkerung zum Teil auf ferne Viehposten zerstreute, verhindert; besonders litt die Schule. Doch nahmen ihrer viele die Bücher in die Einsamkeit mit. Auch zeigte sich doch, daß das Heidentum den Halt verlor. „Wohl sehen wir nicht die Entscheidung für den Herrn in solchem Maße, wie wir es wünschten, aber unter einem so in die tiefsten Abgründe der Unwissenheit und sittlicher Entartung versunkenem Volke darf man sich nicht wundern, wenn es langsam geht. Jede wirkliche Bekehrung und Herzensänderung muß fast als ein moralisches Wunder gelten. — Trotz der anhaltenden Dürre ist der Besuch der Sonntags-Gottesdienste unverändert gut" (L. M. A. Rep. S. 106). Zwei Jahre später war Rev. C. Williams allein auf der Station. Es war inzwischen eine zweite Kirche gebaut. Wir erfahren daß ein Teil der Stadt Pilanes Town (siehe S. 467) hieß, der andre die Bakoa-Stadt. In beiden, sowie auf zwei entfernteren Viehposten wurde von Gehilfen gepredigt. In der Gemeinde ging alles gut — kein Fall von Kirchenzucht war nötig gewesen. Die Beiträge für kirchliche Zwecke waren erfreulicherweise auf 840 Mk. angewachsen. Dennoch konnte sich der Missionar nur mit Zittern freuen. Setschele hatte sich nämlich übeln Ratgebern folgend auf einen wilden Verwüstungskrieg gegen den Bakgagahela-Stamm (?)[1] eingelassen, der schon ein Jahr lang das Land erschütterte, und dessen Ende noch nicht abzusehen war. Dazu eine tiefe

[1] Wahrscheinlich verdruckt für Bakhatla.

Unzufriedenheit mit dem Könige und dem Thronfolger, Sebele, im Volke verbreitet. Manche der einflußreichsten Leute bereiteten eine Revolution vor. Die Wirkungen dieser Verhältnisse auf die christliche Gemeinde waren peinlich und demoralisierend. „Einmal ist die Kirche voll, das nächste Mal sind nur ein paar Frauen erschienen, die Klassen der Taufbewerber werden unregelmäßig besucht und Gewohnheiten, die dem Christentum völlig zuwider sind, wachsen selbst bei denen empor, die mir entschieden hoffnungsreich erschienen." Der Missionar und die Gläubigen wurden von Setschele mit Argwohn betrachtet. Des letzteren Macht aber schien zu Ende zu gehen (L. M. Chr. 1876 S. 226). Das ist die letzte Nachricht in dem Blatte über die Station Molopolole. Aus den Jahresberichten erfahren wir nur, daß der genannte Missionar schon im nächsten Jahre in England war, während Rev. John S. Moffat, der Sohn, an seine Stelle getreten war. Wie sich die politischen Verhältnisse unter den Bakwena gestaltet haben, darüber ist vonseiten der Mission nichts berichtet.]

Holub dagegen berührte auf seiner Rückkehr von der dritten Reise 1879 noch einmal das Bakwena-Gebiet. Freilich kam er nicht nach Molopolole, sondern zog vom Notuani aus südlich. An diesem Flusse haben sich **Bakhatla** niedergelassen, die früher im Transvaalgebiet wohnten, nach der Besitznahme des Landes durch die Buhren aber hierher wanderten. Der östliche Zweig des Stammes hat seine Hauptstadt zu Mochuri[1]) auf einer mit Dornzäunen umgebenen Sattelhöhe am Flusse. Die Gehöfte sind äußerst rein gehalten und gut cementiert. Die Leute beschäftigen sich mit Tabaksbau (bis 1876 die einzigen im centralen Südafrika) sowie der Gerberei und Verarbeitung des Leders. Die Mehrzahl des Stammes spricht holländisch.

Wegen des von Setschele geforderten und von den Bakhatla verweigerten Tributs[2]) war es zwischen diesen und jenem zum Kampfe gekommen. Nachdem 16 Makalaharihirten getötet, waren die Herden von Molopolole geraubt worden. Alle Angriffe der Bakwena sie wieder zu gewinnen wurden zurückgeschlagen; erst nachdem der König von den Händlern einige Hinterlader erstanden hatte, gelang es soviele der Bakhatla niederzuschießen, daß diese die geraubten Herden aufgeben mußten. Alle

[1]) 30 englische Meilen von Molopolole.

[2]) Auch von den in seinem Gebiete wohnenden Makhosi und Batloka erhebt Setschele solchen.

im Kampfe Verwundeten wurden nach alter Bakwena-Sitte (trotz des christlichen Königs) niedergemetzelt. — Die Bakhatla klagten, daß die Bakwena einige ihrer Viehposten überfallen, die Hirten getötet und ihren Frauen Hände und Füße abgeschlagen hätten. Holub II, S. 453 f.

Gelegentlich der Beschreibung seiner Reise von Molopolole nach Schoschong geht Holub etwas näher auf die schon oben erwähnten Vasallenstämme der **Barwa** oder **Masarwa** ein.[1]) Diese unterscheiden sich von den öfters erwähnten Bakalahari, welche als mild behandelte Sklaven in den Betschuana-Reichen leben. Sie werden nie, wie öfters Angehörige der letzteren, frei gelassen, um mit dem herrschenden Volke zu verschmelzen. Holub möchte sie für ein Mischvolk halten, hervorgegangen aus einem mit Buschmännern gemischten Zweige der Bakalahari, welche letztere er für die vor Einwanderung der Betschuana einst das ganze Gebiet vom Oranjeflusse zum Zambesi einnehmende Bevölkerung ansieht. Die Masarwa wären sonach ein Bindeglied zwischen den Buschmännern und der Bantufamilie. „Während die Bakalahari etwa Leibdiener, hauptsächlich aber Hirten der Betschuana sind, haben die übrigen Sklavenstämme Jagddienste zu versehen, in welcher Beschäftigung sie ihre Gebieter auch weit übertreffen. Der Bogen und Pfeil, den Betschuana fremd, sind bei den Masarwa noch immer im Gebrauch, auch verstehen sie die Tiere in Fallen, d. h. mit vergifteten Assagaien und in Fallgruben zu fangen." Sehr geschickt sind sie in der Beschleichung des Wildes, indem sie sich durch vorgeschobene Zweige decken. Auf Reisen sind sie als Ochsentreiber wohl verwendbar, doch muß man sich gegen ihre Verschmitztheit, Untreue und ihren Hang zum Diebstahl vorsehen. Da über diese Völkerschaften noch wenig Beobachtungen angestellt sind, geben wir hier Holubs Mitteilungen ausführlich wieder.

„Die Massarwa bewohnen in wildreichen Gegenden kleine Dörfchen, d. h. Hütten, deren heuschoberähnliches Gerippe aus einigen in die Erde schief eingetriebenen etwa fünf Fuß über dem Boden mit einander verbundenen Pfählen besteht und mit einer Lage von dürren Zweigen und Gras überdeckt wird. Sonst zeigt keine Umzäunung, bloß einige platte Steine, worauf Samen zerrieben, Knochen zerschlagen oder geschliffen werden, sowie Aschenhaufen, zahlreiche trockene Schoten von Leguminosen und einige Fußpfade, daß hier Menschen hausen oder gehaust haben. Gewehre und Schießbedarf werden ihnen anvertraut, die Felle, Straußenfedern, Elfenbein, Rhinocerushorn, sowie auch wilde Früchte wie die des Baobab, der Fächerpalme ꝛc. müssen sie an ihre Herren

[1]) Holub I, S. 431 ff.

abliefern. In der Regel aber finden wir einen Bamangwato, Barolong ꝛc. mit ihnen jagen; kehrt er heim, so übergiebt er dem ältesten von ihnen das Kommando. In jedem andern Falle müssen sie sich nach zwei bis fünf Monaten in der Hauptstadt einfinden und ihre Jagdbeute abliefern. Bei dem Besuche derselben ist es ihnen aber nicht gestattet, bei Tage die Stadt zu betreten. Sie lassen sich vor derselben nieder und lassen durch den ersten besten Einwohner dem Könige ihren Namen sagen, der sie nach Sonnenuntergang durch einen Boten in die Kotla führen läßt. Solche, die den Besuch zur bestimmten Zeit unterlassen, werden durch ausgesandte Boten an ihre Pflicht erinnert und abgeholt.

Die Masarwa sind von mittelgroßer Statur, rötlich braunem Teint und haben abstoßende Gesichtszüge. In ihrer Gestalt nähern sie sich dem Buschmann, in Gesichtszügen und Teint den Bakalahari. Sie sind weniger treu und anhänglich als letztere, darum werden sie auch von ihren Herrn seltener im Kampfe und als Hirten benutzt, wohl aber als Spione oder um die Grenze zu bewachen und von der ersten Annäherung eines feindlichen Haufens nach des Königs Stadt Nachricht zu bringen.

Kein Stamm im centralen Südafrika versteht es, in den trockensten Gegenden mit solchem Erfolge nach Wasser zu spüren, die Fährte des Wildes so treu aufzunehmen und das Wild zu beschleichen und zu überlisten, wie die Masarwa. Weil sie jedoch infolge ihrer Untugenden von den Betschuana hart behandelt werden, sind sie auch den Weißen gegenüber mißtrauisch geworden. Reist man durch die Kalahari u. s. w., so ist man oft, ohne die leiseste Ahnung davon zu haben, von Angehörigen dieses Stammes gefolgt, der ob seines Mißtrauens, und um nicht schwerere Arbeit verrichten zu müssen, sich scheu in der Ferne des Weißen hält. Hat man jedoch ein Stück Hochwild geschossen, so sieht man sich, bevor noch die Beute erstarrt, von einem Trupp Masarwa umringt, welche mit Ungeduld den Moment erwarten zum Ausweiden der Jagdbeute aufgefordert zu werden, um einen Teil des Fleisches als Belohnung zu erhalten. Ich möchte sagen, sie sind unter den südafrikanischen Rassen das, was unter den Vögeln der Aasgeier, unter den Säugetieren der Schakal. Kreist ein Geier hoch in den Lüften, so hat ihn auch schon das Masarwa-Auge erspäht und er eilt nach der Stelle zu, wo jener sich niedergelassen. Überraschen sie nun bei solcher Gelegenheit den König der Tiere beim Mahle, so trachten sie durch Geschrei, mit Stein- und Feuerbrandwürfen das Raubtier zu verscheuchen. Angegriffen flüchten sie sich wie die Affen auf die Bäume, und verkriechen sich wie die Wiesel in die Dorngebüsche, um dem sie verfolgenden Löwen einen ihrer vergifteten Pfeile in eine dünnere Hautstelle einzubohren.

Die Betschuana nennen sie oft a bolotsana thata (schlechte Menschen) oder kilinoga hela (wahre Schlangen). — Wie die Buschmänner hassen sie Ackerbau und Viehzucht. Aus Straußeneiern arbeiten sie lange Ketten und andre Verzierungen. — Der Aberglaube steht bei ihnen in vollster Blüte. Auf der Jagd werden die Knochen- und Holz-Amulette geschüttelt und geworfen, um die Richtung des Wildes, den Erfolg der Jagd u. s. w. zu erfahren. Die Amulette werden mit dem von den Betschuana aufgeschnappten Namen Morimo bezeichnet. — Den Frauen, welchen mehr Anhänglichkeit bewiesen wird, als dies bei den Betschuana und Makalahari der Fall ist, liegt die Arbeit des Wasserholens in den mit Bast oder Tierhautstreifen umflochtenen Straußeneiern oder Kürbisschalen und das Tragen der kaum nennenswerten Hausutensilien ob. Die primitiven Hütten sind in wenigen Stunden mühelos hergestellt. — Eine große An-

hänglichkeit hat der Masarwa für seine Hunde, die er gut pflegt, während sie bei den Betschuana schlecht behandelt werden.

Von ihren Gebräuchen sind nur wenige bekannt, da noch kein Reisender in der Lage war, längere Zeit in oder bei einem Masarwadorfe zu wohnen und ihrer Sprache mächtig zu werden. Wir wissen bloß, daß sie sich im Stadium der Pubertät mit einem Knochen die Nasenscheidewand durchbohren und ein Holzpflöckchen einschieben, um eine kleine kreisrunde Öffnung zu erzeugen. Das Hölzchen wird, nachdem der Zweck erreicht ist, wieder entfernt. Sie benennen diese That rupa, was jedoch ein aus dem Setschuana entnommenes Wort ist und die Einleitungsceremonie zu der Beschneidung bezeichnet.

Auffallend sind die rötlichen, wie halbgeröstet erscheinenden vorderen Schienbeinflächen der Masarwa, die daher rühren, daß sie dem stets im Freien angezündeten Feuer in hockender Stellung so nahe als möglich rücken. Sie schlafen auch in dieser Stellung mit auf die Kniee gesunkenem und zwischen die Arme gepreßtem Kopfe."

Bei den Bamangwato nehmen die im nordwestlichen Winkel des östlichen Reiches wohnenden Madenassana eine ähnliche Stellung ein, ein schöner Menschenschlag, wenn auch mit abstoßendem Gesichtsausdruck, stark knochig, fast dunkelschwarz. Sie haben ein stärkeres und längeres Wollhaar. Mehr als bei den andern Stämmen wird bei ihnen das Band der Ehe respektiert. Da sie entfernt von Schoschong wohnen, ist ihre Abhängigkeit weniger drückend. (Vergl. Holub II, S. 93 f.)

Wir haben noch nicht von irgend einem Versuche gehört, auch diesen Stämmen das Evangelium zu bringen.

Aus dem Gebiete der Bakwena kommt man nach Norden zu in das der **Bamangwato**,[1]) und zwar zu dem östlichen Teile dieses Stammes, dessen jetziger König Khame (Holub schreibt Khama) über das umfangreichste und bedeutendste aller Betschuanenreiche mit einem Areal von 3—4000 geographischen □Meilen herrscht. Die Hauptstadt Schoschong liegt in der südöstlichen Ecke des Landes 5—6 Meilen von der Südgrenze und etwa doppelt soweit vom Limpopo, der hier die Ostgrenze bildet. Durch die Bamangwatohöhen zieht sich dort das Thal eines unbedeutenden Regenflusses, in den von Norden ein periodisches, aber in der Regenzeit hochgeschwollenes Bächlein namens Schoschon mündet. Der Locativ dieses Wortes, Schoschong,[2]) ist der Name der dort belegenen Stadt.

Holub[1]) besuchte sie das erste Mal (1874) auf seiner zweiten Reise, als noch Sekhome (er schreibt — mo) dort König war. Politische Wirren und Kämpfe zwischen einzelnen Gliedern der königlichen Familie

[1]) Holub I, 454 ff.

[2]) Früher fand man den Namen auch Goyon, Lecoyo und Leschocho geschrieben.

hatten damals die früher viel blühendere Stadt sehr zurückgebracht. Man durfte sonst ihre Bevölkerung auf 30 000 Seelen schätzen;[1]) damals zählte sie nicht viel über 6000. Sekhome, der den Bürgerkrieg entfacht, hatte die Spaltung des Stammes und die Auswanderung der Makalaka hervorgerufen, wodurch auch die Hauptstadt so geschwächt wurde. Unter dem jetzigen Herrscher, der unter allen Betschuanakönigen von Holub entschieden am höchsten geachtet wird, erholt sich das Reich und dürfte, wenn es vor der seitens der benachbarten Matebele (dieser Vandalen Südafrikas) drohenden Gefahr bewahrt bleibt, die wichtigste Stellung unter den unabhängigen Reichen der südafrikanischen Eingebornen einnehmen. Die drei Wege nämlich, die aus dem Süden (aus Griqualand, Oranjefreistaat und Transvaal) nach dem Innern führen, vereinigen sich in Schoschong, von wo aus allein wiederum der Weg zum Ngami, Zambesi und zum Matebelenreiche führt. Der ganze Handelsverkehr mit dem Innern also muß die Stadt passieren.

„Das erwähnte Hauptthal in dem Hochlande der Bamangwato ist 4—6 englische Meilen breit, mit Gras und Büschen bewachsen. Ein Teil ist kultiviert und an der Vereinigung mit der Schoschong-Schlucht erblickt das Auge des Reisenden einige hundert dunkelgraue, kegelförmige Strohdächer, welche die niedrigen cylindrischen, etwa 2 Meter hohen und 3—3½ Meter im Durchmesser haltenden Hütten bedecken. Hie und da ist eines von den rauhen dunkelgrünen Blättern der Kalebaskürbisse überrankt." Etwa 600 Schritte vor der Stadt aber befindet sich das aus drei Gehöften bestehende „Weiße- oder Händler-Viertel," über das sich mehrere europäische Gebäude mit ihren Backsteingiebeln erheben. Das wichtigste jener Handelsetablissements, welche teils mit den Eingebornen verkehren, teils mit den nach Norden ziehenden Jägern, war das der Firma Francis und Clark. Grundbesitz hatten sie zu jener Zeit nicht; der König gewährte ihnen das Gastrecht.

„Nachdem wir die zerstreuten Gehöfte der Weißen passiert um zu dem Labyrinthe der Betschuanahütten zu gelangen, betraten wir die Stadt, in der mir zahllose verlassene Gehöfte auffielen. An einigen wurden Verbesserungen vorgenommen. Hier sahen wir Frauen mit Hilfe der bloßen Hand die in den Boden etwa einen Fuß tief eingerammten armdicken, knorrigen und mit Grasstricken an einander befestigten, eine cylindrische fünf Fuß hohe Wand bildenden Pfähle überschmieren. Das Material hierzu bereiteten einige Kinder im Alter von 6—10 Jahren, welche bis auf eine etwa handbreite aus Glasperlen oder Sternchenschnüren gearbeitete Schürze, jeder Bekleidung entbehrend, in einer mäßigen Vertiefung den roten Lehmboden unter einem monotonen Gesange stampften, was ihnen ebenso Freude bereitet, wie es den Müttern das nötige Baumaterial verschafft. Eine

[1]) Die Hermannsburger sogar auf 40 000.

alte Frau, die mit ihren dünnen Gliedern und der vertrockneten, pergamentartigen Haut mehr einer wandelnden Mumie ähnelte und in ihrem Aussehen der Sorgfalt ihrer Kinder kein gutes Zeugnis giebt, sitzt nahe an der Grube und schüttelt langsam aus den an sie herangestellten Töpfen dem Anwurfsmateriale Wasser zu. Dort klettern wieder einige Frauen auf den eben mit frisch getrockneten und in Bündelchen angelegten grasbedeckten Dächern herum, um sie teilweis zu glätten, die widerspenstig hervorragenden Halme herauszuziehen, andre das Dach mit dünnen Grasschnüren der Länge und Breite nach zu überziehen. An den Pfaden in den Höfchen doch meistens am Zaune haben sich neugierige Frauen postiert, die ihre Säuglinge auf dem Arme und überdies noch einen Haufen kleiner, nackter Kinder um sich geschart lachend den fremden Makoa anstaunen und ihre Meinungen über denselben austauschen. Der Hals ist mit zahllosen großen dunkelblauen Glasperlen, die in Schnüren aneinander gereiht sind, bedeckt, die Brust entblößt, bloß hie und da bedeckt ein Kattunröckchen und ein Wolltuch, meist rot und schwarz kariert den Körper. Der Unterkörper ist meist mit einem bis an die Kniee oder den Knöchel reichenden Karoß verhüllt. — Nach einer Stunde haben wir uns aus dem Labyrinthe heraus gearbeitet und treten in die eigentliche Schlucht ein, die etwa 400 Schritte breit sich nach 1000 Schritten allmählich zu einem Felsenthore einengt. Wenn wir gegen dasselbe hinblicken, so scheint es, als wenn hier die Schlucht ihren Abschluß finden müßte. Dem ist aber nicht so. Es ist nur die westliche, steile Wand der Felsenenge, welche in ihrer Wendung nach Osten sich bis an die von zerrissenen Felsblöcken (der sogenannten Affenburg) gekrönte Ostwand vorschiebt. Wie die Geschichte der Stadt es beweist, ist diese Felsenge für den Besitz derselben von der größten Wichtigkeit.

Auf unserm Wege durch die Schlucht nach den vor diesem Felsenthore je an einem Abhange erbauten steinernen Missionsgebäuden sehen wir den zur rechten durch drei Häusergruppen gebildeten mittlern Stadtteil, während der hintere eine halbe Stunde jenseits der Felsenenge in einem Felsenbecken erbaut ist. An der steilen Berglehne zur linken (ziemlich hoch über dem Flußbette) sieht man Ruinen eines europäischen Häuschens. Es sind die Überreste der Hermannsburger Missionskirche, die nach dem Scheiden jener Mission, welche der Londoner Raum machte, verfiel, bis sie in einem der Kämpfe als ein Bollwerk benutzt und bis auf die lehmigen Mauern zerstört wurde. Das Missionsgebäude an der rechten Felsenwand ist wohnlicher und stellt ein großes Gehöfte dar, in dem sich auch die Schule und die Wohnungen für die verheirateten schwarzen Seminaristen und die Kirche befinden. Zur Zeit meines ersten Besuches in Schoschong, wohnte hier als Prediger einer der edelsten Männer, die ich in Afrika kennen gelernt, Rev. John Mackenzie, der seit 1876 mit dem Seminar nach Kuruman übersiedelte. Seine Stelle wurde nicht ersetzt. In dem andern Gebäude wohnt bis heute noch Rev. J. D. Hepburn."[1])

Von dem ersteren wurde Holub freundlichst aufgenommen und dann zur Kotla geleitet.

Aus und nach dem engen Felsenthore unter der Affenburg strömt ein förmlicher Zug von Frauen. Im mittleren Drittel der Schlucht entspringen nämlich Quellen, welche die Stadt mit Wasser versorgen. Die

[1]) Bei Holub ist fast regelmäßig verdruckt: Hephrun.

Frauen haben „rauh gar gegerbte Felle (Karosse mit den Haaren nach innen) togaartig um den Leib geschlungen; die Rechte hängt heraus oder hält das auf dem Kopfe getragene Thongefäß," das trefflich trotz des steinigen Weges balanciert wird. Die Karosse sind reichlich mit einfachen aus Glasperlen und Riemchen verfertigten Zierraten geschmückt, die Waden mit vielen aus Glasperlen und Messingdraht bestehenden Ringen bedeckt, welche die Unterschenkelbildung vollkommen verunstalten und verhüllen.

Der Missionar wurde von allen Vorübergehenden, alten und jungen, freundlichst mit „Rumela" oder einem Hutlüften gegrüßt. (Forts. folgt.)

Bezüglich der beigefügten Karte bemerke ich, daß die westliche Grenze von Transvaal nach den neuesten Quellen angegeben ist. Nichtsdestoweniger wurde die Grenze des Betschuanengebietes so beibehalten, wie sie nach Holubs Berichten lag. Die punktierten Flußläufe bezeichnen Regenflüsse.

Literatur-Bericht.

Bahl: „Missionsatlas". Ein Missionsatlas von beschränkterem Umfange ist schon vielfach von Missionsfreunden gewünscht worden. Es waren äußere Verhältnisse, die meine Absicht, einen solchen erscheinen zu lassen, schon vor etwa 10 Jahren verhinderten. Jene Hindernisse sind in neuester Zeit gehoben und der Ausführung des lang gehegten Planes wird nun nichts mehr im Wege stehen als mancherlei andre Arbeiten für die Mission, die ich nicht plötzlich abbrechen darf.

Inzwischen aber kommt nun bereits in Dänemark der gleiche Plan zur Ausführung. Der Vorstand der dänischen Missionsgesellschaft beginnt die Herausgabe eines Missionsatlasses in 4 Heften zu je 5 Karten. Der Verfasser ist der durch verschiedene literarische Missionsarbeiten wohlbekannte Pastor Bahl. Nach einer mir vorliegenden Probekarte verspricht das Werk in hohem Maße seinen Zweck zu erfüllen. Die Missionsstationen, sowie alle andern bedeutenderen Orte, sind auf den einfach (ohne Terrainzeichnung) gehaltenen Karten mit seltener Vollständigkeit angegeben und dürften allen vorhandenen Bedürfnissen genügen. Die verschiedenen ethnographischen Gebiete sind in Farbendruck markiert. In der Angabe der arbeitenden Gesellschaften würden wir manches anders wünschen. Es sind nämlich nur die 7 Rubriken: „Anglikanisch, Lutherisch und Uniert, Reformiert, Methodistisch, Baptistisch, Röm. Katholisch und Unbestimmt" unterschieden. Indessen die beigefügten Erklärungen, die in Notizen gedrängtester Form einen Abriß der ganzen Missionsgeschichte umfassen, enthalten zugleich die nötigen statistischen Angaben, um sich über die Stationen der einzelnen Gesellschaften eingehend zu orientieren. Wenn nicht die dänische Sprache den Missionsfreunden bei uns im Wege wäre, so würde ich nicht anstehen, diesen Atlas, der im Laufe eines Jahres vollständig erscheinen soll, auch für Deutschland im weitesten Maße zu empfehlen. Vielleicht wird jenes Hindernis durch eine deutsche Ausgabe beseitigt, die mich der beabsichtigten Arbeit überheben würde. R. Grundemann.

Fortsetzung der Rundschau in der nächsten Nummer.

D. Konrad Mel,

ein Missionsschriftsteller aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.

Von D. G. Kramer.

Es ist bekannt, daß in der evangelischen Kirche Deutschlands erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich mehr oder weniger entschiedene Stimmen für die Pflicht, Mission unter den Heiden zu treiben, erhoben. Am entschiedensten traten zwei Laien, der Freiherr Justinianus Ernst von Welz und der große Philosoph Leibnitz dafür ein. Aber während die Mahnungen des ersteren, wie dringend sie auch waren, ohne Erfolg verhallten, übte der letztere, wenn auch die von ihm ins Auge gefaßten Pläne nicht zur Ausführung kamen, doch einen weitergehenden Einfluß aus. Dieses war bei der bedeutenden Stellung, die er nicht allein zu den hervorragendsten Gelehrten, sondern auch zu den mächtigsten Fürsten seiner Zeit einnahm, und bei dem unermüdlichen Eifer, mit welchem er seine bezüglichen Gedanken in den letzten Jahrzehnten seines Lebens festhielt und in jeder Weise vertrat und verfolgte, sehr natürlich. Sie bildeten einen wesentlichen Teil seiner eifrigen, auf die Förderung der allgemeinen Kulturentwickelung gerichteten Bestrebungen. Das Nähere hierüber ist eingehend dargelegt in der 1869 erschienenen Schrift Plaths: „Die Missionsgedanken des Freiherrn von Leibnitz." Den Mittelpunkt derselben bildet der Plan einer evangelischen Mission in China, die auf dem Wege durch das russische Reich ins Werk zu setzen sei. Der Anstoß dazu war einerseits durch die damals äußerlich glänzenden Erfolge der jesuitischen Missionen in China, sowie durch die Überzeugung des Philosophen gegeben, daß die Predigt des Evangeliums am besten an die dort soweit fortgeschrittene Kultur anzuknüpfen sei, andrerseits durch die freundlichen und sogar vertragsmäßig festgestellten Beziehungen Rußlands sowohl zu Kurbrandenburg (Preußen) als zu China. Diese Gedanken legte er zuerst dar in einer 1697 unter dem Titel „Novissima Sinica" erschienenen Schrift, welche solches Aufsehen machte, daß sie bereits nach zwei Jahren eine zweite Auflage erlebte. Wir verfolgen die Entwickelung dieser seiner Gedanken nicht weiter und heben nur noch hervor, daß in das Statut der unter seinem Einfluß gegründeten Societät der Wissenschaften in Berlin, das von ihm entworfen war, unter den von derselben ins Auge zu fassenden Zwecken auch die Fortpflanzung des wahren Glaubens und der christlichen Tugenden aufgenommen war.

Diese Gedanken Leibnitzens fanden wenige Jahre, nachdem jene Schrift erschienen war, eine nach den verschiedensten Seiten hin eingehende Ausführung in einem Aufsatze, auf dessen Vorhandensein in dem Missionsarchiv des Waisenhauses Plath durch eine Mitteilung des Dr. Germann in seiner Schrift „Ziegenbalg und Plütschau" I, S. 200 ff. aufmerksam gemacht war, und den er um der offenbaren Beziehungen zu Leibnitz willen als Anfang der erwähnten Schrift veröffentlichte. Der Titel des Aufsatzes ist: *Pharus missionis evangelicae* seu consilium de propaganda fide per conversionem ethnicorum, maxime Sinensium, prodromus fusioris operis, ad potentissimum regem Prussiae Fridericum, in quo *veritatis demonstratio, causae moventes, conversionis praeparatoria, tentamen legationis evangelicae, subsidia necessaria, obstacula* ut et *modus conversionis* et *conversorum conservatio* primis fundamentis delineantur et censurae societatis Brandenburgicae scientiarum ut et eruditorum omnium et piorum deliberationi subjiciuntur. Daß der Aufsatz bald nach der Gründung der Societät geschrieben wurde, geht aus dem Inhalt desselben hervor. Der Verfasser ist aber nicht angegeben und Plath stellt keine Vermutung darüber auf. Der Schreiber dieser Zeilen aber hat in seiner Schrift „August Hermann Francke" I. S. 261 ff., durch den Charakter des Aufsatzes überhaupt und manche einzelne Stellen desselben, sowie verschiedene äußere Umstände bewogen, die Ansicht ausgesprochen, daß Francke, dem Leibnitz seine Gedanken über diesen Gegenstand noch besonders mitgeteilt hatte (s. den Brief desselben a. a. O. S. 303), ihn verfaßt habe. Deshalb ist derselbe auch in dem Anhange der genannten Schrift nochmals abgedruckt (S. 285 ff.). Und diese Ansicht hat manche Zustimmung gefunden. Indessen hat sich vor kurzem ergeben, daß sie irrig ist.

Die Aufklärung über diesen Punkt ist durch eine eigentümliche Fügung herbeigeführt worden. Vor etlichen Monaten nämlich wurde dem Dr. Warneck aus Hessen ein Heft der homiletischen Zeitschrift von Ohly „Mancherlei Gaben und ein Geist" von 1879 zugesandt, in welchem S. 1—12 ein Artikel sich befindet mit der Überschrift „D. Konrad Mel, weiland Inspektor zu Hersfeld, ein Prediger von den letzten Dingen." Darin ist ein sehr ausführliches Verzeichnis der von jenem seiner Zeit angesehenen, jetzt aber ziemlich vergessenen Theologen behandelten Predigtthemen gegeben, die sich auf die letzten Dinge beziehen. Vorausgeschickt aber ist ein kurzer Abriß seines Lebens, der auf einem 1864 erschienenen Programm des Gymnasiums zu Hersfeld beruht, welches ein eingehendes Lebensbild des

Mannes von dem damaligen Pfarrer und Hilfslehrer, jetzigem Inspektor zu Hersfeld Vial enthält. In diesem und darnach in jenem Abriß befindet sich der zugleich nach damaliger Sitte mit einer umständlichen Inhaltsangabe verbundene Titel einer auf die Mission bezüglichen Schrift, der bei Dr. Warneck sogleich die Vermutung erweckte, sie sei mit dem Pharus identisch. Dieser Vermutung konnte ich nach geschehener freundlicher Mitteilung jenes Heftes nur beistimmen, und die weiteren in der Sache gethanen Schritte haben dieselbe als vollkommen richtig bestätigt. Denn die Vergleichung der auf der öffentlichen Bibliothek zu Kassel befindlichen und mir freundlichst zur Einsicht zugesandten Handschrift mit dem Pharus ergab, daß dieser nichts als eine Übersetzung des vorliegenden, in deutscher Sprache verfaßten Originals sei. Der Titel desselben, wie er an den oben angeführten Stellen bereits mitgeteilt war, lautet: „Die Schauburg der evangelischen Gesandtschaft, oder ohnmaaßgebliche Vorschläge wegen Fortpflanzung des allerheiligsten Glaubens durch Bekehrung der Heiden, sonderlich in China, worin zu sehen 1) daß eine allgemeine Bekehrung zu hoffen; 2) was für Ursachen uns bewegen, dieselbe zu befördern; 3) wie man Anstalt machen müsse, solche ins Werk zu setzen; 4) wie ein Versuch zu thun durch eine Gesandtschaft; 5) woher die Hilfsmittel und Unkosten zu nehmen; 6) was für Hinderniße möchten vorfallen und wie dieselben zu heben; 7) wie die Bekehrung anzugreifen; 8) wie endlich die Bekehrten zu erhalten seien: Alles kürzlich entworfen, auch von J. M. dem Großmächtigen König in Preußen Friderico genehm gehalten und von der Brandenburger Societät der Wissenschaften approbiert und allen frommen Christen und Eiferern vor Gottes Ehre zu weiterer Überlegung vorgestellt von Conrad Mel, Königlichem Hofprediger in Preußen MDCCI." Dieser Titel ist mit kräftigen, von der durch die nachfolgende Abhandlnng selbst durchweg herrschenden saubern Handschrift verschiedenen, wie es scheint von Mels eigner Hand stammenden Zügen geschrieben. Hieraus, wie aus dem Schluß des Titels scheint hervorzugehen, daß der Aufsatz zur Veröffentlichung durch den Druck bestimmt war, wozu er aber in dieser Gestalt nicht gekommen ist. Da das Heft, worin er sich befindet, nicht nur sehr sauber geschrieben, sondern auch mit Goldschnitt versehen ist, so möchte man vermuten, daß Mel dieses Exemplar seinem Landesherrn, dem Landgrafen Friedrich von Hessen, als Beweis seiner Verehrung, die er, wie wir sehen werden, schon vorher durch eine andere Schrift bethätigt hatte, übersandt habe, und daß es so in die Bibliothek zu Kassel gekommen sei. Die in dem Pharus vorliegende lateinische Über-

setzung schließt sich, trotz einer gewissen, dem Charakter der Sprache entsprechenden Freiheit im einzelnen, in allem wesentlichen dem deutschen Originale genau an. Bemerkenswert ist indessen, daß in der Überschrift desselben, wie die Vergleichung zeigt, die Beziehung zu König Friedrich und der Brandenburger Societät der Wissenschaften weniger bestimmt, sondern nur allgemein bezeichnet ist; außerdem daß die Schrift ein Prodromus fusioris operis genannt wird, was im Original nicht geschieht. Indessen wird dieser Charakter derselben gegen das Ende auch in diesem wenigstens angedeutet.

Es wird nun nötig sein, etwas Näheres über den Mann zu sagen, was wir der Hauptsache nach dem von Vial in dem angeführten Programm gegebenen Lebensbilde entnehmen. Er wurde den 14. August 1666 zu Gudensberg in Niederhessen geboren, wo sein Vater Metropolitan war. Nachdem er seine Gymnasialbildung zu Hersfeld vollendet, bezog er bereits im Alter von 15 Jahren die Universität und zwar, obwohl er entschieden reformiert war, die lutherische, jedoch nicht orthodox gerichtete zu Rinteln. Dies mochte schon damals dazu beitragen, die irenische, der Union beider Kirchen geneigte Richtung, welcher er, wie viele Reformierte überhaupt, später entschieden zugethan war, zu fördern. Von dort ging er zu dem akademischen Gymnasium in Bremen und endlich zu der Universität in Gröningen über, an welcher damals Coccejus den größten Einfluß ausübte. Unter den an beiden Orten empfangenen Eindrücken entwickelte sich in ihm, bei entschiedenem Festhalten seines reformierten Standpunktes, eine freiere, dem von Spener ausgegangenen Pietismus verwandte, vornehmlich die praktische Thätigkeit betonende Richtung, die an sich schon vielfach im Wesen der reformierten Kirche liegt. Deshalb ist er hie und da geradezu als zu den Halleschen Pietisten gehörig bezeichnet, obwohl er, wie Vial mit Recht hervorhebt, nie mit denselben in direkter Verbindung gestanden hat. Daneben pflegte er eifrig gelehrte Studien mannigfacher Art; insbesondere hatte er eine entschiedene Vorliebe für das Alttestamentliche und die orientalischen Sprachen. Im Begriff, eine Reise nach England anzutreten, wurde er von der Landgräfin Amalie von Hessen, einer kurländischen Prinzessin, zum Geistlichen der reformierten Diaspora-Gemeinde zu Mitau berufen, wohin er 1690 ging. Er wirkte hier in großem Segen bis 1692, indem er auf alle Weise, durch die Predigt und Hausbesuche auf lebendigen Glauben und Bethätigung desselben drang. Der Ruf dieser seiner Wirksamkeit führte in dem genannten Jahre seine Wahl zum Geistlichen der deutsch-reformierten Gemeinde in Memel herbei.

Hier war er in gleicher Weise thätig und fügte den bisher angewandten Mitteln, das Glaubensleben zu wecken, die Katechisation, die ganz in Verfall gekommen war, hinzu, auf die er solchen Wert legte, daß er meinte, wenn sie recht angestellt würde, würde durch eine Katechisation mehr Erbauung gewirkt, als durch zehn Predigten. Aber auch dort blieb er nicht lange. Im Jahre 1697 bereits wurde er auf den einstimmigen Beschluß der Hofgemeinde zu Königsberg von dem Kurfürsten, spätern König Friedrich I. zum reformierten Hofprediger ernannt. In dieser Stellung blieb er bis 1704. Diese Zeit war in mannigfacher Weise wichtig durch die weitere Entwickelung sowohl seiner geistlichen als auch der schon früher begonnenen schriftstellerischen Thätigkeit. In ersterer Beziehung trat zu dem, was er bereits früher unternommen, noch die Einrichtung von Versammlungen am Sonntagabend in seinem Hause, welche den pietistischen Collegia pietatis ähnlich waren, aber neben dem erbaulichen Charakter auch einen gelehrten trugen. Überhaupt setzte er seine gelehrten Studien in der ihm bei der geringen Ausdehnung seiner Gemeinde reichlich gebliebenen freien Zeit eifrig fort. Infolge derselben verfaßte er, außer mehreren asketischen Schriften, auch verschiedene gelehrte mannigfaltigen Inhalts (s. Vial a. a. O. S. 23), welche er wie „die Schauburg" der Societät der Wissenschaften vorlegte, deren Mitglied er 1701 wurde. Im darauf folgenden Jahre wurde er außerdem zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, doch ist es zweifelhaft, ob er als solcher wenigstens öffentlich wirklich thätig gewesen ist. Man strebte damals von Berlin aus unter Speners Einfluß auf die Umgestaltung des an der dortigen Universität herrschenden überaus zelotischen Geistes hinzuwirken, womit jene Ernennung zusammenhängen mochte. Ganz entschieden trat dieses Streben hervor bei der in demselben Jahre erfolgten Ernennung des D. Heinrich Lysius, der unmittelbar vorher Inspektor des K. Pädagogiums in Halle gewesen war, zum außerordentlichen Professor der Theologie und Direktor der von dem Holzkämmerer Gehr, dem innigen Freunde Speners und Franckes, ins Leben gerufenen Schule, aus welcher das heute noch blühende Collegium Fridericianum hervorgegangen ist. Es ist kaum denkbar, daß Mel, obwohl darüber nichts Näheres bekannt ist, nicht mit den seit 1694 an diesen von dem Kurfürsten und seiner Regierung begünstigten Bestrebungen Gehrs Beteiligten, welche fast sämtlich von Halle ausgingen[1]), in Beziehung getreten wäre. Die auf beiden Seiten trotz vorhandener Ver-

[1]) S. die lehrreiche und interessante Schrift von D. J. Horkel: „Der Holzkämmerer Gehr und die Anfänge des K. Friedrichs-Kollegiums in Königsberg."

ſchiedenheiten der Anſichten verwandte Grundrichtung und vorwaltende iren-iſche Geſinnung mußte ſie zuſammenführen. Und darauf ſcheint auch manche Äußerung in der ſpäter näher zu beſprechenden „Schauburg“ zu leiten. Er blieb indeſſen nicht lange in Königsberg. Im Jahre 1704 wurde er von ſeinem Landesfürſten, dem Landgrafen Friedrich von Heſſen, zum Inſpektor der Kirchen des Fürſtentums Hersfeld und Rektor des Gymnaſiums daſelbſt berufen. In dieſer Stellung blieb er bis zu ſeinem 1733 erfolgten Tode. In dieſer Zeit veröffentlichte er eine Anzahl Schriften, die wir jedoch mit Ausnahme einer weiter unten zu erwähnenden, auf die Miſſion bezüglichen, nicht näher aufführen.

Von den während ſeines Aufenthalts in Königsberg durch ihn herausgegebenen Schriften intereſſieren uns für unſern Zweck nur zwei. Die erſte iſt eine bei Gelegenheit der Vermählung des Landgrafen Friedrich mit der Brandenburgiſchen Prinzeſſin Luiſe Dorothee Sophie 1700 herausgegebene Gratulationsſchrift. Sie führt den ſonderbaren Titel: Legatio orientalis Sinensium, Samaritanorum, Chaldaeorum et Hebraeorum cum interpretationibus et ephinonemate germanico, quae ad thronum neonymphorum Friderici Hassiae Landgravii et Ludovicae Dorotheae Sophiae serenissimi et potentissimi principis Friderici III. Electoris Brandenburgici etc. filiae unicae defert obsequium et gaudia offert carminibus gratulatoriis proposita a C. Mel. Aus dieſem Titel, aus welchem ſich ſchwer eine Vorſtellung von dem Inhalt der Schrift ſchöpfen läßt, iſt nicht zu erſehen, welche Beziehung ſie zur Miſſion haben könne. Und doch ſteht ſie in einem gewiſſen Zuſammenhange mit der „Schauburg“ und dem derſelben zu Grunde liegenden Gedanken. Sie enthält nämlich eine Reihe von Beglückwünſchungsanreden, die gleichſam von den Geſandten der auf dem Titel angegebenen Völker in ihren Sprachen an die Neuvermählten gerichtet werden, und die in den entſprechenden Schriftzügen abgedruckt ſind. Eine lateiniſche Überſetzung und eine mit großem Aufwand von Gelehrſamkeit ausgeführte Erklärung, und endlich ein deutſches Lobgedicht iſt jedem einzelnen und zuletzt noch ein ſehr ausführliches am Schluß beigefügt. An der Spitze ſteht der Glückwunſch der Chineſen und zwar in dreifacher Form: 1) Titulus carminis sinici characteribus antiquissimis; 2) Resolutio figurarum praecedentis inscriptionis per characteres in lingua mandarinica hodie usitata; 3) Carmen gratulatorium sinicum. Das Weitere verfolgen wir natürlich nicht und begnügen uns, darauf hinzuweiſen, daß, wie geſchmacklos der ganze der Schrift zu Grunde liegende Gedanke iſt, dieſelbe, außer den

sonstigen Kenntnissen Mels in den orientalischen Sprachen, namentlich seine eingehende Beschäftigung mit dem Chinesischen beweist, die ihn mit der bezüglichen Litteratur vertraut gemacht haben mußte. Bei dem dadurch geweckten Interesse für dieses Land mußten ihn die von Leibnitz in den Novissima Sinica angeregten Pläne begreiflicherweise sehr ansprechen, so daß er ihnen in der „Schauburg" einen regelrecht durchgeführten Ausdruck gab. Ja es erscheint nicht unmöglich, daß dieses in der Legatio dargelegte Interesse für das Chinesische eine nähere Beziehung zu Leibnitz herbeigeführt und zu der Aufnahme Mels in die Societät der Wissenschaften, die damals wohl vornehmlich von jenem, als ihrem permanenten Präsidenten abhing, mitgewirkt hat.

Um übrigens seine in der „Schauburg" entwickelten und der Societät vorgelegten Missionspläne der Ausführung näher zu führen, that er noch weitere Schritte. Nachdem er nämlich Königsberg verlassen hatte und nach Hersfeld übergesiedelt war, richtete er 1711 eine Schrift an den Erzbischof von Oxford, als Präsidenten der Societas de propaganda fide (Society for the Propagation of the Gospel) eine Schrift, in welcher er die in jener gemachten Vorschläge, die bis dahin nicht öffentlich bekannt geworden waren, darlegt, offenbar in der Hoffnung, daß die Gesellschaft sich dieselbe aneignen werde, was allerdings schon aus dem einfachen Grunde nicht erwartet werden konnte, weil dieselbe in ihrem Statut damals auf die Wirksamkeit in Amerika beschränkt war. Die Schrift hat den Titel: *Missionarius evangelicus* seu consilia de conversione ethnicorum, maxime Sinensium, cum appendice epistolae Beroensis ac Aleppensis de statu Christianorum in oriente, authore Conrado Mel etc. Lipsiae 1711. Vial bemerkt (a. a. O. S. 28), daß er in Anerkennung seiner Bemühungen um die Belebung des Missionswesens 1706 zum Mitglied der Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Weltteilen feierlich aufgenommen sei, und zum Dank für diese Ehre dem Erzbischof jene Schrift gewidmet habe. Beides aber unterliegt, wie bestimmt es auch ausgesprochen ist, den größten Bedenken. Denn in der langen an den Bischof und sämtliche Mitglieder der Gesellschaft gerichteten und in schwungvollster Weise verfaßten Widmung ist weder jener Ehre im mindesten gedacht, noch ein Dank dafür ausgesprochen, was beides gewiß nicht gefehlt haben würde, wenn jene Thatsache stattgefunden hätte. Außerdem findet sich in der Unterschrift derselben, in welcher Mel neben seinem Namen alle seine Titel, auch die Mitgliedschaft der K. Societät der Wissenschaften aufführt, keine Andeutung, daß er jener Gesellschaft zugehört habe. Wäre

dies wirklich der Fall gewesen, so würde es weder der damaligen Sitte noch dem Charakter Mels entsprochen haben, diese Zugehörigkeit zu ignorieren. Ganz entschieden falsch ist es aber, wenn die beiden in der Schrift mitgeteilten Briefe eines Dr. Picker (so ist der Name wiederholentlich geschrieben, nur in der Überschrift des ersten Briefs lautet er Biker) über den Zustand der Christen im Orient von Bial a. a. O. einem „englischen Missionar" zugeschrieben, dieselben die „ersten Missionsblätter" genannt, und, wie es scheint, mit jener angeblichen Ernennung zur Mitgliedschaft der erwähnten Gesellschaft in Verbindung gebracht werden. Sie haben durchaus nichts mit der Mission zu thun und schildern nur den überaus traurigen, gänzlich verknöcherten Zustand der christlichen Kirche im Orient. Aus dem Inhalt der Briefe, in welchen der Schreiber derselben sich als einen Unterthan des Königs von Preußen bezeichnet, geht hervor, daß er ein gelehrter, wie es scheint, mit Mel befreundeter Mann war, welchem derselbe durch einen in Königsberg wohnenden Vetter ein Exemplar der Legatio zugesandt hatte mit der Bitte um Nachrichten über die Zustände in jenen Ländern. Diese werden denn auch gegeben und nicht bloß über die christliche Kirche daselbst, sondern auch, wenigstens in dem ersten Briefe, über die dort befindlichen Altertümer. Nach allem diesem scheint es, daß Bial die in Rede stehende Schrift Mels nicht gekannt hat, wofür auch spricht, daß die beiden Briefe falsch, nämlich aus den Jahren 1703 und 1704 datiert sind, während sie den vorhergehenden Jahren angehören. Auch daß die Schrift in Hersfeld, wie er angiebt, herausgekommen sei, ist nicht genau; sie ist dort, wie auf dem Titel angegeben ist, nur gedruckt.

Was nun den Inhalt der beiden Schriften, der „Schauburg" (Pharus) und des „*Missionarius evangelicus*", und ihr Verhältnis zu einander betrifft, so stimmen sie in der Hauptsache, nämlich den Vorschlägen zur Ausführung der für die Bekehrung Chinas einzuschlagenden Wege, welche den größern und wichtigern Teil beider Schriften ausmachen, vollständig überein. In dem „Missionarius", welcher in zwei Sectiones geteilt ist, bilden sie die zweite Sectio, in der „Schauburg" umfassen sie den größten Teil des unter Nr. 3 der obigen Inhaltsangabe Enthaltenen, und dann, mit Übergehung des unter Nr. 4 Entwickelten, alles von Nr. 5 bis ans Ende Dargelegte. Was diesen Vorschlägen vorangeht und in beiden Schriften gleichsam die Einleitung des Ganzen bildet, ist verschieden. Es hat den Zweck, die Berechtigung und Zeitgemäßheit der Mission nachzuweisen. In dieser Beziehung ist das in den beiden ersten Abschnitten der „Schauburg" Behandelte von allgemeinerm und bleibendem Interesse. Der

erste enthält zur Begründung der Berechtigung der Ansicht, daß eine allgemeine Bekehrung der Heiden zu hoffen sei, eine sehr vollständige Sammlung der Stellen des A. u. N. Testaments, die dafür sprechen, unter Hinweisung darauf, daß die letzten Zeiten, die darin angedeutet würden, bereits angebrochen seien. Der zweite führt, wie die Überschrift zeigt, die Ursachen auf, die uns bewegen müssen, dieselbe zu fördern. Es wird dabei hingewiesen vor allem auf den für alle Zeiten geltenden Befehl des Herrn, auf die Liebe des Nächsten, das Beispiel der Apostel und die Unternehmungen der Engländer in Amerika, der Holländer in Indien. Dann aber werden die Verhältnisse in Preußen, zumal die in dem Statut der jüngst gegründeten Societät der Wissenschaften betonte Förderung der Mission, unter Anführung der bezüglichen, allerdings nicht genau angegebenen, ja sogar durch die Beziehung auf China in der Richtung darauf veränderten Stelle desselben, und die Freundschaft Rußlands mit Preußen einerseits und China andererseits hervorgehoben. Damit tritt der Verfasser ganz in den Leibnitzischen Gedanken ein, daß der von den Missionarien einzuschlagende Weg durch Rußland zu nehmen, und die Mission von dort aus zu beginnen sei. Mit diesen politischen Beziehungen hängt der 4. Abschnitt „Wie ein Versuch zu thun durch eine Gesandtschaft" zusammen. Darin wird eine auf diesem Wege versuchsweise zu unternehmende Gesandtschaft beschrieben, die aus einem im Namen „seines Fürsten" (es kann kein anderer als der König von Preußen gemeint sein) auftretenden eigentlichen Gesandten, dann aus Geistlichen, Ärzten, Künstlern verschiedener Art, deren erforderliche Eigenschaften genau angegeben werden, und Kaufleuten, endlich einer militärischen Bedeckung bestehen soll.

Von allem diesem findet sich in dem „Missionarius" nichts mit Ausnahme einer kurzen Erwähnung der freundlichen Beziehungen zwischen Preußen und Rußland, die zur Begründung der Berechtigung des gewählten und festgehaltenen Weges nötig war. Der Grund dieser Änderung liegt in der veränderten Adresse der Schrift. Da sie an eine zur Verbreitung des Glaubens gegründete Gesellschaft gerichtet ist, so erschien es überflüssig, auf die Stellen der h. Schrift, welche dazu auffordern, hinzuweisen. Die speciellen, auf Preußen und Rußland bezüglichen, zum Teil eingehenden Ausführungen, die wir soeben hervorgehoben, würden sogar ganz ungeeignet gewesen sein. Mel schlägt daher einen andern Weg ein, „die Hoffnung einer allgemeinen Bekehrung der Heiden in diesen letzten Zeiten" zu begründen. Er geht nach einer kurzen Hinweisung auf die in der h. Schrift enthaltenen Weissagungen von der Berufung der Heiden, insbesondere der

Chineſen (Jeſ. 49, 12) die Entwickelung der in der Apokalypſe (16) angegebenen ſieben Zeiten durch, in deren letzte man eingetreten ſei. Audio (nisi me fallunt omnia), ſagt er, septimum angelum buccinantem et video undique negotia praeparatoria peragentem, ut omnia regna fiant Dei ac Christi. Perpende mecum, L. B., quid rerum agatur in Hispania, Gallia, Britannia, Germania, Italia, Polonia ac reliquis in regnis borealibus, quid in Asia, in Africa, in America contingat, et me vera dixisse facile senties etc. In der That war es ja eine Zeit ungeheurer Kriegsunruhen in ganz Europa, als dies geſchrieben wurde, und es iſt begreiflich, daß ein in ſeinen Gedanken ſo ſehr auf die letzten Dinge gerichteter Mann, wie Mel, darin das Nahen des Endes, dem die Bekehrung der Heiden und des Volkes Israel vorangehen müſſe, ſah. Zur Begründung ſeiner Anſicht zählt er dann weiter alles auf, was gleichſam als Vorſpiel dieſes entſcheidenden Ereigniſſes in den verſchiedenen Ländern bereits geſchehen ſei, ſowie was durch äußere Verhältniſſe ſowohl als durch innere Antriebe zu der heiligen Pflicht, dasſelbe nach Kräften herbeizuführen, auffordere. Bei der Beſprechung der erſtern werden nach dem, was in andern Ländern in dieſer Hinſicht vorliege, namentlich auch jene freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Preußen und Rußland hervorgehoben, wodurch der kürzeſte Weg nach China gebahnt ſei. Unter den inneren Antrieben wird, wie in der „Schauburg", die Pflicht eines jeden Chriſten, die Ehre Gottes zu fördern und die Liebe des Nächſten, außerdem aber das Wohl des Staates, ſowohl der Heiden als des eignen, endlich die indirekte Förderung der Union der getrennten Kirchen angeführt, welche Mel herbeiſehnt, wie auch in der „Schauburg" angedeutet iſt. Das iſt der weſentliche Inhalt der erſten Sektion.

Die zweite Sektion handelt in einer Reihe von Kapiteln, die wiederum in Paragraphen geteilt ſind, de modis propagandae fidei. Sie entſpricht von § 4 des erſten Kapitels an, wie bereits bemerkt wurde, zuerſt allerdings mit einigen Änderungen und Kürzungen dem dritten und weiterhin in allem weſentlichen ganz genau Wort für Wort der „Schauburg" vom fünften Abſchnitt an bis zum Schluß und zwar in der lateiniſchen Form, wie ſie im Pharus vorliegt. Hieraus ergiebt ſich, daß die Überſetzung derſelben ins Lateiniſche von Mel ſelbſt gemacht iſt. Und dies iſt auch von dem erſten Teil des Pharus, der ſich in dem „Missionarius" nicht befindet, entſchieden anzunehmen. Dafür ſpricht die durch das Ganze hindurchgehende Gleichheit des Stils, der durch eine gewiſſe gelehrte Geſuchtheit charakteriſiert iſt, an der ich bereits bei meiner Vermutung,

Francke sei der Verfasser, Anstoß nahm, ohne entscheidendes Gewicht darauf zu legen. Francke schrieb einfacher, natürlicher und fließender. Wenn ich übrigens an der im Anhange des zweiten Bandes meines Francke S. 570 befindlichen, den Pharus betreffenden Berichtigung gesagt habe, daß es unbekannt sei, von wem die Übersetzung der „Schauburg" stamme, so hatte dies seinen Grund darin, daß ich, als jene Stelle geschrieben und gedruckt wurde, des sehr seltenen „Missionarius", auf welchem das obige Urteil beruht, noch nicht hatte habhaft werden können.

In der näheren Darlegung der in diesem Teile entwickelten Hauptgedanken, die wir in aller Kürze geben zu müssen glauben, schließen wir uns der Ordnung der oben angegebenen Abschnitte der „Schauburg" an, die auch in dem (an den angegebenen Orten abgedruckten und dadurch allgemein zugänglichen) Pharus vorliegen.

Zuerst handelt es sich im dritten Abschnitt um die Maßregeln, welche zu ergreifen seien, die Mission möglich zu machen. Dazu wird eine Akademie als Missionsseminar verlangt, das unter der Leitung des Königs und der Brandenburgischen Societät[1]) stehen und aus hervorragenden Lehrern und in jeder Beziehung ausgezeichneten Studierenden der verschiedenen Fakultäten gebildet werden soll. Die vorbereitenden Studien sollen verschieden sein nach der Neigung der einzelnen. Vor allem aber sind die Sprachen ins Auge zu fassen. Die drei alten Sprachen werden bereits im Besitz eines jeden vorausgesetzt, aber die Sprachen der betreffenden Länder, die russische, chinesische, arabische ꝛc., sind zu treiben und von Männern, die sie vollkommen besitzen, zu lehren. Die Theologie ist gründlich zu behandeln. Auch die Philosophie, zumal Physik und Ethik ist nicht zu vernachlässigen, am meisten aber die Mathematik zu empfehlen, der die Jesuiten so große Erfolge in China verdanken. Auch Rechtskundige und Ärzte sind nicht auszuschließen. Um diese Studien mit rechtem Erfolge für die Mission treiben zu können, ist eine reiche Bibliothek nötig, in welcher die vorzüglichsten, mit derselben in irgend welcher Beziehung stehenden Werke sich befinden müssen, von denen eine lange Reihe von den Kirchenvätern an bis auf die Zeit des Verfassers aufgezählt wird.

Danach folgt im fünften Abschnitt die Frage, wie die Mittel zur Ausführung zu gewinnen seien. Auch hier wird, außer Gottes Hilfe, auf den König und andere Fürsten, sowie die Brandenburgische Societät ge-

[1]) Im „Missionarius" ist dies selbstverständlich geändert. Es sind dafür die Fürsten und gelehrten Gesellschaften ohne nähere Bezeichnung gesetzt. Ähnliche Änderungen finden sich auch weiterhin.

wiesen, von denen reiche Unterstützungen zu erwarten seien. Außerdem sei Gleiches von dem Adel und reichen Kaufleuten zu hoffen, Kollekten seien anzustellen, unnütze Ausgaben im öffentlichen und privaten Leben seien einzuschränken, und das dadurch sowie durch fiskalische Strafen für allerhand Verbrechen gewonnene Geld für diesen heiligen Zweck zu verwenden. Das alles ist mit lebhafter Beredsamkeit ausgeführt.

Es folgt dann die Erörterung der zu befolgenden Methode. Hier habe man das von den Katholiken in Asien gegebene Beispiel zu befolgen. Wie sie von Goa aus allmählich vorgeschritten seien, so sei mit der Erlaubnis des Zaren an der Grenze Rußlands nach China eine Handelsstation und eine Schule einzurichten, zu welcher durch gründlichen Unterricht die Söhne der Vornehmen und Angesehenen würden angezogen werden. Von da aus sei die Wirksamkeit zu erweitern durch fromme Gespräche. Man habe sich zuerst an die Gesitteteren zu wenden und an das in ihnen vorhandene natürliche Licht anzuknüpfen. Im besondern schade es nichts, die ethischen Lehren des Konfucius, soweit sie den Gesetzen der Natur und der Schrift entsprächen, anzunehmen. Schwieriger Fragen habe man sich zu enthalten, aber bei jeder Gelegenheit in die Gespräche etwas von Gott und göttlichen Dingen einzumischen. Predigten seien in Häusern und auf öffentlichen Plätzen zu halten, vor allem aber Katechisationen, durch welche am meisten genützt werde. Auch geistliche Lieder, die zu übersetzen seien, würden nicht ohne Wirkung bleiben. Ferner werden Werke der Barmherzigkeit dringend empfohlen. Endlich sei zur Anwendung der Sakramente mit Weisheit zu schreiten. Aus diesem ganzen Abschnitt leuchten vielfach Leibnitzische Gedanken hervor.

Weiter folgt die Aufzählung der Hindernisse oder Einwendungen, welche gegen die Mission erhoben zu werden pflegen oder zu erwarten seien, und die eine eingehende Widerlegung erfahren. An der Spitze steht die Einwendung der Theologen, die entweder angeblich auf Grund der Schrift ein solches Unternehmen ganz ablehnten (und das waren damals bei der Herrschaft der Orthodoxie in Deutschland fast alle) oder wenigstens mit Rücksicht auf die äußern Verhältnisse die Ausführbarkeit desselben bezweifelten. Hierbei kommt auch die Schwierigkeit, die Geldmittel zu beschaffen, noch einmal zur Sprache, bei deren Erörterung eine Stelle vorkommt, die neben anderem ganz besonders für die Vermutung, Francke sei der Verfasser der Schrift, zu sprechen schien, und in der That fast ausschließlich auf die in den Anstalten desselben herrschenden Verhältnisse paßt, von denen Mel jedoch unter den oben hervorgehobenen Umständen in

Königsberg leicht Kunde haben konnte. Ferner wird das Bedenken, Personen zu finden, die bereit seien, das Vaterland und ihre Familien zu verlassen, und die kaum zu erfüllende Forderung, so viele und so schwierige Sprachen zu lernen, besprochen und die bezüglichen Einwendungen mit lebhaftem Eifer bekämpft.

Daran schließt sich die Betrachtung der entschiedenen Feinde des Unternehmens, die sich unter den Staatsmännern der evangelischen Fürsten heimlich, vonseiten der Päpstlichen, besonders der Jesuiten, und der Heiden selbst, zumal ihrer Fürsten und Priester, gegen dasselbe regen würden, denen eingehend ausgeführte Gründe entgegengestellt werden.

Zum Schluß werden die Mittel, die Bekehrten zu erhalten, besprochen, unter denen zunächst der fortgesetzte Eifer der Fürsten in der Erhaltung und Weiterführung der Mission betont wird, dann der Eifer und die Eintracht der dabei verwandten Geistlichen, die Heranziehung der Eingebornen zum geistlichen Amt, das heilige Leben der gewonnenen Gläubigen und endlich das brünstige Gebet der gesamten Kirche.

Das sind die Hauptgedanken, welche in den beiden Schriften entwickelt sind. Eine praktische Folge haben sie nicht gehabt, wovon die Gründe auf der Hand liegen. Sie waren eben wegen ihrer Großartigkeit und ihrer phantastischen und doktrinären Natur unausführbar. Auch von einem sonstigen Einfluß derselben auf Weckung des Missionsinteresses ist nichts bekannt. Doch mag derselbe infolge der handschriftlichen Verbreitung des Pharus, der ja Francke zuging, und den Druck des „Missionarius evangelicus“ nicht ganz gefehlt haben. Jedenfalls sind die beiden Schriften merkwürdige Zeugnisse für die in der evangelischen Kirche Deutschlands immer kräftiger erwachte Regung der Pflicht, daß die Mission unter den Heiden in die Hand zu nehmen sei. Wenn die Vorschläge zur Ausführung derselben sich vornehmlich an die weltliche Macht lehnten, so lag das in der Natur der damaligen Verhältnisse, wie denn auch der bekanntlich gerade um jene Zeit gemachte erste, zu einer weitern Entwickelung führende Versuch einer Mission unter den Heiden von einem Fürsten ausging. Aber gerade dieser Versuch zeigte durch seine Entwickelung, daß die Wurzeln und die Kräfte der Mission wo anders zu suchen sind als in der weltlichen oder auch nur äußern Macht.

Die Völkerstämme im centralen Südafrika

(nach Dr. Holub und den bezüglichen Missionsberichten).

Mit einer ethnographischen Karte.

Von Dr. R. Grundemann.

(Fortsetzung.)

Rev. John Mackenzie, ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes,[1]) bekleidete als Missionar in Schoschong angesichts der steten Kämpfe in der königlichen Familie eine der schwierigsten Stellen in Südafrika, doch wie geschaffen für den Posten wirkte er mit der größten Umsicht als Vermittler zwischen den einzelnen Parteien, mit seltener Klugheit und tiefem Gefühl für das Edle und Gute begabt, wußte er jeden Konflikt zwischen den einzelnen Stämmen in Güte zu schlichten und den Sinn für Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu wecken. Wenn heute Khame, der Sohn Sekhomes als der beste Herrscher unter den Eingebornen Südafrikas anerkannt wird, so ist dies das Werk Rev. Mackenzies.[2])

Bald war die Kotla erreicht: ein kreisrunder Raum mit Pfählen eingefriedigt, der im Norden seinen Eingang hat. Im Süden schließt sich ein ähnlicher kleinerer an, des Königs Rindviehkraal, wo die Milchkühe und die Schlachttiere übernachten, während die Pferde in der Kotla bleiben. In Kriegszeiten brennt dort nachts immer ein helles Feuer.

Der König, dem die Gäste in der Kotla auf kleinen Stühlen gegenüber saßen, mehr als von Mittelgröße und etwas beleibt, unterschied sich durch nichts von den andern dort anwesenden Eingebornen. Ein kleiner Lederlappen war um seine Lenden geschlungen, ein Ledermäntelchen hing um seine Schultern.[3]) In der Audienz wurden nur einige Phrasen gewechselt, der Besuch aber am nächsten Tage wiederholt. Abgesehen von der bettelhaften Zudringlichkeit konnte sich Holub über Sekhomes Benehmen nicht beklagen. Täglich kam er zu dem am Südostende der Stadt lagernden Wagen mit seinen Linjakas (Regenmachern). Der König

---

[1]) „Seine freundliche Aufnahme, sein freundliches anspruchloses Betragen — — — seine wahrhaft brüderliche Sorgfalt, die er mir angedeihen ließ als ich mittellos und krank von der dritten Reise zurückkehrte, haben mich oft alle Mühe und Drangsale meiner Laufbahn vergessen lassen, mich mit innerstem Danke gegen diese wahren Apostel des Friedens erfüllt und mich seinen anhänglichsten und wärmsten Freund werden lassen."

[2]) Wir dürfen wohl hinzufügen: Auch der schlichte Hermannsburger Missionar Schulenburg hatte schon einen guten Grund gelegt.

[3]) Holub giebt eine ausführliche Beschreibung dieses Kleidungsstückes I, S. 436.

schüttelte Holub stets die Hand, während sein holländisch redendes Faktotum diese oder jene Bettelei vorbrachte. „Er stand in der Regel mit eingestemmten Armen vor mir, während der Rat im Umkreise um ihn herhockte und seine Gebärden nachahmte." Lachte er, so lachten alle, gähnte er, so gähnten alle. Einmal verbrannte er sich die Lippen an dem heißen Thee, und alle beeilten sich die Grimassen Sr. Majestät nachzumachen. Beim Fortgehen folgte ihm der ganze Rat im Gänsemarsch. — Sekhomes direkte Einnahmen (in Rindern, Elfenbein, Straußenfedern, Häuten und Karossen) beliefen sich auf 60000 Mark. Die freien Bamangwato behalten für sich nur den Ertrag ihrer Herden, und die minderwertigen Straußenfedern, Häute u. s. w., welche sie oder ihre Vasallen auf der Jagd erlegen. — Der König hatte sieben Frauen.

Als eines Tags das Gerücht sich verbreitete, die Matebele seien im Anzuge, lieh sich Sekhome von Holub ein Gewehr, das dieser später nur mit Mühe zurück erlangen konnte. Er zeigte ihm bei dieser Gelegenheit sein aus einer Löwenklaue verfertigtes Amulet, das ihn kugelfest machen sollte. Mit den geringen Habseligkeiten und die Herden vor sich hertreibend floh die ganze Bevölkerung auf die Höhen. Glücklicherweise war es nur blinder Lärm.

Über die Geschichte der Bamangwato finden wir bei Holup, dank den Mitteilungen Rev. Mackenzies, ziemlich ausführliche Angaben. Nach allen Traditionen (vergl. Holub I, 414 u. 463 ff.) bildeten die Betschuana früher nur ein wenn auch in mehrere Unterabteilungen geteiltes Volk; die Herrschaft war bei dem Stamme der Baharutse, dessen königliche Familie noch lange Zeit nach der Sonderung der Stämme mit der erblichen Würde des Oberpriesteramts bekleidet war. Auch jetzt noch steht dieselbe, trotzdem ihr Stamm sehr heruntergekommen ist, bei allen Betschuana in hohem Ansehen. Im Laufe der Zeit hatte sich im Norden des Gebietes ein Teil des Volkes abgesondert, der sich weiter in die Stämme der Bangwaketse und Bakwena trennte. Von den ersteren lösten sich weiter die Bamangwato, als die Schwächeren los und besetzten das Land bis an den Zambesi und Tschobe. Unter Matipi, Sekhomes Urgroßvater, endlich fand die jüngste Scheidung statt, aus der die beiden oben erwähnten Bamangwatoreiche hervorgingen: das östliche und das westliche. Letzteres wurde durch den Abzug Towanes gegründet, mit dem sein greiser Vater Matipi zog. Dieser aber kehrte infolge schlechter Behandlung zu seinem ältern Sohne Khame (=ma) zurück, der in den Bamangwato-Bergen geblieben war. Auch hier durch schnöde Behandlung zur Ver-

zweiflung gebracht, nahm sich der alte Mann das Leben. Sein Grab wird noch jetzt vom Volke hoch geehrt. Besonders rühmt die Tradition unter den folgenden Herrschern den Khari als kriegerisch mutig, doch mild gegen die Unterworfenen. Einige Nachbarstämme, wie Maschona und Makalaka, unterwarfen sich ihm freiwillig. Andere des ersteren Volkes widerstanden und besiegten schließlich das Bamangwato-Heer, wobei Khari fiel und sein Land in voller Anarchie zurückließ. Es war dies die Zeit (in den dreißiger Jahren), als Sebituane mit seinen Makololo auf dem Zuge nach Norden durch jene Gegend kam. Dieser führte, noch ehe es unter den Bamangwatohäuptlingen zum Bürgerkriege kam, Kharis Söhne mit sich. Aber es gelang ihnen zu entkommen. Sekhome, der älteste, obgleich nicht gesetzlicher Thronfolger[1]), sammelte einen Haufen Krieger und besiegte die Nachhut der Makololo, die vollständig aufgerieben wurde. Nach diesem Siege wurde er von den meisten Häuptlingen als König anerkannt, die nun den legitimen Thronfolger töteten, während Matscheng, ein andrer Bruder, entfloh.

In der Folge mehrte sich das Ansehen der Bamangwato bedeutend durch wiederholte Siege über die Matebele, welche 1864 sogar bis dicht an die Hauptstadt Schoschong vorgedrungen waren. Angehörige verschiedener Stämme (Makalaka, Batalowta, Mapaleng, Maowlatlala und Baharutse) baten um Erlaubnis, sich im Bamangwato-Gebiet niederlassen zu dürfen.

Matscheng war inzwischen in die Gefangenschaft der Matebele geraten und dort als gemeiner Soldat aufgezogen. Durch Moffat befreit, kehrte er in seine Heimat zurück, wo Setschele bereits für ihn hatte agitieren lassen. Als auch Tschukuru, der oberste Staatsrat, sich offen für ihn erklärte, war es mit Sekhomes Herrschaft vorbei. Matscheng wurde König[2]); jener aber floh zu dem intriguanten Setschele, der ihn bereitwillig aufnahm (1859). Aber Matscheng, welcher den Matebelen-Despotismus einführen wollte, hielt sich nicht lange. Tschukuru war der erste, der sich gegen ihn erklärte, mit Setscheles Hilfe ihn verjagte und Sekhome wieder zurückführte. [Um jene Zeit war der Hermannsburger Missionar Schulenburg nach Schoschong gekommen (1858) und hatte sich trotz der politischen Wirren zu halten gewußt. Besonders in Sekhomes Söhnen Khame und Khamane hatte er gelehrige Schüler gefunden, an denen auch die inneren Früchte des Evangeliums nicht ausblieben.] Das Christen-

[1]) Er stammte von einem Weibe zweiten Ranges ab.

[2]) Da er ein Sohn der ersten Frau Kharis' war, galt er als der legitime Erbe, obgleich mehrere Jahre nach dessen Tode geboren.

tum der Söhne war jedoch bald dem Vater ein Dorn im Auge. Als sie sich 1865 nicht zur Boguera stellten, ward er wütend und ließ sie bezaubern — doch ohne Erfolg. Die Herzen des Volks fielen den Prinzen zu, die christliche Gemeinde mehrte sich. Besonderen Haß warf Sekhome auf Tschukuru, dessen bekehrte Tochter, die Gattin Khames, sich ebenfalls den heidnischen Gebräuchen nicht unterwerfen wollte. Keiner von dem Volke wollte an dem hohen Staatsmanne zum Meuchelmörder werden. Auf Anstiften des Königs besorgte später Setschele die blutige That, zu dem jener seine Zuflucht genommen.[1]) Auch seine beiden Söhne wollte Sekhome töten. Mit einem Haufen Bewaffneter griff er selbst ihre Hütten an, aber jene gehorchten nicht dem Kommando, auf die Prinzen zu feuern. Als er selbst schießen wollte, wurde ihm das Gewehr aus der Hand geschlagen. Er entfloh. Schon damals hätte Khame ohne Mühe die Regierung ergreifen können. Doch der Vater wurde zurückgerufen und unter der Bedingung, daß er die christliche Gemeinde ferner nicht angreifen wollte, in die Regierung wieder eingesetzt.

Nichtsdestoweniger sandte er bald darauf zu Setschele, um sich mit dem dort weilenden Matscheng gegen seine Söhne zu verbinden. Ehe dieser jedoch eintraf, war es dem Könige gelungen, einen Anhang gegen jene zu sammeln, die nun mit ihren Getreuen auf die Berge flüchteten (März 1866), nachdem sie eine Belagerung in der zerfallenen Hermannsburger Missionskirche ausgehalten hatten. Auf einem isolierten Felsenhügel verteidigten sich die Christen lange, aber endlich mußte sich Khame aus Wassermangel auf Gnade und Ungnade ergeben. Ihm wurde das Leben geschenkt. Seine Getreuen aber mußten fliehen und viele wurden getötet.

Schon im Mai 1866 erschien Matscheng in Schoschong, aber nicht um Sekhome beizustehen, sondern um sich die Herrschaft anzueignen. Jener versuchte ihn samt seinen Söhnen in der Kotla umbringen zu lassen. Doch der Plan wurde entdeckt. Sekhome wurde flüchtig und Matscheng trat aufs neue die Herrschaft an. Allein seine tyrannischen Gelüste, in denen er besonders die Christen auf alle Weise verletzte, machten ihn bald wieder verhaßt, zumal da er Khame zu beseitigen suchte. Dieser sah sich endlich (1872) genötigt, mit Hilfstruppen von Setschele den Wüterich anzugreifen. Obwohl von Matabelenkriegern zu Pferd unterstützt, wurde Matscheng überwunden, der mit seinen Leuten, nachdem sie noch das Haus eines weißen Händlers geplündert, die Flucht ergriffen. Khame wurde zum König ausgerufen. Es schien endlich eine Zeit des Friedens gekommen,

[1]) Im April 1866. Vergl. Holub I 405 ff.

da die beiden Unruhestifter Matscheng und Sekhome außer Landes waren. Doch das gute, kindliche Herz des Khame duldete es nicht, den Vater in der Verbannung zu wissen. Er rief ihn gegen das Versprechen Frieden zu halten aus Kanye, wo er sich damals aufhielt, zurück. Sekhome aber begann bald aufs neue zu wühlen und suchte seine beiden Söhne zu entzweien, indem er Khamane vor Khame auszeichnete. Trotz aller Mahnungen Rev. Mackenzies ließ sich jener verleiten, gegen seinen Bruder zu intriguieren, und Khame wanderte aus. Ein großer Teil der Bevölkerung von Schoschong folgte ihm in das Gebiet der Westbomangwato, wo er sich am Suga niederließ und schnell die Zuneigung der Batowane gewann. Aber das Fieber decimierte seine Leute und so mußte er schließlich doch an den Rückzug denken. Dies war die Sachlage, als Holub zum erstenmale Schoschong besuchte. Sekhome war „das personifizierte Hindernis jedweder Neuerungen, welche als Wohlthaten der Civilisation betrachtet werden können, ein unermüdlicher Priester in der Pflege heidnischer Orgien."

(Schluß folgt.)

Ein 150jähriges Missionsjubiläum[1]).

Am 20. und 21. August dieses Jahres ist in Herrnhut ein Fest gefeiert worden, wie es in der evangelischen Kirche bis dahin noch nicht stattgefunden: ein 150jähriges Missionsjubiläum. Fünfzigjährige Missionsjubiläen sind in und außerhalb Deutschlands bereits in stattlicher Zahl begangen worden, hundertjährige werden mit dem nächsten Decennium ihren Anfang nehmen, aber ein hundertundfünfzigjähriges Missionsjubiläum hat bis heute nur die Brüdergemeinde feiern können. Zwar sie hat die evangelische Missionsarbeit nicht eröffnet; es giebt ältere Missionen als die ihrige: die der englischen Ausbreitungs-Gesellschaft in Amerika und die dänisch-hallesche in Indien. Allein die erstere Gesellschaft erstreckte statutengemäß ihre sehr dürftige Anfangsarbeit nur auf Amerika und zwar fast ausschließlich auf die dortigen englischen Kolonisten, die zweite ging nach einem 100jährigen Bestehen allmählich ein, und man kann der heutigen Leipziger M.-G., die teilweise in ihr Erbe eingetreten ist, diese

[1]) „Festbüchlein. Reden und Ansprachen" gehalten beim Missionsjubelfest den 20. und 21. August 1882 in Herrnhut und: „Rückblick auf unsre 150jährige Missionsarbeit" herausgegeben zur Feier des 21. Aug. 1882 von der Missions-Direktion der evangelischen Brüder-Unität. Beide zu beziehen durch das Missionsinstitut zu Niesky gegen je 50 Pf., plus 10 Pfg. Frankatur. — Ich benutze diese Gelegenheit um beide Schriften, ganz besonders aber den Rückblick nochmals zur Anschaffung zu empfehlen.

100jährige Geschichte nicht ohne weiteres vor-rechnen. Die Brüdergemeinde dagegen trat 1732 sofort und zwar mit voller Kraft in die wirkliche Heidenmissionsarbeit ein und hat diese Arbeit in ununterbrochener Kontinuation bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Aus den zwei ersten Boten, die am 21. August 1732 Herrnhut verließen, um nach St. Thomas zu gehen, sind im Laufe dieser 150 Jahre — 2209 Brüder und Schwestern geworden, welche in der Heidenmission gedient, und 277 Geschwister standen Ende 1881 in diesem Dienste.[1]) In 17 Missionsprovinzen auf 99 Hauptstationen sind heute 76 646 Heiden in christliche Gemeinden gesammelt und besuchen 15 616 Kinder beiderlei Geschlechts die Tagesschulen. Angesichts dieser Thatsachen hatte man Recht wie Pflicht ein 150jähriges Missionsjubiläum zu feiern.

Und diese Feier in dem freundlichen, stillen Herrnhut ist in so befriedigender Weise verlaufen, daß sie allen, die an ihr teilnehmen durften, unvergeßlich bleiben wird.[2]) Es ist indes nicht meine Absicht, hier eine ausführliche Beschreibung der weihevollen Festtage zu geben. Die in der Fußnote angeführten Schriftchen enthalten den Festbericht in extenso und ich empfehle die Lektüre derselben den Lesern aufs dringendste; gewiß, daß jeder Freude und Segen davon haben wird. Freilich ein ganz anderes ist es: ein Fest selbst mitfeiern und — einen stenographierten Festbericht lesen. Die Weihe des Orts, der Einfluß der Gemeinschaft, die Macht der lebendigen Rede, die durch das alles bewirkte empfängliche Stimmung des Gemüts — läßt sich auch in dem treuesten Festberichte dem Leser nicht mitteilen. Jedenfalls aber überhebt mich dieser Bericht eines eigentlichen Referates, so daß ich mich darauf beschränken darf, einige der empfangenen Eindrücke wiederzugeben und einige allgemeine Bemerkungen mit dieser Wiedergabe zu verbinden.

Es war ein gut Stück heimatlicher und zwar auch außerbrüdergemeindlicher Missionsgeschichte an diesem Jubiläum repräsentiert. Außer dem American Board und der Free Church of Scotland waren sieben deutsche Missionsgesellschaften (Leipzig, Barmen, Berlin I und II, Basel, Bremen und Brecklum) durch Deputierte, eine achte (Hermannsburg) wenigstens durch ein freundliches Begrüßungsschreiben vertreten. Eine — auch

[1]) Der „Rückblick" S. 16 giebt 165 Brüder und 150 Schwestern — eine Summe, die weder mit den Angaben des diesjährigen noch des vorjährigen Jahresberichts stimmt.

[2]) Auch in allen übrigen Gemeinden der Brüderkirche in und außerhalb Deutschlands hat eine Feier stattgefunden. Von den bez. Reden sind dem Referenten zwei zugänglich geworden: Müller: Festpredigt über Offb. Joh. 3, 7—13 in Neuwied und Thomsons vortreffliche Jubilee etdoness zu Bethlehem (in Nordamerika).

ohne ihre Ansprachen — sehr beredte corona, die die feiernde Brüdergemeinde umgab! Zwar die Entstehung eigentlich keiner der vertretenen Missionsgesellschaften läßt sich auf direkte Anregung seitens der Brüdergemeinde zurückführen; aber fast jede hat in indirekter Beziehung etwas von dem durch sie ausgegangenen Segen gespürt und steht ihr gegenüber als Schuldnerin. Ich weiß nicht, ob eine kleine corona von Vertretern mitfeiernder Missionsgesellschaften zugegen war, als die Brüdergemeinde ihr 100jähriges Missionsjubiläum feierte. Sicher fehlte sie bei der Feier des 50jährigen. Wie anders sieht es doch heut in der Kirche des Protestantismus aus als vor 50 und 100 Jahren! Mit welcher Freude mußte die Missionsveteranin von Herrnhut die „jüngeren Schwestern", die jetzt mit ihr die Arbeit teilen, um sich versammelt gesehen und die vielen Festgrüße der nicht persönlich vertretenen empfangen haben, nachdem man sie so lange die Arbeit allein hat thun lassen! Die missionierende Brüdergemeinde ist nicht mehr eine Oase in der Wüste der missionsindifferenten deutschen und außerdeutschen evangelischen Christenheit; es grünt und blüht und reift rings um sie herum — ohne Zweifel auch ein Erbsegen des frommen Grafen Zinzendorf, der „gesetzt war Frucht zu bringen und eine Frucht, die da bleibe."

Und wie hat sich die Stellung der gesamten deutschen protestantischen Kirche gegen die Brüdergemeinde verändert! Zwar es fehlten unter den Begrüßenden die Vertreter der Kirchenregimente[1]), jedenfalls nur, weil in ihrer Bescheidenheit und nach ihrer „Eigenart" die Jubilarin unterlassen hatte sie einzuladen. Aber auch ohne die persönliche Gegenwart dieser offiziellen Kirchenrepräsentanten stand man in den festlichen Augusttagen zu Herrnhut unter dem wohlthuenden Eindrucke, daß die Zeit des Kampfes, ja selbst der Spannung zwischen der Brüderkirche und den Landeskirchen nicht bloß vorüber ist, sondern dem Bewußtsein einer brüderlichen Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe Platz gemacht hat, einer Gemeinschaft, die auch durch die Anwesenheit zahlreicher Geistlicher besonders aus der sächsischen Landeskirche ihren sichtbaren Ausdruck fand. Aus all den Blättern der verschiedensten kirchlichen Richtungen, die der Herrnhuter Jubiläumsfeier gedacht, ist mir nur ein einziger unharmonischer Ton entgegengeklungen — nämlich aus einem deutschamerikanischen lutherischen Missionsblatte, dessen Auslassung ich aber lieber verschweige. „Es giebt — so begann der Vertreter der Leipziger M.-G. seine Ansprache — eine heilige Union, das ist die Einigung, die der Herr selbst gemacht und immer macht, da er alle Seelen, die er zu sich ruft, zum Glauben führt, heiligt und selig macht als seine

[1]) Nur der Erzbischof von Canterbury hatte telegraphisch einen Gruß gesandt.

Kinder in seinem Reich. Dieser heiligen Union wollen wir von Herzen angehören und mit euch, so viel Gott Gnade giebt, an dem Leibe seines Sohnes lebendige Glieder und eine Brüdergemeinde sein vor Gott und dem Herrn Jesu Christo, dem wir dienen." Auch diese „heilige Union" war in Herrnhut fühlbar repräsentiert.

„Unsere Brüdermission ist 150 Jahre alt; sie steht aber nicht da als ein alter gebrochener Greis am Ende seiner Tage, sie steht noch da in Kraft; das ist ganz unaussprechliche Gnade" — so sagte Br. von Dewitz in seiner köstlichen Vorbereitungspredigt. Und Br. E. Reichel schloß seinen meisterhaften „Rückblick": „Der alte geborstene Stamm, der ein solch blühendes Missionswerk trägt, lebt noch, Gott sei Dank!" Das ist Wahrheit — die Tage in Herrnhut gaben uns mit Macht davon Zeugnis. Noch ist die Brüdergemeinde nicht altersschwach — ihre Mission erhält sie jung. In der lichtvollsten Weise wurde in dem „Rückblick" (S. 34—41) der Gedanke ausgeführt: „Haben wir das Reich Gottes unter den Heiden gebaut, so hat das Werk der Heidenmission auch das Reich Gottes unter uns gebaut: das predigt unsere Geschichte mit der überzeugenden Kraft der Thatsachen." Ach, wenn doch diese Predigt in der ganzen evangelischen Christenheit beherzigt würde!! Es wäre ein recht überflüssiges Werk gewesen, hätte etwa einer der Gäste in seiner Ansprache der Brüdergemeinde sagen wollen, daß sie steht und fällt mit ihrem Missionswerk, daß sie durch ihre Missionsthätigkeit fortgehend ihre Existenzberechtigung zu erweisen hat oder dergl. Die Brüder sagten sich das selbst in der klarsten und kräftigsten Weise, und ich muß gestehen, daß ich überrascht war, zu sehen und zu hören, wie dieses Bewußtsein so lebendig in der Gemeinde herrschte. Wir haben — predigte von Dewitz allerdings in einem etwas anderen Zusammenhange — einen sehr gefährlichen Vers auch in unsern gedruckten Festliedern. Da steht:

Herrnhut soll nicht länger stehen,
Als die Werke seiner Hand
Ungehindert drinnen gehen.

das ist, Gott Lob, ein sehr gefährlicher Gesang; denn der Meister, der sich solches nicht singen läßt, ohne daß er darauf hört, wird schon dafür sorgen, daß dann, wenn unsrer Gemeinde Arbeit nichts als Mietlingsarbeit ist, sie zerbrochen wird und daß Herrnhut in Trümmer geht." Natürlich würde er erst recht dieses Urteil fällen, wenn Herrnhut seine Missionsarbeit ganz aufgäbe.

Aber das steht nicht zu befürchten, denn nicht bloß die Erkenntnis,

daß sie von ihrer Missionsarbeit *lebt*, ist lebendig in der Gemeinde — auch der alte Missionsgeist ist noch da, wenn er auch nicht mehr ganz hinanreicht an den Geist der Väter. Die Predigten, die wir hörten, waren des beides Zeugnis. Br. von Dewitz predigte über Luk. 10, 41 f.: Jesu Tadel über Marthas Arbeit, über Marthas Herzensstellung und seine Winke über den Weg zur Heilung von Marthas Schaden; Br. E. Reichel über den Lehrtext des Tages Matth. 10, 8: Was heißt: „umsonst empfangen?" und „umsonst geben?" Er waren beides Predigten aus der Tiefe, welche bewiesen, man steht trotz aller Schattenseiten, Gebrechen, Mängel, die die Gemeinde an sich hat, noch auf dem alten Herrnhuter Grunde. „Ernste Buße" predigte von Dewitz, „lauter Gnade" E. Reichel, und nicht bloß die Glieder der Gemeinde — ich zweifle nicht — auch die geladenen Gäste haben die Kraft und Wahrheit dieser Zeugnisse an ihren Herzen verspürt und werden für diesen Festsegen dankbar bleiben. „Beugung und Dank" machten die Jubiläumstage zu einer Verherrlichung Gottes. „Auf jedem Blatt unsrer 150jährigen Missionsgeschichte hat Er, der das Werk ins Dasein gerufen, gefördert, erhalten und hindurch gerettet hat durch tausend Gefahren, seine Weisheit und Gnade, Treue und Allmacht verherrlicht. Wo aber die Blätter beschmutzt sind mit menschlichen Fehlern und Sünden, da steht mit goldenen Buchstaben geschrieben: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden." So wollen wir es denn heute laut bezeugen: *Sein, Sein ist die Ehre und der Ruhm*, wo immer das Werk geblüht hat und Segen gewirkt, *uns aber die Schande*, wo immer es mißlungen ist und seines Zweckes verfehlt hat. In diesem Sinne und in keinem andern töne heut aus unserer Festversammlung und aus der Mitte all unsrer Gemeinden in der Christenheit und Heidenwelt, in mancherlei Sprachen und Zungen, aber in Einem Geist, der Jubelruf empor zum Thron der Gnade: Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich." Es wurden in Wahrheit alle Kronen abgelegt vor dem Throne des Lammes und auch die Ansprachen der Festgäste vermieden die gefährliche Klippe des Menschenrühmens. — In keiner Weise fehlte es an durchdringender *Selbsterkenntnis*. Wie die Predigten, so bewies das auch der „Rückblick", sonderlich in den Kapiteln, die von „Unsrer Mission Arten und Unarten" (S. 24—33) und „Unsrer Mission Stellung zur Muttergemeinde" (S. 34—49) handelten. Es wäre, wie Zahn treffend bemerkte, wieder ein sehr unnötiges Werk gewesen, wenn jemand hätte in Herrnhut kritisieren wollen. „Denn unter allem Erfreulichen, was ich hier gesehen und gehört habe, ist mir eins der erfreulichsten Zeichen, daß die Brüder-

gemeinde Selbstkritik übt, sehr starke Selbstkritik, und das ist das beste Zeichen des Lebens."

Diese Selbstkritik bestand aber nicht bloß in der demütigen Anerkennung bestimmter Mängel und Fehler, sondern auch in der richtigen Erkenntnis der von Gott der Gemeinde verliehenen eigentümlichen Gaben. Die Brüderkirche hat ihre „Eigenart" und sie will sie behalten, nur immer neu in des heiligen Geistes Zucht stellen. Als diese „Eigenart" bezeichnete der „Rückblick": „Unsre Art, das Wort vom Kreuz mit Einfalt, Wärme und Herzlichkeit zu predigen und den Heiden ein Herz zum Heiland zu machen;" „nicht nur die Predigt des Evangeliums zu bringen, sondern es ihnen vorzuleben, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze sei und die Verheißung auch dieses Lebens hat;" „da zu arbeiten, wo der Meister uns hinstellt, insonderheit uns herunter zu halten zu den Niedrigen;" endlich „jeder einzelnen aus den Heiden geretteten Seele uns speciell anzunehmen." Mich dünkt, auch diese Art der Selbstkritik ist ein sehr erfreuliches Zeichen gesunden Lebens. Wohl dem, der sein specielles Pfund deutlich erkennt, um in der rechten Weise damit zu handeln. Unser Herr hat einen Reichtum an Gaben und die Brüdergemeinde ist bei der Austeilung derselben wahrlich nicht zu kurz gekommen.

Hätte man Neid hegen dürfen in diesen festlichen Tagen, man hätte um mehr als eins das gesegnete Brüderkirchlein beneiden mögen. So z. B. daß in ihm die Mission wirklich Gemeindesache ist. Zwar es wurde in den Predigten wie in dem Rückblick mit allem Nachdruck, eher zu scharf als zu linde, wiederholt hervorgehoben, daß keineswegs die ganze Brüdergemeinde eine Missionsgemeinde sei. Alles Schönfärben und Idealisieren blieb auch hier fern. Man erschrak förmlich, als der Berichterstatter nach der offenen Darlegung der vorhandenen Lauheit, Trägheit und Verständnislosigkeit ausrief: „Nein, der Wahrheit die Ehre! die Brüdergemeinde ist keine Missionsgemeinde" und erholte sich erst wieder von diesem Schrecken als er fortfuhr: „Aber dem Herrn sei Lob und Dank! es giebt eine Missionsgemeine in der Brüdergemeine und wir dürfen es getrost aussprechen: eine zahlreiche, lebendige, im Beten, Geben und Werben eifrige, thatkräftige, ja eine von Jahr zu Jahr wachsende Missionsgemeine." Die Mission ist nicht bloß auf dem Papier sondern in Wirklichkeit: Gemeindesache. Es hat mir einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, der freilich im Angedenken an unsre landeskirchlichen Zustände einen sehr wehmütigen Beigeschmack erhielt, als der Berichterstatter sagte: „Es giebt wohl wenig Familien unter uns, die nicht durch irgendwelches persönliches Interesse mit diesem oder jenem Missionar verbunden wären. Die Missionare,

deren Berichte wir im Missionsblatt lesen, und für die zu beten wir aufgefordert werden, es sind unsre Söhne und Töchter, Brüder und Schwestern, Väter und Mütter, unsre Freunde wenigstens und guten alten Bekannten. Was herrscht da für ein reger unausgesetzter brieflicher Verkehr zwischen den kleinen Gemeinorten in Deutschland und — Grönland, Labrador, Moskito, Suriname, Westindien, Australien, Südafrika und Tibet! Noch mehr! In jeder unsrer Gemeinen wohnen Kinder unsrer Missionare; in jeder ruhen Missionsgeschwister von ihrem Dienste aus. . . Jedes erfreuliche oder schmerzliche Ereignis auf dem Missionsgebiet bildet sofort das Tagesgespräch. . . Wenn es im sonntäglichen Gebet der Kirchenlitanei heißt: Unsre Reisenden zu Land und See segne und behüte! wird diese Bitte wohl selten gegenstandslos sein; fast immer sind Missionsgeschwister unterwegs, die sich ihrerseits dieser Fürbitte der Gemeine trösten." Und eine tiefe Bewegung ging namentlich durch die Herzen der fremden Festgäste, als der Redner diesen Passus mit folgenden Worten schloß: „Und wie so manche andre Bitte unsres Kirchengebets unsrer Gemeine eigentümlich ist, so haben wir auch einen Liedervers, der, bei allem zweifelhaften poetischen Wert, in seinem großartigen Universalismus nirgendwo anders gesungen werden kann, als im Schoß der Brüdergemeine; wenn er aber da gesungen wird, so werden die Herzen warm, innige Seufzer elterlicher, kindlicher und geschwisterlicher Liebe steigen mit dem Gesang empor und manches Auge wird feucht — den echten Brüdervers, den wir jetzt singen wollen:

„Es geh uns allen gut
Durch Jesu Tod und Blut.
In Europa hüben
Und in Amerika
Bis in Neuholland drüben,
Und in Asia
Und in Afrika
Sei uns Jesus nah!"

Es gab manche tiefe Bewegung und manchen unauslöschlichen Eindruck in diesen schönen festlichen Tagen, Jubeltöne gingen durch die Seele und mit beugenden Bußempfindungen mischten sich neue Vorsätze und Gelübde — aber die Anregung zu dem allen geschah durch keine rhetorischen Effekte oder sonstige künstliche Gefühlsbearbeitung. Es fehlte jedes Echauffement, wie es sich sonst leicht in Jubelfeiern einschleicht und die christliche Nüchternheit und Wahrhaftigkeit verletzt. Im stillen sanften Sausen machte der Geist des Heiligtums sich spürbar und erfüllete das Haus mit dem Geruch seiner ungefälschten köstlichen Narde.

Einen besonders erhebenden Abschluß fand das Fest durch die abendliche Feier, welche auf dem Hutberge, wo die Brüdergemeinde ihren Gottesacker hat, an den Gräbern der Zinzendorfschen Familie wenn auch wegen

des eingetretenen Regens nicht ganz programmäßig, stattfand. Es ruht eine stattliche Anzahl von Missionaren auf diesem einzigartigen Friedhofe; auf jedes dieser Gräber hatte man einen Kranz gelegt. Der Gesang Zinzendorfscher Lieder an Zinzendorfs Grabe, das Andenken an die Wolke der um ihn herum ruhenden vielen Zeugen, die überwunden haben durch des Lammes Blut und jetzt die Siegespalmen tragen, das Gefühl der Gemeinschaft auch mit der oberen Gemeinde — das alles versetzte das Herz in eine Stimmung und Bewegung, die sich mit Worten nicht beschreiben läßt, und als wir den Schlußvers sangen: „Die wir uns allhier beisammen finden," da erlebten wir etwas davon, daß es eine „Gemeinschaft der Heiligen" giebt und daß es eine selige Sache ist, ihr anzugehören. Wck.

Missionsrundschau.

Zuerst noch einige Nachträge zu den Vorgängen in der Heimat.

Zu den neun bis jetzt bestehenden deutschen Missionsanstalten ist seit dem 27. August dieses Jahres eine zehnte und zwar in Neukirchen bei Mörs von dem dortigen Pfarrer Doll begründete getreten. Der von demselben herausgegebene „Missions- und Heidenbote" enthält S. 74 ff. den Bericht über die Eröffnung dieser neuen Anstalt. Georg Müller aus Bristol hielt die S. 57 ff. mitgeteilte Weihepredigt über Jes. 53, 5 f. und der Pfarrer Doll gab in seiner Ansprache über 1 Joh. 1, 7 f. Mitteilungen über seinen eignen Lebensgang und die Entstehungsgeschichte der „Neukircher Mission". Der letzteren entnehmen wir folgendes: „Als ich damals — unter schweren inneren Anfechtungen — auch körperlich sehr leidend war, gelobte ich einmal dem Herrn, ich wolle, falls er mich wieder gesund werden ließe, etwas ganz besonders für die Mission thun. Was das sei, wußte ich noch nicht. In den Jahren 1875 und 76 flehte ich oft zum Herrn, er möge mir doch zeigen, was ich für ihn thun solle. . . „Ich hatte eine Ahnung davon, daß ich etwas für den Herrn thun dürfe, aber ich wußte nicht was. Auch mußte ich mein Herz in seiner Verdorbenheit noch mehr und mehr kennen lernen, daß ich so recht zu nichts wurde und den Herrn oft um noch gründlichere Errettung von der Sünde und vom Teufel anflehen mußte. Oft hörte ich von den Glaubensanstalten in England und Holland. Da dachte ich: „Sollte ich nicht auch zur Ehre des Herrn hier in Neukirchen ein Waisen- und Missionshaus gründen dürfen? sollte es der Herr nicht auch hier beweisen wie an andern Orten, daß er seine Verheißungen hält, wenn wir im festen Glauben darauf ruhen?" Längere Zeit mußte ich zum Herrn flehen um die innere Klarheit. Manchmal habe ich mit ihm gerungen, er möge mir seinen Willen offenbaren und mir zeigen, ob diese Gedanken von ihm seien oder vom Teufel. Da wurde es mir immer klarer im Gebet, daß der Herr mir die Gedanken ins Herz gegeben habe, bis ich am 6. Februar 1878 die volle Gewißheit vom Herrn erhielt, daß auf allem dem, was ich in seinem Namen hier anfangen werde, sein Segen und seine Wohlgewogenheit ruhen würde. Diese Gewißheit gab mir der Herr durch die Worte: „Der Herr wird gebieten dem Segen, daß er mit dir sei in allem, was du vornimmst" 5 Mos. 28, 8; und „Fürchte dich nicht, laß deine Hand nicht laß werden!" Zeph. 3, 16. Darauf hat denn auch der Herr das Werk, welches ich in

seinem Namen anfing, selbst in großen Gnaden geführt und geleitet. Er schenkte alles, was dazu notwendig war, ein Haus für die Waisenkinder, einen lieben Hausvater und einen lieben Inspektor, der zugleich Lehrer der Kinder ist, und andre liebe Pfleger. Und trotz aller Hindernisse, die man mir in den Weg legte, trotz aller Verleumdungen, die auf mich gehäuft wurden, hat der Herr dafür gesorgt, hat das Waisenhaus in Gnaden geschützt und gesegnet.

„Aber wir feiern heute das erste Fest der Neukircher Mission. Da möchte ich euer Augenmerk besonders auf sie richten. Auch was unsre neue Mission anbelangt, so hat der Herr ganz deutlich darin in allem sein Spiel gehabt. Sollte eine Mission zustande kommen, so mußte der Herr vor allem dazu einen Inspektor und Lehrer senden. Als ich nun vor zwei Jahren mit Arbeiten überhäuft war, da flehte ich oft zum Herrn, er möge mir einen Kandidaten zum Gehilfen schenken, der dann Inspektor der Missionssache werden solle. Da hörte ich denn von unserm lieben Waisenhausvater Mathies und von einem andern lieben Freunde Parsick, daß sie einen lieben gläubigen Kandidaten kennen gelernt hätten. Es war Bruder Stursberg. Ich bekam innerlich die Gewißheit, daß er hierherkommen müsse, und wandte mich deshalb an ihn. Doch hatte derselbe zuerst gar keine Lust, sich hier mit unsrer verachteten Sache zu verbinden. Der Herr aber führte ihn, da er damals gerade hier in der Gegend eine Predigt zu halten hatte, wider seinen Willen eben an dem Tage hieher, als der Grundstein zum Waisenhause gelegt wurde. Da setzte er sich ganz unwillig auf den Stuhl und sagte zu mir: „Herr Pastor, ich habe aber absolut nicht herkommen wollen.“ Darauf erwiderte ich ihm: „Sie haben aber herkommen müssen, denn ich hatte es dem Herrn Jesus gesagt.“ Darauf war Bruder Stursberg gebrochen, und an demselben Tage bekamen wir die Sache noch in Ordnung.[1]) So hatte mir denn der Herr in ihm zunächst einen Gehilfen, und dann einen Inspektor unsrer neuen Mission geschenkt. Auch müssen wir jetzt, wo wir die Missionsschule offiziell beginnen sollen, noch einen zweiten Lehrer für unsre lieben Brüder haben. Da hat uns denn der treue Herr denselben in der Person eines sehr lieben Kandidaten, des Bruders Schiefer aus Magdeborn bei Leipzig geschenkt. Derselbe hat fünf Jahre fleißig studiert, und hat also auch die nötigen Kenntnisse, um unsre Brüder zu unterrichten. Ich gebe zwar auf bloße Wissenschaft nicht viel, sie bläht nur auf; und sollte euch, lieben Brüder, die ihr Missionare oder Evangelisten werden wollt, das Wissen stolz machen, so wäre es viel besser, ihr bliebet bei eurer Hobelbank oder bei eurem Ambos. Nur dann ist, wie wir heute Morgen vom lieben Bruder Müller gehört haben, die Wissenschaft gut, wenn dadurch die Brüder geschickter gemacht werden, das Wort des Herrn zu teilen. Deshalb wollen wir unsern Brüdern,

[1]) Hierzu macht der Kandidat St. in der angeführten Quelle selbst die charakteristische Bemerkung: „Ich kann nicht umhin, hierzu die Bemerkung zu machen, daß diese aus ihrem Zusammenhang herausgenommenen Mitteilungen über jenes merkwürdige Stück meiner Lebensführung nur ein unvollständiges und darum vielleicht dem Fernerstehenden etwas unverständliches Bild jener Vorgänge geben. Ich hätte es deshalb lieber gesehen, wenn der liebe Pastor Doll sie nicht gemacht hätte. Sollte das Mitgeteilte verständlich werden, so müßte ich in ausführlicherer Weise berichten, wie der Herr mich hierhergeführt. Dazu kann ich mich aber aus mehreren Gründen nicht entschließen. Von den innern und besonders den innersten Führungen des Herrn im eignen Leben in rechter, die innere Keuschheit nicht verletzender Weise öffentlich und vor jedermann zu reden, ist ja auch sehr schwer, oft ganz unmöglich.“ Stbg.

die in der Heidenwelt oder hier zu wirken gedenken, auch die sprachlichen und sachlichen Kenntnisse nicht vorenthalten.

„Sollte ich nun eine Mission gründen, so mußten ferner auch Brüder bereit gemacht werden, sich hier ausbilden zu lassen. Da hat es uns denn an Anmeldungen gar nicht gefehlt. Eine ganze Anzahl derselben sind eingelaufen. Doch mußten Bruder Stursberg und ich viele der jungen Freunde, die sich zum Missionsdienste gemeldet hatten, vorläufig noch zurückweisen, entweder weil sie ihrer Militärpflicht noch nicht genügt hatten, oder weil sie die nötige Glaubensreife noch nicht besaßen. Wir haben denn Brüder ausgesucht, von denen wir den Eindruck bekamen, daß sie in sich klein geworden und demütig, im Herrn aber groß, reich und stark geworden sind und immer mehr werden möchten. Ich hatte es dem Herrn gesagt, er möge es doch geben, daß wir die Mission vorläufig mit zwölf Brüdern anfangen könnten. Da fehlen also noch drei, die der Herr auch noch nach seiner Gnade geben kann, ehe wir beginnen, wenn er es für gut hält.

„Und nun, ihr lieben Brüder, die ihr euch dem Dienste des Herrn Jesus widmen wollt, laßt das Blut Christi stets euren Grund sein, und verkündigt dasselbe überall den armen Sündern. Dann werdet ihr viele Frucht schaffen, und euer Werk wird von reichem Segen gekrönt werden. Ihr müßt, lieben Brüder, euch vom Herrn Jesus nicht weniges, sondern vieles und großes schenken lassen, vor allem bleibt in euch selbst klein und arm, aber ergreift auch im festen, unerschütterlichen Glauben immer mehr alle Verheißungen, die uns der Herr in seinem Worte gegeben hat. Ihr müßt euch euer Ziel nicht niedrig stecken, sondern ihr müßt den Herrn im Glauben bitten, daß ihr mit apostolischer Kraft sowohl hier als auch in der Heidenwelt wirken möchtet."

In dem qu. Bericht zeigt der Pfarrer Doll noch folgendes an: 1. daß er für die Missionsanstalt bereits zwei Häuser, eine Scheune und vier Morgen Land zu dem billigen Preise von 10 500 Mk. vor 8½ Monaten gekauft und daß „der Herr schon 1500 Mk. zum Abbezahlen" geschenkt habe; 2. daß er beabsichtige ein Versammlungshaus zu bauen und fest glaube, der Herr werde ihm seine beständige Bitte, ihm die dazu nötigen 6000 Mk. zu geben, erhören; 3. daß ihm „an dem Tage des Festes von einem lieben Bruder 5000 Mk. zur Gründung einer höheren Schule in Neukirchen geschenkt worden" seien. „Ich hatte schon früher darüber nachgedacht . . ., da hat denn der Herr zu diesem Plane, wie wir glauben, durch diese Gabe sein Siegel gegeben;" und 4. daß bei seinem Abschied, „der teure Br. Müller noch inbrünstig für mich . . . . für unsre Anstalten und für alles, was noch in Neukirchen zur Ehre des Herrn gegründet werden sollte" gebetet habe.

Was sollen wir zu dem allem sagen? Am liebsten begnügten wir uns mit diesem Referat und setzten nichts anderes hinzu als die bekannte Erklärung Gamaliels, zumal wir schon früher (1881. S. 38 ff.) gegen das ganze Unternehmen ernste Bedenken geäußert. Wenigstens einige Bemerkungen scheint uns aber der Ernst und die Wichtigkeit der Sache zur unabweislichen Pflicht zu machen. So sehr wir uns über den Glaubensmut und den Arbeitseifer des Pfarrers Doll freuen und die Glaubensinnigkeit und den Heiligungsernst der mitgeteilten Zeugnisse anerkennen, so können wir doch den Gedanken nicht los werden, daß der Rat des Herrn an seine Jünger betreffs des Kostenüberschlags bei einem Turmbau hier nicht gebührend beherzigt worden sei. Abgesehen davon, daß die neue Unternehmung kaum genügend motiviert sein dürfte durch das Gelübde, „etwas ganz Besonderes für die Mission zu thun" und durch die Exemplifizierung auf die englischen und holländischen Glaubensanstalten, so will uns

auch bedünken, daß der Pfarrer Doll doch wohl zu viel auf einmal anfängt. Wir halten es auch für eine christliche Klugheits- ja Glaubensregel, eins nach dem andern zu thun und erst dann etwas Neues anzufangen, wenn das frühere Werk konsolidiert ist und durch seine Wachstumsfähigkeit das Siegel göttlicher Beglaubigung empfangen hat. Wenn aber ein Waisenhaus, eine Missionsanstalt, ein Versammlungshaus, ein Gymnasium zugleich ins Auge gefaßt und noch immer manche neue „Gründung" in Aussicht gestellt wird — so ist das schwerlich eine christlich gesunde Handlungsweise. Wohl: „Den Geist dämpfet nicht"; aber wiederum steht auch geschrieben: „Die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan" und „Seid nüchtern in allen Dingen." Wohl: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt;" aber wiederum stehet auch geschrieben: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen." Es ist gewiß durchaus schriftgemäß, an Gott gesegneten Männern wie Georg Müller, Ludwig Harms und Jensen (in Breclum), die dem Pfarrer Doll vorgeschwebt zu haben scheinen, sich ein Vorbild zu nehmen, aber „es sind mancherlei Gaben" und Aufgaben, und es ist nicht jeden berufen dasselbe zu unternehmen, was sie vollbracht. Übrigens haben wir uns gewundert, daß der anwesende G. Müller seinen so energisch durchgeführten Grundsatz, nie Schulden zu machen, in Neukirchen nicht zur Nachahmung empfohlen hat.

Auch sonst scheint es uns bei dem neuen Unternehmen an weiser Beherzigung wichtiger Lehren der Erfahrung zu mangeln. Nur ein Beispiel. Wir sind weit entfernt von jeder Vergötterung der „Wissenschaft"; aber die Äußerung, die Pfarrer Doll bei der Eröffnung seiner Missionsanstalt gethan, ist jedenfalls mißverständlich, daher bedenklich und gefährlich. Es hätte uns weit besser gefallen, hätte er bezüglich der Wissenschaft gesagt: „Alles ist euer" und darauf mit allem Ernst hingewiesen, daß lebendige Gläubigkeit kein Privilegium zur Geringschätzung der Wissenschaft giebt. Warum erst klug werden durch eignen Schaden, wenn man es schon durch die Beherzigung des fremden kann! Oder sind dem Pfarrer Doll die bezüglichen Erfahrungen z. B. der Brüdergemeinde und der Goßnerschen Mission unbekannt? Vgl. auch die unten folgende Mitteilung aus dem Report der großen Londoner M. G.

Nun, der Herr wirds versehen. Wird in Wahrheit nur Seine Ehre gesucht, so wird er ja irgend einen Segen aus dem Unternehmen hervorgehen lassen.[1])

---

[1]) Soeben lese ich im „Hannoverschen Missionsblatt" (S. 38): „So der Herr es will, kann bald der erste Missionar nach Japan gehen. Tüchtige Missionare sind bereits in Aussicht, auch ohne Missionsanstalt, wenn nur auch das Geld erst für ihre Aussendungen da wäre." Zur Orientierung bemerke ich zuvörderst, daß das genannte von Pastor H. Harms in Elsdorf herausgegebene Missionsblatt hervorgegangen ist aus der antihermannsburger Bewegung, sich jedoch mit direkter Polemik gegen Hermannsburg wenig befaßt. Man hatte in der ersten Zeit der Hermannsburger Krise den Plan gefaßt, der Harmsschen Missionsanstalt eine eigne hannoversche landeskirchliche entgegenzustellen, hat ihn jedoch, Gott sei Dank, später wieder aufgegeben. Um so mehr überrascht es mich, jetzt die obige Briefkasten-Notiz zu finden. Ich weiß nicht, ob es etwas helfen wird, aber ich bitte so dringend ich kann: von der beabsichtigten Sendung eigner Missionare nach Japan doch ja Abstand zu nehmen, überzeugt, daß alle sachverständigen Männer diese Bitte teilen. Erstens ist es gar nicht nötig, daß deutsche resp. luth. Missionare nach Japan gehen. Wir können dieses Land unsern amerikanischen und englischen Brüdern allein überlassen. Ohne Not wollen wir die Rivalisierungen auf dem Missionsgebiete doch ja nicht vermehren. Zweitens aber

Von einem zweiten neuen Missionsunternehmen aus dem Schoße der Waldenserkirche berichtet die „Allg. Ev. Luth. K.-Z. (82. S. 883). „Pastor Weitzecker aus Nizza, einer der tüchtigsten Arbeiter in der „außerthalischen" Mission, zeigte der Synode in der bescheidensten Weise an, daß er, nachdem er verschiedentlich mit dem Pariser Missionar Coillard zusammengekommen, in sich den Beruf gespürt habe, sich der Heidenmission zu widmen. In der Stimme der Synode wolle er Gottes Befehl erkennen; wolle sie ihn senden, sei er bereit zu gehen, wolle sie ihn halten, sei er bereit zu bleiben. War es sonst Gebrauch, die Redner mit Applaus zu begrüßen, so folgte diesen einfachen Worten ein heiliges Schweigen. Alle Herzen waren bewegt, erschüttert. Jeder fühlte es unwillkürlich, daß dies ein Augenblick sei, mit dem eine neue Epoche in der Geschichte der Waldenser beginne. Ein herzliches Gebet beschloß die Vormittagssitzung. Beim Mittagessen waren fast alle Mitglieder der Synode zugegen, und ein Redner pries nach dem andern die Herrlichkeit dieses Tages, an dem die Waldenserkirche in die Reihe der missionierenden Kirche eintrat. Man hatte noch nicht abgestimmt, ob das Anerbieten des Pastor Weitzecker anzunehmen sei; aber aus dieser Stimmung konnte man sehr leicht erkennen, was das Resultat der Beratungen über diese Frage sein würde, die das Hauptereignis der ganzen Synode ward und von dem Augenblick ihres Entstehens an alle Verhandlungen beherrschte." Nach den Andeutungen, welche der Deputierte der Waldenserkirche in Herrnhut machte, muß die Synode die Aussendung eigner Heidenmissionare beschlossen haben. Wie die Neue Ev. K.-Z. berichtet ist Pastor Weitzecker der Pariser M.-G. zur Verfügung gestellt worden, um mit in die von Miss. Coillard in der Begründung begriffene neue Mission am Zambesi einzutreten — ein Anschluß, der unbedingt weiser ist als ein ganz selbständiges Unternehmen.

Endlich noch eins. Der neuste Jahresbericht der Londoner M.-G. (S. 7 ff.) enthält folgende sehr charakteristische Anzeige: „Das verflossene Jahr ist markiert durch eine wichtige Änderung in unserm Verfahren betreffs der Kandidaten für den Missionsdienst, eine Änderung, von welcher sie eine beträchtliche Reduktion erwartet, nicht nur in den heimatlichen Ausgaben der Gesellschaft, sondern auch in der Zahl derjenigen Kandidaten, die auf Missionskosten ausgebildet werden und doch aus allerlei Gründen nicht im Dienst der Mission ausgehen. Letzteres ist seit Jahren als ein schweres Übel

---

haben wir deutsche Missionsgesellschaften genug, denen die antihermannsburgischen Missionsfreunde in Hannover sich anschließen mögen. Es ist nicht christlich nüchtern und weise immer ein eignes Werk anfangen zu wollen. Gott behüte uns vor der Misère vieler Dudez-Missions-Gesellschäftchen, wie sie z. B. in Holland ein so großes Hemmnis bilden, Nordamerikas zu geschweigen. Diese Zersplitterung gereicht uns nur zur Schwächung. Wer soll denn künftig diese hannoverisch-japanische Mission tragen? Hannover ist schon geteilt genug zwischen Hermannsburg, Leipzig und mehreren andern Gesellschaften — wo soll denn die neue Missionsgemeinde in dieser Provinz herkommen, die der Unterhaltung einer Mission in Japan gewachsen ist? Durch ein paar hundert Mark, die im ersten Enthusiasmus für eine flüchtig hingeworfene Idee eingehen, ist weder eine göttliche Beglaubigung noch Garantie für eine fortgehende Einnahme von Zehntausenden gegeben. Summa: Es giebt wohl noch sehr viel für die Mission draußen wie daheim zu thun und wir danken Gott für jeden Mehrarbeiter. Aber soweit wir die in der Geschichtsentwicklung liegenden Führungen Gottes verstehen, so rufen diese die Arbeiter zur Sammlung und warnen gerade die protestantische Mission vor — Atomisierung. Dixi et salvavi animam meam.

gefühlt worden und hat die Aufmerksamkeit der Direktoren schon oft beschäftigt. Bisher war es Praxis der Gesellschaft, die Ausbildung junger, sich zur Missionsarbeit erbietender Männer von anerkannt christlichem Charakter und versprechender Tüchtigkeit ganz auf Missionskosten zu übernehmen, und die meisten Missionare haben also auf Gesellschaftskosten vier oder fünf Jahre studiert. Jetzt ist beschlossen worden, daß in Zukunft keine Meldung zum Missionsdienst in Betracht gezogen werden soll, *so lange ein Student nicht wenigstens die Hälfte seiner Studienzeit mit Anerkennung absolviert hat*. Die Folge wird sein, daß die allgemeine Befähigung der Kandidaten und ihre besondere Tüchtigkeit zu dieser oder jener Art von Arbeit schon einigermaßen erprobt sein wird, wenn ihre Meldung in Frage kommen kann; und der Täuschungen und Verluste, deren in den letzten Jahren so viele waren, werden wenigere zu befürchten sein. Freilich wird von einigen gefürchtet, daß infolge dieser Änderung die Zahl derer, die für die auswärtige Missionsarbeit sich melden, sich in sehr bedenklicher Weise vermindern werde. Mancher fromme und tüchtige junge Mann, so sagt man, hat nicht die Mittel, sich auf der Hochschule eine längere Zeit selbst zu erhalten, und sie alle werden infolge der neuen Regel der Mission verloren gehen.

„Die Direktion kann ihrerseits nicht finden, daß die Missionare unsrer Gesellschaft aus einer andern als derjenigen Volksklasse genommen werden, aus welcher sich auch das geistliche Amt in der Heimat rekrutiert, und viele von denen, die sich zum Dienst des Evangeliums in der Heimat berufen fühlen, sind ebenfalls nicht imstande sich auf der Hochschule selbst zu erhalten. Dennoch findet man es nicht für nötig, daß etwa die Gemeinden selbst die Ausbildung ihrer Pastoren übernehmen; und von einem Mangel an Kandidaten, denen es gelungen ist, irgendwie die nötige Ausbildung zu erlangen, und die nun bereit sind, vakante Stellen an den Gemeinden auszufüllen, ist nirgends die Rede. Wohlhabende Freunde könnten der Mission keinen bessern Dienst leisten, als wenn sie die Hilfsleistungen, mit welchen sie Studenten unterstützen, die sich fürs Predigtamt in der Heimat ausbilden, auch auf die ausdehnen wollten, von denen sie hoffen, daß sie gute Missionare werden würden.

„Die Ausbildung, welche der Missionsdienst in fremden Ländern erfordert, ist von der, welche zum Predigtamt in der Heimat erfordert wird, nicht wesentlich verschieden, außer etwa darin, daß sie, wo möglich, noch gründlicher sein sollte. Der Missionar ist noch mehr auf seine eignen Ressourcen verwiesen und muß nicht selten in seiner eigenen Person die verschiedenen Berufszweige vereinigen, die sich in der Heimat besser verteilen lassen. Er muß oft ebensowohl Erzieher, Schriftsteller, Übersetzer, Polemiker u. dgl. sein, als Evangelist und Prediger, ja auch Superintendent über Gruppen von Missions-Arbeitern und Gemeinden. Der Kursus seiner Studien wird also nicht leicht zu durchgreifend sein können. Und immer nötiger wird es, daß man den Missions-Beruf nicht ergreife mit dem Enthusiasmus eines ungeformten und unerfahrenen Gemüts, sondern mit dem klaren, wohlüberlegten Entschluß eines Mannes, der zu überschlagen versteht, ob er es habe hinauszuführen, und der in seiner Studienzeit alles wohl ins Auge gefaßt hat, was das Amt in der Heimat ebenso anziehend als schwer macht, und der sich dennoch mit klarer Entschlossenheit dem noch edleren und schwereren Dienste auf dem Missionsfelde zuwendet.

„Letzteres ist die Betrachtung, die bei den Beratungen des Direktoriums am schwersten in die Wagschale fiel zu gunsten des neuen Verfahrens. Es giebt ja einzelne, deren Beruf zur Missionsarbeit von vornherein deutlich angezeigt zu sein scheint, selbst ehe sie in irgend eine Vorbereitungsschule eintraten; aber solche Fälle sind selten. Für alle

übrigen wird es mit jedem Jahre weniger wünschenswert, daß sie in den Ausbildungskursus fürs Predigtamt eintreten mit einem Versprechen, das sie von vornherein entweder an die Heimat oder an die Mission bindet. In vielen Fällen gerät der Student, welcher mit dem Versprechen der Mission zu dienen in die Hochschule eintritt und deshalb während seiner Studien von der Missionsgesellschaft erhalten wird, in eine sehr peinliche Lage, und wie er sich in derselben auch verhalten mag, die Gesellschaft hat allerlei Verlegenheiten und Verluste davon. Fühlt er sich gebunden durch sein Versprechen, als Missionar auszugehen, so geht er mit halbem Herzen und sein Werk leidet darunter. Sieht er sich genötigt, daheim zu bleiben, so thut er es mit dem Gefühl, unrecht gegen die Missionsgesellschaft zu handeln. Warum sollten beide Teile sich selbst in solche Lagen bringen? Wahrlich, die Zeit ist gekommen, da das Wesen und die Würde der evangelischen Mission unter den heidnischen Völkern so vollständig erkannt sein sollte, daß man nicht mehr zu der plumpen und unbefriedigenden Aushilfe greifen dürfte, die Ausbildung der Arbeiter selbst zu übernehmen; die Zeit ist gekommen, da man den Ruf zu diesem Dienste, ebensowohl als den Ruf zur Arbeit in der Heimat, sollte getrost an Männer richten dürfen, die völlig ausgebildet und bereit sind, mit voller Erkenntnis seiner Bedeutung sich über ihn zu entscheiden. Die unmittelbare Wirkung des Beschlusses, zu dem die Direktoren gekommen sind, wird freilich die sein, daß die scheinbare Zahl derer, die sich für die Missionsarbeit in Verbindung mit dieser Gesellschaft vorbereiten, sich beträchtlich vermindert; aber es ist kein Grund da, eine wirkliche Verminderung derer zu fürchten, die von Gott zu diesem Dienste berufen werden. Die Direktion glaubt, daß in jeder theologischen Hochschule nicht wenige sein werden, welche gewissenhaft die relativen Ansprüche des Werkes daheim und draußen erwägen, ehe sie sich schließlich über ihren Lebensweg entscheiden. Aus diesen wird der Herr der Ernte, in Antwort auf das Gebet seines Volkes, die Arbeiter aussenden, die er sich erwählen mag für die große Welt-Ernte." —

Allerdings passen ja die in dieser Erklärung vorausgesetzten Zustände zum großen Teil nicht auf unsre deutschen Verhältnisse und kann deshalb von einer Nachahmung dieses Exempels in unsern deutschen Missionen bis auf weiteres keine Rede sein. Aber nicht nur die Motivierung dieses Beschlusses, sondern auch die zuversichtliche Erwartung seiner Ausführbarkeit verdient ernste Beherzigung auch bei uns. Möchte die erstere unsern Missionsleitungen einen Gewinn bringen, die letztere unsrer Theologie studierenden Jugend zu einem Sporn werden, ihren Kommilitonen in England an Missionseifer energischer als bisher nachzustreben.

Afrika. Unter den blutigen ägyptischen Wirren, die die dortigen Fremden und Christen mit so großer Gefahr bedrohten, haben natürlich auch die Missionen schwer zu leiden gehabt. Die Am. Unit. Presbyterians hatten in Ägypten 13 Gemeinden, 1168 Kommunikanten, 9 ord. und 15 weibliche Missionare. In Kairo war ihre neue Kirche erst Ende 1880 eingeweiht worden und noch 1881 hatte sie der Khedive gegen die Verfolgungen der koptischen Geistlichkeit in Schutz genommen. Sämtliche amerik. Missionare sind gezwungen worden das Land zu verlassen und haben sich vorläufig nach England begeben. Wie es ihren Gemeindegliedern und 10 eingebornen Pastoren während der Metzeleien gegangen, ist noch unbekannt. Auch Fräulein Whately, deren segensreiche Schulen in Kairo immer größeren Einfluß gewannen, hat fliehen müssen. Dasselbe Schicksal hat die deutschen Pastoren und die kath. Ordensleute betroffen. Wie tapfer die Kaiserswerther Diakonissen in Alexandrien standgehalten, bis auch sie ihr Hospital verlassen mußten, ist aus den Zeitungen genugsam bekannt. Schneller als sich vermuten ließ, haben ja nun die

Engländer gesiegt und die Arabische Armee zerstreut. Der muselmännische Fanatismus scheint doch nicht mehr eine so gewaltige Macht zu sein, als man nach früheren Ausbrüchen auch jetzt fürchten zu müssen glaubte. Jedenfalls ist der englische Sieg, so wenig wir auch zur Verteidigung der englischen Politik geneigt sein mögen, im Interesse der Civilisation und des Christentums ein großes Glück! Welches unabsehbare Unheil wäre entstanden, hätte Arabi Pascha den Sieg davon getragen. Dr. Jessup, langjähriger Missionar im Orient, und genauer Kenner der dortigen Verhältnisse, der zur Zeit der Flucht der presbyt. Missionare in Alexandrien war, macht in einem interessanten, noch vor dem englischen Bombardement geschriebenen Artikel: Egypt and Islam (For. M. 82 S. 157 ff.) sehr lehrreiche Mitteilungen über den ägyptischen Rebellenführer, aus denen hervorgeht, daß der Sieg seiner Sache mit dem der Barbarei, der Intoleranz und Inhumanität würde identisch gewesen sein. Nach dem Massakre in Alexandrien am 11. Juni erklärte Arabi laut, wie Jessup von einem Ohrenzeugen vernahm, in der Moscheh zu Kairo: „Allah möge mir das Privilegium gewähren, die Straßen Kairos mit Christenblut überschwemmt zu sehen." Und in einem zweiten Artikel: The crisis in Egypt and the slave trade of Centralafrica (ebend. S. 167 ff.) weist Dr. Blyden (Geistlicher in Liberia) nach, daß die Propaganda des Islam und der Sklavenhandel durch ganz Sudan einen neuen Aufschwung würde genommen haben, wenn es in Ägypten den Fanatikern des Halbmonds gelungen wäre obenauf zu bleiben. — Ob nun die englische Politik ihren schnellen Sieg in Ägypten weiser benutzen wird als ihre früheren mühsameren Siege in Südafrika und ob die Aussichten für die christl. Mission in dem ausgedehnten Gebiete des Khedive für die nächste Zeit besonders glänzende sein werden, das wagen wir nicht zu prognostizieren. Daß die verlassenen Missionsposten sofort wieder besetzt werden, ist selbstverständlich; ebenso aber auch, daß mit dem Einzuge der Engländer in Kairo noch lange nicht Ägypten beruhigt, geschweige die Ordnung auch im Sudan wieder hergestellt ist, wo der von dem arabischen Propheten Mohammed Achmed geleitete Aufstand gegen die ägyptische Regierung, resp. das türkische Element noch in hellen Flammen steht („Ausland" 82 S. 779 f.). Hoffentlich benutzt England seinen Sieg in Ägypten, um auch gegen den ostafrikanischen Sklavenhandel energische Schritte zu thun.

Während der 33. Jahresbericht der Chrischona Pilgermission die erfreuliche Nachricht bringen kann, daß es zweien ihrer Boten gelungen ist, im Januar 1881 in das Gallaland vorzudringen und in Balli sich niederzulassen (siehe den ersten Bericht von dort im „Glaubensboten" 82. S. 47) und auch unter den Falaschas in Abessinien das Werk der eingebornen Arbeiter leidlichen Fortgang hat („Dibre Emeth" 82. S. 67 ff. und 149 ff.) — meldet das Organ der Am. Miss. Association (Am. Miss. 82. S. 225), daß ihr Pionier der sog. Arthington-Mission im Gebiete des Sobat nach Amerika zurückgekehrt sei, da unter den kriegerischen Verhältnissen im Sudan der Beginn einer christlichen Missionsthätigkeit zur Zeit eine Unmöglichkeit. Die Reise ist übrigens leidlich glücklich verlaufen; Mr. Ladd ist bis zur Mündung des Sobat vorgedrungen und hat insofern seine Aufgabe gelöst, als er den Weg zu dem neuen Missionsgebiete rekognosziert und über dieses selbst Information eingezogen hat.

Viel betrübender ist die andere Nachricht, daß die hoffnungsvolle schwedische Expedition ins Gallaland abermals gescheitert und ihr tüchtiger, begeisterter Führer Arrhenius den Strapazen des Klimas und der Reise in Khartum erlegen ist. Den von dem jungen Gallachristen Onesimus geschriebenen Brief über seinen Tod siehe in „Africa" 82. S. 172. Über „die schwedische Gallaexpedition" vergl. Mitt. der Jenaschen Geogr. G. 82. S. 86 ff.

Der als Visitator nach Frere Town gesandte Begründer der dortigen Missionskolonie Rev. Price ist mit guten Nachrichten von dort zurückgekehrt. Die Kolonie, welche äußerlich wie innerlich in gesunder Entwickelung begriffen ist, bewährt sich als ein lebendiger Protest gegen das Sklavensystem, weshalb sie freilich den Arabern in Mombasa ein Dorn im Auge bleibt. Gegen die Verleumdungen des Oberhaupts dieser Araber gelang es Rev. Price vor dem Sultan zu Sansibar sich und die Mission glänzend zu verteidigen. 41 erwachsene befreite Sklaven sind im vergangenen Jahre zu Frere Town getauft worden. In Kisulitini wird eine neue Kirche zu bauen beabsichtigt. Auf beiden Stationen stehen 800 Seelen unter christlichem Einfluß, während die Zahl der Getauften 419 beträgt. Auch auf der Station Rabai fanden 24 Taufen statt. Im Giriama-Distrikte bildet Fulladoyo den Hauptsammelpunkt für entlaufene Sklaven, die unter der Oberleitung und Unterweisung des Abe Sidi zu einer geordneten Gemeinschaft sich konsolidieren. Obgleich diese Niederlassung von der Mission in einer gewissen Unabhängigkeit steht, so bildet sie doch eine beständige Gefahr für dieselbe, weil die Araber sie verdächtigen, als begünstige sie die Flucht der Sklaven. In der letzten Zeit wendet man sich mehr den eigentlichen Eingeborenen zu und wird beabsichtigt in Mwaiba eine Hauptstation für das Giriamaland zu begründen (Int. 82. S. 443. 580. Gleaner 82. S. 90 ff. Eine klare Übersicht in Africa 82 S. 150).

Über die Viktoria Nyanza-Mission, deren 3 Etappenstationen: Mamboia, Mpwapa und Uyui selbständige Centralpunkte der Evangelisierungsarbeit geworden sind und sich in erfreulicher Weise immer mehr konsolidieren, haben sich in Rubaga selbst bereits wieder neue Schatten gelagert. Allerdings ist der Erstling dieser Mission, der wegen seines christlichen Bekenntnisses verbannt gewesene und dann von Miss. Pearson mit nach der Küste genommene Jüngling Duta zu Sansibar getauft worden und befindet sich jetzt mit einigen der neu ausgesandten (6) Missionare[1]) auf dem Wege nach seiner Heimat; aber am Hofe Mtesas gehts wieder durch allerlei Wirrnis. Während die Missionare in einer verheerenden Seuche, die das Land heimsuchte, gute sanitätliche Dienste thaten, auch ihre industriellen Arbeiten leidlichen Fortgang nahmen, bedrängten die Araber unter Drohungen und Versprechungen den König von neuem, ihren Glauben anzunehmen und verdächtigten die protestantischen wie die katholischen Missionare. Pater Lourdel forderte sie — charakteristischerweise! — zu einem Gottesurteil heraus: man solle ein Feuer anzünden, in dasselbe wolle er mit seinem Buch gehen und die Araber möchten das gleiche mit ihrem Koran thun. Wessen Buch von den Flammen unversehrt bliebe, dessen Religion solle die wahre sein. Aber die Araber lehnten diese Feuerprobe ab. Der heißeste Tag war der 27. September. O' Flaherty hatte dem König gesagt, wenn er ihm Eisen zu Werkzeugen und Leute zur Arbeit liefere, so wolle er nach Lehm graben, Ziegel machen und ihm ein schönes Haus bauen. Für das Gelingen setze er seinen Kopf ein; vielleicht finde man beim Graben auch Silber und andere Metalle im Boden. Dies Wort wirkte wie ein Funke, der ins Pulverfaß fällt! Alles schrie auf einmal nach Silber; der Weiße habe seinen Kopf dafür eingesetzt, daß er Silber aus dem Boden bringen werde, jetzt solle er nun graben. Keine Einrede wollte helfen. Schließlich stimmte auch der König in die Forderung ein und erklärte, am Hause sei ihm nichts gelegen, Silber wolle er! Ja, er ließ seine Scharfrichter kommen und fragte feierlich den Missionar: „Willst du jetzt nach Silber graben oder aber deinen Kopf

[1]) Von den zum Beginn der Mission (1876) ausgesandten 8 Männern ist heute nur noch ein einziger, Mackay, in Uganda! Die übrigen sind teils tot, teils invalid-

verlieren?" O' Flaherty suchte noch einmal das Mißverständnis aufzuklären und sagte dann bestimmt: „Da Dir an einem Hause doch nicht gelegen ist, so werde ich jetzt auch nicht nach Lehm, überhaupt nach gar nichts graben; willst Du aber meinen Kopf — hier ist er!" Schon triumphierten die Araber, die Häuptlinge riefen: „recht so!" und des Königs Koch fing an, den Weißen zu verhöhnen; O' Flaherty aber fuhr ihn an: „Wie wagst Du es, des Königs Gast zu beleidigen!" Nun nahm Mtesa wieder das Wort, winkte den Scharfrichtern, sich zu entfernen, lobte O' Flaherty und rief: „Es ist nicht er, sondern Mackay, der sich weigert für uns nach Silber zu suchen." Alles stimmte bei, O' Flaherty aber nahm seinen Kollegen kräftig in Schutz und erklärte einfach: „Wenn Mackay stirbt, sterbe ich auch; er und ich sind eins." Ein Mohammedaner suchte nun neue Anklagen vorzubringen. O' Flahertys Geistesgegenwart und witzige Gegenreden imponierten aber allen, so daß ihm schließlich kein Leid geschah, ja die Häuptlinge und Araber, nachdem die Versammlung sich aufgelöst hatte, ihm allerlei Schmeichelhaftes sagten.

Das hielt sie aber nicht im mindesten ab, alsbald eine Reihe neuer Verleumdungen gegen die Weißen vorzubringen; diese seien im Begriff eine Festung zu bauen, und dann das Land „aufzuessen", die Franzosen hätten 50 Sklaven gekauft, um sie fechten zu lehren und dann Krieg anzufangen u. s. w. Das war dem König aber doch zu bunt. Er sagte daher nur: „Ich nehme ja eure Religion an und will nichts von der Religion der Weißen; also verleumdet sie doch nicht länger." Hierdurch ermutigt, fingen die Mohammedaner nun an, über die Religion der Weißen zu schimpfen, sie seien Ungläubige, essen mit ungewaschenen Händen, essen auch Schweinefleisch — davon seien sie so weiß — halten Hunde, verstehen nicht zu beten u. s. f. Hierauf schickte Mtesa sie alle in die Moschee zum Beten. Als sie wieder kamen ließ er Mukasa, einen Schüler der Missionare kommen und aus dem Suaheli-Gebetbuch das Vater-Unser vorlesen, worauf die Araber schrieen: „Da hört mans! Was soll das heißen? Allah ist nicht unser Vater und wer hat ihn je im Himmel gesehen? Sagten wir nicht, die Weißen verstehen nicht zu beten?" So befahl denn Mtesa, in Zukunft solle alles mohammedanisch beten und wer es nicht könne, solle getötet werden; gleich darauf aber ließ er weiter vorlesen, was im christlichen Gebetbuch stand, und schien Wohlgefallen daran zu finden. Einige Tage später erklärte er den Missionaren, er wolle nichts mit Jesus Christus zu thun haben. Waaren und Weiber — das wolle er haben. Die Religion Jesu aber verschaffe ihm solche nicht, ja verbiete sie am Ende gar. Man habe ihm gesagt, Gott werde ihn schützen, wenn er das Buch lese; aber nachdem er Christ geworden, sei ihm dies und das Unglück begegnet; auch Smiffi (Lieut. Smith) sei ja Bibelleser gewesen und doch in Ukerewe getötet worden! Habe nicht schon Jesus selbst seine Religion bei den Juden einführen wollen, dafür aber mit dem Tode büßen müssen? Er wolle keine leeren Worte. Wenn diese Weißen für ihn arbeiten und ihm Waaren bringen, wie die Araber, dann seien sie ihm recht; wollen sie ihm aber keine Schiffe bauen und keine Kanonen machen, so brauche er sie nicht. Sie reden viel von Gott, wer aber habe je Gott gesehen!? u. s. w. — Dann forderte er einen Araber auf, zu sagen, was er von den Weißen wisse. Sie seien alle schlecht, meinte Suliman, die schlechtesten aber seien die Engländer. Amerika hätten sie aufgegessen und Indien und Sansibar! — Nun durfte O' Flaherty antworten: „Ja, ja," sagte er, „wir haben ganz Sansibar aufgegessen, Menschen und Häuser und Vieh und Bäume und alles. Nichts ist dort übrig, als die Steine, die am Meeresufer liegen, und auch diese werden wir nächstens verschlingen. Auch dies Land hier werden wir verschlingen. Aber erst müssen

wir etwas stärker werden und da möchte ich den König bitten, mir einen großen Ziegenbock zu schenken, daß ich mich stärken kann." Dieser Witz gefiel dem König, er lachte und ließ dem freimütigen Missionar eine schöne, fette Ziege geben!

Nach einigen Tagen gings aber schon wieder los. Jetzt (12. Oktober) wußten die Araber: Die Königin von England hätte Mtesa eine Spieldose, 1000 Flinten, viel Zeug u. dgl. geschickt, die Missionare aber hätten das alles für sich behalten; in der Spieldose seien lebendige Wesen darin, ganze Teufel; wenn O' Flaherty pfeife, so fangen sie an zu spielen, und wenn Mackay sage: Halt! so hören sie auf! Dann sprach Suliman ein langes arabisches Glaubensbekenntnis, wovon natürlich niemand ein Wort verstand, O' Flaherty aber sang einen Vers der englischen Nationalhymne, worauf Mtesa meinte, das sei gerade so schön, wie das Arabische, er solle noch mehr singen. Dann fing ein Streit an über die Frage, wer der Teufel sei, ob Jesus ein Araber oder ein Europäer gewesen u. s. w. Endlich sagten die Araber: „Die Weißen sind Götzendiener, sie beten Bilder an;" und Mtesa — um ihre Aussage zu bestätigen — ließ ein kleines Bilderbuch kommen, das er von den katholischen Missionaren erhalten hatte und worin Gott als alter Mann mit einem großen Barte dargestellt war! Die Araber frohlockten. O' Flaherty suchte freilich auseinanderzusetzen: das Bild sei für Kinder bestimmt, und habe nur den Zweck, ihnen deutlicher zu machen, daß Gott unser Vater sei, mußte aber doch hinzufügen, daß in solchen Dingen ein großer Unterschied sei zwischen den Katholiken und ihnen.

Im Dezember kamen ruhigere Zeiten. Der 10. war ein „herrlicher" Tag. O' Flaherty las dem König allerlei Christliches vor und überzeugte ihn, daß das Evangelium nichts gegen die Obrigkeit, gegen den König u. dgl. enthalte, sondern nur den Frieden, die Ordnung und gute Sitte befördere. Mtesa war wieder einmal sehr gnädig, machte viele Fragen und ließ sich allerlei aus Europa erzählen. Aber schon Tags darauf verlautete, der König habe gesagt, die jungen Leute, welche bei den Missionaren lesen lernen, pflegten diesen zu berichten, was bei Hofe vorgehe, er werde ihnen daher ferner nicht erlauben, zu ihnen zu gehen u. s. w. Heute Ja, morgen Nein! — das ist nun einmal Mtesas Art. Übrigens hatten die Missionare als „des Königs Gäste" in dieser ganzen Zeit seinen Schutz zu genießen. Als einmal in ihr Haus eingebrochen wurde, schnitt man — trotz ihrer Proteste — dem Diebe eine Hand und ein Ohr ab. Hunger haben sie auch nicht mehr zu leiden gehabt. Zum Teil leben sie schon vom Ertrag ihres Gartens.

Und dennoch wird unter all diesen Kämpfen ganz in der Stille das Reich Gottes gebaut. Mit einer kleinen Schülerzahl hat Mackay die Lektüre der Apostelgeschichte beendet, ja ein Sklave, der schon vor 3 Jahren mit großem Eifer lesen gelernt und seinem Lehrer auf der Reise nach Uyui sich als sehr anhänglich und nützlich erwiesen, bat schriftlich um die Taufe und erklärte, daß er sich auch vor Gefangenschaft und Tod nicht fürchte (Int. 82. S. 475 ff.).

Viel schlimmer lautet, was die römischen Missionare melden, mit denen übrigens die Boten der Ch. M. S., jetzt in leiblichem Frieden zu leben scheinen. „Ich muß mir Gewalt anthun — berichtet P. Lourdel in den „Kath. Missionen" 1882 S. 217) — Ihnen zu schreiben, denn ich bin in tiefe Trauer versenkt. Diese Nacht haben wir einem unserer Neubekehrten, der unschuldig zum Tode verurteilt ist, die erste heilige Kommunion gereicht; derselbe wird in der folgenden Nacht mit mehreren hunderten seiner Landsleute lebendig verbrannt werden. Der junge Mann, der von der

besten Gesinnung erfüllt ist, kam mit Erlaubnis seiner Kerkermeister, um uns das letzte Lebewohl zu sagen. Einer unserer Christen hatte ihm im Gefängnis die heil. Taufe gespendet; wir mußten nur die Ceremonien der Taufe nachholen. Mit welcher Freude ist er zum Tode bereit, der seiner Verbannung auf Erden ein Ziel setzen und ihm die Pforten des ewigen himmlischen Vaterlandes öffnen soll! — Kurz nach Mitternacht trat P. Livinhac an den Altar und Jesus Christus hielt für das erste und letzte Mal unter den sakramentalen Gestalten seinen Einzug in das Herz dieses mutigen Christen.

Diesen Morgen schickte uns der brave Neophyt als unser Erbe seinen 14jährigen Sklaven, der bereits den Katechismus kennt; dabei ließ der Verurteilte uns sagen: „Es ist mein Wille, daß er bei Euch bleibe, so wird er die wahre Religion kennen lernen und nicht die Diener des Teufels nachahmen.“ Lorenz (diesen Namen gaben wir dem Neubekehrten mit bezug auf die Feuerqual, die er bestehen muß) hat im Gefängnis einen seiner Leidensgefährten, welche mit ihm zum Tode gehen sollen, bekehrt. Er wird demselben im entscheidenden Augenblicke die heil. Taufe spenden, und im Falle seine Hände gefesselt sein sollten, wird es einer unserer Katechumenen thun, welche sie zum Tode begleiten werden. Soll ich ihnen den Grund dieser Grausamkeit nennen? Sie werden denselben ohne Zweifel erraten. König Mtesa ist beständig leidend; sein Gemütszustand verbittert sich von Tag zu Tag, und er will nicht, daß nur er leiden und sterben müsse.“

Ich weiß nicht, wann dieses heidnische Autodafé stattgefunden haben soll. Der Brief Lourdels ist ohne Datum. Allerdings sind die letzten Berichte der evangelischen Missionare bereits im Mai ds. Js. in London eingetroffen. In denselben war weder eine Andeutung über einen solchen Massenmord noch darüber enthalten, daß die katholischen Missionare bereits Taufen vollzogen hätten. Selbst die „Kath. Missionen“ äußern ihre Bedenken gegen die Glaubwürdigkeit der Lourdelschen Angaben: „Hoffentlich folgt dieser traurigen Nachricht keine Bestätigung oder wird doch wenigstens die Zahl der zum Feuertode Verurteilten den Missionaren übertrieben angegeben worden sein.“ Wir werden also gut thun, das Eintreffen der nächsten Post abzuwarten, bevor wir die qu. Grausamkeit Mtesas als Thatsache registrieren. Übrigens wollen wir nicht unterlassen, auf die auch hier geübte bedenkliche römische Taufpraxis die Aufmerksamkeit unserer Leser zu richten.

Sehr interessante Mitteilungen auch über die Religion der Waganda machen die Missionare Wilson und Felkin in ihrem Buche: Uganda and the Egyptian Soudan, aus denen wir (nach dem Int. 82. S. 238 f.) einige Auszüge geben. Eigentlicher Götzendienst ist unbekannt, Götzenbilder oder Symbole giebt es nicht. Sie glauben an ein höchstes Wesen, das die Welt und die Menschen gemacht hat und das sie Katonda oder Schöpfer nennen, aber sie leisten ihm, als zu erhaben, keine gottesdienstliche Verehrung. Die Hauptgegenstände ihrer Verehrung sind untere Götter oder Dämonen, Lubari genannt. Diese Dämonen lassen sich an gewissen Orten nieder und üben über verschiedene Dinge bestimmte Macht aus. Der hauptsächlichste, am meisten gefürchtete und verehrte dieser Dämonen ist Mukusa, der Lubari des Nyanza, eine Art Neptun, der im See lebt, das Wasser beherrscht und auf ganz Uganda großen Einfluß übt. Von Zeit zu Zeit nimmt er Besitz von einer Person, Mann oder Weib, die sein Orakel wird und übernatürliche Kräfte besitzt: Kranke heilen, Regen machen, Krieg, Teurung und Seuchen bringen und weissagen kann. Natürlich übt eine solche Person einen enormen Einfluß aus auch auf die Regierung des Landes. Wenn die Waganda eine Reise antreten, so bringen sie diesem Geist Opfer, meist Früchte, die

man unter Gebet ins Wasser wirft. — Andere Dämonen sind Chiwuka und Nenda, die Kriegsgötter, die auf Bäumen wohnen. Diesen bringt man lebendige Tiere zum Opfer, bevor es in den Krieg geht. Ein anderer Lubari ist der Ndaula, der mit einem alten Könige des Landes identisch zu sein scheint und auf dem Berge Gambaragara (Gordon Bennet) wohnt; er soll die Masern hervorbringen. Auch der Donner wird verehrt; wo der Blitz die Erde berührt, wird entweder ein Bogen errichtet, unter welchen kein Fremder gehen darf oder eine kleine Hütte gebaut, die indes nie repariert wird. Auch giebt es Flußgottheiten in verschiedenen Teilen des Landes, denen manchmal Menschen geopfert werden. Die alten Könige scheinen gleichfalls als Halbgötter betrachtet zu werden; über ihren Gräbern werden Häuser errichtet, die unter der Aufsicht der Häuptlinge stehen und in denen gelegentlich Menschenopfer dargebracht werden. Die Waganda sind voll Aberglauben besonders in Zaubereien, welche die Medizinmänner bereiten. Diese Zaubereien werden aus merkwürdig geformten Stücken Holz, Horn und ähnlichem Zeug gefertigt und sollen vor Krankheit, Schlangenbiß u. s. w. schützen. Diese Medizinmänner, Mandwa, besitzen auch ungeheuren Einfluß; sie sollen die Zukunft wissen, Gestohlenes entdecken, Wind und Regen machen können u. dgl., praktizieren auch als wirkliche Ärzte, indem sie allerlei Kräuter, Wurzeln, Rinde anwenden und keineswegs ohne Erfolg. — Fremde Religionen haben bis jetzt keine Wurzel gefaßt. Obgleich mohammedanische Händler schon vor 60 Jahren im Lande sich angesiedelt, haben sie doch keine Bekehrungen zustande gebracht, selbst den König, der sich doch einen Mohammedaner nennt, wagen sie nicht als einen solchen zu reklamieren. Er würde sich nie der Beschneidung unterwerfen; hundert Jünglinge, die diesem Ritus sich unterworfen, in dem Glauben, der Islam werde die nationale Religion werden, hat Mtesa verbrennen lassen.

Die Londoner Mission am Tanganyika, die bis jetzt die bedeutende Summe von über 440 000 Mk. und was mehr ist: 4 Menschenleben[1]) gekostet hat, ist durch die Aussendung von 8 neuen Arbeitern unter Führung des an den See zurückkehrenden Kapitän Hore verstärkt worden. Ein kleines Stahlboot haben diese mitgenommen und ein größeres Dampfschiffchen soll nächstens folgen. Mr. Griffith hat seine Station von Mtowa nach dem höher gelegenen Butonga (an derselben westlichen Seite des Sees in Uguha) verlegt und ist wieder rüstig an der Arbeit. Dr. Southon setzt sein Werk in Urambo im Segen fort. Er kann jetzt zu dem Volke in seiner Muttersprache, Kinyamwezi, sprechen und hat bereits ein erstes Lesebuch in dieser Sprache verfaßt. Eine Schule ist in Gang gebracht und den umliegenden Orten wird regelmäßig das Evangelium gepredigt. Der Häuptling Mirambo ist noch immer der Mission wohlgewogen (Chron. 82. S. 178. 221. 281. 294). So wird, wills Gott, diese Mission demnächst 4 feste Centralpunkte besitzen: Urambo, Ubschidschi, Butonga und einen Ort am Südende des Sees, um die Verbindung mit der freischottischen Mission am Nyassa herzustellen.

Hier, am Nyassa haben die Freischotten ihre Hauptstation von dem ungesunden Livingstonia am Südende nach Bandawe, etwa in der Mitte des westlichen Ufers, verlegt. An dem ersteren Ort ist Schule und Gottesdienst einstweilen eingebornen Arbeitern übergeben. Lovedaler Zöglinge thun Evangelistendienste in dem Berglande an der Westküste. Die Anlegung weiterer Außenstationen, Eröffnung von Schulen ꝛc. steht in sichrer Aussicht. Hand in Hand mit der Mission geht die neue von ihr unabhängige

[1]) Von den 12 seit 1876 mit ihr verbunden gewesenen Männern stehen heut nur noch 3 in ihrem Dienste!

Handelsgesellschaft, die jetzt mit der Anlegung einer Straße nach dem Tanganyika beschäftigt ist. Wie schon früher mitgeteilt, waren 19 Mann von diesen Straßenarbeitern ermordet worden, doch scheint dieser traurige Zwischenfall, nachdem der Häuptling, dessen Unterthanen die meisten der Ermordeten waren, die Mörder gezüchtigt, keine weiteren Hindernisse dem Unternehmen in den Weg zu legen. Unterdes hat Mr. Stewart die Ostküste des Sees kartographisch aufgenommen und ist jetzt mit der gleichen Arbeit am Nordufer beschäftigt. — Nach den neusten Nachrichten stehen Verwickelungen mit den Portugiesen bevor, die am oberen Schire und am Südende des Nyassa sich festzusetzen beabsichtigen (Africa 82. S. 148 f. Free Ch. Rec. 82. S. 206. 235. 269).

Einen großen Verlust hat die Universitäten-Mission durch den Tod ihres rührigen Bischofs Steere erlitten, der am 28. August cr. in Sansibar nach 8jähriger selbstverleugnungsvoller Arbeit gestorben ist. Er hat die unter seinem Vorgänger ins Stagnieren geratene Mission wieder in Aktivität gesetzt und ist auch als Bearbeiter der Suahilisprache und Übersetzer verschiedener Bibelteile in dieselbe sehr thätig gewesen. (Biographisches über ihn Africa 82 S. 177 f.) Die Universitäten-Mission hat ihren Sitz in Sansibar, wo sie im Jahre 1881 nicht weniger als 158 befreite Sklaven in ihre Pflege bekam, die sie meist auf einer ihr gehörigen großen Farm beschäftigt oder auf ihre Stationen auf dem Kontinente versetzt. Solcher Stationen hat die Gesellschaft bereits eine ganze Reihe. Mbweni, Kiungani, Magila, Mkuzi, Umba (die letzteren 3 in Usambara), und 5 Stationen im Rovumadistrikte, die sich bis an das Ostufer des Nyassa, Bandawe gegenüber (Kungoi) erstrecken. Der Centralpunkt ist hier Masasi. In Summa stehen jetzt über 1000 Heiden in der christlichen Pflege ihrer ca 34 (?) europäischen und 26 eingebornen Arbeiter. Die Gesamteinnahme der Gesellschaft in 1881 betrug 239480 Mk. (Africa 82. S. 150 f.).

Die Blantyre-Mission der schottischen Staatskirche ist in sehr erfreulicher Entwicklung begriffen trotz mannigfacher Krankheitsheimsuchung der Arbeiter und allerlei Beunruhigung seitens der umwohnenden wilden heidnischen Stämme. Eine nette kleine Kirche, die erste im Gebiete der Seeenmissionen, ist erbaut und am 23. April d. J. feierlich eingeweiht worden, die Schule im guten Gange, der Verkehr mit den Häuptlingen gestaltet sich freundlicher u. s. w. (Church of Sc. Rec. 82. S. 103. 140. 292. 325). Von der Roheit, mit der es dort die Missionare zu thun haben, nur ein Beispiel. Der Häuptling Chipetula schnitt in der Trunkenheit seinem Lieblingsweibe die Augenbrauen und die Wangen ab und das arme Weib stürzte sich, um der Wut ihres grausamen Mannes zu entgehen, in den Fluß und ertrank. Von Rene ergriffen verlangte nun der Unmensch, daß die Weiber der 4 Flußhäuptlinge sich gleichfalls ertränken sollten und als diese sich weigerten, erklärte er den Krieg.

Wie mir ganz neuerlich der Berliner Missionar Kahl meldet, ist der von den Engländern wieder in sein Reich eingesetzte König Sekukuni ermordet worden. Wahrscheinlich ist sein Mörder der Häuptling Mampuru, der nach des Königs Gefangennahme das Regiment im Bapedi führte und den Sekukuni tötlich haßte. Alle übrigen Mitteilungen beruhen auf mehr oder weniger unsichern Gerüchten, die wir nicht reproduzieren wollen. — Wie mißtrauisch die Buhren noch immer gegen die Berliner Missionare sind, geht beispielsweise aus einem heftigen Angriffe der Volksstem vom 31. Mai auf den Missionar Kahl hervor, der beschuldigt wird, in seinem harmlosen Artikel: „Sekukuni frei“ (Beiblatt Nr. 2) „die Kaffern gegen die Buhren aufgehetzt zu haben“ und der an die Regierung sich mit der Frage wendet: ob es ratsam sei solchen Sendelingen noch ferner herbergzaamheid im Buhrengebiete zu gewähren. Der gute

Kahl hat einfach erzählt, was ihm Sekukuni gesagt und jeder politische Hintergedanke hat ihm fern gelegen. Als er Sekukuni besuchte, that er einfach seine Pflicht als Seelsorger und Diener der Gesellschaft, welche im Lande des Königs Mission treibt. Keiner unsrer Leser wird auf den Gedanken gekommen sein, daß der qu. Artikel Material zu einer Anklage auf Hochverrat enthielt. Es thut wirklich nicht not, die ausführliche Verteidigung abzudrucken, welche der Verfasser eingesandt hat, da der Angriff der Volksstem ein Kampf gegen Windmühlenflügel ist, der zum Lachen herausfordert. Aber ich erwähne den Vorgang als einen charakteristischen Beitrag zu der feindseligen Gereiztheit, welche gewisse Buhrenkreise gegen die Mission einnehmen. Da Missionar Kahl mehr als ein offizielles Zeugnis über sein bisheriges loyales Handeln in den Händen hat, so war gerade seine Wahl zum Objekt eines Angriffs ein recht offenbarer Mißgriff. Übrigens sollen die Missionare auch aus solchen Erfahrungen lernen sehr vorsichtig sein in allem ihren Reden und Handeln, dem ein Bezug auf Politik gegeben werden kann. — Wie es scheint hat die Wiederherstellung des Buhrenregiments gerade nicht dazu beigetragen, Ruhe und Ordnung zu fördern unter den Eingebornen. Freilich macht es einem auch die englische Regierung schwer genug, für die Segnungen, welche sie bringt, zu schwärmen. Daß Ketschwayo, nachdem er England besucht, wirklich wieder König über wenigstens einen Teil seines früheren Reiches werden soll, klingt zwar fast unglaublich, ist aber trotzdem wahr. Bischof Kolenso muß doch bedeutenden politischen Einfluß besitzen.

Die Hermannsburger Missionare scheinen von Herrn Dunn noch immer keine Erlaubnis erhalten zu haben, ihre Arbeit im Zululande wieder aufzunehmen, während die Norweger, welche 4 Stationen besetzt, berichten, daß sie jetzt fast wirksamer ihr Werk trieben als vor dem Kriege. Dagegen haben auch die Anglikaner zu klagen, daß ihnen Dunn Hindernisse in den Weg legt, während der Häuptling Hlubi sich als ihr Gönner beweise. Von dem König des Swazilands ist ihnen jetzt in der Nähe seines eignen Kraals ein Platz für eine Missionsstation eingeräumt (Africa 82. S. 147 f. Field 82 S. 111 ff.).

Aus Finguland wird die erfreuliche Nachricht gemeldet, daß die dortigen Christen sich freiwillig mit 10 Mk. pro Mann jährlich besteuert haben, um Wege anzulegen oder auszubessern, öffentliche Spitäler zu errichten, landwirtschaftliche Ausstellungen ins Werk zu setzen — ein neuer glänzender Beweis für die Förderung der Kultur durch die Mission (Free Ch. of Sc. Rec. 82. S. 206).

Die schottische Freikirche sammelt jetzt einen South African Missions Buildings Fund von 200 000 Mk. behufs der Erweiterung der Mädchenschulen zu Lovedale und Pirie, der Errichtung einer Mädchenschule zu Blythswood in Finguland und der Begründung einer Schulanstalt für beide Geschlechter in Impolweni für die Zulus von Natal. 80 000 Mk. waren in wenigen Wochen (schon im April) zusammen gekommen (Ebend. S. 114).

Am 28. Juni cr. fand die 18. Jahresversammlung der südafrikanischen allgemeinen Missions-Konferenz zu King Williams Town statt. Der Besuch hätte wohl zahlreicher sein können. Man beschäftigte sich mit einer — allerdings sehr wünschenswerten — allgemeinen Statistik über das südafrikanische Missionsgebiet, erklärte die Einführung des Regierungs-Schulsystems für verfrüht für die Eingebornen, wünschte die Polygamie und den Weiberkauf durch Gesetz gehindert und beschloß gegen eine Vermehrung der Schanklokale in eine Agitation zu treten.

Die Wesleyaner haben ihre (kolonialen und Heiden-) Missionen in Südafrika —

ausgenommen diejenigen in Transvaal und Swaziland, die zusammen nur 512 Kommunikanten unter 6 Missionaren zählen — als selbständige Konferenz konstituiert, so daß sie sich also künftighin unabhängig von der Londoner Leitung selbst regieren (Not. 82. S. 219). Die Gesamtstatistik über ihre dortigen 7 Missionsgebiete, die aber das koloniale Element von dem heidenchristlichen nicht scheidet, giebt folgende Zahlen: 172 Missionare, 19 591 Kgl. und 97 737 Kirchenbesucher.

Eine ergebnisreiche Reise an den Ngami-See unternahm im vergangenen Jahre der Londoner Missionar Hepburn, über die wir etwas ins einzelne gehend berichten wollen, weil sie uns einen ebenso erfreulichen Blick in den Missionseifer einer jungen Christengemeinde thun läßt, wie den Beweis liefert, daß auch unter verkommenen Heiden das Evangelium als eine Kraft Gottes sich legitimiert. Schon im Jahre 1877 hatte von seiner bekannten Station Schoschong (unter den Bamangwato) aus Missionar Hepburn den Ngami-See einmal besucht und 2 eingeborne Evangelisten dort stationiert. Seitdem waren Verhandlungen mit der Rh. M.-G. gepflogen worden, um sie zur Übernahme dieses klimatisch ziemlich gefährlichen und isolierten Gebiets zu bewegen, die aber zu keinem positiven Resultate geführt. So machte sich denn im Auftrage der Londoner M.-G. Hepburn auf, um das dortige Werk zu besehen und definitiv zu organisieren. „Als es in der Stadt bekannt wurde — schreibt er — daß 4 Männer ausgewählt seien um mich zu begleiten, entstand eine große Begeisterung. Die Weiber fingen an, Korn zu bearbeiten und feines Mehl zu machen, das sie dann brachten, so daß die 4 Männer bald mehr hatten als sie brauchten und als ihr Wagen tragen konnte. Als Antwort auf eine Bemerkung, die ich einmal hatte fallen lassen, wurden mir mehr als 500 Gaben gebracht an Mehl, Geld, Ziegen, Schafe, ja selbst drei große Hunde — die hier mit Ochsen gleich im Preise stehen — wurden geschenkt, uns unterwegs zu beschützen, und ein Schlachtochse. Sonntag, den 20. März, wurden die 4 Männer in einer Versammlung von mehreren Tausenden abgeordnet, wobei ich selbst nur als Zuschauer zugegen war. Nach dem gewöhnlichen Gottesdienst wurden verschiedene Ansprachen gehalten. Auch der bekannte Häuptling Khame, und sein Bruder Seretse redeten zu den Vieren und ermahnten sie, ihr Werk mit Ernst und Treue zu thun, damit keine übelen Nachrichten je von ihnen einliefen. Darauf legten der Häuptling Radittadi und einige andere der vornehmsten Männer ihnen die Hände auf und die beiden oben genannten beteten über ihnen, daß Gott sie selbst durch seinen heiligen Geist senden möchte. Der Grundton von allem Geredeten war, um die Worte Khames zu gebrauchen: „Das Werk, das wir heute unternehmen, ist nicht ein Werk für das Königreich der Bamangwato, sondern für das Königreich des großen Königs, Jesus Christus. Es ziemet uns, treu und ernst zu sein und das, was wir thun, nicht mit unsern Lippen zu thun, sondern von Herzen und darüber zu frohlocken, daß Gott uns solch ein Werk auszuführen giebt.“ Die Leute schienen an diesem Tage gar nicht genug kriegen zu können mit Gottesdiensten, denn sie fuhren fort damit von morgens früh bis nach Sonnenuntergang. Sie entwickelten bei dieser Gelegenheit eine ganz ungewöhnliche Lebhaftigkeit und am Nachmittage wurde mir noch eine ganz besondere Überraschung bereitet. Die Kinder, die es nicht hatten ertragen können, daß sie nicht auch mithelfen sollten in dieser Sache, kamen zu mir, damit ich, wie sie sagten, die Gaben der Kinder zählen sollte. Wir zählten dann und fanden 251 Mk., bestehend in 272 einzelnen Gaben. Auf ihren Gesichtern strahlte die helle Herzensfreude. Dieser Enthusiasmus darf aber nicht so ausgelegt werden, als ob das Werk der Christianisierung in der Bamangwato-Stadt etwa

schon vollendet wäre, sondern er ist einfach das Hervorbrechen des christlichen Lebens einer jungen Christengemeinde, die hier in einer echt heidnischen Stadt heranwächst.

Auf dem Wege zum See besuchten wir viele kleine Städte und predigten das Evangelium zu armen, nach Gottes Wort hungernden Leuten. Es war kaum ein Ort, wo die Leute uns nicht zugesetzt hätten mit der Frage: „Wann werdet ihr denn zu uns kommen, um uns zu lehren?“ Als der Bericht von unserer Ankunft die Stadt der Batauana erreichte, machte sich der Häuptling Moremi mit einigen seiner Leute zu Pferde auf, uns entgegen zu reiten, und empfing uns mit großer Freude. Sie freuten sich, sagte er, daß ich sie nicht vergessen hätte und daß ich trotz des ungesunden Klimas sie doch noch einmal besuchte. Wir fanden schon einige ernstgesinnte Leute vor, welche Khukwe (dem eingeborenen Evangelisten) bei seiner Arbeit sehr behilflich waren. Gleich am Nachmittag des Tages unserer Ankunft hielten wir eine Versammlung, in der alle tief ergriffen waren von dem Gefühl der Gegenwart Gottes. Gegen den Schluß, gerade während ein brünstiges Gebet gesprochen wurde um Ausgießung des heiligen Geistes auf das Volk und auf uns, für das Werk, das wir beginnen wollten, wurden unsere Herzen zerrissen dadurch, daß wir die fürchterlichen Schläge einer Rhinozeroshaut-Peitsche und das Schreien und um Erbarmenflehen des armen Sklaven, der also gezüchtigt wurde, mit anhören mußten, so lange, bis es endlich in ein leises Wimmern und Stöhnen eines beinahe Sterbenden überging. Wie gern würde ich sofort dazwischen getreten sein, aber ich durfte nicht, es würde mich sofort in eine völlig schiefe Stellung gebracht haben. Aber am folgenden Tage, Sonntag den 1. Mai, nachdem ich fast die ganze Nacht schlaflos und im Gebet zugebracht, predigte ich über die Barmherzigkeit Gottes in Christo Jesu uns geoffenbart und über die Unbarmherzigkeit der Menschen, namentlich auch der Herren gegen ihre Sklaven. Ich nahm kein Blatt vor den Mund und schonte die Batauanaschen Sklavenhalter nicht; weil ich aber wußte, daß ich auch viele Bakoba-Sklaven unter meinen Zuhörern hatte, so fügte ich gleich hinzu, daß das Ding auch noch eine andere Seite habe, und davon wolle ich am Nachmittag reden. Nachdem ich mich dann über Mittag ein wenig ausgeruht, sprach ich am Nachmittag im Interesse der Herren und zeigte, wie auch der Sklave seinem Herrn Unrecht und Leid zufügen könne und daß ich ganz und gar nicht gekommen sei, die Sklaven zu lehren, sich gegen ihre Herren aufzulehnen, sondern vielmehr zu thun, was recht und billig ist. . .

Die Batauana bauten draußen vor der Stadt für meinen Begleiter ein kleines Haus und ich selbst schlug daneben mein Zelt auf. Einer der 4 mit mir gekommenen Männer ging mit Khukwe und einem eingeborenen Christen zusammen an die Arbeit unter den Batauana auf den Außenposten, ein anderer mit Diphukwe und einem eingeborenen Christen zusammen machte sich auf zu den Bakoba, und an beiden Stellen fanden sie eine Aufnahme, über welche sie von Herzen froh waren. Die beiden andern blieben bei mir. Die Batauana haben auf ihren Hauptwerften überall morgens Andachten; wir teilten uns, um dieselben zu besuchen und hielten da kurze Gottesdienste. Um 8 Uhr fingen dann die verschiedenen Schulen an, die ich auch nach einander besuchte, um zu sehen, wie es ging und sie anzuleiten. Anfänglich hielten wir nachmittags, später abends Gottesdienst. Die Leute beeilten sich, vom Felde heim zu kommen, dann schnell sich ihr Abendessen zu kochen und dann zum Gottesdienst, der von 7—10 Uhr währte, zu erscheinen. Diese Gottesdienste in der kühlen Abendluft, unter dem hohen, gestirnten Himmel, mit einer feierlichen Stille, die sich sehr fühlbar machte, waren die am meisten gesegneten. Was für ein Gegensatz zu den lärmenden nächtlichen Tänzen,

wie sie bei unserer Ankunft noch ganz und gäbe waren, jetzt aber ganz eingestellt wurden. Nur mit Widerstreben gingen die Leute endlich fort; hätte ich nur Kraft gehabt, noch fortzufahren, ich hätte die halbe Nacht lang ihnen weiter predigen können. Ganz still und ernst gingen sie fort und ich glaube, manch einer hat nicht schlafen können, ehe er nicht beim Herrn Hilfe gesucht hatte. Das ganze Volk wurde angefaßt. Die christliche Partei unter ihnen aber wurde kühner und unverzagter in ihren Angriffen gegen alle Formen des Heidentums und dringlicher und herzlicher in ihren Bitten und Mahnungen an Freunde und Gefährten, denn sie fühlten immer mehr ihre eigene große Errettung.

Mitten hinein kam nun eine Fieberepidemie. Ich selbst war der erste, der betroffen wurde, aber auch der erste, der wieder auf war. Auch alle meine Gefährten bekamen das Fieber, einer von ihnen so schlimm, daß ich sehr besorgt um ihn war. Dies wurde nun aber die Veranlassung, daß ich auch die Bokaba am Tioge-Fluß besuchte. Ich brachte dort mit meinen Gefährten, die sich schnell wieder erholten, eine Woche zu, in der Mitte einer Gruppe von Städten. Zwei unserer Batauana-Begleiter ritten auf allen Dörfern herum und machten unsere Ankunft bekannt, und unter den armen Bakoba erwachte infolgedessen ein solches Verlangen nach Gottes Wort, daß ich buchstäblich kaum Zeit hatte, um zu essen. Sonntagmorgen früh sammelte sich eine große Schar, manche von ihnen von weit her, unter andern auch einige Jünglinge in weißen Hemden, die von einer Stadt kamen, wo ein falscher Prophet die Leute für sich zu gewinnen sucht, indem er sich in einen Zustand der Besessenheit versetzt und dann prophezeit. Ich suchte mir einen passenden Platz unter einem großen Baume aus, wo ich selbst und auch die Leute guten Schatten hatten, nahm meine Bibel in die Hand und fing dann an, ihnen das ganze Leben unseres Heilandes von Anfang bis zu Ende nach den Evangelien vorzutragen, indem ich es ihnen so deutlich und interessant wie nur möglich zu machen suchte. Um Mittag gab es eine Viertelstunde Pause, dann ging es weiter. Ich weiß nicht, daß ich jemals die überzeugende Kraft des Lebens unsers Heilandes mehr empfunden habe als hier, wo ich es den einfältigen Bakoba auseinander setzte. Man hätte nun denken sollen, sie hätten doch gewiß genug gehabt. Ich selbst war jedenfalls herzlich müde und legte mich hin, ein wenig zu schlafen. Eine Stunde mochte ich so gelegen haben, da weckte mich eine Anzahl Leute wieder auf, die gekommen waren, um über das, was sie gehört hatten, noch allerlei Fragen an mich zu richten. So saßen wir denn bei ein paar großen Feuern noch zusammen, bis fast um Mitternacht, und ich fühlte noch einmal Gottes Kraft über mir, indem ich ihnen seine Großthaten darlegte. Ein einfaches ergreifendes Gebet meines Begleiters Hogakgosi, der eben wieder vom Fieber genesen war, beschloß dieses lange, gesegnete Tagewerk. Am andern Morgen früh um 8 Uhr brachen wir wieder auf zurück nach der Batauana-Stadt.

Am folgenden Sonntag, dem sechsten hier am See, den ich sobald nicht vergessen werde, konnten nun 30 Männer und Weiber samt ihren Kindern von meinen beiden ordinierten Begleitern getauft werden. Ich selbst leitete die Gottesdienste, welche für mich zugleich die Abschiedsgottesdienste waren, denn infolge der Nachricht, daß meine Frau und zwei Kinder erkrankt seien, eilte ich heim. Meine Begleiter blieben dort, um die Arbeit noch einen Monat fortzusetzen. Es war auch wohl ganz gut, daß sie die Verantwortlichkeit einmal allein tragen und daß die Leute sich an sie desto enger anschließen konnten. Am Abend feierten wir das erste Abendmahl mit diesen ersten Batauana-Christen, unter denen sich auch der Häuptling mit seinem Weibe und seiner Mutter befand. Meine Begleiter teilten es aus und als ich mit da saß unter den

Abendmahlsgästen, war mein Herz voller Dank gegen meinen Herrn. Die Batanana-Gemeinde hat es übernommen, selbst einen Teil des Unterhaltes ihrer Evangelisten zu tragen. 1000 Mk. hatten sie schon zusammengebracht und übergaben mir dies Geld für Bücher, Bibeln und Testamente. Es war ein großes Verlangen nach Büchern und ich bedauerte sehr, daß ich ihnen keine hatte mitbringen können. Die, welche keine hatten, boten Kühe oder 100 Mk. an für eins, oder 10 Mk. für eine Fibel.

Nach meiner Rückkehr sind noch 15 Batanana zu der Gemeinde hinzugefügt und auch schon 5 Bakoba mit ihren Frauen, die aber bereits vor meinem Besuch bei ihnen im Unterricht gewesen waren. Unter den Bakoba ist bis jetzt nur eine einzige alte im Jahre 1857 gedruckte unvollständige Bibel im Gebrauch. Aber Gott kann sich auch sehr einfacher Mittel zu seinem Werk bedienen, wie mir einer sagte: Es ist alles nur Stammeln, wir sind wie kleine Kinder, aber die Mutter versteht ihr kleines Kind und Gott versteht uns noch besser" (Chron. 82. S. 73 ff. und der Baseler Traktat: „Eine neue Mission am Ngami-See").

Die neue Bihé-Mission des Am. Board, die in Bailunda ihre erste Etappenstation errichtet hat, ist durch einen schweren Verlust heimgesucht worden, indem ihr für das Werk besonders qualifizierter Leiter, Bagster, im Febr. d. J. gestorben ist. Mittlerweile sind neue Verstärkungen aus Amerika angekommen und ist es dem Missionar Sanders gelungen, nicht nur bis Bihé vorzudringen, sondern auch von dem König Chilemo die Erlaubnis zur Niederlassung in seinem Lande zu erhalten. (Her. 82. S. 225. 261. 350.)

Am Kongo stehen neue Verwickelungen bevor. Stanley ist in Brüssel angekommen, um durch die Vermittelung des Königs der Belgier die drohende französische Okkupation des durch ihn erschlossenen Kongogebiets zu verhindern. Wie „Ausland" (Nr. 42) mitteilt, stehen die Sachen für Stanley weit günstiger als für seinen prahlerischen französischen Rivalen. Wie die römische Mission den Willkürakt der französischen Okkupation durch den Reisenden Sarvognan de Brazza auszubeuten sucht, darüber läßt folgende — auch durch ihre Ignoranz charakteristische — Mitteilung der „Kath. Missionen" (82. S. 129) keinen Zweifel: „Die Reise nach dem Stanley-See (Pool), welche P. Augouard soeben zu Ende führte, ist für die Mission am Kongo ein wahrer Erfolg. Bis jetzt ist niemand mit Trägern von der Küste dahingelangt (!!) Seit zwei Jahren mühen sich die protest. Sendlinge umsonst ab (?), diesen Weg zurückzulegen und haben zu diesem Zwecke von Sierra Leone (?) mit fabelhaften Unkosten (als ob den römischen „Sendlingen" die Träger weniger kosteten!) Träger kommen lassen, ohne zum Ziele zu gelangen (?). P. Augonard hat mit dem ersten Häuptlinge am Stanley-Pool ein Bündnis geschlossen, Grund und Boden für eine Niederlassung gewählt und in Besitz genommen. Dank der Expedition des Herrn von Brazza haben einzig Franzosen und somit die kathol. Missionare das Recht einer Niederlassung an dem für Innerafrika so überaus wichtigen Posten des Stanley-Sees."

Die Bapt. M. Soc., deren Boten bereits im Febr. 1881 den Kongo aufwärts den Pool erreichten, hat außer in San Salvador, wo sie ein festes Steinhaus besitzt, am Flusse drei Punkte besetzt: Mussuko, Isangila und Manyanga, gedenkt jedoch die beiden ersten, die ihr nur als Depots dienten, wieder aufzugeben und ist eben daran, in Wangawanga und Bayneston Hauptstationen zu errichten, so daß sie also auf dem Wege nach dem Pool drei Etappen zu Centren ihrer Arbeit behält. Ebensoviele — Banana ungerechnet — hat die neuerdings wieder bedeutend (auch durch einen Arzt) verstärkte Congo Inland M., nämlich: Palaballa, Banza Manteka und Mukimbungu.

Beide protest. Missionen werden sich natürlich durch die französischen Prätensionen nicht abhalten lassen, den Pool zu besetzen, um von hier aus per Schiff weiter ins Innere vorzudringen. Wahrscheinlich befindet sich der Steamer, der nach dem Pool geschafft werden soll, jetzt bereits auf dem Wege nach Afrika, während ein kleineres Boot schon seine Dienste auf den fahrbaren Stellen des unteren Kongo thut. Mit den neuen Verstärkungen zählt die dortige Mission der Baptisten jetzt 11 Arbeiter (Bapt. Her. 82. S 281 ff. Africa S. 152 f.).

Am Kamerun, wo gleichfalls die englischen Baptisten stationiert sind, schreitet das Werk jetzt in erfreulicher Weise vorwärts. Die Gottesdienste, besonders auch auf den Außenposten, werden sehr gut besucht, 23 Erwachsene sind auf der Centralstation Bethel, 12 in Mortonville getauft worden. Als der ganze Stamm von einem benachbarten aufgefordert wurde, ihm in einem Kriege Beistand zu leisten, da zogen die Leute zuvor zur Kirche, anstatt ihre heidnische Zauberei zu treiben, ein Ereignis, wie es noch niemals am Kamerun stattgefunden (B. Her. 82. S. 153).

Auch über die Nigermission, deren Bischof bei seinem Aufenthalte in London den englischen Theologen ordinierte, der zum Sekretär dieser Mission berufen ist — die erste Ordination eines weißen Pastors resp. Missionars durch einen schwarzen Bischof — sind im ganzen recht ermutigende Berichte eingegangen. In Summa sind dort auf 11 Stationen 1600 Heidenchristen (451 Kommunikanten) gesammelt und von Jahr zu Jahr dehnt sich das Werk aus. In Bonny hat allerdings die heidnische Partei wieder einmal die Christen hart bedrängt und sogar den schwachen „König" Georg abzudanken gezwungen; aber das Wölklein ist bald vorübergegangen. Die Stationen am mittleren und oberen Niger stehen jetzt unter der speciellen Superintendenz des Archidiakon H. Johnson, der über dieselben einen ebenso eingehenden wie ermutigenden Bericht erstattet hat (Int. 82. S. 540 ff.). Sowohl um den schwarzen Berichterstatter selbst zu charakterisieren, als um einen speciellen Einblick in die Schwierigkeiten der dortigen Arbeit zu gewähren, werden wir diesen Bericht unsern Lesern in einer der nächsten Nummern mitteilen, da die diesmalige Rundschau keinen Raum mehr für denselben gewährt.

In der Yorubamission ist die Arbeit im Innern schon Jahre lang durch fortwährende kriegerische Unruhen gestört. Neuerdings hat der Titularkönig des Landes einen Brief und Gesandte nach Lagos geschickt, um durch Vermittelung des englischen Gouverneurs eine Versöhnung der streitenden Parteien herbeizuführen (Int. 82. S. 444). Ob dieselbe gelungen, ist noch nicht berichtet. Auch an innern Wirrnissen fehlt es nicht. In Afrika sind zwei große Befestigungen zu zerstören. Die eine bildet das Sklavenwesen, das, wie wir früher mitteilten, in den christlichen Kreisen von Abeokuta, selbst unter den dortigen eingeb. Lehrern, immer wieder einreißt, die andere bilden die Zustände des ehelichen Lebens. In seinem letzten Jahresberichte erzählt der schwarze Pastor J. Johnson, daß in Lagos eine anonyme Schrift erschienen: Hamite's Economy, in der versucht werde nachzuweisen, daß es für den Europäer ganz gut sein möge, mit einer Frau und ohne Sklaven auszukommen, für den Sohn Hams passe das aber nicht; sie müßten Polygamie und Sklaverei haben. Die heiligen Männer des A. T. hätten ja auch mehrere Frauen gehabt. Die englische Regierung müßte darnach ihre Gesetze einrichten und die Christen sollten nationale Kirchen bilden, in denen Polygamisten und Sklavenbesitzer zugelassen würden. Man sieht, der Feind ist auch hier geschäftig, Unkraut unter den Weizen zu säen, und es thut not, daß ernste Kirchenzucht geübt werde. Leider ist das unsittliche Leben der Europäer den schwarzen Christen eine fortgehende Versuchung. — Übrigens ist seit 1870 die Zahl der zur Ch. M. S. gehörenden Christen im Yoruba-

gebiete von ca. 2500 auf 6742 (2395 Kommunikanten) gewachsen. An Beiträgen leisteten dieselben 58000 Mk. (Africa S. 153 f.).

Auf Kumase, wohin die Baseler nochmals einige ihrer Arbeiter (unter ihnen Ramseyer) zur Rekognoscierung entsandt, richten neben den Wesleyanern, die den eingeb. Pastor Haynon im Mai d. J. an den dortigen König abgeordnet, um mit ihm die Eröffnung einer Mission zu vereinbaren (Africa S. 176), auch die französischen Katholiken ihr ernstes Augenmerk (Heidenbote 82. S. 53). Der „Daily News“ vom 15./5. entnehmen wir darüber folgendes: „Zwei Franzosen gingen nach Kumase in der offenbaren Absicht, den französischen Einfluß im Asantereiche zu stärken. Die religiöse und die politische Aufgabe ist sehr klug zwischen den beiden Emissären verteilt worden.[1]) Pater Moreau, das Haupt der kath. M. in Elmina, wünscht eine kath. M. in Kumase zu errichten; von Herrn Brun, dem franz. Konsul in Elmina, glaubt man, er wolle einen Vertrag zwischen Asante und Frankreich zuwege bringen. . . Die Unternehmungen dieser beiden Franzosen sind ein Beweis, daß Frankreich seine Anstrengungen im gegenwärtigen Augenblick keineswegs auf Nord- und Nordwestafrika beschränkt. Die Franzosen sind offenbar entschlossen, sowohl in politischer als religiöser Hinsicht ihren Einfluß auch im Westen überallhin auszudehnen, wo sie nur immer Negerfürsten willig finden, mit ihnen in Beziehungen zu treten.“ Am handgreiflichsten tritt dieses Streben — wie bereits bemerkt — am Kongo hervor.[2]) Hoffentlich bewirkt Stanleys Anwesenheit in Europa, daß diesem rücksichtslosen franz. Vordringen ein Riegel vorgeschoben wird.

Auf der Gold- und Sklavenküste ist die Baseler und die Norddeutsche Missions-Gesellschaft wieder durch eine Reihe schmerzlicher Todesfälle heimgesucht worden. Die erstere hat im Laufe des zwischen ihren beiden letzten Jahresfesten liegenden Jahres auf ihrem westafrikanischen Missionsgebiet 5 Missionare und 3 Missionarsfrauen, die letztere ungefähr in derselben Zeit gleichfalls 5 Arbeiter, von ihnen 3 erst in den letzten Mo-

---

[1]) Fast überall begegnen wir dieser verhängnisvollen Vermengung der Politik mit der Mission bei den französischen Katholiken. Das jetzt so gespannte Verhältnis zwischen der Regierung der Republik und dem römischen Klerus ändert daran nicht das geringste, wie z. B. die Vorgänge auf Madagaskar, am Kongo und in der Südsee beweisen. Rev. Cust, der 25 Jahre lang indischer Missionar gewesen, hat jüngst in einem offenen Briefe an den Redakteur der Missions Catholiques in Lyon auf das Unchristliche dieser Vermengung hingewiesen; wir fürchten aber, daß er nicht viel ausrichten wird. Dem Franzosen liegt diese Vermengung im Blute, und der Katholik, dessen Kirche ein Reich von dieser Welt ist, sieht in ihr keine Abnormität.

[2]) Drohende Wolken hängen auch über Madagaskar. Es ist aus den Zeitungen bekannt, daß augenblicklich eine madagassische Gesandtschaft in Paris weilt, um wegen allerlei Verwickelungen mit der dortigen Regierung sich zu verständigen. Wie dem Standard (vom 7. Okt.) aus Paris berichtet wird, erklären die dortigen Zeitungen, auch die offiziösen, daß für Frankreich dies der günstige Moment sei, um seine Hand auf die Insel zu legen. Man fordert auf, mit Hilfe der Sakalawas die Howas (die herrschende Rasse) zu bekämpfen. „Die Howas, welche gelehrige Werkzeuge in den Händen der britischen Agenten sind, werden als Eroberer von allen anderen Stämmen gehaßt. Seit langer Zeit hat kein Ministerium eine so günstige Gelegenheit gehabt, unsrer Kolonialpolitik auf leichtere Weise einen ersprießlicheren Dienst zu leisten.“ Nun, hoffentlich wachsen die französischen Bäume nicht gleich in den Himmel. Wie man hört, macht die madagassische Gesandtschaft auch noch in andern europ. Hauptstädten Besuche.

Beide protest. Missionen werden sich natürlich durch die französischen Prätensionen nicht abhalten lassen, den Pool zu besetzen, um von hier aus per Schiff weiter ins Innere vorzudringen. Wahrscheinlich befindet sich der Steamer, der nach dem Pool geschafft werden soll, jetzt bereits auf dem Wege nach Afrika, während ein kleineres Boot schon seine Dienste auf den fahrbaren Stellen des unteren Kongo thut. Mit den neuen Verstärkungen zählt die dortige Mission der Baptisten jetzt 11 Arbeiter (Bapt. Her. 82. S 281 ff. Africa S. 152 f.).

Am Kamerun, wo gleichfalls die englischen Baptisten stationiert sind, schreitet das Werk jetzt in erfreulicher Weise vorwärts. Die Gottesdienste, besonders auch auf den Außenposten, werden sehr gut besucht, 23 Erwachsene sind auf der Centralstation Bethel, 12 in Mortonville getauft worden. Als der ganze Stamm von einem benachbarten aufgefordert wurde, ihm in einem Kriege Beistand zu leisten, da zogen die Leute zuvor zur Kirche, anstatt ihre heidnische Zauberei zu treiben, ein Ereignis, wie es noch niemals am Kamerun stattgefunden (B. Her. 82. S. 153).

Auch über die Nigermission, deren Bischof bei seinem Aufenthalte in London den englischen Theologen ordinierte, der zum Sekretär dieser Mission berufen ist — die erste Ordination eines weißen Pastors resp. Missionars durch einen schwarzen Bischof — sind im ganzen recht ermutigende Berichte eingegangen. In Summa sind dort auf 11 Stationen 1600 Heidenchristen (451 Kommunikanten) gesammelt und von Jahr zu Jahr dehnt sich das Werk aus. In Bonny hat allerdings die heidnische Partei wieder einmal die Christen hart bedrängt und sogar den schwachen „König" Georg abzudanken gezwungen; aber das Wölklein ist bald vorübergegangen. Die Stationen am mittleren und oberen Niger stehen jetzt unter der speciellen Superintendenz des Archidiakon H. Johnson, der über dieselben einen ebenso eingehenden wie ermutigenden Bericht erstattet hat (Int. 82. S. 540 ff.). Sowohl um den schwarzen Berichterstatter selbst zu charakterisieren, als um einen speciellen Einblick in die Schwierigkeiten der dortigen Arbeit zu gewähren, werden wir diesen Bericht unsern Lesern in einer der nächsten Nummern mitteilen, da die diesmalige Rundschau keinen Raum mehr für denselben gewährt.

In der Yorubamission ist die Arbeit im Innern schon Jahre lang durch fortwährende kriegerische Unruhen gestört. Neuerdings hat der Titularkönig des Landes einen Brief und Gesandte nach Lagos geschickt, um durch Vermittelung des englischen Gouverneurs eine Versöhnung der streitenden Parteien herbeizuführen (Int. 82. S. 444). Ob dieselbe gelungen, ist noch nicht berichtet. Auch an innern Wirrnissen fehlt es nicht. In Afrika sind zwei große Befestigungen zu zerstören. Die eine bildet das Sklavenwesen, das, wie wir früher mitteilten, in den christlichen Kreisen von Abeokuta, selbst unter den dortigen eingeb. Lehrern, immer wieder einreißt, die andere bilden die Zustände des ehelichen Lebens. In seinem letzten Jahresberichte erzählt der schwarze Pastor J. Johnson, daß in Lagos eine anonyme Schrift erschienen: Hamite's Economy, in der versucht werde nachzuweisen, daß es für den Europäer ganz gut sein möge, mit einer Frau und ohne Sklaven auszukommen, für den Sohn Hams passe das aber nicht; sie müßten Polygamie und Sklaverei haben. Die heiligen Männer des A. T. hätten ja auch mehrere Frauen gehabt. Die englische Regierung müßte darnach ihre Gesetze einrichten und die Christen sollten nationale Kirchen bilden, in denen Polygamisten und Sklavenbesitzer zugelassen würden. Man sieht, der Feind ist auch hier geschäftig, Unkraut unter den Weizen zu säen, und es thut not, daß ernste Kirchenzucht geübt werde. Leider ist das unsittliche Leben der Europäer den schwarzen Christen eine fortgehende Versuchung. — Übrigens ist seit 1870 die Zahl der zur Ch. M. S. gehörenden Christen im Yoruba-

gebiete von ca. 2500 auf 6742 (2395 Kommunikanten) gewachsen. An Beiträgen leisteten dieselben 58000 Mk. (Africa S. 153 f.).

Auf Kumase, wohin die Baseler nochmals einige ihrer Arbeiter (unter ihnen Ramseyer) zur Rekognoscierung entsandt, richten neben den Wesleyanern, die den eingeb. Pastor Haysron im Mai d. J. an den dortigen König abgeordnet, um mit ihm die Eröffnung einer Mission zu vereinbaren (Africa S. 176), auch die französischen Katholiken ihr ernstes Augenmerk (Heidenbote 82. S. 53). Der „Daily News" vom 15./5. entnehmen wir darüber folgendes: „Zwei Franzosen gingen nach Kumase in der offenbaren Absicht, den französischen Einfluß im Asantereiche zu stärken. Die religiöse und die politische Aufgabe ist sehr klug zwischen den beiden Emissären verteilt worden.[1]) Pater Moreau, das Haupt der kath. M. in Elmina, wünscht eine kath. M. in Kumase zu errichten; von Herrn Brun, dem franz. Konsul in Elmina, glaubt man, er wolle einen Vertrag zwischen Asante und Frankreich zuwege bringen. . . Die Unternehmungen dieser beiden Franzosen sind ein Beweis, daß Frankreich seine Anstrengungen im gegenwärtigen Augenblick keineswegs auf Nord- und Nordwestafrika beschränkt. Die Franzosen sind offenbar entschlossen, sowohl in politischer als religiöser Hinsicht ihren Einfluß auch im Westen überallhin auszudehnen, wo sie nur immer Negerfürsten willig finden, mit ihnen in Beziehungen zu treten." Am handgreiflichsten tritt dieses Streben — wie bereits bemerkt — am Kongo hervor.[2]) Hoffentlich bewirkt Stanleys Anwesenheit in Europa, daß diesem rücksichtslosen franz. Vordringen ein Riegel vorgeschoben wird.

Auf der Gold- und Sklavenküste ist die Baseler und die Norddeutsche Missions-Gesellschaft wieder durch eine Reihe schmerzlicher Todesfälle heimgesucht worden. Die erstere hat im Laufe des zwischen ihren beiden letzten Jahresfesten liegenden Jahres auf ihrem westafrikanischen Missionsgebiet 5 Missionare und 3 Missionarsfrauen, die letztere ungefähr in derselben Zeit gleichfalls 5 Arbeiter, von ihnen 3 erst in den letzten Mo-

---

[1]) Fast überall begegnen wir dieser verhängnisvollen Vermengung der Politik mit der Mission bei den französischen Katholiken. Das jetzt so gespannte Verhältnis zwischen der Regierung der Republik und dem römischen Klerus ändert daran nicht das geringste, wie z. B. die Vorgänge auf Madagaskar, am Kongo und in der Südsee beweisen. Rev. Cust, der 25 Jahre lang indischer Missionar gewesen, hat jüngst in einem offenen Briefe an den Redakteur der Missions Catholiques in Lyon auf das Unchristliche dieser Vermengung hingewiesen; wir fürchten aber, daß er nicht viel ausrichten wird. Dem Franzosen liegt diese Vermengung im Blute, und der Katholik, dessen Kirche ein Reich von dieser Welt ist, sieht in ihr keine Abnormität.

[2]) Drohende Wolken hängen auch über Madagaskar. Es ist aus den Zeitungen bekannt, daß augenblicklich eine madagassische Gesandtschaft in Paris weilt, um wegen allerlei Verwickelungen mit der dortigen Regierung sich zu verständigen. Wie dem Standard (vom 7. Okt.) aus Paris berichtet wird, erklären die dortigen Zeitungen, auch die offiziösen, daß für Frankreich dies der günstige Moment sei, um seine Hand auf die Insel zu legen. Man fordert auf, mit Hilfe der Sakalawas die Howas (die herrschende Rasse) zu bekämpfen. „Die Howas, welche gelehrige Werkzeuge in den Händen der britischen Agenten sind, werden als Eroberer von allen anderen Stämmen gehaßt. Seit langer Zeit hat kein Ministerium eine so günstige Gelegenheit gehabt, unsrer Kolonialpolitik auf leichtere Weise einen ersprießlicheren Dienst zu leisten." Nun, hoffentlich wachsen die französischen Bäume nicht gleich in den Himmel. Wie man hört, macht die madagassische Gesandtschaft auch noch in andern europ. Hauptstädten Besuche.

naten, durch den Tod verloren, ein Verlust, der sie noch viel schwerer trifft als die Baseler Schwestergesellschaft, weil das Häuflein ihrer Boten sehr klein ist und jeder neue Todesfall die Stetigkeit der Arbeit empfindlich hindert. Dazu ist unter den 8 letzten Verstorbenen wieder ein Veteran der Gesellschaft, die nur auf fast lauter verhältnismäßig junge Arbeiter angewiesen ist. So erschütternd diese Todesnachrichten, so glaubensstärkend sind die Zeugnisse, durch welche sie angezeigt werden (vergl. „Monatsbl. der Nordd. M.-G." Nr. 10).

Als ein für die westafrikanische Mission wichtiges Ereignis erwähnen wir noch das Erscheinen des großen Wörterbuchs der Tschi- oder Asantesprache von dem Baseler Missionar Christaller. „Er, der Tschi-Bibelübersetzer und -Grammatiker, hat seinen mehr als 25jährigen Sprachstudien nun auch den lexikalischen Abschluß gegeben. Das Institut de France in Paris hat, wie früher seiner Grammatik, auch seinem Wörterbuche eine goldene Medaille zuerkannt, und die britische Kolonialregierung hat einen namhaften Beitrag zu den Druckkosten bewilligt. Indem Gott es den Baseler Missionaren gelingen ließ, das wichtige Tschi, die Sprache des ehemals so großen Asantereiches zur Schriftsprache zu erheben und eine Literatur darin zu begründen, hat er uns deutlich gezeigt, daß er mit unsrer Arbeit noch ferner etwas vorhat zur Ausbreitung seines Evangeliums" (Heidenb. 82 S. 68).

Während vom Kap Palmas, speciell der Station Cavalla, ein recht erfreulicher Fortschritt bezüglich der Betriebsamkeit der schwarzen Christen gemeldet werden kann (Spirit. 82 S. 73), lauten die Nachrichten aus derselben Quelle über das geistliche Leben zu Monrovia wenig befriedigend. Dagegen soll der wirtschaftliche Aufschwung in Liberia im Laufe der letzten Zeit ein recht erfreulicher sein (Afr. Repos. 82. S. 38 f.).

Aus der Pongas-Mission (Sierra Leone) werden von Domingia und Fallangia eine große Anzahl Taufen gemeldet. Leider stehen die Sklavenjagden und die Hexenverbrennungen hier sehr im Schwange, auch bereitet die römische Mission viel unliebsame Konkurrenz (Field 82. S. 109 f.). — Nach ihrem neuesten Report zählt die Wesl. Mission im Sierra-Leone-Distrikt 5717 Kgl. (15665 adherents) und im Gambiagebiet 672 Kgl. und 3300 Kirchenbesucher.

In Algier hat seit ca. ¾ Jahren ein Engländer Pearse eine Mission unter den Kabylen begonnen. Als sein französischer (resp. schweizerischer) Gehilfe aber mit 20 jungen Kabylen eine Schule beginnen wollte, wurde ihm das seitens der franz. Behörden verwehrt, weil „er kein Diplom besitze". Nun sucht er sich einen Franzosen, der ein Diplom hat. Unterdes unterweist Pearse in seinem Hause zu Algier Araber und Kabylen im Wege des Lebens. Dem Agenten der brit. Bibelgesellschaft ist die Anlage eines Bibeldepots in Algier gestattet worden (Africa S. 156).

Endlich verweisen wir vornehmlich die Missionare unter unsern Lesern noch auf einen sehr lehrreichen Artikel im „Ausland" Nr. 40 f. über „Afrikanische Reisetechnik" von M. Buchner.

Literatur-Bericht.

1. **Dr. Wangemann**: „Das Berliner Missionshaus und seine Bewohner" in fünf einzeln geehefteten und auch einzeln kaufbaren Abteilungen:

1. „Ein Stück aus dem Leben und Kämpfen eines Königl. Preußischen Gardeulanen." (Eine erbauliche Baugeschichte von dem Bau des ersten Missionshauses.) 25 Pf.

2. „Voller Wunder voller Kunst.“ (Eine zweite erbauliche Baugeschichte vom Bau des neuen Missionshauses.) 30 Pf.

3. „Eine Hütte Gottes in der Kaiserstadt.“ (Beschreibung des neuen Missionshauses.) 20 Pf.

4. „Hausordnung für die Bewohner des Missionshauses.“ 50 Pf.

5. „Unterrichts-Ordnung für die Missionszöglinge.“ 50 Pf. — Alle fünf Abteilungen zusammen 1,50 M. (1882. Verlag des Missionshauses).

Diese ausführliche Titelangabe orientiert hinlänglich über den Inhalt dieser neusten, seine verschiedenen Werke über die Berliner Mission vermutlich abschließenden Schrift des literarisch so unermüdlich schaffenden Verfassers. Die drei, vornehmlich aber die zwei ersten dieser Abteilungen sind sehr brauchbare populäre Missionstraktate, die zugleich manchen interessanten Beitrag von bleibendem Werte zur Kenntnis der heimatlichen Missionsgeschichte liefern. Sie sind frisch geschrieben und anmutig zu lesen. Die vierte und fünfte Abteilung ist natürlich keine Speise für jedermann, aber lehrreich für den kleineren Kreis der Missionsfreunde, der gern einen Blick in die interna des Missionsbetriebes thut. Eine Besprechung dieser Haus- und Unterrichtsordnung versparen wir uns auf gelegenere Zeit, wenn wir einmal im Zusammenhange auf die Ausbildung der Missionare zu reden kommen werden.

2. In der Baseler Missionsbuchhandlung sind wieder eine Reihe teils mehr teils weniger gelungener Traktate erschienen, von denen der knappe Raum jedoch nur eine einfache Anzeige zuläßt:

1. „Der evang. Heidenmission Recht, Pflicht und Erfolg.“ 15 Pf.

2. „Die Baseler Mission in China.“ 30 Pf.

3. „Die Baseler Mission auf der Goldküste.“ 25 Pf.

4. „Ein Besuch in Okwao.“ 15 Pf.

5. „Missionsreiseleben in Westafrika.“ 25 Pf.

6. „Eine neue Mission am Ngami-See.“ 15 Pf.

7. „David Zeisberger, der Apostel der Indianer.“ 30 Pf. Und

8. „Evangl. Missionskalender 1883“ mit einem sehr schönen Buntdruckbilde (der Christuskopf nach G. Reni) und Beiträgen von Funcke und Plath. 25 Pf.

3. In demselben Verlage: **Ledderhose:** „Leben und Wirken des Dr. Felician von Zaremba.“ Eine wahrhaft erbauliche Biographie, die zugleich einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Baseler M.-G. liefert.

4. „Aus dem Leben des Missionars R. Krone.“ Zum Besten der Chinamission. (1882, Stendal bei Nachtigal.) 25 Pf.

5. **D. Kramer:** „August Hermann Francke.“ Ein Lebensbild. Zweiter Teil. (1882. Halle, Waisenhaus.)

Es ist uns eine große Freude, daß es dem greisen Verfasser vergönnt worden ist, seine treffliche Arbeit über Aug. Herm. Francke zu Ende zu führen. Das urkundliche Quellenmaterial, das ihm so reichlich zu Gebote stand, wird wohl gegen die Kleinmeisterei einer voreingenommenen Kritik im wesentlichen recht behalten und das Bild Franckes in der Kramerschen Zeichnung seinen Platz in der Geschichte behaupten. Von besonderem Interesse ist für uns natürlich der auf die Missionsthätigkeit Franckes bezügliche Abschnitt S. 87—106 und schon vorher S. 54—66, wo von seinen Schülern Schaarschmidt, Böhme und Ziegenbalg die Rede ist. Allerdings bringt Kramer zu den umfassenden Arbeiten Germanns, auf die er sich meistens bezieht, für die Erstlingsgeschichte der deutschen evang. Mission weder wesentlich neues noch irgend erhebliche

Korrekturen; aber die präcise Zusammenfassung der bezüglichen Data, die auf wenigen Seiten die große Bedeutung Franckes für die evang. Mission in das hellste Licht stellt, verleiht dem qu. Abschnitte doch seinen besondern Wert. Man darf nach dieser Kramerschen Revision der Germannschen Resultate die geschichtliche Untersuchung über den Anteil Franckes an dem evang. Missionswerke als im wesentlichen abgeschlossen und das Ergebnis derselben als gesichert betrachten. Die Berichtigung, welche der zweite Teil (S. 509 f.) über den Verfasser des Pharus miss. evang. bringt, findet in dem in dieser Nummer enthaltenen Aufsatze über D. Conrad Mel, der einen interessanten neuen Beitrag zur Aufhellung der älteren Missionsbestrebungen liefert, ihre weitere Ausführung.

6. **Dr. Ebrard**: „Bonifatius, der Zerstörer des columbanischen Kirchentums auf dem Festlande. Ein Nachtrag zu dem Werke: die iroschottische Missionskirche". (Gütersloh, Bertelsmann, 1882.)

Wesentlich eine Polemik gegen Fischers: „Bonifatius, der Apostel der Deutschen" (Leipzig, 1881), in welcher der Verfasser, wie schon der Titel seiner Schrift unmißverständlich sagt, seine bekannte Auffassung des Werkes des Bonifatius aufs neue zu erhärten sucht, aber in etwas gemäßigterer Weise vertritt. Hoffentlich gelingt es uns später eine selbständige Behandlung dieses wichtigen Gegenstandes zu bringen, die sich dann mit der Ebrardschen genauer auseinanderzusetzen haben wird.

7. Im Verlage von O. Schulze in Leipzig sind wieder eine Reihe religionsgeschichtlicher Monographieen größeren und geringeren Umfangs erschienen, die zum Teil recht wertvolle Beiträge zur Religionswissenschaft liefern, und den Freunden derselben bestens empfohlen werden können. Eine Besprechung müssen wir uns leider aus Raummangel versagen.

a. **Prof. Kern**: „Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien". (Aus dem Holländischen von Prof. H. Jakobi.) In zwei Bänden, von denen bis jetzt erst der erste Teil des ersten ausgegeben ist. — Dieses Werk gehört in eine größere Serie von gediegenen Schriften über „die großen Religionen und Glaubensbekenntnisse des Ostens," aus welcher Trumpp: „Die Religion der Sikhs nach den Quellen" und Kägi: „Der Rig-Veda, die älteste Literatur der Inder" bereits ausgegeben und von uns besprochen ist — Trumpp: „Mohammed und der Mohammedanismus und Geldner: „Zoroaster und die Religion des altiranischen Volkes" demnächst erscheinen wird.

b. **Dr. Brunnhofer**: „Über den Geist der indischen Lyrik." Mit Originalübersetzungen aus der Hymnensammlung des Rigveda 2c.

c. **Pred. Happel**: „Die atschinesische Reichsreligion, vom Standpunkte der vergleichenden Religionsgeschichte."

d. **Prof. Tiele**: „Die Assyriologie und ihre Ergebnisse für die vergleichende Religionsgeschichte". (Aus dem Holländischen schon früher erschienen.)

e. **Hommel**: „Die Semiten und ihre Bedeutung für die Kulturgeschichte" (1881).

8. Endlich erwähnen wir noch als eigentlich nicht in den Rahmen unsrer Bücheranzeigen gehörig eine neue ebenso schöne wie billige, mit Originalzeichnungen von Merkel versehene, durch Dr. Ebert nach der Goßnerschen Übersetzung besorgte Prachtausgabe der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, die im Verlag von Theodor Kay zu Kassel in neun Lieferungen à 1 Mk. (gebunden für 12 Mk.) erschienen ist, so viel wir wissen, bis jetzt die einzige protestantische Prachtausgabe dieses herrlichen Andachtsbuches. Eine schöne Gabe für den Weihnachtstisch.

Zur Geschichte des evangelischen Missionsliedes in Deutschland.[1])

Von Professor D. P. Kleinert.

Ungemein groß ist die Bedeutung des Liedes für die Ausbreitung und Einwurzelung des Christentums in der Menschheit. Was Chrysostomus im Eingang seiner Homilie über Ps. 42 von der erfreuenden und erfüllenden, überwältigenden und reinigenden Gewalt des heiligen Liedes über des Menschengemüt sagt, ist durch die Missionserfahrung aller Zeiten bestätigt. Jedoch nicht an diese Aufgabe und Leistung des Liedes, dem Predigtwort der Sendboten als wirksames Werkzeug der Mission selbst zur Seite zu treten, denken wir, wenn wir vom Missionsliede reden; sondern an die Einreihung der Mission unter die wesentlichen Beziehungen und Objekte unsers heimischen Kirchengesanges. Daran, daß die singende Kirche in ihren Bitt- und Lobgesängen auch ihrer Aufgabe an den Heiden gedenken, auch diese als zu ihren wesentlichen Lebensäußerungen gehörig bekennen soll. Wir unterscheiden von dem Kirchenliede, dessen sich die Mission bedient, das Missionslied, dessen sich die Kirche bedient.

Das Missionslied ist an dem vielästigen Baume der kirchlichen Liederdichtung im evangelischen Deutschland der jüngste Zweig. Zwar wenn wir unwillkürlich auch für diese so bedeutsame Erscheinung unsers Kirchenlebens die ersten Keime und Ansätze in der schöpferischen Thätigkeit unsers großen Reformators suchen, wird unser Suchen nicht ganz vergeblich sein. Es ist ein Missionsklang, der in dem Lutherliede: „Es wollt uns Gott genädig sein" antönt. Aber die Warnung Warnecks,[2]) aus diesem Klange nicht zu viel heraushören zu wollen, hat doch ihr gutes Recht. Die Thatsache, daß unter den bewegenden Mächten der deutschen Kirchenerneuerung der Gedanke der Heidenmission völlig zurücktritt, muß anerkannt werden. Wie bei der Pflanzung der apostolischen Kirche nach der Darlegung der Apostelgeschichte, so offenbart sich bei der Neugründung der evangelischen Kirche das göttliche Geschichtsgesetz, daß die Kirche sich erst konstituiert, ehe sie Missionarin wird. Wie die christliche Kirche mit der innern Mission an der Volksgemeine Israel und ihren Proselyten begann, ehe

[1]) Vortrag im akademischen Missionsverein zu Berlin.

[2]) Bei Herzog, Real-Encyklopädie. 2. Aufl. X. S. 38.

Philippus zu den Samaritern und Paulus zu den Heiden auszogen, ſo mußte auch die Reformation ihr inneres Miſſionswerk an den verſchmachteten Herden Chriſti erſt bis zu einem feſten Beſtand und Daſein gebracht haben, ehe die ſo gewordene evangeliſche Kirche den Blick in die Ferne richten konnte. Und dazu kommt ein anderes. Es iſt ein weſentliches Anliegen der Reformatoren, das Chriſtentum, das von neuem zu einem Geſetz willkürlicher Werke geworden war, als eine Macht des Lebens aus Gott wieder aufzurichten, welche alle natürliche und ſittliche Ordnung durchdringt und heiligt. So ſtellen ſie der erdichteten Vollkommenheit ſelbſterwählter Kirchen- und Mönchswerke als das zunächſt Notwendige einen Begriff chriſtlicher Vollkommenheit entgegen, in welchem das servire vocationi, das Dienen im zugewieſenen Beruf als das zunächſt Notwendige den ſtarken Kern bildet.[1]) Nicht ſelbſt nach weiten Werken zu ſuchen gelte es, ſondern auf Gottes Weiſung zu achten im Beruf, der vor den Händen iſt. Ergreift die Kirche als ganze und jeder einzelne in ihr dieſe Verpflichtung mit vollem Ernſt, ſo wird ſie die Stadt auf dem Berge ſein, zu deren Licht unter göttlicher Führung auch die Heiden ſich herzuſammeln werden. Genau dieſes, und noch nicht mehr, iſt auch die Ausſage unſeres Lutherliedes, wenn es ſingt:

daß wir erkennen Chriſti Werk
und was ihm liebt auf Erden,
und Jeſu Chriſti Heil und Stärk
bekannt den Heiden werden
und ſie zu Gott bekehren.

Und ſo findet ſich unter der großen Menge von Liedern, welche das Reformationsjahrhundert ſelbſt hervorgebracht, kaum eines, das wir als Miſſionslied im ſtrengen Sinne des Wortes bezeichnen könnten. Oft genug iſt ja da die Rede von den Heiden; vom Heiland, vom Troſt, vom Licht der Heiden. Solche Klänge konnten einer Hymnik nicht wohl fehlen, die in der Kirche des Wortes erſtand und daher allenthalben ſich an den Pſalter lehnt. Auch das Lutherlied hat ſie ja aus Pſ. 67, dem es nachgedichtet iſt. Aber ſehr vereinzelt iſt die Erſcheinung, welche die wenig bekannte Wiedergabe des 117. Pſalms bei Burkard Waldis[2]) bietet, daß die Beziehung

[1]) Vgl. conf. Aug. Art. XXVII, 49, und dazu Art. XVI. XX. Apol. XIII 36—50.

[2]) Im Straßburger Geſangbuch von 1562. V. 1 des Liedes lautet: Halleluja! ſingt und ſeid froh, Ihr Heiden all Mit reichem Schall! Lobt Gott den Herrn Mit großen Ehrn; In allem Land Sein Evangelion macht bekannt. Vgl. auch die Waldiſche Umdichtung von Pſ. 93 „Der Herr iſt König unverrückt“ im Frankfurter Gſgb. von 1569 und bei Wackernagel, deutſches Kirchenlied III, 670.

des Psalmtextes auf die Heiden als eine missionarische gewertet wird. Das gewöhnliche Verfahren vielmehr der Dichter ist dieses, jene in die Völkerwelt hinausschauenden Blicke der Psalmen wie der Propheten aus dem Gesichtspunkt der bereits erfolgten Erfüllung anzusehen und zu übernehmen. Die Heiden, von denen gesungen wird, sind nicht solche, die des Evangeliums harren, sondern wir sind es, die christlichen Nachkommen der heidnischen Völker. Wir haben zu danken, nachdem uns das Evangelium verkündet ist, und dafür daß wirs haben: „Wir Heiden", das ist die stehende Wendung, mit der die alttestamentlichen Klänge für den Mund der christlichen Gemeinde adaptiert werden. In jener bedeutendsten Zusammenstellung von Psalmliedern der lutherischen Kirche, welche am Schluß des Jahrhunderts der Leipziger Theologe Cornelius Becker mit der Zahl nach überwiegenden eignen Beiträgen herausgab,[1]) findet sich abgesehen von Luthers obengenanntem kein Missionslied.

Neben den Missionsklängen der heiligen Schrift möchte man erwarten, daß dem heiligen Gesange der Reformationszeit der kirchliche Festgedanke der Epiphanienfeier die Missionsbeziehung hätte entgegen tragen mögen. Wie intensiv hatte an diesem Hochpunkt des Kirchenjahrs die alte Kirche des Abendlandes den Gedanken der primitiae gentium für ihre Feier herausgehoben! Wie unmittelbar war er fortwährend nahegelegt durch das Evangelium vom Stern der Weisen! Wie machtvoll rauschte aus jener altkirchlichen Blütezeit der Epiphanienhymnus des Prudentius mit seinen vollen Schlußaccorden herüber:

Gaudete quicquid gentium est,
Judaea, Roma et Graecia,
Aegypte, Thrax, Persa, Scytha:
Rex unus omnes possidet!

Aber freilich der mittelalterlichen Epiphanienfeier war diese hohe Auffassung des Altertums verdunkelt. Nicht der Zutritt der Heiden, sondern das Schenken war der Zug am Evangelium geworden, der die volkstümliche

[1]) „Der Psalter Davids gesangweis. Durch Corn. Becker." Leipzig, 1602. Die Waldisischen Psalmlieder hat Becker nicht mit aufgenommen. Interessant ist unter dem obigen Gesichtspunkt die Art, wie Becker selbst den Ps. 117 wiedergiebt: „Lobt Gott mit Schall, Ihr Heiden all! Ihr Völker, preist den Herren! Sein Gnad und Gunst Walt über uns .... Mit fröhlichem Mund Von Herzensgrund Singn wir zu allen Zeiten Halleluja mit Freuden." Wo die Beziehung auf die Heiden ungebrochen konserviert wird, wie in Psalm 22 u. 102, geschieht es im Ton der trockenen und hastigen Paraphrase.

Festfeier und ihre zahlreichen Lieder beherrschte.[1]) Lag es doch auch in dem eigentümlichen Charakter der Missionsarbeit der mittelalterlichen Papstkirche, — nicht sowohl ein Hinaustragen des Evangeliums unter die Heiden, als ein Beugen der Heiden unter den Gehorsam Roms zu sein, — nur zu tief begründet, daß diese Mission in der kirchlichen Hymnik merkwürdig wenig Resonanz findet. Von hier kam der evangelischen Lyrik keine Anregung. So befindet sich denn auch unter den Epiphaniasliedern des 16. Jahrhunderts, deren Zahl an sich nicht bedeutend ist, kein Missionslied. Am nächsten noch scheint diesem Charakter der schöne Epiphaniengesang „O Jesu Christ der Heiden Licht“[2]) zu kommen, den der große Sänger hinterlassen, dem neben Luther unbestritten die Palme der reformatorischen Hymnik zukommt: Michael Weiße, der Psalmist der böhmischen Brüderkirche. Aber das instruktive Interesse auch dieses Liedes ist bei näherem Zusehen in Bezug auf unsere Frage mehr ein negatives. Wenn nämlich in ethischer Beziehung die Betonung des von Gott zugewiesenen Berufs in der bürgerlichen Gemeinschaft sich als die Schranke der reformatorischen Anschauung in Bezug auf missionarische Aktion erwies, wird man sie in dogmatischer Hinsicht in der Lehre von der Erwählung finden dürfen und in dem singulären Nachdruck, den alle Reformatoren auf dieselbe legen. Es darf von der thatsächlichen Einwirkung auf die Heiden, so lange nicht Gott selbst den Weg deutlich weist, abgesehen werden in dem Vertrauen, daß Gott, der auch dort seine Auswahl hat, den Erwählten den Stern zu zeigen wissen wird. Das klingt durch, wenn Weiße singt: Erschein alln Auserwählten, Erfreue die Gequälten, Laß aufgehn deins Worts Stern Allen die sein begehrn, Auf daß sie sich mögen In dein Haus verfügen. Aber nicht unbemerkt bleibe, daß das erste evangelische Epiphanienlied, welches uns, allerdings erst an der Schwelle des nächsten Jahrhunderts, eine deutliche Missionsbeziehung entgegenbringt, einem Abkömmling dieser nämlichen böhmischen Brüderkirche angehört, welche ja für die weitere Entwickelung der evangelischen Mission so bedeutsam werden sollte. Es ist das bis auf diesen Tag viel gesungene Lied des Laubaner Hauptpastors Martin Böhm: „O König aller Ehren.“[3])

[1]) Vgl. eine Sammlung derselben bei Franz M. Böhme, altdeutsches Liederbuch. Leipzig, 1877. S. 639—644.

[2]) Bei Wackernagel a. a. O. III, S. 248.

[3]) S. Martini Bohemi centuriae precationum rhythmicarum. Wittenb. 1606. S. 26. Zeile 5—8 des ersten Verses lauten: „Hilf daß allhier auf Erden Den Menschen weit und breit Dein Reich bekannt mag werden Zur ewgen Seligkeit.“

Auch der große Einschnitt, den die Epoche des dreißigjährigen Krieges in der evangelischen Liederdichtung macht, war an sich wenig geeignet, ihre Saiten zum Missionsliede zu stimmen. Mit verblutend unter dem Jammer des Vaterlandes, unter dem Gefühle der äußeren Ohnmacht immer tiefer in die Innenwelt des individuellen Glaubenslebens zurückgedrängt, dem ohnehin ihre beste Neigung galt, wie hätte die kirchliche Lyrik den kühnen wagenden Schwung des Missionsliedes nehmen mögen? Unter den Liedern des Dichters, der die Züge der Zeit am deutlichsten wiederspiegelt, Joh. Heermanns (1585—1647) pflegt zwar eines, das Lied: „O Jesu Christe wahres Licht" in keiner Missionsliedersammlung zu fehlen, wohl gar als klassisches Missionslied ausgezeichnet zu werden. Aber nur der Durchlesung bedarf es, um gewahr zu werden, daß die Erleuchtung, um die der Verfasser bittet, nicht für die Heiden draußen, sondern für die römischen Verfolger erbeten ist. Er selbst teilt das Lied (devoti musica cordis 1630 p. 120) unter der Rubrik mit: „Zu Zeiten der Verfolgung und Drangseligkeit frommer Christen;" und verbleibt auch sonst getreulich in dem Gedankenkreise der voraufgegangenen Periode, wie das recht deutlich aus dem Schluß seines großen Epiphanienliedes „Als Christ der Herr zu Bethlehem" erhellt. Da singt er: „O Gott wir Heiden danken dir, Daß du auch uns berufen Zu deiner Kirch'; jetzt wissen wir, Der Himmel steh uns offen." [1])

Und doch beginnen gerade im tiefen Dunkel dieser Zeit sich Stimmen zu regen, die den Lichtschein der Morgenröte ankündigen und begrüßen, ehe er noch aufleuchtet. In mehr als einer Beziehung sind die klaren Missionslaute merkwürdig, die uns bei dem Schöpfer der neudeutschen Metrik, bei Martin Opitz (1597—1639) begegnen. Es sind alttestamentliche Weisen, an die er anknüpft. Aber nicht bloß äußerlich lehnen seine Umdichtungen von Jes. 60 u. Ps. 22 an diese weissagenden Texte, sondern nach ihrem eignen Genius hat er sie reproduziert; und darum widerfährt ihren Missionsbeziehungen keine bloße trockene Paraphrasierung, noch auch sinnbeugende Umgestaltung, sondern als ein neuer Ton klingt der der alten Weissagung mitten in der Christenheit wieder an:

Zwar finster ist die Erde,
Der armen Heiden Herde
Liegt dunkel weit und breit.
— — — — — —

[1]) Bei Mützell, geistliche Lieder der ev. Kirche aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. I. Braunschweig 1858. S. 116.

Des Herren wird gedenken jederzeit
Der Erdenkreis ohn allen Unterscheid;
Bekehrung wird die Welt auch weit und breit
An sich erzeigen;
Es wird vor dir sich ihr Geschlechte neigen,
So viel es ist. Dem Herren ist es eigen
Das ganze Reich; sein Regiment muß steigen
Durch alles Land.[1])

Gegenüber dem neuerdings gemachten Versuch, den missionierenden Charakter des Christentums von seiner alttestamentlichen Grundlage abzuschneiden,[2]) wird dieses Erstehen des evangelischen Missionsliedes aus alttestamentlicher Hymnik und Prophetie als ein Thatsachenargument von evidenter Bedeutung anzuerkennen sein. Daneben ist aber auch der Umstand der Beachtung wert, daß es ein Mann weiten Gesichtskreises, völkerumfassender Kenntnis und reicher Weltbildung ist, der uns mit diesen präcisen Missionsgedanken entgegentritt. Nicht umsonst hatten Opitz seine Reisen auf den großen Weltmarkt Holland geführt, zu dem protestantischen Volkswesen, welches als das erste seinen Blick über die See geweitet und mit fernem Heidentume in unmittelbare wirksame Berührung getreten ist. Nicht ohne reale Kenntnis von der Bedeutung, die das Heidentum als bestehendes in der Völkerwelt hat, konnte der evangelischen Kirche die Missionssache zum brennenden Stachel im Gewissen werden. Die Führung Gottes, die dem Geschlechte der Reformation noch ausstand, beginnt in Wirksamkeit zu treten. Und so wundern wir uns nicht, daß es neben Opitz grade sein vielgereister, hochgebildeter Landsmann und jüngerer Zeitgenosse Andreas Gryphius († 1664) ist, bei dem wir auch ohne alttestamentliche Anlehnung die Missionsstrophe als freien Erguß des frommbewegten Herzens erwachsen sehen. „Erhalt dein Ehr und wehre Dem, der dir widerspricht; Erleucht, Herr, und bekehre, Allwissend ewges Licht, Was dich bisher nicht kennet; Entdecke doch der Welt, Der du noch nicht genennet, Was einig dir gefällt.“[3]) Es ist ja um dieselbe Zeit, daß jener vir desideriorum, dessen Herz und Denken die weite Welt mit Liebe umfaßte und bis ins tiefe Asien hinein Anknüpfungen für seine Pläne christlicher Erziehung und Beseligung der Menschheit gefunden hat, daß der letzte böhmische Brüderbischof Amos Comenius mit aller Kraft die Be-

[1]) Bei Mützell a. a. O. S. 192. 213.

[2]) Vgl. auch, was Riehm in dieser Zeitschrift 1880, S. 453 ff. gegen die bez. Aufstellungen Max Müllers bemerkt hat.

[3]) Aus Gryphius Liede: „Erhalt uns deine Lehre“ bei Mützell a. a. O. S. 309.

kenner des Evangeliums an die Pflicht erinnert hat, ihren Schatz zu den Heiden zu tragen.[1])

Und so werden denn von der Mitte des 17. Jahrhunderts an die Stimmen auch im Liede immer häufiger, auf die wir lauschen. Im Verhältnis zwar zu dem breiten Strom, zu dem sich in dieser Zeit die evangelische Hymnik ausweitet, immer noch wenige, und auch bei den wenigen immer nur einzelne Wendungen, einzelne Verse: aber sie sind doch vorhanden; bei Apelles Löwenstern (in dem Liede „Nun preiset alle;") bei Paul Gerhardt,[2]) Joh. Olearius[3]) (1635—1711) u. a. Und was mehr ist: in der bedeutendsten hymnologischen Leistung der Epoche, in der Praxis pietatis melica des Berliner Organisten J. Crüger begegnet uns seit 1664 ein ganzes Gemeindelied, das eben nur als Missionslied charakterisiert werden kann, das Lied: Lobet den Herrn, ihr Heiden all.[4])

Die Vorboten weisen auf einen entscheidenden Wendepunkt; und dieser ist mit dem deutschen Pietismus eingetreten. Für die reformierte Kirche ist dieser Wendepunkt so bedeutsam, daß man sagen kann, daß wer aus ihrer Geschichte den Pietismus striche, nicht bloß das reformierte Missionslied, sondern auch die reformierte Kirchenliederdichtung überhaupt als solche gestrichen haben würde.[5]) Aber auch für die lutherische Seite ist seine Bedeutung keine geringe. Man ist allzusehr gewöhnt, an der großen kirchengeschichtlichen Erscheinung des Pietismus nur die engen, kümmerlichen

---

[1]) Vgl. meine Abhandlung über Amos Comenius in den Studien und Kritiken 1878. S. 39. — Über die gleichzeitigen Missionsgedanken bei Hawemann, Dannhauer, Scriver, vgl. Ch. H. Kalkar, Geschichte der christlichen Mission unter den Heiden. Deutsch von Michelsen. I. Gütersloh, 1879. S. 14 f.

[2]) In dem Trinitätsliede: „Was alle Weisheit in der Welt" (zuerst 1656 gedruckt) singt er V. 7 Z. 1 ff.: „Ey nu so gieb, du großer Held, Gott Himmels und der Erden, Daß alle Menschen in der Welt Zu dir bekehret werden." S. J. Bachmann, P. Gerhardts geistliche Lieder. Berlin, 1866. S. 171.

[3]) In dem Adventsliede: Komm du wertes Lösegeld V. 3.

[4]) Der äußerlichen Ähnlichkeit mit der oben angezogenen C. Beckerschen Behandlung des 117. Psalms, welche Fischer (Kirchenliederlexikon II, 38) mit Recht anmerkt, steht bei diesem Liede eines unbekannten Verfassers inhaltlich eine große Selbständigkeit, in Bezug auf die Missionsbeziehung ein diametraler Gegensatz zu C. Becker gegenüber. — Im Porstschen Gesangbuch, das seit 1713 das Crügersche verdrängt hat, aber demselben an Tüchtigkeit der Arbeit und Auswahl beträchtlich nachsteht, ist das Lied wieder ausgelassen.

[5]) Vgl. Herzogs Bemerkung in seiner Realencyklopädie. 2. Aufl. X. S. 459.

Seiten ins Auge zu fassen: die Neigung, sich von der freien und weiten Bewegung abzusondern, die ein Volkskirchentum verlangt; den ängstlichen Individualismus; das peinvoll sorgende und selbstquälerische Heilsstreben; Momente, durch welche er allerdings deutlich genug sich von der reformatorischen Epoche und ihrer freudigen Gewißheit des Heils abhebt. Aber man sollte darüber doch auch die großen und kühnen Züge nicht übersehn, welche zumal in den Jahrzehnten seines ersten Hervorbrechens der Pietismus an sich trägt: dies rege pulsierende Leben, das gegenüber einem in sich verkümmernden Lehrkirchentum die Gemeinden dem Tode abzuringen trachtet. Man hat an ihm ausgesetzt, daß er ein starkes Hereindringen reformierter Elemente in die festgewordenen Formen lutherischen Kirchentums darstellt. Aber selbst wer darin nicht einen Weg göttlicher Vorsehung, sondern ein unglückliches Verhängnis, einen Schatten erblickte, dürfte doch nicht verkennen, daß auch dieser Schatten nicht ohne Licht ist. Gewiß, wie die lutherische Art an dem stillen und innigen Feststehn bei dem Wort von der Versöhnung, so ist die calvinische ebenso kenntlich an dem stürmischen Vordrängen der Losung vom Königreich Christi; und darin gerade liegt auch, was ich den kühnen Charakterzug im Antlitz des ersten deutschen Pietismus nannte. Aber eben in diesem Zuge ist doch nicht ein bloßer Gegensatz, sondern eine edle Ergänzung zu der Innerlichkeit lutherischen Kirchenlebens; ein Princip der Aktivität, eine Tendenz auf Welteroberung, welche den stillen Seespiegel lutherischer Beschaulichkeit in Strömung setzen mußte, wenn die Stille nicht Stagnation werden und in der Gährung unfruchtbaren Lehrgezänks sich zersetzen sollte. Wie den pädagogischen, so hat der deutsche Pietismus auch den missionarischen Gedankennachlaß des großen Comenius aufgenommen; und die starke Befruchtung, die er grade von Holland her empfing, hat ihm mit der innerlichen Energie auch die extensive Weite des geistigen Horizonts gegeben, ohne die Missionssinn nicht erwachsen kann. Nicht mit Unrecht ist jener Holländer, dessen Lieder zum Teil auch für deutsche Gesangbücher nachgebildet worden sind und noch heut gesungen werden, Jodocus von Lodenstein (1620—1677) als der erste Pietist bezeichnet worden.[1]) Aber nicht allein diese äußerliche Verknüpfung ist für das Missionswirken des deutschen Pietismus von entscheidender Bedeutung geworden, sondern seine eigne innere Kraft und Art hat sich in diesem Wirken beglaubigt. Und wenn es auch jetzt an solchen nicht fehlte, die diesem neu erwachenden Leben, diesem Dringen auf

[1]) Vgl. Ritschl, Geschichte des Pietismus. I. Bonn. 1880. S. 190. Über Lodensteins Missionsgedanken vgl. ebendaselbst S. 181. 157. 160.

Ausbreitung des Königreichs Christi das alte Wort vom gewiesenen Beruf von neuem entgegenstellten; wenn wir unter diesen Gegnern so wackeren Namen, wie dem von Erdmann Neumeister begegnen, der unsern Gesangbüchern manches schöne Lied hinterlassen[1]); doch sieht jeder, daß es ein Anachronismus war, den der Reformationsepoche notwendigen Gedanken der Selbstbeschränkung gegen das Werk ins Feld zu führen, das Gott dieser neuen Zeit zugedacht. Die göttliche Weisung, daß die Mission selbst zum Beruf der evangelischen Kirche geworden, hatte in die Geschichte eingesetzt, und der Pietismus hat sie begriffen.

Nicht sofort mit dem Neuerwachen des Missionssinns, dem göttliche Fügung alsbald die Thür öffnete, von Halle aus in That und Wirkung zu treten, war auch dem Missionsliede die Zunge gelöst. Aber in dem neuen Lebensstrom, den der Pietismus der Kirchenliederdichtung als solcher zuführte, war der Impuls gegeben, unter dessen Schwingungen es keimen und sprossen mochte. Mag der hymnologische Blick, aufs ganze und große gerichtet, sich vor die Frage gestellt sehn, ob die neue Weise, die das Kirchenlied an dieser Wende anstimmte, nicht der älteren in wesentlichen Beziehungen nachstehe in einfältiger Kraft, in Gemeingültigkeit, in Gehaltenheit und Maß des Ausdruckes: so wird doch dies nicht geleugnet werden können, daß sie ein Recht hatte, auch diesem bewährten Alten gegenüber sich ihres Inhalts als eines lebensvollen und lebensfähigen bewußt zu sein.[2]) Lieder, wie jenes gewaltige Kampflied des Erasmus Arends († 1721): „Rüstet euch ihr Christenleute"; wie Justus Falkners Mahnruf: „Auf ihr Christen, Christi Glieder" (zuerst bei Freylinghausen 1704); wie der dröhnende Hymnus: „Löwen laßt euch wieder finden," der zuerst in den Kreisen des oberrheinischen Pietismus 1712 auftritt, sind noch nicht Missionslieder im engern Sinn des Wortes; aber sie haben den Missionsgeist, der von der Energie der apostolischen Zeit das Maß für die Aktionspflicht der Kirche hernimmt. Mit tiefer Innerlichkeit klingt der Ton vom Königreich Christi in den Liedern des wie Arends und Falkner in Halle geworbenen, früh heimgegangenen Michael Müller (1673—1704); und seine Psalmlieder prägen der Menge der früheren gegenüber den Missionsgedanken gern und kräftig aus.[3]) Schon die zweite

[1]) Vgl. über Erdm. Neumeisters Bekämpfung der Mission Warneck a. a. O. S. 49.

[2]) Man vergleiche die in aller Bescheidenheit zuversichtliche und bestimmte Aussprache dieses Bewußtseins in der Vorrede zum Darmstädter Gesangbuch von 1698.

[3]) Vgl. M. Müller, Psalmen Davids. Stuttg., 1700. Daraus das allerdings überarbeitete Lied Nr. 267 der Basler „Sammlung von Missionsliedern" (Ausgabe v. 1870.)

Generation des Pietismus hat der Kirche einige wirkliche und volltönende Missionslieder hinterlassen, die bis heute als typisch für die ganze Gattung gelten dürfen. Da begegnet uns unter den Liedern des trefflichsten Theologen und formvollsten Dichters, den der Hallische Pietismus überhaupt hervorgebracht, J. J. Rambach's (1693—1735), das schöne Adventslied der Mission: Sei willkommen Davids Sohn, der in seines Vaters Namen ꝛc.; ein Lied, in Gesangbüchern und Missionsliedersammlungen wenig verbreitet, und doch im höchsten Grade wert, gekannt zu sein.[1]) Ihm tritt zur Seite mit dem entgegengesetzten Geschick, das verbreitetste und bekannteste seiner Gattung geworden zu sein, das schmetternde Wecklied Karl Heinrichs von Bogatzky (1690—1774): Wach auf du Geist der ersten Zeugen; zuerst 1750 gedruckt.

Nicht säumig blieben die andern Zweige des deutschen Pietismus hinter den Hallensern zurück. Bogatzkys Losung: „Ach daß doch bald dein Feuer brennte" ist die Parole aller dieser Kreise, wie verschiedenartig nach Art und Gepräge sie waren. Schon vor Bogatzky hatte sie der Oberlausitzer Andr. Rothe (1688—1758) angeschlagen, wenn er singt: „Doch sind die Zeugen Jesu da, ein Feuer anzuzünden; wir wünschen sie es brennte schon!"[2]) Bald nachher hat sie der Schwabe J. Ludw. Fricker (1729—1766) zu dem innig schönen Hymnus: „O daß doch bald dein Feuer brennte, du unaussprechlich Liebender" ausgebaut.[3]) Von ebendaher, aus Württemberg, erhoben Dav. Sams. Georgii 1697—1761. (vgl. Basler Sammlung Nr. 324), Phil. Friedr. Hiller 1699—1769 (B. S. Nr. 329), J. Adam Lehmus 1707—1788 (B. S. Nr. 304) ihre Stimmen, der Christenheit die Bitte für den Lauf und die Boten des Evangeliums und das neue Lied der Lobpreisung für den Eingang der Völker in den Mund zu legen; und Ch. L. v. Pfeil (1712—1784)

---

[1]) Das Lied, zuerst in R.'s „Poetischen Festgedanken" 3. Aufl. 1729 publiziert, findet sich in R.'s „geistreichem Hausgesangbuch" von 1735 unter Nr. 110. Daraus, daß einige Gesangbücher die Anfangszeile in der Form: Hosianna, Davids Sohn gaben, erklären sich die mancherlei Verwechselungen mit andern Liedern dieses letztern Anfangs und Konfusionen über den Autor des Liedes, welche auch Fischer (Kirchenliederlexikon I, S. 312. II, S. XV) noch nicht hinreichend aufgeklärt hat.

[2]) In dem Liede: „Die Seelen, die sich von der Welt ganz unbefleckt behalten." Abgedruckt im Herrnhuter Gesangbuch von 1778, Nr. 380.

[3]) Nach innern und äußern Gründen, die hier darzulegen zu weit führen würde, muß ich (mit Schaff, Fischer a. a.) die Meinung Kochs (Geschichte des Kirchenlieds V, 150), daß das Lied nicht von dem bekannten schwäbischen J. L. Fricker, sondern von einem sonst unbekannten J. L. Frickert gedichtet sei, für hinfällig erachten.

entbeut Gruß und Wegsegnung an die Friedensboten, die in alle Lande ziehen. Wenn im Osten an Rothes Seite Ernst Gottlieb Woltersdorf (1725—1761) tritt — vgl. B. S. Nr. 98. 209. 263. 371 — so tönt vom Rhein her aus dem Munde Tersteegens die Stimme der Sehnsucht: Wann grünt dein ganzer Erdenkreis! Es ist der kindliche Scharfblick, der ohne Reflexion den Kern der Dinge erschaut, wenn in den letzten Wellenschlägen der großen pietistischen Bewegung am Ende des vorigen Jahrhunderts Jung-Stilling, selbst keiner der letzten unter den Sängern der Mission[1]), in der Arbeit an der Heidenbekehrung den realen Einigungspunkt aufweist, in dessen starker Erfassung alle Männer des deutschen Pietismus den Weg finden sollten, ihre Anlage zu Sonderbündelei und Fürsichgehn zu überwinden.[2])

Was Jung-Stilling da theoretisch aussagt, hatte bereits Jahrzehnte zuvor, seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, eine praktische Verwirklichung gefunden in dem großen Werke Zinzendorfs, in der Herrnhutergemeinde. Sie hat das Erbe der böhmischen Brüderkirche, die Missionsgedanken des Comenius, sie hat auch das beste Erbe des jugendfrischen Pietismus angetreten. Unter den Einwirkungen Speners, der ihn über die Taufe gehalten, unter den lebendigen Eindrücken des Oberlausitzer Pietismus[3]) war Zinzendorfs erste Jugend verflossen; bleibende Frucht hat er von den Franckeschen Anstalten in Halle mit hinweggenommen, als deren Schüler bereits er mit seinem Freunde Watteville einen Bund zur Bekehrung der Heiden stiftete. Und zwar ist es das erste, aktionsfrohe, reformatorisch belebte Antlitz des Pietismus, das seine Züge der Brüdergemeine vererbt hat. Es ist ein Lutherton, wenn Zinzendorf gegen die Verengung und ascetische Mechanisierung, welche am Pietismus in der Kirche je länger desto schärfer hervortrat, seine Stellung mit den Worten abgrenzt: „Jene wollen durch Frommwerden und Nachfolge Christi erst Gnade erlangen; wir fangen mit der Gnade an.“ Und für den innersten,

[1]) Vgl. sein Lied: „Vater deines Geistes Wehen“ B. S. Nr. 326.

[2]) Vgl. Ritschl a. a. O. S. 535—538.

[3]) Die Bedeutsamkeit und relative Selbständigkeit dieses Zweiges am deutschen Pietismus erhellt unter anderem aus der Thatsache, daß der Stammbaum desselben an Ort und Stelle sich von Rothe über Adolph, Schwedler, Menzer u. a. bis auf den soben (S. 532) genannten M. Böhm († 1622) zurückführen läßt. Von letzterem — aus einem Liede „O Jesu Christ, meins Lebens Licht“ — rühren die bekannten Zeilen her: „Laß mich durch deine Nägelmal Erblicken die Genadenwahl; Durch deine aufgespaltne Seit Mein arme Seele heimgeleit,“ deren bedeutende Nachwirkung jedem Kenner der Herrnhuterpoesie sofort in den Sinn kommt.

von Schlacken und Velleitäten entkleideten Kern seiner Christentumsauffassung ist keine Formel so zutreffend, als die von Luther geprägte, daß der Christ ein Herr aller Dinge sei durch den Glauben, und ein Diener aller durch die Liebe.[1]) Auf solchen Grundlagen wuchs die Weite des Blicks, die fürs Missionswerk erforderlich ist: es nicht anzulegen auf Gewinnung der Heiden für eine einzelne Kirchenform, sondern auf Pflanzung der Gemeine Jesu unter den Heiden. Und mit dem weiten Blick die Kühnheit und geraffte Energie der That, des wagenden Glaubens und der opfernden Liebe, welche in der Herrnhutermission ein Werk geleistet hat und bis auf diesen Tag leistet, das mit menschlichen Ansätzen von Kraft und Quantität nicht nachgerechnet werden kann. An diesem Werk haben die bis dahin vereinzelten Funken der Missionsdichtung sich denn auch zur starken und leuchtenden Flamme entfacht. In den meisten übrigen Beziehungen des Kirchenliedes ist der fühlbare Gegensatz, in den sich die religiöse Lyrik der Herrnhuter, namentlich Zinzendorfs selbst und seiner nächsten Geistesverwandten, zur Hymnik der Kirche stellt, kein erfreulicher und wohlthuender; auch dann nicht, wenn wir die Excentricitäten und Bizarrerieen abscheiden, in denen er selbst in gewissen Perioden und seine Nachahmer sich gefielen. Das Unbehagliche des Eindrucks liegt noch nicht so in den Äußerlichkeiten, als in der Grundstimmung begründet. Nicht männliche Liebe, sondern weibische Verliebtheit scheint da vom Heilande zu reden; nicht das freudige Ergreifen des von ihm erworbenen Heils, sondern ein wollüstig-grausames Schwelgen in der Betrachtung seiner Martergestalt; gar ungleich der einfachen Herrlichkeit des alten Reformationsliedes. Aber im Missionsliede hat Zinzendorf die letzte Kraft seiner dichterischen Natur entfaltet, hier zeugt „der große Eroberer“[2]) von dem, worin seine Seele nicht genießend spielt, sondern ihrer schöpferischen Kraft inne wird; und wenn wir die zahlreichen Missionsliedersammlungen der Gegenwart durchblättern: auch ohne daß sein Name den aus seinem Schatz echt erfundenen Liedern beigesetzt wäre, bleibt Blick und Ohr an ihnen haften, und wir haben den Eindruck, daß unter vielen, die Reime schmieden, hier einer redet, der durch Gottes Gabe und Gnade zum Dichter berufen ist. In den wenigen Zeilen des berühmten Liedes von der „Saat der Mohren“ — welche Einfalt und Tiefe der Empfindung; welche dichte-

[1]) Vgl. Plitt, Zinzendorfs Theologie I. Gotha, 1869. S. 345. 268 u. ö. Auch Burkhardt bei Herzog Realencykl. 1. Aufl. XVIII, S. 547.

[2]) Vgl. dies Prädikat und seine Begründung bei Herder, Adrastea Bd. 1. St. 1. 1802. S. 91 ff.

rische Gewalt an sich haltender Kraft! Welch natürlicher Fluß des treffenden, sententiösen, psalmhaften Ausdrucks, wenn er für die Ausgesandten bittet: Mach du sie ganz durch deinen Gnadenglanz! (B. S. 39); für die Sendenden: „Hier hast du uns! Willst du was Bessres, so eile Und mach aus uns reine und treffende Pfeile!“ (B. S. 57.) Wie ergreifend ist der Gruß, mit dem er den Gang der sich selber Weihenden in des Todes Rachen geleitet: Wo gingt ihr hin? wo kamt ihr her, Ihr grünenden Gebeine? Dir nach je länger desto mehr, du Herzog der Gemeine! Sie gingen in die Friedensstadt, vom Seelenhunger müd und matt!“ (B. S. 384.) Wie tapfer nimmt er in dem Streit- und Siegesliede: „Steh fest, du streitbar Heldenherz“ die Anklage auf, die wider das Missionswerk immer wieder vorgebracht ward, und zeigt, daß, wenn man vom Beruf der Christen rede, dies Werk nicht außerhalb desselben falle, sondern gerade ihm gelte: Drum wirken wir, so lang es tagt; Und wo Beruf vorhanden, Da wirds auf Jesum Christ gewagt Zu Meer und in den Landen. (B. S. 312.) Wie wir trotz Janssen und Genossen fortfahren werden, in Luther den schöpferischen Genius des deutschen Kirchenliedes zu ehren, ohne darum die voraufgegangenen Weissagestimmen zu verachten, so wird uns bei aller Freude, die wir an den vereinzelten Stimmen der Vorgänger hatten, Zinzendorf doch nicht aufhören dürfen als der schöpferische Genius des Missionsliedes in Deutschland zu gelten. Und wie an Luther, so schließt sich an ihn eine zahlreiche herrnhutische Dichterschule, von der kaum einer sich nicht auch im Missionslied versucht. Während die drei ersten Gestalten des Gesangbuchs der Brüdergemeine, die Löbauer von 1735, die von 1741, die Londoner von 1753 zwar Missionslieder zu bieten beginnen, aber ohne sie als solche zu rubrizieren, begegnet uns in dem Brüdergesangbuch von 1778 zuerst eine besondre Liederrubrik mit der Überschrift: „Von der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden durch seine Boten und Zeugen,“ und mit der reichen Ausstattung von 80 Liedern. (Nr. 1372—1451.) Sie verteilen sich auf 36 verschiedene Verfasser, unter denen neben Zinzendorf selbst, seiner Gemahlin Erdmuthe und seinem Sohn Renatus fast alle die besten und aus der Missionsgeschichte wohlbekannten Namen der ersten Missionare und Gemeindehäupter vertreten sind: Leonhard Dober und Matthias Stach, Watteville und Spangenberg, Hehl und Jäschke, L. E. Schlicht u. a.[1])

[1]) Vgl. das nähere über diese (im Gesangbuch selbst nicht genannten) Verfasser in der Schrift: Historische Nachricht vom Brüdergesangbuch des J. 1778 und von dessen Liederverfassern. Gnadau, 1835. S. 109 ff.

Möchte der Hymnologe vielen dieser Lieder der Genossen mehr den Ton des Kirchenliedes wünschen, weniger den der erbaulichen Lehrrede[1]) und des vertraulichen Zwiegesprächs: daß das Wasser, welches hier rinnt, immerhin Quellwasser ist, wird er doch gern anerkennen. Und von der Universalität des Missionstriebes, der in diesen Gesängen seinen Ausdruck sucht, giebt es Kunde, wenn mitten unter denen, deren Blick über die Meere schweift, auch die Proselytin Esther Grünbeck ihre rührende Klage (N. 1447. 1449) erhebt für die Verlorenen ihres Volks, und so den schon von Luther[2]) und Spener[3]) so kräftig erhobenen Mahnruf zur Judenmission in den Gesang der Gemeinde einführt. Christian Gregor (1723—1801), der Redaktor dieses Gesangbuchs von 1778, ist selbst einer der bedeutendsten unter den Sängern der Brüdergemeine, und seine stillen und innigen Dichtungen sind der Ausgangspunkt für die Nachblüte des Herrnhuterliedes, auch des Herrnhuter Missionsliedes geworden, deren Repräsentanten Albertini und Garve, Wullschlägel und Jahr in unser Jahrhundert herüberragen.

In den großen Gebieten der evangelischen Kirche war während dieser bedeutenden Bewegung die Periode des Pietismus mittlerweile von der des Rationalismus abgelöst worden, dessen ehrbare Nüchternheit wenig geeignet war, den Impulsen apostolischer Begeisterung, ohne welche auf evangelischem Boden Missionssinn und Missionsaktion nicht gedacht werden kann, ein kongeniales Verständnis, geschweige denn eine Anerkenntnis kirchlicher Notwendigkeit entgegenzubringen. Daß der vom Gesetz der Geschichte geforderte Übergang des Missionswerkes aus der ecclesiola in die ecclesia, dem der Pietismus so bedeutend vorgearbeitet, unter diesen Umständen sich hinausschieben mußte, begreift sich. Um so mehr erfreut die Wahrnehmung, daß der einmal angeschlagene Ton des Missionsliedes auch in dieser für den kirchlichen Gesang so sterilen Zeit nicht verstummt ist. Wo überhaupt noch Gesänge, die des Namens wert sind, entspringen, fehlt unter ihnen auch das Missionslied nicht. Da begegnet uns neben Cramer, J. A. Schlegel und Lavater die gewaltige Vision Fritz von Stolbergs, in der er auf nackten Hügel hingetreten das Werk der Kirche machtvoll vom

[1]) Die homiletische Tendenz der Hymnik gehört zu den Erbstücken, welche der Brüdergemeinde von der alten böhm. Brüderkirche her zugeflossen sind. Vgl. die eben angezogene „hist. Nachricht" S. 23.

[2]) Vgl. G. Plitt, Kurze Geschichte der luth. Mission. Erlangen, 1871. S. 13 ff.

[3]) Vgl. namentlich das „christliche Bedenken wegen der Anstalten zur Bekehrung der Juden" im 4. Tl. der theol. Bedenken (Halle, 1702. S. 87 ff.).

Nordpol zum Südpol schreiten und die Lande füllen sieht (B. S. 255); da öffnet sich der psalmfreudige Mund von Mathias Jorissen (1739—1823), und neben den gedankenvollen Zügen des großen Schriftgelehrten unter den Laien, J. Fr. v. Meyer's (1772—1849) leuchtet das milde Antlitz F. A. Krummacher's (1768—1845), verklärt von dem Ausblick auf das Vollendungsbild der „Einen Herde und des Einen Hirten." Es drängt sich die literaturgeschichtlich nicht uninteressante Beobachtung auf, daß der nämliche Aufschwung der deutschen Dichtung zu ihrer zweiten großen Blütezeit, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für das Kirchenlied in der althergebrachten Begrenzung seiner Stoffe in vielfacher Beziehung einen abschließenden Endpunkt bildet, gerade das Missionslied auf seinen Fittichen mit zur Höhe gehoben hat. Während dort weder der Odenschwung noch die rührselige Betrachtung dem Liede die verloren gegangne Volkstümlichkeit ersetzen kann, und alles Bestreben dem Volk gerecht zu werden den aristokratischen Ton der klassischen Poetik nicht zu durchbrechen vermag, schafft sich hier der neue und eigentümliche Lebenstrieb aus den Mitteln des Ausdrucks, die ihm die Zeit bietet, sein neues und gefügiges Material.

Allerdings, nicht bloß die gemütvolle Begeisterung einzelner Stillen im Lande, sondern ein solcher Lebenstrieb mußte auch in der Kirche den Aufschwung des Liedes tragen, wenn er nicht wieder in den Sand verrinnen sollte. Und mit stiller Energie begann sich seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts diese thätige Kraft zunächst unter den Evangelischen in Oberdeutschland zu regen. Da erhoben sich die Stimmen von Männern, wie der Armenvater von Beuggen, Christ. H. Zeller (1778—1860), wie Jonathan Friedrich Bahnmaier (1774—1841); nicht bloß Stimmen von Predigern in der Wüste, sondern von Arbeitern, die am Werke stehn, und den Gewissensruf der Beschämung, den Glaubensruf der Zuversicht, den Weckruf des Lebens in die Felder voller Totengebeine hineinrufen. Die göttliche Machtwirkung aber, welche vor diesen Stimmen den Weg bahnte und den Grund der Kirche aufgrub, um das Werk der Mission auf die Dauer hineinzupflanzen, ward auch für dies Gebiet kirchlichen Lebens in dem geistigen Aufschwung der Freiheitskriege offenbar. Und die Periode des kirchlichen Missionsliedes, in der wir stehen, wird eingeleitet durch einen Kämpfer und Sänger der Befreiungskriege selbst: Friedrich Heinrich de la Motte Fouqué (1777—1843). Im J. 1822, zwei Jahre vor Begründung der Berliner Missionsgesellschaft, erschienen

seine 15 Missionslieder[1]); nicht ohne romantischen Anhauch, aber durch die Innigkeit ihres Sanges „von neuer Christenkirchen selgem Glänzen und Marterkränzen," und durch die ungezierte Schönheit der Form reichlich ersetzend, was ihnen am Charakter des Kirchenlieds noch fehlen mochte. Und wie von dieser Wende an jede Gegend des Vaterlandes, wo die Wirkungen des Pietismus tiefer in den Boden gedrungen waren, zu einem Missionsherd geworden ist, so sammelt sich fast um jeden dieser Herde seine besondre Reihe von Missionssängern. Aus der Saat, die Tersteegens Mystik im Rheinland eingesenkt, sproßt unter dem kräftigen Wehen des Menkenschen Biblicismus das Missionswerk im Wupperthal, begleitet von den freundlich-ernsten Gesängen Döring's und den feurigen Prophetenstrophen F. Wilh. Krummacher's. Aus den Kreisen der märkisch-pommerschen Erweckung erklingen die innigen Dichtungen eines Knak, Görcke, Josephson, Jahn; aus Schlesien die wohlgemeinten Mahnrufe Leschkes. Um das Missionshaus von Basel schart sich der Chor der Schweizer Preiswerk, Joh. Rothen, Leonh. Meister u. v. a.; der Schwaben Stange, Mann, Eppler, Blumhardt und vor allen des unermüdlichen Ch. G. Barth († 1862). Reich begabt, vielseitig gebildet, ebensosehr ein Mann der weit ausschauenden Plane und der frischen That wie des Worts, weiß Barth alle Anfechtungen der Verzagnis mit den Gewißheiten einer kühnen, dort zu Land langvererbten Apokalyptik siegreich niederzuschlagen; die Jugendeindrücke des väterlichen Malerhandwerks nicht verleugnend, schmückt er seine Lieder reichlich mit bunten Namen und Gemälden aus aller Herren Länder, so daß selbst da, wo der Gedanke der Poesie bereits ziemlich fern wandelt, der Schmuck vom Ararat und vom Senegal her, aus Habesch und Hindustan ihm noch dichterischen Glanz verleiht. Nach der Art seiner Poesie der Freiligrath des Missionsliedes, wie er nach der Quantität der Benjamin Schmolck desselben ist.[2]) — Den Dichtern reihen sich Klänge, und darunter die zartesten und edelsten auch von Dichterinnen an; die Gesänge einer Anna Schlatter († 1826), Sophie Herwig († 1836), und zumal der Schweizer Sängerin, welche durch Tiefe und Ursprünglichkeit der Empfindung, Lebhaftigkeit der Anschauung und Adel des Ausdrucks unter den geistlichen Dichtern unsers Jahrhunderts einen ersten Rang einnimmt: Meta Heußer († 1876). Merkwürdig dabei, daß gerade diese weiblichen Propheten der Mission am liebsten in

[1]) F. de la Motte-Fouqué, Geistliche Lieder. Erstes Bändchen. Leipzig, 1822. — Vgl. B. S. N. 370. 189. 315. 344.

[2]) In der Basler Sammlung zähle ich 119 Lieder von Barth.

den Spuren ihrer Vorgängerin Esther Grünbeck wandeln. Es ist vorwiegend die Kategorie des Judenmissionsliedes, welcher ihr Reichtum zu gute gekommen ist. Immer die nächste Aufgabe zu sehen und ihr Herz daran zu geben ist des Weibes Art; auch im Liede waltet sie daheim im Hause.[1])

Vorab aber erweist sich der neue Charakter der Mission, als eine Angelegenheit der Kirche gewußt zu werden und sich durchzusetzen, in der Thatsache, daß auch abgesehn von diesem Gesange der Werkstätten unter den hervorragenden Meistern des geistlichen Liedes, welche unser Jahrhundert hervorgebracht, kaum einer ist, der nicht auch das Feld des

---

[1]) Ich benütze den Anlaß, über einige Dichter der Basler Sammlung, betreffs deren man in der hymnologischen Literatur (auch bei Koch) vergeblich Aufschluß sucht, die biographischen Notizen mitzuteilen, die ich vornehmlich der gütigen Bemühung von Professor Riggenbach in Basel verdanke.

Johann Jakob Buser (B. S. 1 Aufl. Nr. 151. 237. 258), geb. 1807 † 1861. Seminarlehrer in Basel.

Johann Buser (B. S. 2. Aufl. Nr. 250. 258), geb. 1814 zu Laufen, Kt. Baselland; Missionszögling, aber wegen schwacher Gesundheit nicht ausgesandt; 1845—1876 Pfarrer in Läufelfingen, Kt. Baselland; † 1877. (Mit dem vorigen nicht verwandt.)

Christoph Friedrich Eppler (1. Aufl. 55. 97. 184. 332), geb. 10. Juli 1822 zu Kirchheim am Neckar in Württemberg; 1845 von Hoffmann als Missionslehrer nach Basel berufen, 1856 Pfarrer zu Arlesheim Baselland, seit 1877 Pfarrer zu Birsfelden bei Basel. Verfasser mehrerer Monographieen und Biographieen aus der Missions- und Kirchengeschichte; Dichter der „Missionsharfe" Basel 1852.

Andreas Flury (B. S. 1. Aufl. 275), geb. in Saas, Graubündten 5. Sept. 1825. Seelsorger an der Diakonissenanstalt Neumünster und Pfarrer zu St. Leonhard in Zürich.

Reginald Heber (B. S. 1. Aufl. 333) ist der bekannte Missionsbischof († 1826), über den zu vergleichen Herzogs Realencyklopädie 2. Aufl. V, 653 ff.

August Ferdinand Huhn (Nr. 12. 38. 72. 81. 171. 205. 241. 367. 368), geb. 10. Juni 1807 zu Riga, Diakonus zu Reval, † 1872.

Albert Kylins (Nr. 142. 385. 388), geb. 1837 in der deutschen Kolonie Neusalz in der Krim, 1855—1861 Missionszögling, † 27. Sept. 1861 in Sultan-Sarai bei Odessa.

Johann Linder (Nr. 365), geb. in Basel 25. Juli 1790, Pfarrer in Ziefen, 1838 Oberstthelfer in Basel, † 10. Dez. 1853.

Marie Maas, geb. Kohl (Nr. 269), geb. 1784; verheiratet mit dem Kaufmann Christoph Maas zu Basel; befreundet mit Jung-Stilling und Zeller. † 1848.

August Steinhauser (Nr. 245), geb. 7. Nov. 1829 zu Langenwinkel in Baden, † als Missionar in Christiansburg auf der Goldküste 13. Sept. 1857.

Georg Zinser (Nr. 105. 126. 222. 256. 352), geb. 25. Mai 1843 zu Stuttgart, Missionszögling 1863—1869; jetzt Pfarrer in Effringen, Württemberg.

Missionsliedes angebaut. Da fehlt neben dem Führer Knapp auch Gerok nicht; es fehlt weder Stier noch Lange. Zu dem Franken Puchta gesellen sich die Niedersachsen Möwes und Spitta, die Thüringer Hey und Schottin, Hopfensack und Sturm; und auch die Hymnologen Göring und Daniel sind auf diesem Gebiet aus Betrachtern des kirchlichen Liederschatzes zu Mehrern desselben geworden.[1])

Das Siegel endlich drückt auf diesen Übergang der Mission aus dem Interesse der einzelnen in die Aktion der Kirche die Sanktion der Mission als einer anerkannten, auf sich selbst gestellten Rubrik in den kirchlichen Gesangbüchern. Die bahnbrechende Leistung der Gesangbuchsreform unsers Jahrhunderts, Bunsens Gesangbuch von 1833, hat auch in dieser Beziehung den Weg gewiesen[2]), und nur wenige unter den zahlreichen Gesangbuchsschöpfungen der letzten Jahrzehnte sind, wie z. B. das Hannoversche Gesangbuch, dabei stehn geblieben, in der Weise der älteren das Missionslied, soweit sie es aufnehmen, in den althergebrachten Liederrubriken verstreut mit unterzubringen.

Es ist ein ungemeiner Reichtum von Formen und Stoffen, den die Dichtung auf diesem scheinbar so eng umrissenen Gebiet ans Licht zu ziehen gewußt hat. Über den hymnischen Grundtönen der Sehnsucht nach dem großen Tage der Vollendung, des Dankes für das bereits Erreichte, der Selbstermutigung im Kampf gegen die übermächtigen Schwierigkeiten und Hemmungen des Werkes erklingen da die harmonischen Gebete um Kraft und Frieden für die Gesandten, um Treue und Tapferkeit der Sendenden; dazwischen die Gewissensmahnungen an die Trägen, die vom Werk zurückbleiben, die beweglichen Zurufe an die Besitzenden, daß sie die am Heil darbenden nicht umkommen lassen. Da empfangen alle Festtage der Christenheit, Weihnachten und Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten, Neujahr und Bußtag und Totenfeier ihre neuen Lieder unter dem eigenen Licht der Mission; da ebenso auch die wechselnden Kirchenzeiten — Advent, Epiphanie, Passion — und die wechselnden Jahreszeiten. Da geht der Blick zu den einsamen Boten draußen, über ihre Saatfurchen und ersten Ernten, auf die Friedhöfe in fremder Erde; da sammelt er sich wiederum in der Heimat um ihre Ordinationsfeier, um ihre Aussendung; um das Missionshaus, das Missionsfest, das Missionsschiff.

Gewiß, unter dieser flutenden Liedermenge, deren Zahl, auch wenn

[1]) Vgl. über die beiden letztgenannten als Missionsdichter Koch a. a. O. VII 52 f.

[2]) Unter der Überschrift: „Missionslieder" bietet Bunsen unter Nr. 255—259 fünf Gesänge von Jung-Stilling, F. A. Krummacher, Bogatzky, Bahnmaier und Knapp.

wir auf die gedruckten und singbaren uns einschränken, mit 800 nicht zu hoch beziffert sein wird, sind viele, bei denen der Reim und der gute Wille das dichterische Charisma ersetzen muß; viele andere, die nicht sowohl den Charakter des Kirchenliedes als den des geistlichen Kunstliedes, der Kirchenarie, des religiösen Volksliedchens tragen. Und von der ganzen Gattung gilt ihrer späten Entstehung gemäß mehr oder weniger, was von unsrer neueren kirchlichen Hymnik überhaupt gilt, daß zusammengehalten mit der kindlichen und doch zugleich heroischen Kraft, mit der dorischen Gedrungenheit und Einfalt des alten Kirchenstils im Reformationsliede sie jenes eherne Mark und die stählernen Sehnen nicht aufweist, welche der Gegenstand sehr wohl vertragen würde, und welche den Charakter der volkstümlichen Gemeingültigkeit — (oder wie man sich mißverständlich auszudrücken pflegt der „kirchlichen Objektivität") — ausmachen. Aber wie ihr quellender Reichtum an sich eine Gottesgabe und alles Dankes wert ist, so verbürgt auf der einen Seite ihr Dasein, auf der andern das immer weiter vordringende Bewußtsein um die Anforderungen der kirchlichen Klassicität im Hymnenstil die Gewißheit, daß wir noch nicht am Ende stehn; daß vielmehr von dem immer näher rückenden Zeitpunkt, wo die Mission als Sache der evangelischen Gesamtkirche erkannt und ergriffen sein wird, wir eine Blüte auch des evangelischen Missionsliedes erwarten dürfen, die es vollwichtig und mit ebenbürtigen Leistungen in den Schatz des deutschen evangelischen Kirchengesanges eingliedern wird.

Die Völkerstämme im centralen Südafrika

(nach Dr. Holub und den bezüglichen Missionsberichten).

Mit einer ethnographischen Karte.

Von Dr. R. Grundemann.

(Schluß.)

Ganz anders fand es Holub auf seiner letzten Reise, 1875. (Vergl. II, S. 47.) Khame, „grade das Gegenteil seines Vaters", war am Ruder. Die Bevölkerung der Stadt hatte sich nach Rückkehr der Verbannten auf die dreifache Seelenzahl gehoben. Größere Ordnung und Sicherheit machte sich bemerklich, und „mit dem Verbote des Branntweinverkaufs hatte Khame eines der wichtigsten Beförderungsmittel des Müssigganges und des Unfriedens außer Wirkung gesetzt." Er bemühte sich nach und nach alle die schädlichen heidnischen Sitten zu beseitigen. Holub hebt

ausdrücklich den lobenswerten Charakter dieses Mannes hervor.[1]) Die Rückkehr in die Heimat hatte er allerdings mit den Waffen gegen seinen Vater und Bruder erzwingen müssen. Aber er hatte offen sein Vorhaben angezeigt und nicht nach der üblichen Kampfesweise die Stadt durch heimlichen Überfall zu gewinnen gesucht.

Als Holub auf seiner Rückreise sich noch einmal in Schoschong aufhielt, hatte er mehrfach Gelegenheit den rühmlichen Ernst Khames in der Unterdrückung des Branntweinhandels zu beobachten. Ein Händler, der im Jahre zuvor durch Schmuggel das Verbot übertreten hatte, wurde gefangen genommen, als er das Gebiet wieder passierte und zu 100 Pf. St. Strafe verurteilt. Zwei in Sch. wohnhafte Händlergehilfen wurden, weil sie sich vor ihren Gehöften in betrunkenem Zustande hatten sehen lassen, in öffentlicher Sitzung zu je 10 Pf. St. verurteilt. „Wenn ihr euch nicht enthalten könnt," sagte Khame, „so trinkt innerhalb eurer Wohnungen — aber gebt meinen Leuten nicht ein böses Beispiel." — Grade damals wurde noch einmal die Boguera gefeiert; aber es sollte dies für immer das letzte Mal sein.

[Aus dem L. M. Chr.[2]) haben wir wenig über die Mission in Schoschong hinzuzufügen. Rev. Mackenzie ließ sich 1862 dort nieder; 1871 trat Rev. J. D. Hepburn neben ihm ein. Der erstere blieb bis 1876 dort und verließ die Station gleichzeitig mit Holub, um nach Kurumau zu gehen, wohin das Seminar, das er schon in Schoschong geleitet hatte (Moffat-Institution), verlegt wurde. Aus den politischen Kämpfen der Bamangwato sind einige Partieen ausführlicher mitgeteilt; man vermißt jedoch den oben gegebenen Überblick über den Zusammenhang. — Von Matscheng wird berichtet, wie er, nachdem er zum zweitenmal zur Herrschaft gelangt (1866), sich äußerlich freundlich zur Mission stellte. Auch mit Khame und Khamane stand er zunächst freundlich. Als der Missionar aber von einer Erholungsreise nach England zurückkehrte, fand er die Lage schon verändert. Obwohl ihm Matscheng immer höflich begegnete, beklagte sich derselbe öffentlich, daß jetzt ein andrer Häuptling regiere, das Wort Gottes; er selbst sei in den Hintergrund gedrängt.

---

[1]) Auch Dr. G. Fritsch (drei Jahre in Südafrika) nennt Khame einen wahrhaft edeln und so fein organisierten Menschen, daß sich ein Europäer nicht schämen dürfte, ihn Freund zu nennen. Den schroffsten Gegensatz bildete der tückische Sekhome mit seinem unheimlichen Galgengesicht.

[2]) 1873 p. 45 ff. 78 ff. — 1877 p. 3 ff.

Dabei war er dem Trunke ergeben und ging täglich zu den europäischen Händlern, um sich den Branntwein in Schüsseln einschenken zu lassen.

Als Khame 1872 zur Herrschaft kam, war derselbe vor eine nicht leichte Entscheidung gestellt, hinsichtlich gewisser heidnischer Gebräuche, besonders beim Beginn der Feldarbeit und der Ernte. Sie gänzlich abzuschaffen schien die Rücksicht auf die Masse seiner noch heidnischen Unterthanen nicht zu gestatten; sie mitzumachen verbot ihm das christliche Gewissen. Die Missionare fanden einen Ausweg, indem sie die Einführung einer christlichen Feier vorschlugen. Damit wurde das Christentum sozusagen zur Staatsreligion erhoben. Die Ausübung der heidnischen Gebräuche wurde übrigens nicht verfolgt. Die Missionare rieten, in möglichst geräuschloser Weise die Sache sich selbst zu überlassen — ihr baldiges Aussterben mußte dann von selbst folgen.

Das Blutvergießen, welches durch die inneren politischen Wirren immer wieder hervorgerufen wurde (Mackenzie erlebte bei sechs verschiedenen Gelegenheiten blutige Parteikämpfe innerhalb der Stadt), hat unter Khames Regierung ganz aufgehört. Es war ein sprechendes Beispiel von der Wirkung des Christentums, daß Matscheng, unbehilflich wie er infolge der Trunksucht und Schlemmerei war, mit dem Leben davonkam. Freilich seine nichtswürdigen, blutdürstigen Räte, sowie die Matebelen seiner Leibwache mußten fallen.[1]) Der gestürzte Herrscher selbst hatte unter allen benachbarten Häuptlingen nicht einen Freund und flüchtete zu den Malebogo innerhalb des Transvaalgebiets. Sekhome, der alte Ränkemacher, und Khamane haben bei den Bakwena ihre Zuflucht gefunden. Letzterer, obgleich durch manche Spuren aufrichtigen Christentums ausgezeichnet, hatte jedoch den Lockungen der Thronfolge nicht widerstehen können. Damit hatte ihn der Vater gegen den Bruder aufgehetzt, und alle Bemühungen der Missionare, die beiden Brüder zu versöhnen, waren vergeblich gewesen. Alle diese Flüchtlinge haben eine Schar von Bamangwato um sich, unter denen sich auch manche vom Christentum beeinflußte finden.

In Schoschong selbst macht die Sache des Evangeliums gute Fortschritte. Leider wird der Schulunterricht vielfach dadurch gestört, daß die jungen Leute zeitweise auf den fern gelegenen Viehposten sich aufhalten oder an Jagdzügen teilnehmen. Aber es ist erfreulich, wie viele bei diesen

[1]) Kuruman, ein Kronprätendent des Matebelenreiches, der in Schoschong Zuflucht gefunden hatte, stand an ihrer Spitze. Er entfloh. Später unterstützte Khame den Flüchtling und gestattete ihm freien Abzug. Damit befreite er sein Reich von unvermeidlichen Kämpfen mit den Matebele.

Gelegenheiten schon ihre Fibel oder ihr Neues Testament mitnehmen. Die Gottesdienste in der Kirche und auf der Kotla sowie in den Vorstädten sind gut besucht, mit Ausnahme der Jagdzeit. Die Regenmacherei hat aufgehört; anstatt dessen betet mancher Mongwato regelmäßig um sein tägliches Brot. Der engeren christlichen Gemeinde gehört Khame sowie seine Brüder Seretse und Gohakhosi an — neuerlichst auch Raditladi (vergl. L. M. Chr. 1880 p. 276 f.)

Schoschong bietet ein ganz verändertes Ansehen; nach dem Brande bei der letzten Eroberung ist die Stadt in der Schoschonschlucht weiter nach der Mündung in das breite Thal vorgerückt (Holub II, 47). Weit oben schaut die Kirche herüber. Die europäischen Gehöfte bilden ein besonderes Dörfchen mit einigen schönen, massiven Gebäuden, einem 80 Fuß tiefen Brunnen und großen Lagerräumen. Schoschong ist der wichtigste Stapelplatz für den Binnenhandel, der schon 1876 auf einen jährlichen Umsatz im Werte von 5 Millionen Mark geschätzt wurde. (London M. Rep. 1877 p. 114.) Auffallend ist es, wie viele Leute dort bereits europäische Kleidung tragen. Vor 20—25 Jahren konnte man dies nur etwa von einem halben Dutzend Männern sagen. Heute gehen nur noch die Armen und die Angehörigen der unterworfenen Stämme, sowie die Alten, welche von ihren Gewohnheiten nicht mehr abzubringen sind, in der alten ungenügenden Bekleidung.

Eine große Gefahr drohte den Bamangwato von der Einfuhr des Branntweins. Wir haben schon gesehen, wie ernst Khame es nimmt dieselbe zu verhindern. In neuerer Zeit haben die Missionsblätter darüber ausführliche Mitteilungen gebracht, welche bereits in diese Zeitschrift aufgenommen sind (1881, S. 43). Für alle Europäer, die nicht diesem verruchten Handel entgegen sind, muß das Beispiel des afrikanischen Fürsten höchst beschämend sein. Wie Khame die katholischen Missionare, die sich bei ihm festsetzen wollten, abgewiesen hat, haben wir ebenfalls (1880, S. 189) ausführlich berichtet. — Daß sich bei dem allen das Christentum unter den Bamangwato erst in den Anfängen befindet, darf uns nicht wundernehmen. Die Jahresberichte der Mission ließen bisher in der statistischen Tabelle die Spalte für Schoschong immer noch offen.

Es würde uns wertvoll und für die Missionswissenschaft gewiß fruchtbar sein, wenn uns die Missionare recht eingehende, anschauliche Darlegungen der jetzt dort, sowohl bei den Christen als bei den noch nicht bekehrten Eingeborenen herrschenden Zustände liefern wollten.

An dieser Stelle haben wir endlich noch kurz eine Ausdehnung der

Mission zu den **Westbamangwato** oder Batowane (Batauana) zu erwähnen. Schon der frühere Häuptling derselben, Letschulatebe, hatte mehrfach um einen Missionar gebeten. Das in der Nähe des Ngami-Sees herrschende Fieber hatte alle Unternehmungen nach dieser Richtung unmöglich erscheinen lassen. In neuerer Zeit wiederholte der Sohn des genannten Häuptlings, der jetzige Herrscher, Moremi, die Bitte. Die beiden ältesten Zöglinge des Moffat-Institutes, Khukwe und Diphukwe, boten sich freiwillig für diese Mission an. Mit Genehmigung der Missionskomitee besuchte Rev. J. D. Hepburn mit den beiden im Jahre 1876 das neue Missionsfeld und wurde freundlich aufgenommen. (L. M. C. 1878, p. 31 ff. 55 ff.) Im folgenden Jahre ließen sich die genannten Lehrer auf ihrem Posten dauernd nieder. Nur im L. M. C. 1879, p. 21 findet sich die kurze Notiz, daß es ihnen gut gehe. Weiter verlautet bis jetzt nichts von dieser jungen Mission. cf. oben S. 19.

Auf dem Rückwege von Schoschong nach den Diamantfeldern berührte Holub noch ein paar Betschuanastämme: zunächst die **Batloka.**[1]) Die Residenz ihres Häuptlings (Matlapin?) namens Tschune-tschune (Tshwene-tshwene) liegt an der Betschuanaspruit, die sich von Westen her in den Marikofluß ergießt, welcher die Transvaalgrenze bildet. Die Stadt hat ziemlich denselben Breitegrad wie Kanye, von der sie etwa 100 Kilometer östlich liegt, in einem weiten Thalkessel. Das Gebiet dieses Stammes, welches sich innerhalb der Grenzen des Bakwenareiches befindet, reicht von den Dwarsbergen in Süden (einem vom Mariko durchbrochenen Höhenzuge) bis zur Mündung des Sirorume, der zugleich die Grenze zwischen dem Bakwena- und Bamangwatogebiete bildet. Die Stadt war ziemlich reinlich gehalten, die Gehöfte und Hütten größer und geräumiger als die der meisten andern Betschuana und von Gärtchen umgeben. Den Häuptling besuchte Holub nicht, da ihm gesagt ward, daß es lustig in der Stadt hergehe und Morena betrunken sei.

Mit den Dwarsbergen verläßt die Transvaalgrenze den Mariko und wendet sich nach Westen. In den südlichen Ausläufern haben die **Ost-Bakhatla** ihre Sitze — also schon im Transvaalgebiet, unter denen der Hermannsburger Missionar E. F. Wehrmann auf der Station Melorane (zwei Stunden vom Mariko) arbeitet. Holub kam jedenfalls nicht sehr weit an derselben vorüber, ohne von ihr etwas zu hören. Er erwähnt sie erst gelegentlich seines zweiten Aufenthaltes in Linokana

[1]) Holub I, S. 495.

(Holub II, 457). Diese Stadt der **Ost-Baharutse** liegt in dem Mariko-Höhennetze, das von den Dwarsbergen durch das Buschfeld geschieden wird (Holub I, 501 f.). Letzteres weist zahlreiche niedere Kämme im Zusammenhang mit jenen Bergen, sandige Bodenerhebungen, isolierte Hügel und viele mit üppigem Grase bewachsene Thäler auf. Der Buysport (Paß), welcher in die Marikohöhen führt, ist durch landschaftliche Schönheit ausgezeichnet. Über ein Hochplateau kommt man von dort an den oberen Notuany, dessen Thal mit prächtigen Kornfeldern bedeckt ist. Einem Nebenflüßchen (Matebe) folgend gelangt man in einen weiten Thalkessel, in dem sich Linokana, die Stadt der fleißigen Baharutse, zeigt.

„Gleich beim Betreten des Thalkessels fällt uns neben den wohlbebauten Feldern eine dichte Baumgruppe am nördlichen Ende der Stadt auf, aus der sich namentlich einige schlanke und weithin sichtbare Eukalyptusbäume bemerkbar machen. Sie beschatten mehrere im europäischen Stile gebaute Häuschen, die einem freundlichen und zuvorkommenden Manne als Wohnstätte dienten, der mit seinem Beispiele so wohlthätig auf die Baharutse eingewirkt hat, daß diese jetzt unter den Transvaal-Betschuana die bedeutendsten Ackerbauer und wohl auch die wohlhabendsten sind.[1]) Thomas Jensen ist der Name dieses Missionars (von der Hermannsburger Gesellschaft). Er nahm mich freundlich auf und führte mich zum Häuptling Moilo (Moiloa) und zu den andern an den Bergen wohnenden Häuptlingen: Tschukuru u. s. w. Moilo war eine hohe Greisengestalt, freundlich, obgleich mit harten Gesichtszügen; er war ein treuer Unterthan der Transvaal-Republik, besorgt um das Wohl seines Volkes und überragte in mehrfacher Beziehung die Herrscher der Nachbarstämme. Er stellte mir seine Söhne vor, von denen er keinen der Nachfolge auf den Thron fähig bezeichnete. Übrigens war der in Moschaneng lebende Sohn eines verstorbenen Verwandten, als Ursproß des alten Königshauses aller Betschuana (vergl. oben S. 16), der Baharutse in Linokana, der rechtmäßige zukünftige Häuptling."

„In jedem größeren Gehöfte der Stadt fand ich einen Pflug und überall ragten Wagendächer zwischen den kegelförmigen Grasdächern hervor." Jensen lehrte die Baharutse, das Flüßchen durch Wasserleitungen nutzbar zu machen, welche durch Felder und Obstgärten sowie zum Teil für häusliche Zwecke durch die Stadt selber geführt sind. — Die Bevölkerung brachte eine Kopfsteuer (je 10 M.) auf, die jährlich 8000 M. lieferte, welcher Betrag ohne alle Entschädigung von dem Missionar eingenommen und abgeliefert wurde. „Um das Missionsgehöfte ziehen sich Gärten und Felder, in denen Mais und Weizen angebaut wird und Pfirsiche, Aprikosen, Birnen, Feigen, Orangen und Citronen gedeihen, deren Ertrag eine willkommene Beisteuer zu dem allzu bescheidenen Gehalt des Missionars bildet. In dem kleinen Blumengärtchen begrüßten wir alte Bekannte der trauten Heimat: Rosen, Schwertlilien, duftende Nelken, den Pfeifenstrauch, verblühte Tulpen, Hyazinthen u. s. w. — „Das Familienleben des Missionars unter den hohen Bluegum-Bäumen am Matebeflüßchen glich einer stillen, glücklichen Idylle und war um so beachtenswerter, als sie den dunkeln Nebenmenschen ein leuchtendes Vorbild war."

[1]) Ein paar Wochen zuvor begegnete Holub einem dieser Leute, der einen Wagen voll Getreide nach Schoschong führte.

Sechs bis sieben Meilen südlich von Linokana liegt am Kleinen Mariko das Städtchen Zeerust, damals mit 40 Häusern und einer holländischen Kirche, die mit hohen Mauern umgeben bei der früheren Unsicherheit der Gegend den Weißen als Zufluchtsort gedient hatte. Das Städtchen ist Sitz der Behörden des Mariko-Distrikts. — Auf seiner letzten Reise (1875) berührte Holub wiederum Linokana und genoß 14 Tage lang die Gastfreundschaft des freundlichen Missionars. Bei dieser Gelegenheit erwähnt er, daß die Baharutse ihr Ländchen bis auf das Gebiet einiger Farmen an die Transvaal-Regierung abgetreten hatten. Ihre Ernte belief sich auf 800 Säcke Weizen (à 2 Zentner). Auch bauen sie Mais, Sorghum, Melonen und Tabak. Trotz ihres Fleißes werden sie im Ackerbau von den Barolong noch übertroffen. — Sonntags besuchte Holub die Kirche. Der Gottesdienst — der in seiner Einfachheit erhebender war, „als viele der mit Pomp celebrierten Feierlichkeiten in den Kathedralen der Großstädte" — machte auf die auf kleinen Holzstühlchen kauernden Bekehrten sichtlich einen guten Eindruck. — Die Mehrzahl der Bevölkerung aber steht noch, wie es scheint, im Heidentum. Allnächtlich hörte man den Gesang, mit dem die Baharutse-Mädchen ihre Tänze begleiten.

Noch sei erwähnt, daß Missionar Jensen das Amt eines Postmeisters für das Innere bekleidet. Durch zwei Boten wird die Post, welche von Klerksdorp eintrifft, von ihm nach Molopolole abgefertigt, wo sie nach drei Tagen eintrifft. (Wahrscheinlich ist auch von dort regelmäßiger Postdienst bis Schoschong eingerichtet.) Als Holub auf seiner Rückkehr nochmals Linokana berührte, fand er, daß Moilo inzwischen gestorben und Kopani, der oben erwähnte Neffe von Moschaneng die Herrschaft angetreten hatte.

Auf seiner letzten und weitesten Reise verweilte Holub längere Zeit bei Sepopo, dem König der **Marutse**, welche am mittleren Zambesi jetzt die Stelle der Makololo einnehmen. Die Marutse waren einer der von diesen unterworfenen Stämme, dem es gelang die durch Fieber geschwächten Unterdrücker zu bewältigen.[1]) Sie wurden bis auf den letzten Mann und Knaben niedergemacht, die Weiber verteilt. Somit ist das Volk, dem man eine wichtige Bedeutung für die Mission beilegte und auf das Livingstone so große Hoffnungen setzte, völlig von der Erde verschwunden. Sepopo aber brachte nicht bloß das ganze Makolologebiet unter seine

[1]) Leider erfahren wir nicht, wann sich dies ereignete.

Herrschaft, sondern gelangte durch die Wahl seiner Tochter zur Herrscherin des nördlich angrenzenden Mabunda- (Mambunda-) Reiches, welche Würde diese dem Vater übertrug, als Regent des Marutse-Mabunda-Reiches im Besitze eines sehr bedeutenden Gebietes (5000 □M.), in dem ihm 18 große Stämme, die in 83 Zweigstämme zerfallen, unterworfen waren. Seine Hauptstadt war Schescheke am Zambesi; sie wurde bei Holubs Anwesenheit an eine andere Stelle verpflanzt.[1]) Die Bedeutung für die Mission kommt den Marutse nicht minder als einst den Makololo zu gut, um so mehr, als sich das von den letzteren eingeführte Sesuto erhalten hat und in dem ausgedehnten Reiche als Regierungssprache gilt.[2]) Die Pariser Missionsgesellschaft hat bereits durch Missionar Coillard dies versprechende Missionsfeld untersuchen lassen. Eine zweite Expedition und womöglich Gründung einer Missionsstation ist bereits im Juni 1880 beschlossen, doch verlautet noch nichts weiteres darüber.[3])

Holub hat uns eine sehr ausführliche Schilderung der Marutse, ihrer Lebensweise und ihrer Sitten und Gebräuche gegeben, die für jede Missionsunternehmung dorthin von großem Werte sein muß. Wir können hier nicht näher auf dieselbe eingehen, werden aber, sobald jenes Feld besetzt sein und das Interesse der Missionsfreunde bestimmter in Anspruch nehmen wird, wieder darauf zurückkommen.

Schließlich haben wir nur noch zu erwähnen, daß Dr. Holub auf seiner Rückreise auch das Reich der Matebele (er schreibt Matabele) berührte; namentlich durchzog er einen Teil des unterworfenen Gebiets der Makalaka. Wir sehen hier ebenfalls davon ab, seine über die dortigen Verhältnisse gemachten Bemerkungen zu reproduzieren. Sie gehen über den Rahmen dieses Artikels hinaus und werden gelegentlich bei Besprechung der Londoner Mission in jenem Reiche mit verwertet werden. Es sei hier nur bemerkt, daß der Reisende mit tiefem Abscheu von den Matebele, diesen Vandalen Südafrikas, spricht.

---

[1]) Über die nach Holubs Anwesenheit eingetretenen politischen Veränderungen, welche durch Serpa Pinto bekannt geworden sind, vergl. oben S. 227.

[2]) Holub sagt von den Marutse: Sie lechzen nach jeder Belehrung und Unterweisung und begreifen leicht. — Mehr als irgendwo in Südafrika möchte es hier lohnenswert sein, dem Aberglauben entgegenzuarbeiten.

[3]) Nach den neuesten Nachrichten wollte Coillard am 9. Mai d. J. zur Ausführung des Unternehmens nach Afrika zurückkehren.

Eine neue Provinzial-Missions-Konferenz.

Am 24. Oktober dieses Jahres fand in Berlin die konstituierende Versammlung einer Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg statt. Die Anregung zur Gründung einer solchen war von der im Segen gedeihenden sächsischen Provinzialkonferenz ausgegangen. Pastor Dr. Grundemann hatte die Sache in die Hand genommen. Einladungen waren zunächst privatim an eine Anzahl von Missionsfreunden in der Provinz B. gesandt worden, welche von je einem der beiden Berliner Missionshäuser als Vertrauensmänner bezeichnet waren. Wie sehr neue Organisationen zur Weckung und Förderung des Missionslebens ein Bedürfnis sind, ließ die freudige Zustimmung erkennen, welche die 150 Einladungen von allen Seiten fand. Wohl ist manches Exemplar derselben, wie es bei solcher Gelegenheit nicht anders zu erwarten, in den Papierkorb gewandert. Von den mehr als 70 Antworten, welche brieflich oder durch persönliches Erscheinen erfolgten, war nur eine einzige, welche das Unternehmen für überflüssig erklärte.

Zu der erwähnten Versammlung in Berlin hatten sich 42 Missionsfreunde eingefunden. Pastor Quandt von St. Elisabeth hielt zur Eröffnung eine Ansprache über Act. 11, 19—30: „Ein lichtes Zeitbild in dunklem Rahmen", welche die Anwesenden in eine weihevolle Stimmung versetzte. Sie wird demnächst im Beiblatt dieser Zeitschrift abgedruckt werden. Darauf nahm Dr. Grundemann das Wort um in längerem Vortrage das Bedürfnis und die Ziele der beabsichtigten Konferenz zu erörtern. Zunächst wies er hin auf die veränderte Stellung der Mission, welche diese immer mehr gewinne bei den Vertretern der Wissenschaft, der Politik, des Handels und auf dem Gebiete der allgemeinen Bildung. Diese veränderte Stellung verpflichte jeden Vertreter der Mission zu eingehenderer Bekanntschaft mit derselben, ohne welche man sich leicht Blößen gebe, die der Sache nachteilig werden. — Auch insofern stehe es jetzt anders mit der Mission, als sie nicht mehr als das Privilegium besonderer kleiner Kreise gelte. Es sei das Bewußtsein erwacht, daß jeder Christ, jedes Mitglied der Kirche, verpflichtet sei sich irgendwie an der heiligen Sache zu beteiligen. Den Mißverständnissen, als sei eine staatskirchliche Mission angestrebt, wurde aber entschieden entgegengetreten. — Ferner wurde betont, daß das Missionsleben in der Heimat durch geschicktere, geübtere Organe gefördert werden müsse. Wir brauchen mehr Männer, welche die Mission als Specialität treiben. Wir können nicht näher auf die augenscheinlich mit allgemeiner Zustimmung aufgenommene Ausführung dieser Punkte eingehen und erwähnen nur noch, daß schließlich auch die Notwendigkeit Mittel und Wege zur Steigerung der Missionsbeiträge zu finden (die sich beiläufig in beiden Regierungsbezirken, mit Ausschluß von Berlin, auf 80 000 Mark jährlich belaufen) nachdrücklich hervorgehoben wurde.

Es folgten einige Bemerkungen über die Vorgeschichte der zu gründenden Konferenz. Für die Vorbereitungen war namentlich der Gesichtspunkt maßgebend, derselben eine möglichst unabhängige Stellung zu sichern. Unabhängig von allem kirchlichen Parteiwesen, unabhängig von den bestehenden Missionsgesellschaften, um nicht einseitig das Annexum einer oder der andern zu werden, selbständig auch in Bezug auf die hohen Kirchenbehörden, damit auch der leiseste Schein vermieden werde, als sei die Sache von oben her gemacht — so werde die Konferenz einen gesunden Anfang nehmen.

Hierauf schritt die Versammlung zur Beratung eines gedruckt vorliegenden Entwurfs der Statuten, welcher schon den Einladungen beigefügt worden war.

Obwohl über einige Punkte und ihre formelle Fassung die Meinungen aus einandergingen, traten in der Debatte keinerlei störende Differenzen hervor. Bei dem schließlich sich herausstellenden Mangel an Zeit einigte sich die Versammlung hinsichtlich der letzten Paragraphen nur über den wesentlichen Inhalt in den Hauptpunkten und überließ die buchstäbliche Formulierung dem sofort zu wählenden Vorstande. Da die Versammlung keine öffentliche war, so wurde derselbe nur interimistisch gewählt, um die Geschäfte bis zur ersten öffentlichen Versammlung zu leiten, die im Januar 1883 stattfinden soll.

Um den Lesern dieser Zeitschrift einen näheren Einblick in die Aufgaben zu geben, welche sich die Konferenz stellt, lassen wir hier die Statuten selbst folgen.

Die Statuten, wie der Vorstand sie nunmehr redigiert hat, lauten folgendermaßen:

§ 1. Die M.-K. will die Sache der Heidenmission im allgemeinen fördern. Sie dient nicht direkt einer der bestehenden Gesellschaften, hofft aber für eine jede von den Gemeinden dieser Provinz unterstützte Mission sich förderlich zu beweisen.

§ 2. Die M.-K. sammelt keine Beiträge für den direkten Missionsbetrieb, sondern verwendet alle ihr zufließenden Geldmittel auf Förderung des Missionsinteresses in der Heimat.

§ 3. Die M.-K. bestimmt ihren Zweck näher dahin: Die Bekanntschaft der Mission im Volke zu erweitern, das Verständnis der Mission vornehmlich bei den Geistlichen zu fördern und die Leistungen der Gemeinde für die Mission zu steigern.

§ 4. Um die Bekanntschaft der Mission im Volke zu erweitern wird die M.-K. weitere Verbreitung der Missionsblätter und andrer volkstümlicher Missionsschriften anstreben; die Abfassung solcher Schriften befördern und für geeignete Vertretung der Mission in der Lokalpresse Sorge tragen; zur Abhaltung regelmäßiger Missionsstunden wird sie Handreichung leisten; auch die Feier von Missionsfesten in weiteren Kreisen anregen und beleben.

§ 5. Das Verständnis der Mission sucht die M.-K. zu fördern durch Anregung und Erleichterung wissenschaftlichen Missionsstudiums; durch Verbreitung wissenschaftlicher Missionsschriften zu ermäßigten Preisen; durch Begründung einer Missionsbibliothek; und durch Vermittlung von Missionsreisestipendien.

§ 6. Hinsichtlich der Missionsleistungen seitens der Gemeinden der Provinz wird die M.-K. statistische Erhebungen veranlassen und zur Organisierung der Missionskollekten Ratschläge erteilen.

§ 7. Mitglied der Konferenz ist jeder evangelische Missionsfreund, der mit vorstehenden §§ einverstanden, sich zu einem Jahresbeitrag von mindestens 1 M. verpflichtet.

§ 8. Die M.-K. wird geleitet von einem auf 6 Jahre gewählten Vorstande, bestehend aus dem Vorsitzenden, dessen Stellvertreter, zwei Beisitzern, dem Schriftführer, dessen Stellvertreter und dem Schatzmeister. — Alle drei Jahre scheiden alternierend je drei, beziehentlich vier Mitglieder aus. Die ausscheidenden sind wieder wählbar. In der Zwischenzeit ergänzt sich der Vorstand durch Kooptation. — Derselbe ernennt möglichst in jeder Diöcese der Provinz eines der Konferenzmitglieder zum „Helfer".

§ 9. Die M.-K. wird jährlich einmal von dem Vorstande berufen.[1]) Derselbe setzt die Tagesordnung fest und legt Rechnung.

§ 10. Im Falle der Auflösung der M.-K. fällt ihr gesamtes Vermögen den in der Provinz bestehenden Missionsgesellschaften, welche mit eignen Missionaren unter den Heiden arbeiten, zu gleichen Teilen zu.

Missionsrundschau.

Zuvor noch einige Nachträge zu der Rundschau über Afrika in der vorigen Nummer.

1) „Ausland" Nr. 43 bringt eine sehr lehrreiche Korrespondenz über Sudan und die (ägypt.) Aquatorialprovinz im Sommer 1882 aus der kompetenten Feder des dortigen Gen.-Gouverneurs Dr. Emin Bei. Nach diesen Mitteilungen steht es um Khartum herum sehr mißlich. Der Prophet Mohammed Achmed übt dort, nachdem er die gegen ihn und seine Anhänger entsandten ägyptischen Truppen wiederholt total geschlagen, ein fanatisches Schreckensregiment. Nur die südlichsten Gebiete der großen Provinz befinden sich zur Zeit noch in einem verhältnismäßig ruhigen Zustande.

2) Die französische Politik bezüglich Madagaskars wird in einen sehr scharfen Artikel des Standard vom 19. Okt. geradezu als political piracy bezeichnet. Nachdem durch frühere Verträge seitens der französischen Regierung — noch unter dem Kaiserreiche — die Königin ausdrücklich als Souveränin von ganz Madagaskar anerkannt worden war, will man sie jetzt nur als Herrscherin über die Howas gelten lassen, um unter diesem Prätext ein französisches Protektorat über die Sakalawas zu rechtfertigen, das natürlich mit der Zeit zu einer Okkupation der ganzen Insel führen soll. Die madagassischen Gesandten haben bis jetzt in Paris trotz der Drohungen mit roher Gewalt noch keinerlei Konzessionen gemacht und sind daher auch von dem Präsidenten noch nicht empfangen worden. Hoffentlich redet England und vielleicht auch Deutschland ein gewichtiges Wort, um die Madagassen gegen die französischen ungerechten Ansprüche in ihrem Rechte zu schützen.

3) Wie es vor Kurzem schien, war es wahrscheinlich, daß Stanley seinem prahlerischen Rivalen de Brazza den Nimbus eines großen Entdeckers und Pioniers einer französischen Kongookkupation nahm. Wie Standard vom 20. Okt. meldete, hatte Stanley in Paris selbst gelegentlich eines ihm zu Ehren veranstalteten Diners in einer längeren Rede sowohl die geographisch-wissenschaftlichen Verdienste des genannten Franzosen wie den Wert seiner mit dem König Makoko abgeschlossenen Verträge auf ein sehr nüchternes Maß zurückgeführt und vornehmlich bezüglich der letzteren dargethan, daß es sich bei ihnen um weiter gar nichts als um die Erlaubnis sich da und da behufs des Handels niederzulassen handle, entfernt aber nicht um die Aufrichtung einer französischen Herrschaft unter welchem Namen immer. Auch machte in dieser Rede der berühmte Amerikaner wichtige Mitteilungen über seine eigne 3jährige Thätigkeit am Kongo. 4 Stationen sind angelegt bis zum Pool hinauf, eine fünfte oberhalb desselben in der Gründung begriffen, die Straße im brauchbaren Zustande, ein neuer 70 (engl.) Meilen

---

[1]) Es wäre praktisch gewesen sofort auch einen festen Termin für die Berufung zu bestimmen. D. H.

breiter, 330 Meilen vom Pool entfernter See entdeckt. Stanley, der selbst wiederholt sehr fieberkrank gewesen, und kein einziges Mal zu Gewaltmitteln gegen die Eingebornen hat schreiten müssen, hält den erzielten Erfolg für größer, als was er zu leisten versprochen und blickt voll Hoffnung in die Zukunft. Allein nach den neusten Zeitungsnachrichten denkt die französische Regierung doch in Ernst daran, sich am Kongo festzusetzen. — Wie man hört ist der deutsche Reisende, Dr. Pechuel-Lösche augenblicklich am Kongo Stanleys Stellvertreter. — Unterdessen veröffentlicht „Ausland" (Nr. 44) auch den von de Brazza in der Pariser geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag über seine Entdeckungen und Besitzergreifungen am Kongo, für welche ihm von Lesseps die goldene Medaille verliehen worden ist. Man darf auf den Ausgang dieser rivalisierenden Bestrebungen gespannt sein. Es wäre verhängnisvoll, wenn auch in dieses neu entdeckte Gebiet der europäische Eroberungshunger sofort den Unfrieden hineintrüge.

4) Im vergangenen September sind in Sierra Leone 2 bereits entlassene schwarze Missionsgehilfen mit ihren Frauen zu verschieden langer Zuchthausstrafe verurteilt worden, weil sie 1877, als sie noch zu Onitscha am Niger stationiert waren, 2 schwarze Mädchen so grausam behandelt hatten, daß eins derselben gestorben war. Man sieht aus dieser traurigen Geschichte, daß in manchem der schwarzen Missionsarbeiter noch bedeutende Reste unüberwundenen Heidentums, auch heidnischer Grausamkeit stecken und daß sie einer sehr scharfen Kontrolle bedürfen. Natürlich verfehlt die missionsfeindliche Presse nicht, aus dem beklagenswerten Vorfall Kapital zu schlagen. „Eine solche Bekehrungsmethode", schreibt die Frankfurter Zeitung vom 31. Okt., „dürfte übrigens den Wilden keine sehr hohe Idee von den christlichen Missionaren beibringen, die jene Gegenden mit ihrer Gegenwart beglücken," als ob die Roheit eines unwürdigen eingebornen Lehrers eine „Bekehrungsmethode" wäre. Dagegen berichtet der Standard vom 25. Okt. den Vorgang ganz objektiv unter der Überschrift: The murder of a girl by ex-missionaries.

5) Die neulich gemeldete Ermordung Sekukunis wird offiziell bestätigt. Der Mörder Mampuru, auf dessen Kopf die Regierung 200 Stück Vieh gesetzt, soll von den Kaffern auch bereits ermordet worden sein.

6) Der bei Mirambo stationiert gewesene Missionsarzt Dr. Southon ist infolge einer unglücklichen Armamputation gestorben — ein neuer großer Verlust für die schon so schwer heimgesuchte Tanganyika-Mission der Londoner M.-G.

7) In Uganda „alles Frieden". Die ersten 5 getauft!

Asien. Seit ca. zwei Jahren hat die Hermannsburger M.-G. eine Mission auch in Persien wie es scheint in Wasyrabad (bei Urmia?) begonnen. Sie ist auf dieses Feld durch einen jungen von den Amerikanern bekehrten Nestorianer, Pera Johannes geführt worden, der, nachdem er zu Fuß bis Straßburg gewandert, um im Baseler Missionsseminar Theologie zu studieren, von hier nach Hermannsburg dirigiert worden war und daselbst mit großem Fleiß seinen Studien obgelegen hat. Nun „predigt er wohlgemut unter seinen Landsleuten Luthers Lehre, und es scheint als ob sie sie gern hörten" (Hermannsb. Missionsbl. 82. S. 30 ff. u. 125). — Wie bekannt sind in Persien vornehmlich die amerik. Presbyterianer thätig. Sie haben jetzt vier Haupt- (und 81 Außen-)stationen: Urmia, Teheran, Tabris und Hamadan. Seit 1872 hat sich die Zahl der Kommunikanten verdoppelt (von 713 auf 1597), ebenso die der eingeb. ord. Prediger (von 12 auf 24). Die Ch. M. S. hat ihr Hauptcentrum in Isfahan, gedenkt aber auch in Bagdad und Buschir Stationen zu eröffnen. Die Arbeit unter den

Mohammedanern ist dadurch aufs äußerste erschwert, daß der Schah erst neuerdings wieder den Besuch christl. Gottesdienste seitens seiner islamitischen Unterthanen bei harter Strafe verboten hat. Es hängt wesentlich von der Stellung der Oberbeamten zur christl. Mission ab, ob dieses Verbot streng gehandhabt wird oder nicht (For. Miss. 82. Okt.).

Indien. Obgleich die Macht des heidnischen Glaubens und gar die der heidnischen Sitte in Indien noch lange nicht gebrochen ist, so erhellt doch je länger je mehr, daß hier (wie in Japan und vermutlich später auch in China) der Hauptkampf der Mission gegen den von Europa (resp. Amerika) aus importierten Unglauben wird geführt werden müssen. In dieser Beziehung trägt die Mission der Gegenwart eine ganz andre Signatur als die Mission der früheren Perioden und es liegt auf der Hand, wie sehr der Sieg des Christentums unter den Heiden dadurch heute erschwert werden muß, daß Vertreter des Unglaubens aus der Christenheit selbst den Nichtchristen das Evangelium als einen überwundenen Standpunkt darstellen. Der Strom weltlicher Bildung, der unaufhaltsam nach Indien hineinflutet, trägt auf seinen Wellen auch alle Produkte des modernen Unglaubens, welche innerhalb der abendländischen Christenheit so viel Unheil anrichten. In einer sehr lehrreichen Korrespondenz aus Madras (Allg. Ev.-luth. Kz. 82. S. 940 ff.) heißt es sehr treffend: „Siva und Wischnu sind — wenigstens in weiten Kreisen der gebildeten Klassen — schon aufgegeben, wenigstens für die Öffentlichkeit. Viele vornehme Heiden schämen sich an den Prozessionen der Götzendiener teilzunehmen. Die Heiden sehen ein, daß ihre heidnische Burg den schweren Geschossen der christl. Mission gegenüber unhaltbar ist. So werfen sie sich jedem in die Arme, der ihnen einen Weg zeigt, wie man der Notwendigkeit, Christ zu werden, entgehen kann. Aus Feindschaft gegen das Christentum machen sie Freundschaft mit den allertollsten Ausgeburten der Hölle und verstecken sich hinter die lästigsten Rauchwolken moderner Religionsmengerei. „Da sendet ein Bradlaugh seine und seiner Partei Schriften nach Madras. Willkommene Speise für das antichristl. Jungmadras! Gleich wird eine Zeitschrift: The philosophical Inquirer gegründet, welche diesen Mann als Helden des Tages preist, und den baldigen Untergang des Christentums in Europa laut verkündet. Philosophie ist das Geschrei des Tages. Philosophische Waffen, sagt man, werden die christl. Minen zerstören.“ Auf derselben Furcht vor dem Christentum beruht der Beifall, den die Brahma-Samadsch-Rhetoren für ihre Vorträge ernten.

Eines heitern Zwischenfalls müssen wir in diesem Zusammenhange doch erwähnen, weil er ein lehrreicher Beitrag zu der in gewissen Kreisen immer wieder bezweifelten Erfahrung ist, daß die Seifenblasen bald zerplatzen. Es ist fast zwei Jahre her, da kam ein amerikanischer Oberst und Zeitungsredakteur Olcott nach Bombay, mit einer ihm gleichgesinnten russischen Dame, um für den sog. „Theosophismus“ Propaganda zu machen. Wir hielten es nicht der Mühe für wert, dieser lächerlichen Farce zu gedenken; der Ausgang, den sie genommen, macht sie nun aber doch erwähnenswert. „Sie posaunten ihre neue Religion als eine neue große Entdeckung aus und versäumten nicht zu sagen, daß durch dieselbe der Hinduismus und Buddhismus dem Christentume gegenüber erst zum Rechte kommen. Ein weißer Mann ist Hindu geworden — diese Kunde fliegt von einem Ende des Landes bis zum andern. Wir müssen ihn sehen — rufen die gebildeten Fortschrittler der Südspitze Indiens. Er wird also feierlich nach Tinnewelly eingeladen und an einem Sonntag mit großer Demonstration empfangen. Er hält im Innern der großen Pagode einen Vortrag. 4000 Heiden hören zu. „Die

Christen sind unsre gemeinsamen Feinde." Allgemeines Wohlbehagen. „Ich bin Buddhist; es ist etwas Großes, daß Buddhisten, die vor Jahrhunderten von den Brahminen vertrieben worden waren, jetzt von euch Brahminen so freundlich aufgenommen werden." Allgemeine Enttäuschung; große Unruhe in der Versammlung. Der weiße Buddhist findet kein Gehör. Als er die Pagode verläßt, desinfiziert man sie sorgfältig, und sein Palmenschößling wird wieder ausgerissen. O bittrer Betrug! Der wie ein Löwe kam, entweicht wie ein Esel auf Nimmerwiederkehr." Vollends aber das Geschäft verdorben hat dem Herrn Olcott sein amerikanischer Landsmann Cook, der — wie wir schon früher berichtet — als Evangelist einen großen Teil Indiens durchzogen, und während seines 84tägigen dortigen Aufenthalts nicht weniger als 42mal öffentlich geredet und durch seine geistvollen apologetischen Vorträge, die er in verschiedenen großen Städten vor tausenden von Zuhörern gehalten, ungeheures Aufsehen erregt hat. Nun, in einem dieser Vorträge zu Madras, in welchem er „die Zukunft Indiens" behandelte und nicht nur die Unhaltbarkeit der heidnischen indischen Systeme sondern auch die innere Hohlheit des von Europa aus importierten Materialismus, Atheismus und Theosophismus nachwies, sagte der Redner: „Trotz aller ihrer Anstrengungen können es die sog. Freidenker in Amerika zu keiner Bedeutung, sei es auf dem Gebiete der Erziehung oder Gemeindebildung oder Literatur bringen. Es sind nur wenige amerik. Bürger, die sich zu ihnen halten. Einer ihrer Vorkämpfer, der Herausgeber einer Zeitung, ward eines in Amerika mit Gefängnisstrafe zu ahndenden Vergehens überführt, nämlich der Verbreitung unmoralischer Schriften. Er büßte seine Strafe ab. Als er auf freien Fuß gesetzt war, fand er in Amerika kein Feld mehr für seine christ-feindlichen Bestrebungen. Er war ehrlos. Er packte seinen Koffer und reiste nach — Bombay, wo er als Apostel des Theopsohismus oder richtiger als Schleppenträger der Frau Blavatsky auftrat. Und das ist der Mann, von dem ihr Hindus euch eine neue Religion wollt bringen lassen." Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Wie ein siegesgewisser Feldherr wartete Cook mit blitzenden Augen, bis sich die Hindus von der Last dieser unerwarteten Eröffnung erholten und — in lauten Applaus ausbrachen. So viel wir wissen, ist die Russin mit ihrem „Schleppenträger" nach Ceylon gereist, von dem dortigen Buddhismus größere Galanterie erwartend.

Wir müssen aber noch einmal auf Cook zurückkommen. Der Schluß gerade dieser Rede hat für uns ein besonderes Interesse. Er ging da nämlich auf die Behauptung ein, die auch in Indien immer sehr imponiert: das Christentum sei in Europa im Aussterben begriffen. Diesen Einwand widerlegte er auf eine uns ganz unerwartete Weise, indem er Deutschland in den Vordergrund stellte. „Dieses Land," sagte er, „wird als das Mutterland des Unglaubens geschildert. Ich habe in demselben mehrere Jahre studiert und gefunden, daß die unchristliche Wissenschaft im Rückgang und die positiv christliche Wissenschaft im Aufgang begriffen ist. Deutschland hat ungefähr 20 Universitäten. Auf zwei Studenten in England kommen fünf in Deutschland. Keine unter diesen Universitäten vertritt den Atheismus. Prof. Häckel in Jena, welcher sich zum Materialismus bekennt, bekam von dem Professor der Anatomie Virchow in Berlin solche wissenschaftliche Ohrfeigen, daß er in der öffentlichen Meinung ein ruinierter Mann ist. Unter den eigentlichen Philosophen huldigt keiner offen dem Materialismus, wohl aber bekämpfen viele denselben. Dabei nannte er rühmend den Philosophen Lotze in Berlin. Was die Theologie anlangt, so berief er sich auf seine eigene in Bonn, Heidelberg, Jena, Berlin und Leipzig gemachte Erfahrung. Die Hörsäle der

liberalen Professoren in Heidelberg habe er leer gefunden, die eines Kahnis, Luthardt Delitzsch gedrückt voll. „Fragen Sie diese Herren," rief er aus auf die Missionare deutend, welche um ihn saßen, „wer hat denn die Kommentare geschrieben, die sie studieren? Ein Kahnis, Luthardt, Delitzsch u. s. w." „Ich komme von einem freien Lande, wo jeder seines Glaubens ungehindert leben kann, wo es keine Staatskirche giebt. In den evangelischen Kirchen Amerikas wird von jedem Erwachsenen, der ein Glied einer dieser Gemeinden sein will, bei der Konfirmation ein freiwilliges Gelübde verlangt. Nun, wir haben dort zehn Millionen solcher s. g. Kommunikanten. Das klingt doch nicht wie aussterbendes Christentum. Diese Christen machen aber kein Geschrei von ihrem Glauben. Den haben sie fest wie eine uneinnehmbare Festung. Aber die paar Leute wie Bradlaugh, welche diese Festung stürmen wollen, die machen, um ihre Kleinheit zu verbergen, einen großen Lärm, und der Lärm imponiert der gedankenlosen Menge. Laßt euch dadurch nicht irre machen. Das Christentum hat die römischen und griechischen Völker überwunden; es ist jetzt hier in Indien auf seinem Siegeszuge durch die Welt. Ihr Hindus mögt wollen oder nicht, es wird, es muß siegen."

Groß war der Eindruck dieses Vortrages. Es war ein Ereignis für Madras und lange das Tagesgespräch. Dem neu importierten Freidenkertum war eine schwere Wunde geschlagen. Viele dem Christentum nahestehende Hindus sprachen es offen aus, daß diese Vorträge ihnen manche Bedenken genommen und sie dem Christentume näher gebracht hätten. Nach wenigen Tagen reiste Rev. Cook weiter, um in Ceylon, Australien, China und Japan ähnliche Vorträge zu halten.

Der citierte Artikel der „Allg. Ev.-luth. K.-Z." dem wir — neben dem Miss. Her. (S. 292) und dem Indep. v. 1. Juni — diese Mitteilungen entnommen, schließt mit den Worten, die wir zu den unsrigen machen: „Wann wird einmal die Zeit kommen, daß auch Deutschland einen oder einige seiner Professoren und geistigen Heroen zum Kampf mit den von Deutschland zu den Heidenvölkern gekommenen Geistern der Verneinung in die Missionsgebiete sendet?"

Schon in der letzten Rundschau wurde angedeutet, daß die Zahl der Bekehrungen aus der Brahmanenkaste sich zu mehren scheine. Auch die neusten Berichte bestätigen diese Wahrnehmung. So wurde zu Nagpur ein junger Mann, namens Dschagannath Puri getauft, der zu einem Hinduheiligen erzogen worden war, viele heilige Plätze besucht und alle vorgeschriebenen Ceremonien pünktlich befolgt hatte. Was er auf seinen Pilgerreisen und an den sog. Heiligen gesehen, hatte ihn, der wirklich die Reinheit seiner Seele erstrebte, mit Ekel erfüllt und überzeugt, daß der Hinduismus keinen Menschen zu Heil und Heiligung führen könne. In dieser Stimmung hört er die christl. Predigt eines eingeb. Pastors, besucht infolge des Eindrucks, den sie auf ihn gemacht, die christl. Schule, studiert mit Fleiß die Schrift und wird bald überzeugt, daß Jesus Christ auch für ihn der wirkliche Heiland sei (Free Ch. Rec. 82. S. 205). Eine andre Bekehrungsgeschichte eines Rechtsgelehrten aus dem Pandschab mit einem gehässigen Verfolgungsnachspiel ist ausführlich mitgeteilt in den „Monatsbl." 82. S. 121 ff. — Zu Rurki in den Nordwestprovinzen wurde ein mohammedanischer Maulvi aus der höchsten Klasse, ein sehr gelehrter Mann, der auch die Pilgerreise nach Mekka gemacht, nachdem er Jahre lang mit Fleiß die Bibel studiert, getauft und bezeugt jetzt unter seinen früheren Religionsgenossen mit großer Freudigkeit, daß Jesus der Christ ist (Field 82. S. 241 f.). — Aus Kalkutta schreibt ein eingeb. Evangelist, der selbst

Brahmane gewesen: „Ich habe Beweise, daß der Sauerteig des Evangelii unter den Hindus wirkt und glaube, daß der Tag nicht mehr allzufern ist, an dem viele meiner Landsleute öffentlich sich zum Christentum bekennen werden“ (Church of Sc. Rec. 82 S. 196). — Welchen Insulten die getauften Christen auch aus niederen Kasten noch immer ausgesetzt sind, beweist ein Zwischenfall bei der Taufe eines Tamilsoldaten zu Widschajanageram, den wir als charakteristisch mitteilen wollen. Der junge Mann, der in den Straßen von Madras zuerst das Evangelium gehört, dann eine Reihe christl. Schriften gelesen hatte und von einem Bibelkolporteur im Neuen Test. unterwiesen worden war, meldete sich in dem genannten Orte zur Taufe. Auf die Frage des ihn prüfenden Missionars, ob auch seine Mutter und Brüder ihm keine Nachstellungen bereiten würden, erklärte er: er fürchte sich davor nicht, sondern würde alles ertragen. Da auch der Oberst des Regiments dem jungen Mann ein gutes Zeugnis gab, so wurde seine Taufe auf den 23. Okt. festgesetzt. Als der Sonntagmorgen kam, saß Ramalingam, oder wie er jetzt seinem Wunsche gemäß genannt wurde, Timotheus mit freudestrahlendem Gesicht inmitten der kleinen Christengemeinde. Nichts verriet, daß heute etwas Besonderes vorgehe, als etwa der ungewohnte Anblick einiger eingebornen Soldaten an der Thüre des Kirchleins. Doch als der Missionar eben den Text las, trat plötzlich ein Hinduweib ein. Es war Timotheus Mutter. Sobald sie ihren Sohn erblickte, erhob sie ein Jammergeschrei und rief ihm einige Worte auf Tamil zu. Dieser Lärm erregte die Aufmerksamkeit der Draußenstehenden, die sich hereindrängten und bald das Kirchlein füllten. Der Tumult war so groß, daß Miss. Goffin den Gottesdienst unterbrechen mußte und auf das arme Weib zuging, um sie zum Fortgehen zu bewegen. Sobald sie ihn aber kommen sah, warf sie sich ihm zu Füßen, schlug Kopf und Hände gegen den Boden und jammerte zum Erbarmen. Zornig fragten einige eingeborne Soldaten den Missionar, warum er sie und ihre Religion nicht in Ruhe lasse? Seine Antwort aber wollten sie nicht hören. Jetzt stand Timotheus auf. Leichenblaß und mit zusammengepreßten Lippen trat er vor. Dann sagte er auf Tamil zu seinen Freunden: „Habe ich nicht meine Wahl getroffen? Warum könnt ihr nicht eure eignen Wege gehen und mich den meinen gehen lassen?“ Alsbald hoben zwei von ihnen Timotheus' Mutter auf und trugen die sich noch immer sträubende in ihre Wohnung zurück. Nun konnte der Gottesdienst ohne weitere Störung wieder aufgenommen und beendet werden. In Gegenwart der versammelten Menge beantwortete Timotheus ruhig die ihm vorgelegten Fragen und erhielt dann die Taufe. Nachher hielt der Missionar noch eine Ansprache in Telugu und der Kolporteur in Tamil, worauf mit Gebet geschlossen wurde. Nochmals sahen die beiden sich jetzt von heidnischen Fragern umdrängt, die ihrerseits die Behauptung aufstellten, Timotheus habe seine Religion nur deshalb gewechselt, weil er dadurch irgend einen Vorteil zu erlangen hoffe; schließlich aber ging alles ruhig auseinander. Den seligen Gewinn, der Timotheus geworden ist, ahnen seine Kameraden nicht; äußerlich aber hat ihm der erfochtene Sieg nur Verlust gebracht. Seine Mutter betrachtet ihn als tot und hat die Totenklage über ihren verlornen Sohn gehalten; seine Brüder verspotten ihn; die eingebornen Offiziere betrachten ihn mit Mißtrauen und werden keine Gelegenheit versäumen, ihn auch bei den höheren Vorgesetzten zu verdächtigen. Alle Verwandten und Freunde meiden ihn; nur einige Mohammedaner billigen den Schritt, den er gethan hat, und etliche katholische Mitsoldaten zeigen ihm Teilnahme. Er aber forscht fleißig weiter in der Bibel und leidet sich als ein guter Streiter Jesu Christi. Sein mutiges Bekenntnis

scheint doch bereits auch dem und jenem Kameraden Achtung abzunötigen und ein Interesse für seine neue Religion zu erwecken (Chron. 82. S. 234 ff.).

Im Telugulande halten die amerikanischen Baptisten noch immer eine reiche Ernte. In den ersten drei Monaten dieses Jahres wurden wieder 1500, im letzten Jahre 2163, im vorletzten 2758 Neubekehrte getauft (in allem 22000 Christen). In Schmutz und Regen kommen die Taufbewerber oft aus Entfernungen von 30—40 Stunden zu Fuß daher. Selten sind unter 200 Taufbewerbern mehr als zehn, oft aber auch nur einer oder zwei aus demselben Dorf, und sie alle erzählen von Scharen, die bei ihnen zu Hause auch an Jesum glauben, aber den weiten Weg nach Ongol nicht machen können. Könnte und wollte die Heimatkirche nur auch die nötigen Leute senden, diese Ernte einzuheimsen! Bei dem Mangel an Arbeitern bleibt aber zunächst natürlich auch die geistliche Pflege der Neubekehrten eine äußerst mangelhafte. Inzwischen wird tüchtig an der Heranbildung eingeborner Gehilfen gearbeitet, und 46 derselben haben bereits die Ordination empfangen. Welche Umwandlung aber mit einem Dörflein vorgeht, dessen Bewohner sich dem Christentum zuwenden, wollen wir wenigstens an einem Beispiel sehen. Ganz nahe bei Ongol steht ein solches, bewohnt von Lederarbeitern, d. h. von Leuten der allerverkommensten und verachtetsten Klasse, deren ekelhafte Gewohnheit des Aasessens die Luft ihrer Wohnungen förmlich verpestet. Jahrelang predigte Miss. Clough hier regelmäßig ohne jeden sichtbaren Erfolg, oft ganz übermannt von dem unerträglichen Gestank. Endlich aber keimte die ausgestreute Saat. Die Leute entsagten dem Aasessen, rissen ihr Götzenhaus ein, erbauten dafür ein Schulhaus und traten allesamt, etliche hundert an der Zahl, zum Christentum über. Jetzt findet man in den dortigen Gottesdiensten eine so anständige und aufmerksame Versammlung, als sichs nur wünschen läßt und mehrere Familienväter haben bereits Söhne im theologischen Seminar zu Ramapatnam.

Einen lieblichen Einblick in das, was durch Gottes Segen in dieser Ongol-Mission schon geleistet worden ist, gewähren die vierteljährlichen Zusammenkünfte, bei welchen die eingebornen Prediger und Lehrer über ihre Erfahrungen berichten, ihre Taufbewerber vorstellen und neue Anleitung und Ermunterung erhalten. Der Gesang klingt in diesen Versammlungen freilich noch wenig erbaulich für abendländische Ohren, um so trefflichere Ansprachen aber bekommt man von Leuten zu hören, die vor wenigen Jahren noch Heiden waren. Die Telugus sind geborne Redner, von klein auf gewohnt, bei den geringfügigsten Anlässen ihre Zungenfertigkeit zu entfalten; diese Gabe und Übung kommt ihnen natürlich auch bei der Verkündigung des Evangeliums zu statten. Doch werden zum Predigtamt nur erprobte Christen zugelassen, die nicht bloß durch ihr Wort, sondern auch durch ihren Wandel rechte Zeugen ihres Herrn sind und dadurch auch geschickt zu treuer Seelsorge. Nach den mit diesen Zusammenkünften verbundenen Gottesdiensten findet gewöhnlich die Ablieferung der eingegangenen Gaben für die Zwecke des Reiches Gottes statt, wobei die Sammler zuweilen eingehend berichten, in welcher Weise dieselben zusammengekommen sind, wie etwa durch Erlös aus verkauften Hühnern u. dgl. In den Dörfern des Innern bringen die Leute ihre Beiträge noch manchmal in Naturalgaben, so daß es nichts Ungewöhnliches ist, ein Reissäcklein auf die aufgestellte Platte ausleeren zu sehen, oder das Gackeln eines Huhns zu hören, das ein wohlhabenderer Geber unter seinem Kleid hervorzieht.

Interessant ist die Art, wie manche gebildete Heiden sich über diese Bewegung in den untersten Volksschichten aussprechen. Miss. Manley hatte kürzlich den Besuch

eines eingebornen Schulinspektors aus hoher Brahmanenkaste, der sich also vernehmen ließ: es sei sehr zu bedauern, daß die Schranken der Kaste allmählich so fest gezogen worden seien, daß niemand dieselben übersteigen könne, denn dadurch habe der Brahmanismus die Fähigkeit verloren, sich auszudehnen, und die niedern Klassen seien ganz sich selbst überlassen geblieben. Nun seien die Christen gekommen und haben sich jener Auswürflinge angenommen, deren seitherige Vernachlässigung sie vorurteilsfreier und für einen Wechsel ihrer Ansichten empfänglicher gemacht habe. Die Bedeutung des unter diesen Leuten erzielten Fortschritts sei nicht zu leugnen, jeder aufgeklärte Hindu müsse sich darüber freuen, da er so sichtbar zum Wohl einer zahlreichen Klasse seiner Nebenmenschen gereiche. Er seinerseits sehe mit warmer Teilnahme der Zeit entgegen, da die Missionare imstande sein werden, noch besser vorbereitete Lehrer in die Dörfer hinauszuschicken und den Unterricht noch mehr zu heben. — Ein so billiges Urteil aus Heidenmund ist gewiß ein Zeichen, daß alle namentlich in Masulipatam die von der Mission schon auf die Jugend der höheren Kasten verwendete Mühe trotz der wenigen Bekehrungen doch auch ihre weithin spürbaren Früchte trägt (Monatsbl. 82. S. 140 ff.).

Die beiden aus Brecklum entsandten Missionare, welche unter Führung zweier im Telugulande (Radschamandri) stationierten Heidenboten des General-Konzils in der Hauptstadt (Dschagdalpur) des — nördlich von Telugu gelegenen — Bastarlandes sich niederzulassen beabsichtigten, haben ihren Zweck fürs erste nicht erreicht. Bis ins Land selbst, ja sogar bis in die Hauptstadt und den fürstlichen Palast sind sie allerdings gekommen, aber als sie gegen die Gelderpressungen sich wehrten, die der eingeb. Radscha erhob, waren sie ihres Lebens nicht mehr sicher und mußten das Land verlassen. Sie richteten nun ihr Augenmerk auf das (südöstlich gelegene) Koraput in Dscheipur, wo sie sich wieder unter dem Schutze der britischen Regierung befanden und wie es scheint, ihrer Niederlassung keinerlei Hindernisse im Wege stehen. Von hier aus hofft man dann später das nahe gelegene Bastarland dennoch besetzen zu können („Missionsbote" 82. Nr. 9 u. 10).

Über den Fortschritt des Christentums in Südindien schreibt der schottische Rev. M. Mitchell, der ähnlich wie Mr. Cook Indien als freiwilliger Evangelist durchreist: „Die christl. Bevölkerung, deren Zahl jetzt 350 000 betragen mag, hat sich mehr als verdreifacht während der letzten 20 Jahre. Ich erkundigte mich nach dem moralischen und geistlichen Charakter der Bekehrten. Mit Nachdruck wurde bezeugt, es sei eine Thatsache, daß derselbe sich stetig hebe; die dritte Generation im ganzen stehe höher als die erste, obgleich manche Söhne christl. Eltern hinter ihren Vätern zurückgeblieben. Aber ihre gesellschaftl. Stellung? Man antwortete mir, auch bezüglich dieser sei der Fortschritt ermutigender als ich erwartet. Allerdings seien es nicht viele dieser niedrigen Kasten angehörende Christen, welche in Regierungsämter einträten, aber die Stellung eines Rechtsanwaltes, Arztes, Technikers stehe ihnen offen und eine nicht ganz kleine Zahl habe solche und ähnliche respektable Berufe erwählt. Der Fortschritt sei freilich ein langsamer aber ein stetiger" (Miss. Her. 82. S. 317.).

Auch von manchen erfreulichen Predigterfahrungen hören wir. So beschreibt z. B. der baptistische Missionar Edwards von Barisal eine Predigttour nach und in Dakka, der Hauptstadt Ostbengalens, auf der es wesentlich auf die Gebildeten abgesehen war. Tag für Tag sammelten sich wochenlang wachsende Zuhörerscharen um die Verkündiger des Evangeliums, oft 5—600, die mit der größten Ruhe und Aufmerksamkeit zuhörten. Nur ein einziges Mal versuchte nach beendeter Predigt ein Babu Einwen-

dungen, indem er erklärte: der christliche Heilsweg sei zu beschwerlich; die Civilisation sei auch nicht das Resultat des Christentums, sondern der Schiffahrt. Zur großen Überraschung des Missionars trat gegen diesen Mann ein Prediger des Brahma Samadsch auf, der die civilisatorische Bedeutung des Christentums entschieden in Schutz nahm. Auf dem Dampfschiff, welches den Miss. Edwards nach Kalkutta zurückführte, hatte er noch eine interessante Begegnung mit einem Brahmanen, der ihm erklärte, daß er auf dem Wege sei, dem Beispiel eines seiner Brüder zu folgen und ein Christ zu werden. (Bapt. Her. 82. S. 216 ff.) — Auch in Madras findet die Predigt vor gebildeten Hindus eine zahlreichere und aufmerksamere Zuhörerschaft als früher (Church of Sc. Rec. S. 198).

Aus Santalistan wird von der freischottischen Station Pachamba als ein großer Fortschritt gemeldet, daß, nachdem früher die Christen von ihren heidnischen Landsleuten als outcasts behandelt worden sind, die letzteren jetzt beschlossen haben, das Zusammenessen mit Christen nicht mehr als eine Sünde betrachten zu wollen. Die christlichen Santals stehen also hinfort nicht tiefer als die heidnischen. „Das Christentum ist nationalisiert unter den Santals" schreibt vielleicht etwas zu sanguinisch Mr. Stevenson. Die Schulen, meint er, haben die alten Vorurteile zerstört und sind die Hauptursache dieses Sieges, über den die Christen Loblieder anstimmten (Free Ch. Rec. S. 268 f.).

Wie dieselbe Quelle (S. 170) meldet, kommen in Indien noch immer Menschenopfer vor. Auf einer Reise in den Nordwest-Provinzen kam der freischottische Miss. Douglas in ein Dorf, namens Karda, wo ein Schrein der in jenen Gegenden sehr verehrten Göttin Devi sich befand. Dieser Schrein, der jetzt das Dorforakel bildet und von der ganzen Nachbarschaft in hoher Verehrung gehalten wird, war erst vor nicht allzulanger Zeit gestiftet worden von einem Privatmanne aus Dankbarkeit gegen die Göttin, deren Segen er seinem Wohlstand zuschrieb. Nun, dieser Mann hatte eine Tochter, ein einziges Kind, die er außerordentlich liebte. Wenn er aufs Feld ging, begleitete sie ihn und spielte unter dem Schatten eines Baumes, dieweil er arbeitete. Vor kurzem träumte dieser Mann, daß ein bekannter Zauberer, der vor Jahren in jenem Distrikte lebte, zu ihm kam und sagte: „die Devi zürnt dir, weil du dich ihr für den empfangenen Segen nicht dankbar genug erwiesen und sie erklärt sich nur dann für ausgesöhnt, wenn du ihr deine kleine Tochter opferst." Der betrübte Vater antwortete: „Ich kann mich von meinem Kinde nicht trennen, aber ich will ihr die beste Ziege geben, die aufzutreiben ist." Der Zauberer ging, aber nach einiger Zeit kehrte er wieder und erklärte: „Die Devi verschmäht die Ziege; sie ist mit nichts als deiner Tochter zufrieden." Der Vater glaubte aufs gewisseste, er habe einen Befehl von der Göttin erhalten, dem er nicht ungehorsam sein dürfe. In dem harten Kampf zwischen seiner väterlichen Liebe und dem Gehorsam gegen die Göttin siegte endlich der letztere. Er nahm das spielende, nichts ahnende Kind an der Hand, indem er zu ihm sagte: „Begleite mich, ich will der Devi ein Opfer bringen." Fröhlich begleitete das Kind den Vater, der, angekommen vor dem Heiligtum, mit zwei Streichen das Haupt desselben vom Rumpfe trennte. Man fand ihn knieend vor dem Schrein, das blutige Opfer der Göttin darbringend. Auf Grund des englischen Gesetzes ward er gefangen genommen und zum Tode verurteilt, aber aus Rücksicht auf seinen tadellosen Lebenswandel, seine Liebe zu dem ermordeten Kinde und seinen religiösen Irrtum Begnadigung beantragt, die jedenfalls auch erfolgen wird. Wem käme bei dieser Geschichte die Opferung Isaaks nicht in den Sinn!

Einen andern Fall, der aber weit mehr unsre Entrüstung als unser Mitleiden herausfordert, erzählt der Baseler Missionar Hoch. „Auf den blauen Bergen wohnen bekanntlich etliche sehr unwissende Bergstämme. Nun starb neulich der Sohn eines Badaga-Schulzen. Der Ortspriester wurde darüber befragt und schrieb die Krankheit der Zauberei eines Kurumba zu. Sogleich packte man den Kurumba und tötete ihn; sein Leichnam wurde auf denselben Scheiterhaufen gelegt, auf welchem der tote Schulzensohn verbrannt werden sollte und beide Körper gingen in Asche auf. Aber die Götter, hieß es, seien noch nicht befriedigt. Daher schickte man einige Männer, um die Frau und Kinder des Kurumba in den Wäldern aufzusuchen. Die Jagd gelang, man brachte die Frau mit den Kindern an die Brandstätte, tötete sie und warf sie in die Flammen. Jetzt erst erfuhr die britische Polizei von diesem schauerlichen Ereignis und brachte nach sechstägigem Suchen in den Wäldern 10 Teilnehmer an der Mordthat zur Haft“ („Kalwer Missionsbl.“ 82. S. 71).

Einen Blick in die rohen Zustände, welche in dem sog. Britischen Afghanistan herrschen, gewährt der Bericht des in Peschawer stationierten Missionars Hughes, der auf diesem äußersten Vorposten der Ch. M. S. die Fahne des Kreuzes hoch hält. Mord und Totschlag ist dort an der Tagesordnung. Nicht weniger als 12 Mann saßen am 1. März dss. Js. wegen Mords im Gefängnis. Einer hatte sein Weib und 20 seiner Verwandten getötet. „Vor einiger Zeit besuchte ich einen angesehenen Afghanischen Landwirt, dessen Vater, Brüder, Onkel und Vettern in einen Dorfkrieg verwickelt waren, der mehreren Menschen das Leben gekostet. Sein Vater war zum Tode verurteilt, aber im Gefängnis gestorben, drei seiner Brüder waren gehängt und mehrere andre Familien mit lebenslänglicher Transportation bestraft worden. Er erzählte mir, daß nicht weniger als 40 weibl. Glieder seiner Familie entweder ihrer Gatten oder ihrer Beschützer beraubt seien.“ Neben solcher Roheit hat es die dortige Mission nicht nur mit muselmännischem Fanatismus und Aberglauben, sondern auch bei den Gebildeten mit demselben Agnostizismus — wie man jetzt den Skeptizismus nennt — zu thun, wie bei den Hindus (Int. S. 491 ff.).

Zu **Trichur** in Südindien, wo die Ch. M. S. eine Station hat, fand im Juni v. J. ein großes Kalascham oder Tempelreinigungsfest statt, welches zeigt, welche Anstrengungen die Brahmanen machen, um das erschütterte Ansehen ihrer Götter möglichst wieder herzustellen. Es hatte nämlich in der genannten Stadt ein großer Tempelraub stattgefunden. Schon vor 10 Jahren waren dem Siva eine Menge goldener Gefäße und 1881 seiner Gemahlin Bhagawathi ein Juwelenschmuck gestohlen worden, der einen Wert von über 20 000 Mk. hatte; dadurch und weil Handwerker niederer Kaste den heiligen Raum betreten, galt der Tempel für entweiht. Eine Woche lang fand nun die Reinigungsfeierlichkeit statt, die mit großem Pomp unter Anwesenheit des Thronfolgers des Maharadscha von Cochin mit einem Kostenaufwand von 32 000 Mk. vollzogen wurde. Folgende Götzen wurden purifiziert: Siva und Parawathi (oder Bhagawathi) empfingen je 1001 Besprengungen mit heiligem Wasser, die Elefantengöttin Ganapathi 700 Besprengungen, Saukaranarayana oder Siva und Wischnu in eine Gottheit vereinigt, 500. Simhodaran, das Haupt der Diener Sivas und der Ochsengott oder der Kahana des Siva wurden jeder 500 mal besprengt. Während der Ceremonie waren außerordentliche Vorkehrungen getroffen, daß ja keine Befleckung durch irgend eine Annäherung solcher Menschen stattfinde, die nicht zu den 3 höchsten Kasten gehörten. Die Leibwache Seiner Hoheit war im weiten Umkreis rings um den Tempel aufgestellt, um die Vögel zu

verscheuchen, damit sich ja keiner auf einen Baum setze und etwa ein Stückchen Fisch, Fleisch oder ein totes Insekt auf die Mauern des Tempels falle, wodurch die ganze Reinigungsceremonie fruchtlos gemacht worden wäre (Int. S. 499 ff.).

Wie das „Kalwer Missionsbl." (82. S. 68) berichtet, haben im Telugulande in der letzten Zeit mehrere Witwenheiraten stattgefunden. So sehr auch etliche vornehme Hindus diesen Fortschritt verteidigten, so wurden die Armen doch für Auswürflinge erklärt, die nicht mehr zur Kaste gehörten und keinen Tempel mehr besuchen dürften. Hätten sie als öffentliche Dirnen ein Leben der Schande geführt, das hätte sie nicht entehrt. Als der englische Oberbeamte, an den sie appellierten, ihnen nicht helfen zu können erklärte, wendeten sie sich an die Königin Viktoria mit der Bitte, zu ihren Gunsten einzuschreiten. Aber auch diese hat keine Macht, die Urteile der heidnischen Priester umzustoßen, da sich die englische Gesetzgebung in die Religionsangelegenheiten der Eingebornen nicht mischen darf. Sie kann wohl durch Gesetz die Witwenheiraten gestatten, aber nicht durch Gesetz die Wiederverheirateten vor dem Bann der heidnischen Priester schützen. Nichts als das Evangelium vermag diesen Bann zu brechen.

Schließlich müssen wir noch mit wenigen Worten der traurigen Verwirrung gedenken, welche die neue (seit 1880) extrem hochkirchliche Oxford-Mission in Bengalen angerichtet hat. Bis zur Ankunft dieser Oxford-Missionare lebten die bischöflichen und nichtbischöflichen Christen Bengalens in sehr erfreulicher Eintracht miteinander, die auch in gegenseitiger Abendmahls- und Kanzelgemeinschaft ihren Ausdruck fand. Bald nachher wurde diese Gemeinschaft inhibiert, und als die nichthochkirchlich gerichteten bengalischen Christen deshalb bei dem Bischof vorstellig wurden, erhielten sie eine zweideutige Antwort, die niemand befriedigte. Seitdem ist in den verschiedenen kirchlichen Zeitungen Bengalens ein ziemlich heftiger Streit ausgebrochen, der den religiösen Frieden ernstlich bedroht und wahrscheinlich dem Romanismus Wasser auf die Mühle führt. Die Oxforder Herren, die den Namen von Protestanten von sich ablehnen und sich ausdrücklich „katholisch" nennen, tragen nämlich geradezu römische Lehren vor, sie negieren das Formalprincip des Protestantismus, bezeichnen jeden als einen Häretiker, der die kirchliche Tradition der Schrift nicht gleichachtet und stellen einen völlig römischen Kirchen- und Sakramentsbegriff auf (Ind. Ev. Rev. Nr. 33. S. 109 ff. 128 ff.). Wenn sie doch noch den letzten Schritt thäten und förmlich zur römischen Kirche überträten — die evangelische Kirche und Mission erlitte dadurch keinen Verlust.[1])

Die Karenen, unter den die amerikanischen Baptisten jetzt 23 483 Kommunikanten (im vorigen Jahre 1851 Taufen), 126 ord. und 362 nichtord. eingeborne Prediger in 471 Gemeinden zählen, haben jetzt auch eine eigne Mission unter den Stämmen ihrer Rasse im nordwestlichen Siam begonnen, nachdem von ihnen aus bereits vor 4 Jahren eine solche in Bhamo eröffnet ist. Im letzten Jahre sind hier die Erstlinge, 9 Kakhyans und 1 Schan getauft worden. Da auch die China Inland M. diesen Ort ins Auge gefaßt und eine Station zu Talifu in der chinesischen Provinz Juman begründet hat, so steht der Station Bhamo eine bedeutende Zukunft in Aussicht, sintemal der Handel zwischen Hinterindien und China immer mehr über diese Stadt seinen Weg

[1]) In Ceylon hat bereits einer dieser hochkirchlichen Ritualisten diesen Schritt gethan, wie die „Katholischen Missionen" (S. 175) melden. Nach den Ceylon Times soll sein Übertritt wesentlich dem Einflusse des auch in dieser Zeitschrift oft erwähnten hochkirchlichen Bischofes von Kolombo zuzuschreiben sein.

nimmt. Eins der wichtigsten Ereignisse in Barma bildet immer das Jahresfest der Bassein Karen Association, welches ebenso die Unabhängigkeit der Karenischen Missionskirche wie den Missionstrieb derselben fördert. Trotz der mancherlei finanziellen Verluste, welchen die dortigen Christen durch allerlei Unfälle (Viehsterben, Regen 2c.) erlitten, wurde außer den laufenden Beiträgen die Aufbringung einer Summe von 38000 Mk. zur Kompletierung des Schulfonds, der Beginn der neuen bereits erwähnten Missionsunternehmung und die Einrichtung von Sonntagsschulen in allen Missionsdistrikten beschlossen. Unter Karenen wie Barmanen macht sich eine erfreuliche religiöse Bewegung bemerkbar, die für die Zukunft eine weitere Ausdehnung des dortigen Werkes hoffen läßt (Indep. v. 14. September cr.). — In ihrem Verwaltungsberichte pro 80/81 hat die indobritische Regierung der amerikanischen Karenenmission wieder ein sehr anerkennendes Zeugnis ausgestellt, indem sie erklärt, daß durch dieselbe „die allgemeine Wohlfahrt der Karenen sehr gefördert worden, und die christlichen Karenengemeinden entschieden betriebsamer, unterrichteter und gesetzliebender seien als die heidnischen Dörfer um sie her."

Auch in **Assam**, wo gleichfalls die amerikanischen Baptisten wesentlich unter dem Bergvolke der Garos thätig sind und 1765 Kirchenglieder zählen, hat die Arbeit im vergangenen Jahre erfreulichen Fortgang gehabt (239 Taufen). 6 europäischen Missionaren stehen hier 11 ordinierte und 44 nicht ordinierte eingeborne Lehrer zur Seite. Ebend. und Miss. Rev. 1882. S. 102 ff.)

In **Siam**, wo unter der dortigen sehr zahlreichen chinesischen Bevölkerung wieder die amerikanischen Baptisten ein Arbeitsfeld haben (500 Kirchenglieder), sind ausschließlich die amerikanischen Presbyterianer durch 6 Missionare thätig, haben jedoch bis jetzt erst ca. 300 Getaufte. Nach der wohlwollenden Stellung, die der aufgeklärte König zur Mission einnimmt, und der allgemeinen Religionsfreiheit, welche proklamiert ist, sollte man trotz des Vorsprungs, den die römische Mission gewonnen und der Macht, die der ganz entartete Buddhismus noch über das Volk übt, größeren Erfolg erwarten. („Ev. Miss.-Mag." 1882. S. 257 ff., wo der längere Artikel über Siam, den For. Miss. 1882 S. 499 ff. enthält, recht handlich bearbeitet ist.)

Wie aus den Zeitungen bekannt, ist jüngst durch einen Vertrag mit Amerika das lange verschlossen gewesene **Korea** endlich dem abendländischen Verkehr — auch dem mit Deutschland — geöffnet. Sofort haben auch die amerikanischen und englischen Missionsfreunde ihr Augenmerk dem erschlossenen von über acht Millionen bevölkerten Lande zugewendet und besonders von China und Japan aus mahnen die dortigen Missionare zur Inangriffnahme einer koreanischen Mission. Vielleicht ist es der jungen japanischen Missionskirche vorbehalten, hier ein auswärtiges Arbeitsfeld zu finden. (Miss. Her. S. 331. For. Miss. S. 140. 174.) Daß die neuerdings ausgebrochene Revolution, welche die fremdenfeindliche Partei gegen die Regierung in Scene gesetzt, das Land wieder unzugänglich machen wird, ist sehr zu bezweifeln.

Wenden wir uns jetzt zum **indischen Archipel**, wo unsrer besonders auf Sumatra viel gute Botschaft wartet. Gerade am Weihnachtsheiligenabend v. J.'s kehrte der eigentliche Begründer der so gesegneten Battamission, Nommensen, von seiner Urlaubsreise auf seine Station Pea Radja zurück. Die Auszüge aus seinem, diese Rückkehr schildernden Briefe, welche das nächste Beiblatt mitteilen wird, sind ein mächtiger Beweis von der Kraft Gottes, die das Evangelium im Laufe von kaum 20 Jahren unter den wilden Batta geübt hat. Jetzt hat nun die Rh. M., welche auf Sumatra 12 Hauptstationen

mit zusammen 5988 getauften Christen und über 2000 Katechumenen zählt, ihre Arbeit an dem so lange unzugänglich gewesenen **Tobasee** wirklich eröffnet. Das kleine Boot zur Befahrung des Sees, welches Nommensen mitgebracht, ist glücklich angekommen und hat bereits die Probe bestanden. Die gefürchtete Seeräuberbevölkerung hat sich bis jetzt den Missionaren ziemlich entgegenkommend bewiesen (die sehr interessanten Specialnachrichten siehe in den „Rh. M.-BB." 1882. Nr. 7 und 8). — Auf dem benachbarten **Nias**, wo die Rh. M.-G. jetzt 3 Stationen mit 250 Getauften hat, ist eine Untersuchungsreise nach dem Süden der Insel ausgeführt worden, die demnächst zur Anlegung einer vierten Hauptstation führen wird, welche von großer Bedeutung für das dortige Werk zu werden verspricht (Jahresbericht S. 55 ff. Über die qu. Reise: „Mitt. der Jenaschen Geogr. G." S. 89 ff.).

Auch auf **Borneo**, wo dieselbe M.-G. jetzt 6 Stationen hat, ist in der letzten Zeit ein erfreulicher Fortschritt bemerkbar gewesen. Die Zahl der Getauften ist auf 704, die der Kommunikanten auf 358 gewachsen. Die Besetzung 2 neuer Stationen (Sampit, westlich von Bandjermasin am Meere, und Bontok, im Norden von Telang) ist in Aussicht genommen. — Ein reicher englischer Kaufmann, Dent, der ein bedeutendes chinesisches Importgeschäft betreibt, hat sich gegen Zahlung einer jährlichen Leibrente von 100 000 Mk. an den nominell dort herrschenden Sultan das ganze nordöstliche Gebiet der Insel Borneo abtreten lassen und nach dem Vorbilde der einstigen East India Company eine North Borneo Company gegründet, welche mit der Anlegung von Faktoreien an der Nordküste beginnen und von da aus allmählich ihre Herrschaft über das ganze betreffende Gebiet ausdehnen soll. Die britische Regierung hat dieser Kompanie einen royal charter erteilt, so daß sie sich mit einer bewaffneten Macht versehen darf und die Rolle einer souveränen Herrscherin spielen wird (Aus allen Weltteilen Nr. 10 S. 318). — Mittlerweile ist schon die Nachricht eingetroffen, daß ein im Dienste der genannten Gesellschaft stehender Beamter, ein früherer österreichischer Offizier namens Witti, auf einer Forschungsreise in das Innere, die er in Begleitung von 19 Mann auf eigenes Risiko unternommen, von den „Kopfschnellern" mit dreien seiner Leute ermordet worden ist. Der ausführliche Bericht, den der Daily Telegraph vom 10. Okt. mitteilt, meldet, daß bereits ein militärisches Detachement von der Kompanie entsandt worden ist, um ein ernstes Strafexempel an den Mördern zu statuieren. Möchte die Strafe nur den Charakter der Gerechtigkeit, nicht den der Rache tragen und nicht Unschuldige treffen.

Nachdem es in der letzten Zeit geschienen, als ob die holländische Kolonialregierung aufhören wollte ihre Gunst dem Mohammedanismus zuzuwenden, wird jetzt („Ev. Miss.-Mag." 1882. S. 426) gemeldet, daß sie in **Atschin** eine durch den Krieg zerstörte Moschee mit großem Kostenaufwand habe wieder herstellen und von staatswegen feierlich einweihen lassen. Politisch soll der Erfolg dieser generösen Toleranz ein sehr bedeutender sein! mehrere Häuptlinge haben der Regierung wegen ihrer Islamfreundschaft sich unterworfen! Wenn dann aber der Mohammedanismus größere Fortschritte in niederländisch Indien macht als das Christentum, so darf sich die Kolonialregierung nicht beschweren, als geschähe ihr unrecht, so man sie für diese Thatsache verantwortlich macht.

China. Im Auftrage der auch für das Werk der Heidenmission sehr thätigen Religious Tract. Soc. ist in diesem Jahre durch ihren indischen Agenten Dr. Murdoch ein Report on christian literature in China with a catalogue of publications erschienen, der manches lehrreiche enthält. Es handelt sich in diesem Schrift-

chen nicht etwa um die Literatur über China und die dortige Mission, sondern um diejenige für China, also um Publikationen in chinesischer Sprache, um literarische Missionsarbeit im eigentlichen Sinne. Obgleich das, was der Verfasser giebt, keineswegs erschöpfend ist, auch die Bibelübersetzungen [1]) und Schulbücher grundsätzlich von ihm nicht mit aufgezählt werden, so ist doch ersichtlich, daß die chinesischen Missionare die Feder fleißig gebraucht haben. Sowohl für die Bedürfnisse der eingebornen Lehrer als für die der christlichen Familie und selbst der Kinder, für die Gelehrten und für das Volk ist gesorgt. Weit die meisten Schriften sind in dem sog. Buchstile (Wen-li) verfaßt, aber auch das Mandarin ist ziemlich reichlich vertreten und acht Volksdialekte sind mehr oder weniger zahlreich literarisch bearbeitet. Regelmäßige Blätter, resp. Zeitschriften erscheinen — außer einer Reihe von Kalendern — in Summa sieben, wöchentlich: „Das chinesische Globus-Magazin" (1600 Ex.), monatlich: „Illustrierte chinesische Nachrichten" (2200 Ex.); „Kinderblatt" (3000 Ex.); von den bischöflichen Methodisten: „Die Fuhkien Kirchen-Zeitung" (700 Ex.); „Kinderblatt" (650 Ex.); und endlich ein von der Baseler M.-G. und ein in Swatow herausgegebenes Blatt, deren Titelangabe fehlt. Besonders zahlreich sind die größeren und kleineren Traktate vertreten, aber auch Kommentare, biblische Geschichten und Wörterbücher, dogmatische, apologetische, kirchengeschichtliche und praktisch theologische Werke, Katechismen und Gesangbücher, wie Schriften allgemein wissenschaftlichen Inhalts sind in größerer oder geringerer Anzahl vorhanden. Fast alle haben Missionare zu Verfassern; die eingebornen Pastoren und Lehrer haben sich auf dem literarischen Gebiete noch wenig selbständig produktiv erwiesen. Doch mögen sie mehr als es scheint den ausländischen Missionaren bei der Abfassung ihrer schriftstellerischen Arbeiten geholfen haben. — Das Schriftchen enthält außerdem eine Menge Desiderien und praktischer Winke für die fernere literarische Missionsarbeit, die Organi-

---

[1]) Bibelübersetzungen giebt es nach dem Manual of the Meth. Ep. Ch. 1882. S. 169 und dem Jahresberichte der Brit. and For. Bible Soc. pro 1882 (S. 383 f.) folgende:

1) Die ganze Bibel von Morrison.
2) „ „ „ „ Marschmann.
3) „ „ „ „ Medhurst, Bridgman und Gützlaff.
4) „ „ „ die sog. Delegates version.
5) Das Neue Testament im Peking Mandarin.
6) „ „ „ im Nanking Mandarin.
7) Das Alte Testament von Schereschewsky (Mandarin).
8) Ev. Matthäus und Joh. im Schanghai-Dialekt.
9) Das Neue Testament im Ningpo-Dial. (Römische Schrift).
10) Genesis, Psalter und Teile des Neuen Testaments im Punti.
11) Matthäus bis Kolosser im Hakka (Römische Schrift).
12) Lukas und Apostelgeschichte im Hakka (Chinesische Schrift).
13) Neues und Altes Testament teilweis im Amoy-Dial. (Römische Schrift).
14) Lukas im Chaochau-Dial. (Römische Schrift).
15) Das Neue Testament im Mantschu.
16) Die ganze Bibel im Mongolischen.
17) Das Neue Testament im Mongolischen (Mantschu Schrift).
18) „ „ „ „ „ (Mongolische Schrift).

sation und Verbreitung der Schriften u. s. w., auf die wir dieses Orts jedoch nicht weiter eingehen können.

Unterdes macht das Evangelium in China seine stillen Fortschritte, die viel bedeutender sind, als es den Anschein hat. Wie schon früher berichtet hat die amerikanische Meth. Ep. Ch. in Fuchau eine anglochinesische höhere Schulanstalt errichtet, zu welcher ein reicher heidnischer Chinese, Ahok, 40 000 Mk. beigesteuert (Manual 1882. S. 143 ff.). Wie das „Ev. Miss.-Mag." (S. 421) meldet, ist dieser Ahok jetzt getauft worden, nachdem sein 22jähriger Sohn schon vor einem halben Jahre diesen Schritt gethan hat. — In der Provinz Schansi hat der Am. Board jüngst sein Arbeitsfeld um die Hauptstadt Tai yuen fu herum weiter ausgedehnt und recht erfreulichen Eingang gefunden. (Her. S. 293 ff.). Auch aus der Provinz Schantung berichten die Boten desselben von einer erfreulichen Anzahl Taufen (Ebend. S. 302 ff.). In der Provinz Fuhkien, wo auch das Werk der Ch. M. S. stetig wächst, hatten sie die Freude, wieder einmal einen recht überzeugenden Beweis von der Kraft der Selbstausbreitung des Evangelii zu sehen, indem es gelang gleich bei dem ersten Besuche eines heidnischen Dorfes eine kleine christliche Gemeinde zu organisieren, weil durch einen im vorigen Jahre zu Schauwu getauften chinesischen Arzt 40 Personen dem Evangelio gewonnen worden waren, von denen 10 sofort getauft werden konnten (Ebend. S. 342 ff.). Die amerikanischen Presbyterianer melden ähnliche Fortschritte, wie es scheint aus der Provinz Kwangtung; der eine 103 Taufen Erwachsener, der andere die Aufnahme von 51, ein dritter von 8 in die Zahl der vollen Kirchenglieder (For. Miss. S. 139). Es regnet freilich noch nicht, aber es tröpfelt und im Laufe von ein paar Jahren füllen diese Tropfen ein leidlich großes Gefäß.

Daneben giebt es unaufhörlich Händel mit den kommunalen Behörden, die in ihrer Majorität den Missionaren noch immer feindlich gegenüber stehen und besonders dem Erwerb von Grundstücken die größten Hindernisse in den Weg legen. In einem dieser sich überall ähnelnden Kämpfe haben jüngst die amerikanischen Presbyterianer zu Nanking einen entscheidenden Sieg davon getragen, indem auf Intervention des amerikanischen Konsuls der Vicekönig der Provinz seinen untergebenen Mandarinen die Anweisung zugehen ließ: „die amerikanischen Missionare sind in bezug auf den Landerwerb gerade wie die Chinesen zu behandeln. Könnt ihr sie überreden nur an einem Platze zu wohnen, desto besser; aber wenn sie wünschen an mehr als einem Platze sich niederzulassen, so haben sie das Recht dazu" (Miss. Her. S. 316). Einen ähnlichen günstigen Bescheid errangen die amerikanischen Independenten zu Techow (Prov. Schantung), wo durch Ordre des Prinzen Kung der dortige Mandarin gerügt und versetzt worden ist, weil er eine Pöbelrevolte gegen die Missionare begünstigt statt unterdrückt hatte (Ebend. S. 332 ff. 346).

Der bekannte Vicekönig der Prov. Petschili und Reichskanzler Li Hung Tschan, einer der aufgeklärtesten chinesischen Staatsmänner und vorurteilsfreisten Begünstiger der Mission, wenigstens der ärztlichen, ist fortgehend Gegenstand der heftigsten Befeindung seitens der altchinesischen Partei, die ihn gar zu gern von seinem einflußreichen Posten entfernt hätte. Am 19. April. d. J. starb seine Mutter, die chinesische Sitte fordert in diesem Falle eine zweijährige Trauer in völliger Eingezogenheit, die jedoch durch kaiserl. Dekret auf 100 Tage beschränkt werden kann. Die Gegner Lis boten nun alles auf, solchen Dispens zu hintertreiben, erreichten aber ihren Zweck nicht. Der viel

angefochtene Mann steht also noch fest in der kaiserl. Gunst — ob freilich noch lange? das ist bei den fortgehenden Intriguen sehr ungewiß (For. M. S. 47).

Daß der Vicekönig seiner Mutter gegenüber die kindl. Pflicht nicht vernachlässigt, hat er dadurch bewiesen, daß er vor ihrem Tode für sie sorgte, indem er Fräulein Dr. Howard, die seiner Gemahlin so gute ärztliche Dienste gethan, bewog, in dem entfernten Wutschan (Hauptstadt von Hupeh) sie zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit wurde die Missionarin mit Ehren empfangen, wie sie noch nie einem Boten des Evangeliums, vielleicht noch nie einem Ausländer in China zu teil geworden. Man behandelte sie wie einen Mandarinen von höchstem Range, feuerte ihr zu Ehren Kanonen ab, gab ihr eine militärische Eskorte ꝛc. Vor ihrem Tode schenkte die alte Dame ihrer ärztlichen Pflegerin noch 4000 M. für ihr Hospital in Tientsin (Miss. Her. S. 316).

Auch in China bereitet die römische Konkurrenz der evangelischen Mission möglichste Hindernisse. „Die kath. Missionare," berichtet der „Heidenb." (S. 55), „bemühen sich nach Kräften die Ketzermissionare herabzusetzen. Sie sagen dem Volk, wer katholisch werde, der werde leicht vor den habsüchtigen Mandarinen Schutz finden. Wer mit dem Rosenkranz in die Gerichtshalle trete, könne damit den Richter zittern machen. Die Ketzermissionare seien aus dem schwachen Deutschland, das niemals seine Christen in China beschützen könne; hingegen sei durch das viel mächtigere Frankreich, dem die kath. Missionare angehören, für jeden kath. Chinesen der ausgedehnteste Schutz garantiert. Sehr heiter ist, daß diese römischen Sendboten von einem unsrer Baseler Brüder erzählen, er habe auf die Frage, was er denn in China thue, geantwortet: Ach, verzeihen Sie, ich bin so arm, habe daheim nichts zu essen, ich suche deswegen in China irgendwie mein Leben zu fristen." —

In Japan fahren die Zeitungen fort, die religiöse Frage pro und contra das Christentum zu besprechen, doch können wir diesmal uns nicht auf einzelne Citate einlassen. Ebenso geht die Buddhistische Gegenarbeit fort, ja sie wächst, je mehr die Unhaltbarkeit des Buddhismus offenbar wird (For. M. S. 123. Int. 566). Auch in den japanischen Hauptstädten haben die apologetischen Vorträge Cooks ein großes Publikum angezogen und der evangelischen Mission gute Dienste geleistet (Miss. Her. 291. 349. For. M. 174). Mit jedem Jahre mehrt sich die Zahl der Getauften, der Gemeinden und der eingeb. Evangelisten. Nur eine Bekehrungsgeschichte aus Takahaschi, einer amerik. Außenstation von Okayama. Unter den 15 dortigen Täuflingen befand sich ein angesehener, mit verschiedenen kommunalen Ehrenämtern bekleideter Kaufmann, der schon seit zwei Jahren die Hoffnung wie die Furcht der Missionare rege erhalten. Sein Hauptgeschäft bestand nämlich in einer sehr einträglichen (Saké-) Branntweinbrennerei und die Missionare forderten die Aufgabe derselben. Nach einigem Kampfe erklärte er: „Es ist unsre Pflicht mit Christus zu leiden, wie es unser Vorrecht ist, mit ihm uns zu freuen." Er ist jetzt ein Essigfabrikant. Noch mehr. Früher war er ein heftiger Mann, jetzt befindet sich über seinem Laden die Inschrift: „Selig sind die Friedfertigen" — ein Autograph des Gouverneurs der Provinz, der durch dieses Zeugnis die Umwandlung am treffendsten ausgedrückt hat, welche mit dem jungen Christen vorgegangen ist (Miss. Her. S. 347). — Besondere Erwähnung verdient ein öffentl. christl. Begräbnis. Bekanntlich verursachten bisher gerade die Begräbnisse der Christen viel Unannehmlichkeiten, weil die Friedhöfe meist mit den Tempeln zusammengehörten und die Priester auf Vollziehung ihres heidnischen Ritus bestanden. Nun sollte Ende Mai d. J. zu Tokio ein Schiffsarzt begraben werden, der mit seiner ganzen

Familie zur christl. Kirche gehörte. Die Angehörigen verlangten entschieden, daß keinerlei heidnische Ceremonien bei der Beerdigung stattfänden, obgleich es bis jetzt noch nicht vorgekommen, daß gar ein kaiserl. Beamter ohne dieselben bestattet worden. Aber die Regierung ging auf die Vorstellungen des eingeb. Pastors ein; die Beerdigung fand statt mit allen militärischen Ehren, unter Begleitung des Marinepersonals, vieler Christen und des christl. Pastors, selbstverständlich auch eines großen Volkshaufens. Christliche Lieder wurden gesungen und eine christl. Leichenrede gehalten — auch ein großer Fortschritt im Lande des Sonnenaufgangs (For. Miss. S. 173).

Südsee. Auf Neu-Guinea hat die Londoner M.-G. die Freude, zu Port Moresby endlich die erste Christengemeinde haben organisieren zu können. Von 30, die sich zur Taufe gemeldet, haben 20 das heil. Sakrament am Neujahrstage empfangen, nachdem einige Monate früher schon 7 seiner teilhaftig geworden. An demselben Tage fand eine Versammlung von Häuptlingen aus elf Orten statt, welche anerkannten, daß jetzt hier in diesem Hafen Friede sei und die in ihren Sprachen die Botschaft weit ins Land hinaustrugen, daß das Plündern, Kriegen und Morden hinfort aufhören müsse. Natürlich wird es nicht sofort wirklich aufhören, aber die Friedensbotschaft des Evangelii hat doch thatsächlich angefangen, ihre Macht auch auf dem verrufenen Neu-Guinea geltend zu machen und wird fortfahren sie auszuüben. — Gegen den Wunsch der Missionare ist der Hauptmörder der eingeb. Lehrer zu Kalo durch ein britisches Kriegsschiff nach voraufgegangener gewissenhafter Untersuchung mit dem Leben gestraft worden. Die Eingebornen erhielten von dieser Art der Justiz den Eindruck, daß sie kein Rache-, sondern ein wirklicher Gerechtigkeitsakt sei, brachten Betelnüsse als Friedenszeichen und versprachen, sich nie wieder an einem Fremden oder gar einem Lehrer zu vergreifen. — Unterdes ist die eingeborne Arbeiterschar wieder durch acht neue Lehrer (und deren Frauen) aus den Seminaren von Rarotonga und Rajatea verstärkt worden. Sie reisten via Sydney. Beim Abschiede von dort sprach einer: „Freunde, wir gehen in ein Land der Finsternis mit dem Lichte des Wortes Gottes. Er kann machen, daß es scheint in die Herzen des Volks von Neu-Guinea, wie er es in unsre Herzen hat scheinen lassen. Unser Werk ist schwer, aber Gott kann uns schützen und — wir fürchten uns nicht" (Chron. S. 227 ff. 242).

Das der angl. Mission gehörige Schiff: „Südliches Kreuz", welches die melanesische Inselwelt befährt, soll auf der Reise nach den Salomoinseln mit vier Missionaren im Sturm untergegangen sein. Eine offizielle Bestätigung dieser Nachricht liegt jedoch noch nicht vor.

In **Australien** gehen die Schändlichkeiten gegen die paar armen Eingebornen seitens mancher Weißen noch immer fort. Der „Globus" (82. S. 13) teilt aus dem Reiseberichte eines Engländers, der den Osten der Nordküste besuchte, folgendes mit. „Eine sehr traurige Erscheinung ist die durch die (Trepang) Fischer unter den schwarzen Frauen an der Küste des Kontinents und auf den Inseln veranlaßte Prostitution. Es entstehen dadurch nur zu häufig Konflikte, wobei dann die Eingebornen, welche nur ihr gutes Recht verteidigen, wie die Hunde niedergeschossen werden. Christian governments and Christian men take little account of the shooting of the natives. Man nennt es black crow shooting (Rabenschießen) und spricht ganz vergnügt davon, wie der Jäger von einem Jagdvergnügen. Man sucht ein Lager der Eingebornen auf und da wird dann darauf losgeknallt, und die, welche so hingemordet werden, sind an dem vermeintl. Unrechte, welches irgendwo irgend ein Schwarzer, indem er seine Frau

gegen Prostitution verteidigte, begangen haben soll, meist ebenso unschuldig, wie Queen Viktoria."

In **Mikronesien** läuft das Evangelium von Insel zu Insel und mehrt sich die Zahl der Getauften von Jahr zu Jahr, wie jede neue Visitation meldet (Miss. Her. S. 220 ff.) — „Wieder einmal ein Sturm vorbei" heißt es in einem Bericht aus Ponape. Der Häuptling eines noch heidnischen Stammes war gestorben und ein Weib aus seinem zahlreichen Harem, die dieses Leben satt hatte, floh nach der Außenstation Ua. Ein benachbarter Häuptling erhob Ansprüche an die Entflohene und reklamierte sie. Als man sie ihm nicht ausliefert, erklärt er den Krieg und sammelt seine Mannschaft. Aber kein namhafter Häuptling leistet ihm Hilfe — das Weib bleibt frei. Von dem Häuptling, der dasselbe in Schutz genommen, wird dann weiter berichtet: „Früher ein wahrer Saul, ist er jetzt ein gelehriger, innerlich wachsender Christ. Die Kaufleute, deren Lüsten er früher diente, sind nun seine Feinde und verdächtigen die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung. Er duldet weder die Prostitution noch das Branntweinbrennen und hält gute Ordnung in seinem Stamm. „Jüngst hat er ein Nest von Rummachern und Trinkern ausgehoben" und die Müssiggänger und Raufbolde zur Straßenbauarbeit genötigt (Ebd. S. 273).

Amerika. Über Metlakatla, wo die Trennung des wie es scheint **darbystisch** gesinnten Missionars Duncan von der Ch. M. S. wohl irreparabel **geworden**, ist nun auch, wie vorauszusehen war, eine Spaltung in der Indianergemeinde eingetreten. Die Ch. M. S. hat es natürlich für ihre Pflicht gehalten, die gesegnete Station in ihrem Verbande zu behalten und nun meldet ihr Organ (Int. S. 507), daß es auch wirklich gelungen, einen Teil der Gemeinde von Mr. Duncan abzutrennen und sie sieht in dieser Thatsache wenigstens einigen Trost inmitten des großen Schmerzes, der ihr durch den Verlust eines ihrer ausgezeichnetsten Missionare bereitet worden ist. Duncan wird in Parallele mit Rhenius gestellt und die Hoffnung ausgesprochen, daß auch die Secessionisten in Metlakatla wie einst die in Indien mit der Zeit zur anglikanischen Kirche zurückkehren werden. Gott wolle doch das schöne Werk, das er durch Mr. Duncan begonnen, unter diesen Wirrnissen nicht leiden lassen und die Sache so hinausführen, daß sein Name nicht verlästert und seines Reiches Ausbreitung nicht gehindert werde.

Berichtigung.

S. 499 Anm. 2 muß es heißen: Thompsons Jubilee Address.

Inhalt.

I. Geschichtliches und Ethnologisches.

Seite

Die Anfangsgeschichte von Neuseeland . . . . . 3.
Das Seminar des Waläus . . . . . 16. 85.
Literarische Missionsarbeit in China . . . . . 49.
Die römischen Missionare in Hereroland . . . . . 66.
Dr. John Wilson . . . . . 97.
Die neuen Missionsunternehmungen in Ostafrika 117. 164. 234. 337. 414.
Dr. Alex. Duff . . . . . 145. 201.
Dr. Krapfs Missionslaufbahn . . . . 193. 241. 289. 356.
Serpa Pinto . . . . . 221.
Centralafrikas westliches Eingangsthor . . . . 247. 302.
Die Völkerstämme im centralen Südafrika . . 403. 457. 494.
Ein 150jähriges Missionsjubiläum . . . . . 498.

II. Theoretisches und Apologetisches.

Eine Missions-Kirchenordnung . . . . . 27.
Eine kurze Replik . . . . . 267.
Unsere Missionspflicht gegen die Auswanderer . . . . 308.
Mission und Handel, Pioniere der Civilisation . . . . 365.
Wallmann als Missionsinspektor . . . . . 385. 433.
D. Konrad Mel . . . . . 481.
Zur Geschichte des evang. Missionsliedes in Deutschland . . 529.

III. Missionsrundschau.

Deutschland . . 129 ff. 423 f. 505 ff.
England . . . . 132 f. 425 f. 509 f.
Amerika (vereinigte Staaten) 133 ff. 427 f.
Westindien . . . . . 139.
Mittelamerika . . . . . 139.
Südamerika . . . . . 140.
Nordafrika . . . . . 175 f. 511.
Westafrika . . . . . 177 ff. 523 ff.
Südafrika . . 182 f. 269 f. 518 ff.
Centralafrika . . . . . 183. 513 ff.
Ostafrika . . . . . 183 ff. 513.
Persien . . . . . 271 ff.
Indien . . . . . 274 ff.
China . . . . . 319 ff.
Japan . . . . . 323 ff.
Indischer Archipel . . . . . 325.
Mikronesien . . . . . 326 ff.
Melanesien . . . . . 329 f.
Polynesien . . . . . 331.
Neuseeland . . . . . 332.
Australien . . . . . 333 ff.
Neu Guinea . . . . . 335 f.
Römisch kath. Missionen . . . . 429.
Russische Missionen . . . . . 430 f.

IV. Literarisches.

Bird: Unbetretene Reisepfade: . . . . . 43.
Oberländer: Fremde Völker . . . . . 43 f.
Kägi: Der Rigveda . . . . . 45.
Uhlhorn: Die christl. Liebesthätigkeit in der alten Kirche . . . 45 f.
Zöckler: Gottes Zeugen im Reich der Natur . . . . . 47.
Missionsgesch. in Heften: die Bassuto . . . . . 47 f.
Schneider: Missionsarbeit der Br. G. in Australien . . . . . 92.
Blaikie: Das Leben D. Livingstones . . . . . 93.
Steudle: Ein Problem der allg. Religionswissenschaft . . . . . 94.
Gebhardt: Thüringische Kirchengeschichte 94
Folk Lore Journal . . . . . 95.
Trumpp: Die Religion der Sikh. . . . . 96.
Warneck: Abriß einer Gesch. der protest. Missionen . . . . . 141.

Seite
Frick: Geschichten und Bilder aus der M. . . . . 142.
Häving: Bunte Bilder . . . . . 142.
Bauerfeind: Missionsstunden . . . . . 142 f.
Gundert: Herm. Mögling . . . . . 143.
Missionstraktate . . . . . 144. 527.
Holub: Sieben Jahre in Südafrika . . . . . 189 ff.
Wangemann: Missions-Ordnung . . . . . 286 f.
Brodbeck: Nach Osten . . . . . 287.
Einbacher: Lexikon der Reisen . . . . . 287.
Buddhismus und Christentum . . . . . 288.
Jakobi: Erinnerungen an Baron v. Kottwitz . . . . . 288.
Von Dewitz: In dänisch Westindien . . . . . 432.
Reichel: Rückblick . . . . . 432.
Kurze: Mitt. der geogr. Ges. zu Jena . . . . . 432.
Ball: Missionsatlas . . . . . 480.
Festbüchlein . . . . . 498.
Wangemann: Das Berliner Missionshaus . . . . . 526 f.
Kramer: Aug. H. Francke II. . . . . 527.
Ebrard: Bonifatius . . . . . 528.
Kern: Der Buddhismus und seine Geschichte . . . . . 528.
Brunnhofer: Der Geist der ind. Lyrik . . . . . 528.
Happel: Die atschines. Reichsreligion . . . . . 528.
Tiele: Die Assyriologie . . . . . 528.
Hommel: Die Semiten . . . . . 528.
Ebert: Nachfolge Christi . . . . . 528.

Beiblatt.

Bericht der Waganda-Gesandten . . . . . 1.
Die Arbeit eines Jahres im Pandschab . . . . . 4.
Sekukuni frei . . . . . 17.
Ein Bericht Bischof Crowthers . . . . . 24.
Ein sonderbarer Auftritt in Hangchau . . . . . 33.
Einige Tage in einem Battadorfe . . . . . 36.
Christian Hornberger . . . . . 41.
Ein Tag im indischen Ochsenkarren . . . . . 49.
Eine indische Straßenpredigt . . . . . 54.
Aus dem Leben eines afrik. Nationalhelfers . . . . . 57.
Ein Blick in die madagassische Missionsarbeit . . . . . 65.
Eine hundertjährige Gedenkfeier in Ohio . . . . . 73.
Was es einem Heiden kostet Christ zu werden . . . . . 75.
Ein Wort über den Mohammedanismus . . . . . 78.
Major Malan, ein Missionar aus dem Offizierstande . . . 81.

Miscellen.

Das rote Kreuz in Südafrika . . . . . 32.
Der Segen des Gebens . . . . . 45.
Die Sünde mit Recht bestraft . . . . . 45.
Eine Gesch. aus dem afghanischen Kriege . . . . . 45.
Zeugnis für einen heidenchristl. Dienstboten . . . . . 47.
Rede eines indischen Landpredigers . . . . . 48.
„Lohn eines Heiden, der sterbende Kinder taufte" . . . . . 59.
Wie ein heidnischer Priester zu Schanden ward . . . . . 60.
Frucht nach vielen Tagen . . . . . 62.
Eine Streiterfamilie . . . . . 63.

Namen- und Sach-Register.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

Abdallah Abiba 285.
Abe Gunga 298.
Abe Sidi 513.
Abessinien 131. 187. 196 ff. 356 f. 358. 361. 363. 512.
— —, Mission in, 187. 196 ff. 242.
— —, Arbeitermission in, 356. 357.
— —, Judenmission in 358.
— —, römische Missionare in 357.
— —, Erzbischof von 357.
Abessinier in Bombay 102.
Abessinische Religion 197. 201.
Abu Rumi 198. 363.
Achmed Tewfik, Bbl. 80.
Adams 166.
Aden 241. 242. 243.
Adolph 539.
Adowa 199.
Afghanischer Krieg 133.
Afghanistan 112. 566.
Afrika 93. 175. 269. 511. 557. Bbl. 78.
„Afrika" Zeitschrift, Bbl. 87.
Afrikanische Dolmetscher 345 f.
Afrikanische Sprachen 295. 363 f. 416.
Aga Jan, Dr. 272. 273.
Agra 112.
Agypten, 175 f., Bbl. 78. 79.
Agypten, Mission in 511 f.
Ahmed Tewfik Effendi 132.
Ahmednagar 285.
Ahok 571.
Ajawa 166. 169. 170 ff. 235. 237.
Ajawa 415. 416. 422.
Ainos 43.
Aitutaki, Insel 331.
Akaroa 15.
Albertini 542.
Albert, Prinz 129. 295. 298.
Alexander-Schule, Bbl. 6.
Alexandrien 177. 359.
Algier 526.
Alima 261. 266.
Alington, Missionar 237.
Allahabad, Konferenz von indischen Missionaren 115.
— —, presbyterianisches Seminar in 280.
Allegheny City 134.
Allison, James, Miss., Bbl. 93.
Altaische Mission, der russischen M.-G. 430. 431. 432.
Altesten-Amt 29 f.
Amalie, Landgräfin v. Hessen 484.
Amalienstein 447.
Amboina 20 f. 89.
Ambrosius, russ. Missionar 431.
Ambuellas 226.
American Board 499. 523.
Am. Miss. Association 512.
Amerika 487. 574.
Amharische Schriften 357.
— — Sprache und Übersetzungen 363. 365.
— — Bibel 198. 242. 363.
Amrithar 280.
— —, Bbl. 4. 6. 8 f. 12 f. 15.
— —, Vicekönig v., Bbl. 12.
Anderson, John, Missionar 162.
Anderson 202.
Amsterdam 90.
St. Andrews 146.
Aneityum, Insel 330.
Anganja 414.
Angell, Minister 319.
Angelus, Pater von Villarabio 429. 430.
Angone 415.
Aniwa, Insel 330.
Ankober 200. 241.
Anquetil du Perron 107.
Antananarivo 132.
Anusthanick-Brahmoisten 275.
Anyako, Bbl. 43.
Aomori 43.
Apemama 326.
Apisriver, Bbl. 19.
Arabi Pascha 512.
Arends, Erasmus 537.
Arrhenius 187. 512.
Arthington 180.
Arthington-Mission 512.
Artrington, R., von Leeds 355.
Aru-Inseln 91.
Aryaner, Bbl. 14. 16.
Aryanische Gemeinde, Bbl. 15.
— — Lehrer, Bbl. 9.
Aryanismus Bbl. 14.
Asante, König von 179.
Asanteneger 95.
Asantereich 525.
Asante-Sprache 526.
Ashton, Rw. W. 405.
Asi, chines. Missionar 424.
Asien 271. 558.
Asisippi 135.
Asôka-Inschriften zu Girnar Entzifferung derselben 111.
Assam 568.
Asselin de Cherville 198.
Asser, Missionar, Bbl. 89. 90 f. 93. 94.
Assuan 359.
Astrachan-Mission 431.
Athiopische Bibel 197 f.
Atschin 569.
Atschjudan, Bbl. 75.
Auckland 16.
Augouard, Pater 180. 264. 523.
Aus d. Briefen e. Missions-

kaufmannes a. d. Goldküste 144.
Aus d. Leben e. afrikanischen Nationalhelfers, Bbl. 57 f.
Ausbildung von Missionskandidaten 509 f.
Australien 504. 573.
— —, Schändliche Behandlung der Eingeb. 573.
Australien, Mission d. Brüdergemeine 92. 333 ff.
Auswanderermission 308 ff.
Ayambo, Dorf, Bbl. 26.

Babwa Njali 259. 260. 263.
Babwende 254. 256. 257 f. 259. 263. 305.
Baden Powell, Bbl. 12.
Bafiot 254.
Bagamoyo, Kathol. Mission in 360.
Bagdad 558.
Bagster, Miss. 523.
Baharutse 404. 461. 495. 496. 552 f.
Baharutsi-Mission 466.
Bahnmaier, J. F. 543.
Bailunda 181. 182. 223. 523.
Baka 403.
Bakalahari 464. 471. 475. 476.
Bakgagahela- (Bakhatla-) Stamm 473.
Bakhatla 404. 474. 551.
Bakoa-Stadt 473.
Bakoba 521. 522. 523.
Bakununen 119.
Bakweins 120. 121.
Bakwena 404. 405. 467. 468. 470. 471. 472. 474. 475. 495. 549. 551.
— —, Christentum der 473 f.
Balli 512.
Bamairi 410.
Bamangwato 229. 230. 404. 467. 476. 477 ff. 495 ff. 520. 549. 551.
— —, Geschichte der 495 ff. 548 ff.
Banana 180. 250. 303. 304. 523.
Bandawé 183. 356. 414. 415. 517. 518.
Banerdschea, Babn Hira Lal, Bbl. 14.
Bandjermasin 569.
Bangwaketse 404. 405. 466. 459. 495.
Bangweolosee 341.
Baniai, Bbl. 91.
Banks-Halbinsel 9.
Banks-Inseln 329.
Bantufamilie 475.
Banza Manteka 303. 305. 306.
— — Manteka 523.
— — Ntombo 255.
Bapedi 518.
Bapt. Miss. Soc. 523. 524.
Baptisten-Mission 426.
— — in Indien 563. 568.
— — am Kongo 248. 251. 254. 264. 265. 307. 523. 524.
Barakpore 212.
Barapulam 458.
Baring, Bbl. 5. 8. 11 f.
Barisal 564.
Barma 568.
Barmen 389 ff.
Barmer Kinderhaus 395. 397.
— — Missionshaus 392 f. 402.
— — Missionshandelsgesellschaft 384.
— — Vorschule f. d. Missionsseminar 397.
Baroda 99.
Barolong 404. 405. 410. 413. 457 ff. 464. 465. 476. 553.
— —, Christentum bei den 462 f. 465 f.
— —, Heidnische Gebräuche der 462. 465.
— —, Sagen der 459.
Baroze 288.
Barth, Ch. G. 544.
Barwa 403. 475.
Basel 195. 196. 544.
Baseler Missionsgesellschaft 131. 202. 384. 424. 525. 526. 544. 545.
— — Missionstraktate 527.
Bashee-Fluß, Bbl. 85.
Bassein Karen Association 568.
Basset, J., Missionar 273.
Bassuto 48. 182. 231. 450. Bbl. 85. 87. 89. 91. 93.
Bassuto-Mission, Französische, Bbl. 90. 92.
Bastarland 564.
Basundi 252. 254. 255 f. 258. 263. 264. 305.
Batala, Bbl. 5. 8 ff.
Batalowta 496.
Batauana 521. 522. 523.
Batavia 89.
Bateke 249. 254. 258 ff.
Batemann, Rev. Rowland, Bbl. 4. 8.
Bathurst, Lord 10.
Batlaping 404. 405 ff. 458. 468.
Batlaro 404. 407.
Batloka 404. 474. 551.
Batowane 404. 468. 498. 551.
Battadorf, Bbl. 36 ff.
Battamission 27 f. 31 ff. 568.
Battasche Kirchenordnung 28 f.
Battasprache 39. 41. 42.
Battleford 135.
Bauernfeind, Missionsstunden 142.
Baxter, Dr. 188.
Baxter, Frl. 335.
Bay of Islands 4.
Bayne, Margareta 101.
Bayneston 523.
Bazungu, Bbl. 1.
Bechuanamission 119. 120.
Beck, Joh., Missionar, Bbl. 64.
Beckenham, Bbl. 81. 82.
Becker, Kornelius, der Psalter Davids 531. 535.
Bedeutung des christl. Liedes 529.
Behrens, Missionar 232.
Beilby, Frl. 278.
— —, Missionar 334.
Belgam 102.
Bellyfluß 137.
Bemba in Manyanga 304. 305.
Benares 151.
Bengalen, Missionsarbeit in 150.
Beni Israel 103.
Bentinck, Lord W. 150. 156. 158. 159. 210.
Bentley, Missionar 180. 247. ff.
Benzie, Kapitän 343.
Berg-Damra 366.
Berger, W. T. Esqu. 302.
Berlin 401. 433. 435. 444. 452. 457. 485.
Berliner Frauenverein für China 424.

Berliner Männer- und Jünglingsverein 452.
— — Missionsgesellschaft 389. 401. 423.
— — Missionshaus 435.
— —, Hausordnung 438.
— —, Missionsfest 452.
— — Missions-Seminar 433. 439.
Beröa, Station Bbl. 89. 90.
Beruf des Missionars 97.
Berwickshire-Bibelgesellschaft 99.
Bethanien, Missions-Station 232.
Bethel, Station, 524.
Bethune-Gesellschaft 214.
Betschuana 231. 403. f. 413. 460. 461. 465. 467. 468. 471. 475. 476. 477. 495. 551. 552.
Betschuana-Weiber, Stellung der 462. 472.
Betschuanengebiets, Karte des 409. 480.
Betschuanaspruit 551.
Betsileo Bbl. 65.
Beuggen 543.
Beyer, Missionar Bbl. 19.
Beypur Bbl. 76.
Bezi Manyanga 305.
Bhamo 567.
Bhattacharjia 214.
Bice, Missionar 329.
Bihé 222. 223. ff.
Bihé-Mission 181. 523.
Bion, Missionar 282.
Bird, Isabella, unbetretene Reisepfade 43.
Bismarck, Joseph 417 Bbl. 47.
Black, Dr. 188. 343.
Blaikie, Dr. 117. 121. 122. 167. 240.
Blaikie, Leben Livingstones 93.
Blair, 172. 234.
Blantyre Station 117. 351. 353. 354. 416. 417. 420. 421. 422. Bbl. 47.
Blantyre-Mission 518.
Blatwatsky, Frau 560.
Blomfield, Bischof 289. 298.
Bloemfontein 465.
Blumhardt, Inspektor 195. 196. 544.
— — Missionar 199.
Bluefields 139.
Blutindianer 137.
Blyden, the crisis in Egypt 512.
Blythswood 519.
Bogatzky, K. H. v., 538.
Böhm, Martin 532. 539.
— —, Missionar, 270.
Böhme 527.
Böhnisch, Anna, geb. Stach Bbl. 64.
— —, Friedr., Miss. Bbl. 64.
Bokohiri Bbl. 28.
Bôma 250.
Bombay 98. 101 ff. 163. 201 f. 559. 560.
— — amerikan. Missionare in 102.
— —, Asiatische Gesellschaft in, 109. 110.
— — im Asyl für verfolgte Religionsgesellschaften 102.
— —, Disputation zwischen Christen u. Hindu in, 106.
— —, eingeborne presbyterianische Gemeinde in 104.
— —, engelisch-kirchliche Mission in 102.
— —, englische Schule in, 104.
— —, Europäer in 104.
— —, Katholizismus in 102.
— —, Portugies. Herrschaft in, 102.
— —, schottische Kaplane 104.
— —, schottische Missionare in 102.
Bonifacius 95.
Bonny 524 Bbl. 24 ff.
Bontok 569.
Borchgrevink Dr. 132.
Borneo 392. 569.
Börresen, Missionar 281.
Bose, A. M., Advokat 275.
Botlasitse 409.
Botschabelo Bbl. 32. 57. 58.
Boyd, Blutbad 4.
Boyle Bbl. 29.
Bradlaugh 559. 561.
Brahma Samadsch 206. 275. 277. 286. 559. 565.
Brahmanen 106. 111. 561. 564.
Brahmaismus in Indien 275 f.
Braidwood, Missionar 162.
Braithwaite, J. B. 124.
Brancho Sobha 153.
Braß, Nigermissionsstation Bbl. 24. 29 ff.
Brazza, Savorgnan de 179. 250. 261. 263. 266. 523. 557. 558.
Brecklum 132. 564.
Bremen 484. Bbl. 42.
Bremer Mission 384.
Brett, Missionar 140.
Brighton Bbl. 81.
Britisch Kafferland 447.
Brodbeck, Miss., Nach Osten. Untersuchungsfahrt nach der Ostküste Grönlands. 287.
Brown, Missionar 328.
— —, Rev. John 409. 410. 411.
— —, Sekretär 100. 101.
— —, Wilh., Häuptling Bbl. 29.
Bruce 198. 271. Bbl. 79.
Brun, Konsul 525.
Brüdergemeinde 445. 498 ff. 539 f.
— —, Gesangbuch der 541.
— —, Missionen der 138. 139. 391. 424. 432. 540.
— —, Missions-Jubiläum der 129 f. 498 ff.
Brumhofer, Geist der indischen Lyrik 528.
Bubi 471.
Buchanan, Dugald, 145.
Buchner, Afrikanische Reisetechnik 526.
Buddhismus und Christentum 288.
Buffalo-Fluß Bbl. 85.
Buganda Bbl. 2.
Buhren (Boers) 119. 120. 366. Bbl. 32.
— —, Stellung ders. z. Mission 518 f.
Buhwezi Bbl. 2.
Bullen, Dr. 5.
— —, Rev. M. 5.
Bungabondar 38.
Bunsen 295.
Bunsens Gesangbuch 546.
Bunyoro Bbl. 3.
Bürger, Präsident Bbl. 32.
Burnouf 107. 112.
Burrup, Missionar 172. 173. 174.
Burton 302.
— —, Konsul Bbl. 79.

Busby, James, brit. Resident in Neuseeland 14. 15.
Buschir 558.
Buschmänner 475. 476.
Buser, Joh. 545.
— —, J. J. 445
Bushyhead, Häuptling der Cherokee-Indianer 137 f.
Busogo Bbl. 3.
Buß 97 f. 100. 103.
— —, die christl. Mission 97 f.
Butaratari, Insel 326.
Butonga 517.

Cabreira, Leiras de 243.
Calcutta Christian Observer 157.
— — Review 207.
Caldwell, Missionsbischof 208. 283. 284.
Cambridge 15. 125. 164.
Cameronianer 340.
Campbell Bbl. 28.
Canada 137.
Candidius, Missionar 91.
Candlish, Dr. 205.
Cardiff 303.
Cardiff-Station 303. 304.
Carey, Missionar 153.
Carry, Missionslehrer 329.
Cavalla, Station 526.
Centralafrikas westliches Eingangsthor 247 ff. 302 ff.
Ceylon 98. 286. 560. 567.
Chajim, Hesekiel 272. 273. 274.
Chalmers, Dr. Thomas 146. 148. 149. 150. 160. 163. 207.
— —, Missionar 336.
— —, Rev. F., Bbl. 81. 87.
Chateris, Dr. 422.
Chatsitsive 404. 457. 459. 460 f. 466.
Cheetham, Mr., von Heywood 360.
Cherokee Indianer 137 f.
Chiao 346.
Chibisa 171. 235 f.
Chibisas Dorf 168. 171. 173 f. 235. 236. 237. 239.
Chigunde 169.
Chilemo, König 523.
China 44. 49 ff. 319 ff. 392. 423. 425. 569 ff.
— —, Armenpflege 56 f. 62.
China, christl. Begräbnis 572. 573.
— — christliche Literatur in chin. Sprache 570.
— — Fortschritte des Christentums 571.
— —, Freiheit der Christen von Abgaben f. Zwecke des Götzendienstes 319.
— —, Götzendienst 57.
— —, Liebeswerke der christl. Gemeinden 60.
— — Literar. Missionsarbeit in 49 ff. 570.
— —, methodistische Mission 320.
— —, evang. Mission in, auf d. Wege durch d. russische Reich 481. 489. 490 ff.
— —, Missionsstatistik 320.
— —, Opiumrauchen 57.
— —, Presbyterian-Mission 322. 323. 571.
— —, Regierungserlaß infolge eines Kometen 319.
— —, Römische Mission 572.
— —, Staatshilfe 61 f.
— —, Stellung d. Regierung zur Mission 571.
— —, der erste Telegraph in, 319.
— —, Wohlthätigkeitsanstalten 61 ff.
— —, Zerstörung eines buddhistischen Tempels 320.
China Inland Mission 302. 567.
Chinesen 141.
— —, Denk- u. Darstellungsweise der 49.
Chinesische Auswanderung 56.
— — Heilmethode für Geisteskranke Bbl. 35 ff.
— — Klassiker 53 ff.
— — Regierung 57.
Chinesisches Geistesleben 52 f.
Chinyanja (Sprache) 345. 415. 416.
Chipetula 420. 518.
Chirnside, Mr. 421.
Chirosim 431.
Chiyao (Sprache) 416.
Chhelowal Bbl. 5. 12.
Chrischona-Anstalt 359. 363.
Chrischona-Zöglinge 356. 358. 360.
Chrischona-Pilgermission 512.
Christaller, Miss., Wörterbuch d. Asantesprache (Tschi) 526.
Christian College für Südindien 202.
Christianisierung der Völker 97 f.
Christianity amongst the New-Zealanders 5.
Christlieb, Prof. D. 17. 427.
Chronicle of the London Missionary Society 403.
Chrysostomus 530.
Chundrika, indische Zeitschrift 155.
Chungus 355. 415.
Church Miss. Gleaner Bbl. 1.
Church Miss. Soc. 3. 4. 6. 163. 325. 425. 574.
Clarenbeek, Michael 91.
Clark 172. 236. 280. 305. Bbl. 9.
Clarke, Missionar 263.
Clough, Miss. 563.
Coates, Danderson 6. 196.
Coccejus 484.
Coillard, Fr., Missionar 183. 228 f. 509. 554.
Colenso, Rev. W. 5.
Comber, Missionar 264.
Comenius, Amos 534. 536. 539.
Congo Inland Mission 180. 523.
Congregation du Saint Esprit et du Saint Coeur de Marie 180.
Cook, Joseph, Missionar 286. 560. 561. 572.
— —, Kapitän 3.
Cony, Laienbruder 68 f.
Corbett, Missionar 323.
Cotteril, B. 350.
Cotton, Dr. 215.
Cousins, Missionar 132.
Cozinja 92.
Cramer 542.
Craven, Missionar 304. 305.
Croc, apostol. Vikar 323.
Crowther, Bischof Bbl. 24.
Crudgington, Missionar 180.
— — 247 ff. 305.
Crüger, J., Praxis pietatis melica 535.
Cumming, Missionar 346.
Cunene-Fluß 68.
Cuqueima-Fluß 223.
Cust, Robert 361.

Enst, Miss. 525.
Cypern Bbl. 78.

Dahome, König von 179.
Dajakkische Sprache 400.
Dakka 564.
Dalzell, Dr. 188.
Daman 107.
Damaskus Bbl. 79.
Damiette 177.
Damra 66. 67. 366. 396. 400.
Danafluß 300.
Daniel 546.
Dänische Missionsgesellschaft 480.
Dankaerts, Sebastian Prediger 20. 22. 89. 91.
Dankali-Wörterbuch 365.
Darim 128.
Darling, Gouverneur 8.
Darnley, Insel 335.
Daud Singh, Rev. Bbl. 10.
David, Christian, Miss. Bbl. 64.
Dayamand Sarasawati, Pandit Bbl. 13.
Dean, Dr. 188.
v. d. Decken, Baron 193. 292.
Deimler, Missionar 302. 356.
Delena 336.
Delfter Kirchenbehörde 18.
Delgado, Kap. 291. 362.
Delhi 280. Bbl. 8.
Delitzsch 561.
Demerara 60.
Dennistoun, Isabella 113.
Dent, engl. Kaufm. 569.
Dera Nanak Bbl. 5.
Detroit Bbl. 73.
Deutschland und der moderne Unglaube 560. 561.
Devadatten, Paul, Hindu-Missionar Bbl. 77. 78.
Dewitz, von 501. 502.
— —, In Dänisch-Westindien 432.
Dhalip Singh, Maharadscha 96.
Dhandschibai Naurodschi 108. 115.
Dharmsala Bbl. 8. 11. 14 f.
Dickinson, Dr. 172. 236.
Diehlmann, Konrad, Miss. 298.
Dietrich, Rosine 241. 245.
Diphukwe 521. 551.
Dithakong 412.
Dixon, Missionar 180.
Dober, L., Missionar 129. 541.
Doll, Pfarrer 505 ff.
Domingia 526.
Doms, Mission unter den, 280.
Döring 544.
Dortrechter Synode 22.
Doseh-Ceremonie 175.
Douglas, Miss. 565.
Drayton, Missionar 237.
Drysdale, Anne Scott 149.
Dschaffer Schah 285.
Dschagannath Puri 561.
Dschaina 111.
Dscheipur 564.
Dublin 164.
Duff, Dr. Alexander 104. 105. 106. 145 ff. 201 ff.
— —, Frau 219.
Duffpare 213.
Dumdum 212.
Duncan, Missionar 135. 425. 574.
Dunn, J. 182. 519.
Duparquet, Pater 68 ff.
Durham 165.
Durham, Earlof 10. 12.
Duta 513.
Devarsberge 551. 552.

East London Institute for Home and Foreign Missions 303.
Eben-Ezer, Station in der Kapkolonie 375.
Ebrard, Dr., Bonifatius 528.
Edinburg 99. 105. 109. 161. 163. 216. 355.
Edwards, Miss. 564 f.
Einbacher, Dr. Lexikon der Reisen und Entdeckungen 287.
Eirskin 68.
Eitfi Eibib der Namaqua 368.
Elijahu, Dr., 272. 273.
Ellenborough, Lord 112. 210.
Elmina 525.
Elora 109. 110.
Elwalala 305.
Emerson Tennent 112.
Emin Bei, Dr. 557.
Emmaus, Station, Bbl. 85.
Engano 132.
Enguduk Iloiçob 364.
Engutuk Eloikob 364.
Enkhuizen 20.
Ensfelder, Pfr., Dr. John Wilsons Leben 99.
Epiphanienfeier und Mission 531.
Eppler, C. F. 544. 545.
Erhardt, Missionar 293. 294. 298. 302. 363. 364. 365.
Eriksson 69.
Eromanga, Insel 330.
Esate, Insel 330.
Eurasians 158.
Evangelisierung der Welt innerhalb 20 Jahren 428.
Evangelisten 29 f.
Ewe-Neger, Bbl. 43.

Faber, Ernst 49.
Fabri, Dr., 27. 29.
Fakir 107. Bbl. 5. 12.
Fakultät, holländ. theologische 20. 22 ff.
Falaschas 512.
Falkner, Justus 537.
Fallangin 526.
Famaka 360.
Farage, Priester in Tell-Armen 429.
Fatschan 320.
Felkin, Missionsarzt 185. 188.
Feruzi 180.
Finguland 519. Bbl. 85.
Finsch, Dr., Bericht desselben aus Neubritannien 327 f.
Fiot-Sprache 249. 305.
Fjellstedt, Missionar 196.
Flad 356. 357. 358.
Florence, Prinzessin, Bbl. 27.
Flury, Andreas 545.
Folk Lore Journal 95 f.
de Foreſt, Missionar 324.
Formosa 91 f.
Forweira Bbl. 1.
Foster, Gouverneur Bbl. 74.
Fouqué, F. H. de la Motte 543.
Fourah Bay College 178.
Franceville 179.
Francis und Clark, südafrikan. Handelsfirma 468. 478.
Francke, A. H. 482. 485. 491. 492. 493. 527. 528. 539.
Free Church of Scotland 499.
Freetown 178.
Freikirche, schottische 113. 115. 204. 208. 217 ff. 340. 350. 426. 517. 519.
— — Mission derselben in Ostafrika 354. 355. 419. 426.

Freikirche, Ausgaben derf. für oſtafrikaniſche Miſſion 347 f.
Frere, Sir B., 338. 341.
— — Town 132. 183. 245. 418. 419. 420. 513.
Frick, Geſchichten und Bilder aus der Miſſion Nr. 2. 142.
Fricker, J. L. 538.
Friedrich I., König 484. 485.
Friedrich, Landgraf von Heſſen 483. 486.
Friedrich Wilhelm IV. 295.
Friend of India 157.
Fritſch, Dr. G. 548.
Frucht nach vielen Tagen Bbl. 62.
Fuchau 571.
Fuga 301.
Fukien, Provinz 60. 571.
Fulladoyo 513.
Futuna, Inſel 330.

Galekas Bbl. 85. 87.
Galla 187. 241. 242. 243. 245. 357. 360. 512.
Galla-Sprache 363. 364.
Gambaragara 517.
Gambella 228. 229.
Gambia-Gebiet 526.
Gamble 166. 236.
Ganiſcha 113.
Ganguella 222.
Garfield, Präſident 135.
Garhwal 280.
Garcin de Taſſy 112.
Garo, Miſſion unter den, 282. 568.
Garrick Bbl. 29.
Garve 542.
Gaſſibone, Häuptling 409.
Gattan-Guineſa 345.
Gauhatti, Miſſionsſtation 282.
Gebhardt, Thüringiſche Kirchengeſchichte 94.
Gehr, Holzkämmerer 485.
Gehring, Miſſionar 432.
Geldner, Zoroaſter 528.
Gemeinde-Kirchen und Synodalordnung f. d. ev. Miſſionskirche im Battalande auf Sumatra 31 ff.
General Assembly, ſchottiſche 104. 105. 147. 149. 161. 162. 163. 207. 209. 220. 421. 422.
Generalſtaaten, holl. 18 f. 21.
Genf Bbl. 81.
Gent 22.
Gentunja 461.
Georg, König von England 7.
Georg, König in Bonny, 524.
Georgii, D. S. 538.
Gerhardt, Paul 535.
von Gerlach, Präſident 385.
Germann 527.
Germann, Dr., „Ziegenbalg und Plütſchau“ 482.
Gerok 546.
Gerſoppe, Waſſerfälle in Nord-Kanara 110.
Geſänge f. evang. Miſſionsgottesdienſt 143.
Ghats 109. 110.
Ghazipur 281.
Ghonds von Buſtar in Indien 132.
Ghorawaha Bbl. 6.
Gilbert-Inſeln 326.
Giriama 291. 364. 513.
Girnar 111.
Glasgow 339. 350.
Gnadenhütten in Ohio Bbl. 73. 74.
Goa 110. 492.
Gobat, Samuel, Biſchof 197. 198. 356. 357. 358.
Goderich, Lord 14.
Godjam 187.
Godt, General-Sup. 132.
Goes, Synode von 26.
Goffin, Miſſ. 562.
Gohakhoſi 550.
Gokarna Bbl. 76.
Golaz, Miſſionar 177.
Goldküſte 525.
Gondar 356.
Gonin, Miſſionar 232.
Good, James, Miſſ. 466.
Goodenough, Commodore 329.
Görcke 544.
Gordon, Dr. 161.
Gordon, Miſſionar 330. Bbl. 7.
Gordons Memorial-Miſſion 218.
Göring 546.
Gorke, J. F. Miſſionar Bbl. 64.
Gölſchel, Präſident der Berl. Miſſ.-G. 449.
Goßner, Prediger 447.
Goßnerſche Gangesmiſſion 281.
Goßnerſcher Miſſions-Verein 424.
Götze, Präſident des Berliner Miſſionsh. 436. 449.
Götzenbilder, Afrikaniſche Bbl. 27. 30. 31 f.
Gräber, Paſtor 176.
Grant, Miſſionsſekretär Bbl. 2.
— —, Reiſender 302.
— —, W. 178.
Grattan Guinneß, Frau 303. 305.
Gray, Biſchof 164. 237.
Gregor, Chriſtian 542.
Grenfell, Miſſionar 251. 265.
Griffin, Pater 68. 73. 78. 83.
Griffith, Miſſionar 184. 517.
Griqualand Weſt 133. 404. 405. 407. 478.
Gröneberger, Miſſionar 233.
Gröninger 484.
Gröningen-Wegeleben 454.
Grönland 504. Bbl. 64.
Groß-Namaqualand 366. 375. 376.
Grothe, Dr. J. A. 16. 85.
Groves, Anthony, Darbiſten-Miſſionar 159.
Grünbeck, Eſther 542. 545.
Grünberger, Miſſionar Bbl. 58.
Grundemann, Dr. R. 247. 302. 403. 457. 480. 494. 547. 555.
Grundemanns Miſſionsbibliothek 45.
— —, Miſſions-Weltkarte 48.
Grützner, Miſſ. 450.
Gryphius, Andreas 534.
Gudensberg 484.
Gudſcharat 107. 109. 111. 112. 285.
Gutſcharati-Sprache 104. 107.
Guiana, britiſch 140.
Gulick, Miſſionar 326.
Gummus-Stämme 360.
Gundert, Dr., Bbl. 78.
— —, Hermann Mögling 143.
— —, Imadeddin 144.
Gunn, Gärtner 343.
Gurdaſpur, Bbl. 9.
Guyton, Miſſionar 280.

Haag, Miſſions-Inſpekt. 433.
Häckel, Prof. 560.
Hadaiet-Effendi 429 f.
Hauſield, Oktavius, Biſchof v. Wellington 5.
Hagenauer, Miſſionar 333.

Hägert, Missionar 281. Bbl. 60. 62.
Hahn, Dr. Hugo 269. 270. 373. 379. 400.
Hahn, Dr. Theoph. 67. 270.
Hakkamission 423.
Hala 117.
Halberstadt 386.
Halifax, Lord 210.
Hall, Mr. 421.
Halle 485.
Hallesche Pietisten 484. 538.
Hamadan 271 ff. 558.
Hambleton, Rev. John 298.
Hannington, Dr. 188.
Hananva, Bbl. 19.
Handelskammern, holländ. 18.
Hang-Chau, Ein sonderbarer Auftritt in, Bbl. 33 ff.
Hannoversche Missionare 360.
Hannoversch-japanische Mission 508. 509.
Hannoversches Gesangbuch 546.
Hansen, Missionar 458.
Hanstein, Missionar, Bbl. 36. ff.
Happel, die atschimsische Reichsreligion 528.
Hardeland, Missionar 400.
Harding, Bischof von Bombay, 297.
Harms, H., Pastor 508.
— —, L., 95.
Harris, Edw., Miss. 464. 465.
Hart, Kapitän Bbl. 26.
Härting, bunt. Bilder zu den Blättern für Mission 142.
Hartland, Missionar 264.
Hartmann, Schwester Bbl. 64.
Hart River 404. 405. 406. 408. 410.
Harvey, Missionar 304.
— —, von Hampstead Frl. Bbl. 12.
Hastings, Lord, 99. 151. 158.
Haug, Dr. M., 107.
Hauhauismus 8. 333.
Hawaii, Mission auf, 326. f.
Hawash-Quellen 242.
Hawkes Bay 7.
Hawkins, Missionar, 234.
Hay, Generallieutenannt, Bbl. 85.
Hayfron Pastor, 525.
Healdtown Bbl. 85.
Heard, Missionar 140.
Heber, Reginald 545.
Hebich, Missionar 202.
Heckewelder, Missionar Bbl. 73.
Heermanns, Joh., 533.
Hehl 541.
Heidelberg 561.
Heliand 98.
Helmore Rev. 405.
Henderson, H., 341. 342. 416. 418.
Hendrik 413.
Hepburn, J. D. 230. 479. 520. ff. 548. 551.
Heppe 17.
Heranbildung der Eingeborenen z. kirchl. Dienst 30.
Herd, Kapitän 10.
Herds Point 10.
Herero 67 ff. 95. 182. 267. 268. 269. 365. ff.
— —, Branntweinimport bei den 370. 373.
— —, Charakteristik der 366. 367. f.
— —, Einwirkung der Mission auf die 373. 378 ff.
— —, europäische Kleidung bei den 371. 374. 380.
— —, Feuerwaffen bei den 372. 373.
— — Häuptlinge der 76 f.
— —, weiße Händler u. Jäger bei den 71. 369. 372. ff.
— —, Kriege der, gegen die Namaqua 378. 381. 384.
— —, Religion u. Sittlichkeit der, 368. 374. 380.
— — Sprache der 68. 73. 81.
— —, Tracht der 374.
— —, Viehzucht der, 383.
— —, Volkslieder der 381.
— —, Wohnungen der 379. 380.
Hereroland, Ausweisung römischer Missionare 66 ff.
— — rheinische Mission 66 ff.
— —, Katholiken im 69 f. 80.
— — Kupferbergwerksunternehmungen in 378. 384.
— — Hereroland, Viehexport aus dem 382. 383.
Hermannsburg, Station in Australien 335.
Hermannsburger Mission 424. 458. 508. 519. 472. 473. 479. 496. 497. 551. 552. 553. 558.
Hoch-Toba 39.
Hocken, Prof. Dr. 3.
Hofmeyer, Miss., Bbl. 90. 95.
Hogakgosi 522.
Hogan, Pater, 66. ff. 71. 73. ff.
Hokianga 4. 10.
Holländische Kolonialregierung 569.
Holub, Dr. E., 228. 403. ff. 457. ff. 494. ff. 547. ff.
Holub, Dr. E., Sieben Jahre in Süd-Afrika 189. ff.
Hollingsworth, Senator Dr. Bbl. 74.
Holtenus. Willem 91.
Holtzmann und Zöpfel, Lexikon für Theologie und Kirchenmusik 287.
Hommel, die Semiten 528.
Hommius, Festus 91.
Hongi Hika 7. 8. 9. 15.
Hongkong 424.
Honolulu 60.
Hooper Bbl. 11.
Hooghly 150.
Hoornbeek 22.
Hopfensack 546.
Hore, Kapitän 517.
Herrnhut 129.
— —, Missionsjubiläum in 498 ff.
Herrnhuter-Indianer Bbl. 73. f.
Hersfeld 482. 484. 486. 487. 488.
Herwig, Sophie 544.
Herzbüchlein 52.
Heurnius, Justus 19. 91.
Heußer, Meta 544.
Hey 546.
Hildebrandt, Dr., 132.
Hildner 196.
Hiller, Ph. Fr., 538.
Hindus Bbl. 16.
Hindu-Bekehrungen Bbl. 75. ff.
Hindu-College 151. 155.
Hindu-Reformsekten 275.
Hindureligion 105. 106.
Hindu-Schastras 103.
Hinduismus 96.
Hindustani-Sprache 104.
Hines, Missionar, 136.
Hislop, Stephen Missionar 162.
Hlubi 182. 519.
Hobson, Gouvermur, 14.
Hoch, Missionar, 566.

Horkel, Dr. J., „der Holzkämmrer Gehr“ 485.
Hornberger, Christian Missionar Bbl. 41.
Hoshyarpur-Kullu Bbl. 11.
Hosianna, (Missionsblatt) 454.
Hot Springs 3.
Howa-Stamm 525. 557.
Howard, Fräul. Dr., 320. 572.
Hu, chines. Prediger, 321.
Huambo 222.
Hubrig, Missionar 424.
Hughes Missionar 566.
Huhn, A. F., 545.
Humboldt, A. v., 295.
Huskisson, Präsident 10.
Hutley, Missionar 183.

Jacobi, D., Erinnerungen an den Baron Ernst von Kottwitz 288.
Jagga 243. 290.
Jahn 544.
Jahr 542.
Jair 273.
Jamaika 138.
— —, schwarze Studenten in, 139.
Jan Afrikaner 271.
— — Frederic, Namaquahäuptling 375.
— — Leschumo 462. 463.
Janda Bbl. 2.
Janssen 541.
Japan 43. 323 ff. 508. 572 ff.
— — Bekenntnisfrage 324.
— —, buddhistische Angriffe auf d. Christentum 324. 572.
— —, Einberufnng eines Parlaments 325.
— — Einführung weiblicher Diakonats 325.
— —, Kindermord in 325.
— —, Missionsstatistik 324.
— —, Presbyterianische Missionare 324.
Japanische Mission der Russischen M.-G. 431.
Jäschke 541.
Java, Landbauunternehmung eines mennonitischen Missionars 325.
Ibin 260. 263. 264.
Jehan, John, 240.
Jensen, Th., Miss. 552. 553.
— —, Pastor 132.
Jerusalem 356. 357. 358.
Jesaja, Miss., Bbl. 89. f. 93.
Jessup, Dr., Egypt and Islam 512.
Jesuiten-Mission 206. 208. 68. ff. 491.
Ihlefeld, Missionar 277.
Ilala 338.
— —, Dampfer 352. 353. 354. 418.
Illustrated Missionary News 303.
Imam Schaw, Rev. Bbl. 11.
Imâm von Muskat 244. 295. 297.
Imerina Bbl. 65.
Impolwein 519 Bbl. 93.
Independenten, Amerik. 571.
Indianer-Mission 135 ff. 574.
Indien 97 ff. 149 ff. 201 ff. 274 ff. 559 ff. Bbl. 4 ff. 79. 80.
— —, Arzneistudium in 202.
— —, Aufstand in, 212.
— —, Begünstigung des Heidentums 112. f.
— —, Brahmannkaste 106. 111. 561. 564.
— —, Brahmoismus 275. f.
— —, Brahmo-Samadsch 206. 275. 277. 286. 559. 565.
— —, Erbrecht in 158.
— —, Erforschung des indischen Altertums 109. f. 114.
— —, christl. Glaubensbekenntnis für 277 f.
— —, Kampf gegen d. modernen Unglauben 559 f.
— —, Landessprachen in 114.
— —, Menschenopfer 565.
— —, Passionsspiele in 283.
— —, Progressisten in 275.
— —, Reise des Prinzen von Wales in 115.
— —, Richter in Bbl. 16.
— —, römische Mission 279.
— —, englische Schulen 156. 276 f.
— —, Sekte der new dispensation in 275.
— —, ein Tag im Ochsenkarren Bbl. 49 ff.
— —, eine Straßenpredigt Bbl. 54 ff.
— —, Tempelreinigung 566 f.
— —, Übertritte z. Christentum 274. 276. 277. 561. f. 563. 564. 565.
— —, höherer Unterricht in 210.
— —, Urbewohner von 110.
— —, Witwenheiraten 567.
— —, erste christliche Zeitschrift in 104.
Indischer Archipel 568. f.
Indische Kulis 141.
Inglis Dr. 147. 150. 160. 205. 219.
Inkermann Bbl. 88.
Innozent Missionar 321.
Inselbai 11. 13. 14.
Inspirierte Bücher 50.
Inter-seminary missionary alliance 134.
Jogi-Fakir Bbl. 7.
Johnson, H., Archidiacon 524. Bbl. 27. 29. 31.
— —, J., Pastor 524.
— —, Missionar 183.
Johnston, Miss. 162. 202.
— —, Dr. 188.
Jones, Sir William, 198.
— —, W. O., 425.
— —, Missionar 332.
Jordan 77.
Joriffen, Math. 543.
Josephson 544.
Jowett, Miss. 198.
Jowin, Rev. Bbl. 11.
Isaak, Rabbi 206.
Isandhlwana 182.
Isandschila 179. 180.
Isangila 251. 252. 254. 255. 263. 264. 523.
Isenberg, Missionar 197. 199. 241. 242. 364.
Islington 289. 296. 298.
Jsfahan 558.
Itse 261.
Itunzima Fall 251. 255. 263. 305.
Jubiläumssänger 135.
Juden Bbl. 80.
Juden in Bombay 102. 103.
Judenmission 542. 545.
Judenmission in Persien 271 f.
Judson 102.
Juju Bbl. 28. 29.
Jumba, Häuptling, 185.
Jung-Stilling 539.
Junius, Robertus 91 f.
Jurisdiktion in Missionskolonien 420 ff.

Kabylen, Mission unter den, 526.
Kadiaro, Berg 291.
Kaffraria 346.
Kägi, A., der Rigveda 45. 528.
Kahl, Missionar Bbl. 17 ff. 518. 519.
Kahnis 561.
Kairo 177. 357. 359. 511. 512.
Kaiserswerther Diakonissen in Alexandrien 511.
Kakonda 222.
Kalahari-Wüste 403. 476.
Kalaikeri Bbl. 30 f.
Kalikut Bbl. 75.
Kalima Bbl. 7.
Kalipator Bbl. 60. 61.
Kalkutta 102. 105. 561.
— —, Assembly Institution in, 203.
— —, schottisch-presbyterianische Gemeinde in, 157 f.
— —, Universität in, 214.
Kalo 335. 573.
Kamaharero, Oberhäuptling, 73. 78. 80 f. 271. 373.
Kameruns 524.
Kamtschatka 431.
Kandahar Bbl. 13.
Kandler, Missionar Bbl. 64.
Kangerdlugssuatsiak-Fjord 287.
Kangombi 223.
Kangra Bbl. 7 ff.
Kanja (Kanye) 404. 466. 467. 498. 551.
Kaningina 355. 415.
Kanton 60. 62. 320.
— —, Hospitäler der Chinesen 64 f.
— —, Predigthalle der Chinesen 65.
Kanye 404. 466. 467. 498.
Kapem, Häuptling 422.
Kapkolonie 69. 366 375. 446.
Kapstadt 95. 351.
Karenen Mission 567 f.
Karli, buddhistische Höhlentempel zu, 112.
Kartum Bbl. 1.
Kasseler Bibliothek 483.
Kathiawar 99.
Katholische Missionen 267.
Katikiro Bbl. 3.
Katsch 99.
Kei-Fluß Bbl. 85.
Kei-Inseln 91.
Keiraboni 281.
Kekane, Kapitän Johannes, Bbl. 20 f. Bbl. 24.
Kempama 237.
Kendall Miss. 7. 9. 15.
Kenia, Berg 292. 300.
Kerikeri 13.
Kern, der Buddhismus 528.
Keta Bbl. 43. 44.
Ketschwayo 182. 519. Bbl. 21.
Khamane 496. 498. 548. 549.
Khame, König, 229. 230. 404. 477. 494 ff. 520. 547 ff
Khari 496.
Khartum 357. 359. 360. 512.
Khasi, Mission unter den 282.
Khedive von Ägypten, Reformideen des, 175 f.
Khosilintschi 472. 473.
Khukwe 521. 551.
Kibonda 305.
Kikiau (Sprache) 364.
Kikamba (Sprache) 295. 364.
Kilimandscharo 193. 292. 360.
Kimberley 407. 460.
King Williams Town 519. Bbl. 85.
Kiniassa- (Sprache) 364. 365.
Kinika- (Sprache) 290. 291. 294. 364. 365.
Kinsuka 257.
Kinyamwezi- (Sprache) 517.
Kiokomo- (Sprache) 364.
Kirche, reformierte 17. 26.
Kirchenzucht 28.
Kirchliche Missionsgesellschaft 358. 359. 361. 362.
Kirghisen-Mission, Russische, 430.
Kiriama 291.
Kirk, Dr., 169. 171. 183.
Kisanga 183.
Kisuahili Grammatik 295.
Kisuntini 183. 246. 298. 361. 513.
Kiteke-Sprache 249.
Kiungani 518.
Kivoi, Häuptling 293. 300.
Klarkabad Bbl. 4. 6. 12.
Kleinert, Prof. Dr., 529.
Klerksdorp 553.
Klitzke, Pastor, 424.
Kmeri, König 292. 301.
Knak 544.
Knapp 546.
Knoth, Missionar 196.
Kobuque 467. 468. 471.
Kohlhoff, Missionar 130.
Kolenso, Bischof, 519.
Kolgakowski, General, 431.
Kölle, Missionar Dr., 132.
Kolobeng 467. 472.
Koluany-Flüßchen 467.
Konana 412.
Konfucianismus 61.
Konfucius 53. 492.
Kompagnie, englisch-ostindische, 102. 112.
Kongo 179. 247 ff. 302 ff. 362. 365. 384. 523. 525. 557. 558.
— —, Eisenbahn am 253.
— —, Missionsdampfer auf dem, 307.
— —, Straßenbau am 252. 253.
Kongokatarakte 251.
Kongosprache 305.
Kongomündung 126. 168. 337. 352.
Königsberg 485. 486. 487.
Konkordienbuch 27.
Kopani 553.
Koranna 404. 405. 412 ff.
Koraput 564.
Korea 568.
Korea-Sprache 322.
Kornthal 361. 364.
Kororareka 4. 11.
Kororareka-Verein 12.
Kosaken, christl., unter dem Einfluß des Lamas 432.
Kouke 412.
Koyi, William 415.
Kramer, D. G., 481.
— —, A. H. Francke 482. 527 f.
Krapf, Dr. B., Missionar 131. 341. 415.
— —, Missionslaufbahn 193 ff. 289 ff. 241 ff. 356 ff.
— —, Ratschläge an junge Missionare 358 f.
— —, Sprachliche Arbeiten 361. 362. 363 f.
— —, Suahili-Wörterbuch 364.
— —, Wörterbuch „Sechs ostafrikan. Sprachen" 364.
Krapf und Livingstone 362. 363.
Kratzenstein, Miss.-Insp. 385. 433. 439.
Kreuz, das rote, von Südafrika Bbl. 32.

Kriegskosten der Engländer 133.
Krishna Mohun Banerjea 155 f. 203.
Krone, R., Missionar 527.
Krönlein, Missionar 271.
Krummacher, F. A., 543.
— —, F. W., 544.
Kru-Neger 249. 255. 263. 264. 306.
Kruse, Missionar 198. 357.
Kullu Bbl. 11.
Kullu-Evangelium Bbl. 11.
Kultur-Erfolge des Handels 374. 382. 383 f.
Kulturfähigkeit der Neger 178.
Kulturmission 349.
Kunama 187.
Kumase 178. 432.
— —, Römische Mission in 525.
Kung, Prinz 571.
Kungoi 518.
Kurmetki 430.
Kuruman 118. 548. 549.
— —, Station 404. 405. 409. 411. 412. 479.
Kurze, Mitteilungen der geograph. Gesellschaft zu Jena 432.
Kwangtung, Prov. 571.
Kwilo-Fluß 303. 305.
Kylius, A., 545.

Labrador 504. Bbl. 64.
Lacknau 278.
Ladd, Miss. 512.
Lady Huntingdons connexion 177.
— —, Nyassa, Dampfer, 353.
Lager, Missionar 187.
Lagos 524.
— —, Bbl. 78.
Lahore 285. Bbl. 11. 13.
Lakschmana, Brahmane 106.
Lal Behari Day 219.
Lancely, Missionar 263. 305.
Landeskirchliche Mission, schottische, in Ostafrika 353. 420. 421.
Landeskirche, schottische, Ausgaben derselben für ostafrikanische Mission 347 f.
Lang, Rev. Dr., 11.
— —, Kapitän 111.
— —, Aus dem Pilgerleben des J. J. Lang 144.
Lange 546.
Langhans 103.
Langwa 121.
Lassen, Professor in Bonn, 112.
Lauder in Schottland 99.
Lavater 542.
Law 105.
Lawes, Missionar 335.
Lawrence, Sir Henry, 208.
— —, Sir J., 217.
Lawroff, Oberpriester 431.
Laws, Missionar, 183.
Laws, Dr., 188. 340. 343. 344. 352. 415.
Ledderhose, Dr., Fel. v. Zaremba 527.
Lee, Professor, Samuel 7. 201.
Lehmus, J. Adam, 538.
Lehrer, Amt der, 29 f.
Leibnitz, „Novissima Sinica“ 481. 487.
Leibnitzische Missionsgedanken 481. 489. 492.
Leiden 17. 19. 20. 22. 23.
Leipziger Missions-Gesellschaft 424. 498. 500.
Lekatlong 189.
Lenker, Rev., 308.
— —, Christliches Adreßbuch für Nordamerika 309.
Leschke 544.
Lesseps 558.
Lethoamotse Matsie, Andreas, Bbl. 57 f.
Letschulatebe 551.
Lialui 227. 228.
Li Hang Tschan 571.
Liberia 178. 526.
Lichfield, Diözese 6.
Licius 53.
Lieder, Missionar 198. 357.
Likhatlong 405. 409.
Limpopo 471. 477.
Linder, Joh. 545.
Linokana 551. 552. 553.
Linyanti 123. 124.
Literaturbericht 526.
Liteyam 467. 473.
Lithakong, Station 464.
Livingstone 117. 164. 234. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 345. 346. 348. 351. 353. 362. 363. 420. 471. 472. 553. Bbl. 89. 93. 95.
Livingstone, Frau 232. 239.
— —, Auffassung der Missions-Arbeit 122 ff.
— —, Missionspläne 117 ff.
Livingstone, Inland Mission 263. 302 ff.
Livingstonegebirge 354.
Livingstonia 117. 183. 218. 339. 342. 344. 346. 355. 356. 414. 417. 420. 421. 517.
Livingstonia Central-African Trading Company 350. 353. 354. 416. 418.
Livingstoniamission 354.
Livinhac, Pater 516.
Loaling 321. 322.
Loango 249.
Lo Bengula 229.
Lobossi, König 227. 228.
Lodenstein, Jodocus v., 17. 536.
Logageng 473.
Lohaheng 467.
Lohn eines Heiden der sterbende Kinder taufte Bbl. 59 f.
Longheu, Station 424.
London Bbl. 2.
Londoner Missionsgesellschaft 118. 124. 354. 362. 426. 509 f. 517. 520.
— — Mission in Madagaskar Bbl. 65.
— — Mission in Molopolole 473. 474.
— — Mission in Neuguinea 335.
— — Mission in Südafrika 412.
— — Mission in Schoschong 479.
Lothlakane 404. 458. 460. 464. 465.
Lotka, Missionar, 274.
Lotlokane 404.
Lotze, Prof., 560.
Lourdel, Pater 513. 515. 516.
Lovedale 216. 218. 338. 339. 342. 346. 347. 351. 415. 519. Bbl. 85.
Löwenstern, Apelles, 535.
Lualaba 361.
Luanda 122.
Lubare (Göttin) 185.
Lubari 516.
Luchazes 226.
Lugendifluß 183.
Lui, Königreich, 227.
Luinas 228.
Luise Dorothee Sophie von Brandenburg 486.

Lundberg, Joh., Missionar Bbl. 64.
Luthardt 561.
Luther 529. 542.
Luwe Bbl. 31.
Lynch, Pater 83. 267.
Lysius, Prof. Dr. Heinrich, 485.

Maas, Marie, 545.
Mabille, Missionar 182.
Mabunda Reich 554.
Macaulay, Hugh Stowell, Bbl. 27.
Mc Call 180. 181. 304. 306.
Mc Cheyne, Missionar 162.
Macfarlane, Missionar, 335.
Mackay, Missionar 156. 185. 186. 513. 514. 515. Bbl. 1.
Mackey 343.
Mc. Kenzi, Missionar 463.
Mackenzie, Dr., 321.
— —, John, Missionar 230. 479. 494. 495. 498. 548. 549.
— —, Fräulein, 172.
— —, Bischof, 166 ff.
Macklin, Dr., 344.
Maclear, Cap. 117. 419.
— —, Halbinsel, 355.
— —, Sir Th., 117. 169.
Mc Leod Fort 135. 137.
Macrae, Dr., 340. 341. 422.
Madagaskar 98. 132. 188. 525. Bbl. 65 ff.
— — u. die Franzosen 525. 557.
— —, Götzenverbrennung in, Bbl. 66.
— —, norwegische Mission in, 188.
— —, Schulen in, Bbl. 66 f.
Madenassana 404. 477.
Madibuana Bbl. 19.
Madras 163. 201 f. 559. 560. 561. 565.
Madrissa 151.
Madura 208. 283.
Mafiking 464.
Magbula 139. 356. 361.
Magila 518.
Magomera 169. 171. 173. 174. 234. 235.
Mahabaleschwara 110.
Maharadscha von Cochin 566.
— — von Gwalior 213.
— — von Punnah 278.
Mahrattas 103. 285.
Mahrattenkriege 99.
Mahrattisprache 102. 104. 114.
Mahura 409.
Mahurastown 409.
Maine, Sir Henry, 214.
Maira 336.
Maitin, Miss. Bbl. 90.
Makabi, Dom Joao, 260.
Makalahari 403. 411. 414. 474.
Makalaka 478. 496.
Makea, König, 331.
Makhosi 304. 474.
Maklin, Dr., 188.
Makoba 468.
Makoko 261. 262. 557.
Makololo 120. 166. 173. 174. 190. 227. 235. 352. 353. 416. 417. 218. 420. 422. 471. 496. 553.
Makololomission 468.
Malabar Bbl. 80.
Malaiische Sprache 18.
Malan, C. H. Major, ein Missionar aus d. Offizierstande Bbl. 81 ff.
— —, Rides in the Miss. Field Bl. 85.
— —, a soldiers esperience Bbl. 81.
— —, South African Missons Bbl. 81. 85. 88.
— —, Cäsar, Bbl. 81.
Malcolm, John, Gouverneur 101.
Maleboch, Kapitän, in Blauberg Bbl. 19.
Malebogo 549.
Maler Bbl. 18.
Maliwanda 354. 355. 356. 415.
Malo, Insel, 174.
Malok, Kapitän Bbl. 18 f.
Mambes Dorf 169. 235. 237.
Mambire 354.
Mamboia 362. 513.
Mampuru 518. 558.
Manudsa 404. 405. 412.
Manahad 214.
Manasomba 173.
Manengas Dorf 355.
Mangalur 202.
Manganja 166. 169. 170 ff. 235. 236. 352. 353. 414. 415. 416. 420. 422.
Mangone 415.
Mankuruane, König 404. 410. 411.
Manley, Miss. 563.
Mann 544.
Mansura 177.
Mantschurei 322.
Manuauino 228.
Manyanga 179. 180. 254. 258. 264. 265. 305. 523.
Manyering 407.
Maori 7.
Maori-König 7.
Maori-Testament 5.
Maowlatlala 496.
Mapaleng 496.
Maple Creek 137.
Marapyam Bbl. 20 f.
Mardin 429.
Mare, Insel, 331. 332.
Mariano 237.
Marienbild 73. 80 f.
Mariko 471. 458. 465. 551. 553.
Marikohöhen 552.
Marion 14.
Markusevangelium 51.
Maroka 459.
Marrant, J. 177.
Marryat, Oberst Bbl. 84.
Marschall-Archipel 327.
Marsden, Samuel 3. 7.
Marsh, Frl. Bbl. 82.
Martin 461.
Maruma 410.
Marutse 190. 228. 553. 554.
Masai-Station 364. 365.
Masarwa 403. 404. 414. 475 ff.
Masast 518.
Maschon, Koranna-Häuptling 412.
Maschona 496. Bbl. 91.
Masebele 469. 470. 471.
Massana 187. 241. 242.
Masulipatam 564.
Mata-Fluß 257. 258.
Mataddi Mikanda 304.
Matamma 359.
Matebe-Fluß 552.
Matebele 478. 495. 496. 497. 549. 554.
Mathies 506.
Matipi 495.
Matlabe 458.
Matlapin 551.
Matscheng 496. 497 f. 548. 549.
Maubane, Andries Bbl. 19 ff.
Maunsell, Archidiakonus 5.
Mavitu 346. 415.

Mazara 237. 352.
Mbu 251. 254. 258.
Mbulu, Station Bbl. 85.
Mbundi-River 254.
Mbweni 518.
M'Donald, Miss. Duff 415. 416. 420.
Meister, Leonh. 544.
Mel, D. Konrad 481 ff. 528.
— —, „Legatio orientalis“ 486. 487. 488.
— —, Missionarius 487. 488. 489 f. 491 ff.
— —, Pharus (Schauburg) 482. 483. 485. 486. 487. 488 f. 490. 491. 493. 528.
Meloram 551.
Memel 484.
Mencius 53.
Menken 544.
Menzer 539.
Meralav, Insel 330.
Merensky 450 Bbl. 17 f.
Mesa, Häuptling 329.
Messias, Mohammedanischer 176.
Methodist new connesion-mission 321.
Methodisten 458.
— —, Mission der bischöflichen 427.
— —, bischöfl., Protest gegen ihre Behandlung Deutschlands als Heidenmissionsgebiet 427.
Methodistische Bekehrungsweise 282.
— — Mission in Ostafrika 360.
Meti, Häuptling 329.
Metlakatla 135. 425. 574.
Meyer, C., Missionar 454.
— —, J. F. v. 543.
Mfulukado-Fluß 258.
Mian Sadig, Rev. Bbl. 11 ff.
Micius 53.
Middelburg 22.
Midnapur Bbl. 62.
Mikronesien 574.
Milangeberge 354. 417.
Milne, John, Miss. 162. 330.
Mingo Bottoms Bbl. 73.
Mirambo 415. 517. 558.
Mission der Brüdergemeinde 498 ff.
— —, dänisch-hallische in Indien 498.
— —, alte holländische 16 f.
Mission, päpstliche, zur Katholisierung Englands 296.
— —, Protestantische in Ägypten 176 f.
Missionen der schottischen Freikirche 217 ff.
Mission bei unkultivierten Völkern 348 f.
— — und Handel 350. 365 ff.
— — und Kirchenregiment 450 f.
— — u. öffentliche Meinung 158.
— — und Sklaverei in Ostafrika 419.
Missionar-Gehalt 347.
Missionare, deutsche 100 f.
— —, Wissenschaftl. Leistungen der 98.
— —, Vorbildung der für China 491.
— —, Vorbildung für Indien 110.
— —, Befähigung und Ausbildung der 509 ff. 100 f.
— —, medizinische Kenntnisse der Bbl. 69 f.
Missionarskinder 396.
Missionary Review 428.
Missionsarbeit durch Kolonisation 126 ff.
— — durch Eingeborene Bbl. 86 f. 93.
— — in großen Städten 116.
— — unter den höheren Ständen 98.
Missionsärzte 188.
Missions-Auswanderung 127.
Missionsberichte 437. 454.
Missionsberuf 510.
Missionsblätter, englische 133.
— —, amerikanische 133 f.
Missionskonferenz, Südafrikan. 519.
Missionseifer der amerikanischen Studenten 134.
Missions-Einfluß 5. 71.
Missionsfreund 398. 437. 454.
Missionsgeschichte in Heften 47.
Miss.-Gesellsch., Baseler 100.
— —, Berliner 27.
— —, englisch kirchliche 294. 295. 301.
— —, Leipziger 27. 100. Bbl. 48.
— —, rheinische 27.
— —, orthodoxe russische 480.
Miss.-Ges., schottische 100.
Miss.-Gesellschaften, deutsche 489 f.
Miss.-Handelsgesellschaft, Baseler und Barmer 350.
Missionshilfsverein für den Unterharz 387.
Missionsjubiläum, Ein 150-jähriges 498.
Missionskirche, konfessioneller Standpunkt ders. 28.
Missions-Kirchen-Ordnungen 27. 29.
Missionsleistungen Amerikas 426 f.
— — der freien Kirche Englands 426.
— — der röm.-kath. Kirche 429.
— — der schottischen Freikirche 217. 426. 519.
— — der englischen Staatskirche 425 f.
Missionslied, zur Geschichte des, in Deutschl. 529 ff.
Missionsmethode 103. 117 f. 151. 297.
— — in China 492.
— — klösterlicher Niederlassungen 123.
— — Römische 429.
Missions-Offizin in Pachia 7.
Missionspflicht gegen die Auswanderer 308 ff.
Missionsunternehmungen in Ostafrika 117 ff. 164 ff. 234 ff. 337 ff. 414 ff.
Missionsverein Edinburger Studenten 101.
Missionsvisitationen Bbl. 94.
Missions-Superintendentur f. Südafrika 447.
Mitau 484.
Mitchell, Dr. M., Miss. 162. 202. 286.
Mitrofan, Erzbischof 430.
Mitzimas Dorf. 408.
M'Kullo 187.
Mkuzi 518.
M'Nair, Missionar 330.
Mobili 460. 461.
Mochoasele 471.
Mochuri 474.
Modinola Station 464.
Moffat, Miss. 412, 496.
— —, John S., Miss. 474.
Moffat-Institut 548. 551.

Mohammed Ahmed 512. 557.
Mohammed der Ghasnavide 112.
Mohammedanismus 107. Bbl. 78 ff.
Moheſh Chunder Choſe 155.
Mohr, Miſſionar 178. 432.
Mohumbes 223.
Moilo 552. 553.
Moir, Gebrüder 350. 351.
Mokara 412.
Molao 410.
Molema 458. 459. 462. 463.
Molemas Town 458. 459. 463.
Molesworth, Kapitän 105. 114.
Molimus, Nikolaus 91.
Molla, mohamedaniſcher 107.
Molopo-Fluß 404. 405. 413. 457. 458. 460. 464.
Molopolole 404. 467 ff. 474. 553.
— —, europ. Kaufleute 468. 470.
Molukken 89.
Mombas 348.
Mombaſa 241. 243. 244. 245 f. 289. 293. 297. 298. 357. 360. 361. 363. 364. 513.
Monatsberichte der Rheiniſchen Miſſion 398.
Mondombes 223.
Monk, Rev. W., 164. 165. 234.
Mokopanis-Stamm Bbl. 90.
Mon Maſon, Frl., Bbl. 84.
Monrovia 526.
Montſchuana 465.
Montſua, König 404. 405.
— —, 457. 458. 460. 461 ff. 464.
Mora, Häuptling zu Kuruman 407. 411.
— — Bhatta Dandakora 106.
Mordkwain 412.
Moreau, Pater, 525.
Moremi 521. 551.
Morema 551.
Morija, Station Bbl. 89 94.
Moritz, Prinz v. Holland 18. 19.
Mörs 396.
Mortlocks-Inſeln 326. 327.
Mortonville 524.
Morumbala 237. 238.
Moſchaneng 457. 460. 461. 463. 464. 552. 553.
Moſcheu 412.
Moſilili 467.
Moskito 504. Bbl. 64.
Moskitoküſte, Erweckungen an der, 139.
Moſugaflüßchen 467.
Mota, Inſel, 329. 330.
Mothibi 409.
Motito 412.
Motlaping 407.
Motſchuana 407.
Mountſtuart Elphinſtone, Gouverneur 101.
Möwes 546.
Mozambique 352.
Mponda 419.
Mpwapwa 187. 188. 362. 513.
Mringe 291. 298.
M'ſumbula 307.
Mteſa 185. 186. 188. 201. 513 ff. 517. Bbl. 1 f.
Mtowa 517.
Mühleiſen-Arnold 241. 242.
Mühlmann, Miſſions-Inſpektor, 401. 433. 434. 435. 438.
Mukaſa 514.
Mukaſſequeres 226.
Mukden 322.
Mukimbungu 523.
Müller, Georg, aus Biſtol 505. 506. 508.
Müller, J. L., Miſſionar 241.
— —, Michael 537.
Munſchi Mohan Lal Bbl. 11.
Murchiſon, Sir, R., 128.
Murchiſon-Fälle 126. 337. 353.
Murray, Miſſionar, 335.
Murray-Inſel 335.
Murbuttu 355.
Muſemanjana 413.
Musgrave, Major 66. 270.
Muſſuka 251. 264. 523.
Muſta, Bbl. 1.
Mutate 81.
Mutle, Stadt, Bbl. 24.
Mwaiba 513.
Mwembi 183.

Nabulagala Bbl. 2.
Nachtigal, Miſſionar Bbl. 32.
Nagapatam 208.
Nagpur 110. 561.
Naiſiline, Häuptling 331 f.
Nakim Bbl. 14.
Nalimu, hawaiiſcher Lehrer, 326.
Namalambe 414.
Namaqua 77. 269. 270. 365 ff. 392.
— —, Branntwein- u. Tabakimport bei den, 370. 371. 372.
— —, Charakteriſtik der 366. 367 f.
— —, Einwirkung der Miſſion auf die 371. 375 ff.
— —, Europäiſche Kleidung bei den 371.
— —, weiße Händler und Jäger bei den 368 ff.
— —, Häuptlinge der 376.
— —, Jagdkünſte der 369.
— —, Religion und Sittlichkeit der 368.
Namaqua-Sprache 399.
Namen getaufter Heiden 417.
Nampeko, Häuptling, 172.
Namking 571.
Napier 5.
— —, Sir R., 361.
Narain Das, Pundit Bbl. 9.
Narowal Bbl. 4. 11. 12.
Naſik 110.
Natal 446. 447. 519. Bbl. 85.
v. Nathuſius-Neinſtedt, Philipp 389.
Nat. Afr. Missions Aid Assoc. Bbl. 87.
Nayerkaſte Bpl. 76.
Neilſon, Miſſionar 330.
Nelſon 114.
Nembe Bbl. 29 ff.
Nepowewin 135.
Nesbit, Robert, Miſſionar 102.
Neubritannien 327 f.
Neudenburg, Dr., 18.
Neu-Guinea 335. 432. 573.
Neu-Halle Bbl. 19. 24. 58.
Neuhebriden 330 f.
Neu-Kalabar Bbl. 27. 29.
Neukircher Miſſion 505 f.
Neumeiſter, Erdmann, 537.
Neuſeeland 3 ff 332.
— —, Anfangsgeſchichte von 3 f.
— —, Bemühungen der Franzoſen um d. Inſel 14 f.
— —, Britiſche Beſitzung 14.
— —, Konföderation der eingebornen Häuptlinge 16.
— —, Einfuhr europäiſcher Kleidungsſtücke 4.
— —, Das erſte Buch in 7.
— —, Erſte Stadt in 11 f.

Neuseeland, Europäische Bevölkerung in, 11.
— —, Greuelthaten in 89.
— —, Handel mit präservierten Menschenköpfen 8.
— —, Kolonisten in 5. 10.
— —, Landankäufe 5. 12 f.
— —, Katholische Mission in 4.
— —, Missionare in 3 f. 10. 12. 13 f.
— —, Tättowirung, als Unterschrift 13.
— —, Walfischfänger 10. 11.
Neuseeländische Compagnie 6. 10.
Neuseeländische Sprache 7.
Neu Süd Wales 8. 9. 14.
Neuwied 396.
New, Charles, Missionar 193. 292. 360.
Newchwang 322.
New-York, Bbl. 92.
Nga Liema 180. 260. 261. 262. 265.
Ngami-See 119 f. 404. 468. 471. 478. 520 f. 551.
Ngombi-Fall 258.
Nguna, Insel 331.
Ngunana Shabrach 346.
Nias 569.
Nicholls, Oberst 10.
Nicolai, Russischer Bischof, in Japan 431.
Niebuhr, v., Bbl. 80.
Niederländisch, Ostindien 80.
Nigermission 179. 524. Bbl. 24 ff. 78.
Niigata 43.
Nikko 43.
Nisbit, Rob. 202.
Nitschmann, D., Missionar 129.
Nko Buminu 248. 259.
Nkoamasogana, Bbl. 2. 4.
Nkopodi, Bbl. 22.
Nobili, Robert de 208.
Nokki 304.
Nommensen, Missionar 29. 568. 569.
Nordamerika 210.
Nordd. Miss-Ges. 525.
Norfolk, Insel 328.
North Borneo Company. 569.
Northbrook, General-Gouverneur 217.
Norwegische Mission im Zululand 519.
Notuani 471. 474. 552.
Nschascha 261. 262. 264.
Nsongo Yellala-Fall 251. 253.
Ntamo 260. 261 f.
Ntombo Mataka-Fall 305.
Nubien 357.
Nukapu, Insel 329.
Numz, J., Vicekonsul 352. 421.
Nurpur, Bbl. 6 f.
Nyamagoma, Bbl. 2.
Nyanza-Mission 361.
Nyassa 117. 126. 166. 168. 171. 183. 218. 271. 294. 348. 351. 353. 354. 355. 364.
— —, Dampfschiff auf dem, 239. 337.
— —, Fallen des Wassers im See 353.
— —, Schottische Handelsgesellschaft am, 517 f.
— —, Mission am, 337 ff. 348 ff. 414 ff. 417 f.
— —, Straße zwischen dem Tanyanyika und, 354.

Oberländer, R., Fremde Völker 43.
Ockiya, König, Bbl. 29 ff.
O'Flaherty, Missionar 185. 186. 513. 514. 515.
Ogowé 250. 261.
Ohio, Eine hundertjährige Gedenkfeier in, Bbl. 73 f.
Okahandya 73. 80. 270. 271.
Okavongo-Fluß 68.
Okayama 572.
Oko Jumbo, Häuptling, Bbl. 27.
Okrika, Bbl. 27. 29.
Olcott, Oberst 559. 560.
Olearius, Joh. 535.
Omaruru 66 f. 69. 71. 75 f. 80. 82 f.
O'Neill, Vicekonsul 183. 361.
Onesimus 512.
Ongol 563.
Onitscha 558.
Opitz, Martin 533. 534.
Opobo 303.
Opotiki 333.
Oranje-Fluß 366. 475.
Oranje-Freistaat 447. 459. 478.
Oriental Christian Spectator 104. 105.
Orissa, Bbl. 62.
Orotschenen 431.
Oslut 177.
Ost-Baharutse 552 f.
Ost-Bakhatla 551.
Ostafrika 177 ff. 296 f.
— —, Sklavenhandel in 512.
Ostafrikanische Sprachen 362. 363.
Oesterreichische kath. Mission 357.
Ostindische Compagnie, holländische, 17. 18. 20 ff. 26. 89 f.
Otaki 8.
Otjimbingue 379.
Outram, General 206.
Ovambo 72. 80.
Owen, Kapitän 244.
Oxford 164. 174. 487.
Oxford-Mission 567.

Pachamba, Station 565.
Padri Imad-ud-din Bbl. 8.
Paihia 8. 7. 12.
Palaballa 257. 301. 304. 523.
Palghat, Bbl. 77.
Palgrave, C. 68.
Palmas, Kap 526.
Palmer, Dr. 184.
Pandits 103.
Pandschab 96.
— —, Arbeit eines Jahres in, Bbl. 4 ff.
— —, Geheime Gläubige, Bbl. 12.
— —, Geschichte eines jungen Bekehrten, Bbl. 13.
Pandschab, Hochzeiten eingeborener Christen, Bbl. 4.
— —, Predigten in den Dörfern, Bbl. 5.
— —, Taufen im, Bbl. 6. 11.
— —, Zunahme der Gemeinde im, Bbl. 12.
Pandschabis, Christliche, Bbl. 12.
Pangaloan 38.
Pansur na pitu 35. 39.
Pantschayat 108.
Papeiha, Missionar 331 f.
Papua 92 f. 333 f.
Pariser Miss.-Ges. 412. 509. 554.
Parlamentsakte 9.

Parsick 506.
Parsi-Religion 107 f.
Parsis, Sanhedrin der 108.
— — in Bombay 102. 104. 107 ff.
Patamatenga 228.
Patteson, Bischof 329.
Patuom 15.
Paulinus, Jesuit 107.
Pazand-Sprache 107.
Pearadja 39. 568. Bbl. 37.
Pearse, Miss. 526.
Pearson, Miss. 513. Bbl. 1.
Pechuel-Lösche, Dr. 558.
Pehlvi-Sprache 107. 108.
Peill, Missionar, Bbl. 65.
Pelargus, Charlotte 358.
Pelly, Oberst, 360.
Pennefather, Rev., Bbl. 84.
Pepple, König G., 179.
— —, Wilhelm, König, Bbl. 24.
— —, Georg, König, Bbl. 25. 27 f.
Pera, Johannes 558.
Perm 431.
Perreaux, G., Missionar, Bbl. 59.
Persien 271. 558. Bbl. 79.
— —, Schah von 559.
Peruwanu, Bbl. 76.
Peschawar, Bbl. 11.
Petherick, Konsul 357.
Pfander, Wage der Wahrheit 107.
Pfefferle, Christian, Miss. 298. 299.
Pfeiffer, Missionar, Bbl. 64.
Pfeil, Ch. L. 538.
Phillips, Missionar Dr., Bbl. 62. 63. 79.
Picker, Dr. 448.
Pierce, Missionar 140.
Pierson 428.
Pietismus, Deutscher 484. 535 ff. 538. 539. 544.
Pilanes Town 473.
Pilani 467.
Pilgermission 359.
Pinto, Serpa 221 ff. 554.
Pirie 519.
Piripi Kingi Patiki, Maori-Pastor 332 f.
Plath, Prediger 455. 456.
Plath, Missionsgedanken des Freiherrn v. Leibnitz 481. 482.
Plymouthbrüder 114.
Pniel, Station 48.
Pomerun 140.
Pompallier, Bischof 4.
Ponaniflu, Bbl. 52.
Ponape, Insel, 326. 327.
Pondichery 207.
Pongas-Mission 526.
Poolfontein 458. 460.
Poonamoo 7.
Port Moresby 336.
Portugiesen in Ost-Afrika 126. 128. 166. 167. 168 ff. 243. 518.
Portugiesische Kolonieen in Südafrika 221. 222.
Potaro 140.
Potatau 7.
Prätorius 424.
Prau forat 38.
Preiswerk 544.
Presbyterians, Am. Unit., 340. 511.
Presbyterianer-Mission, 324, 426. 428 558. 571 Bbl. 11.
Pretoria Bbl. 17. 19. 23 f.
Price, Missionar 183. 230.
— —, Roger, Miss. 468. 469. 473 513.
Prinkle, Mr., 421. 422.
Prinsep 111.
Prinz Alberts Settlement 135.
Pritzsche, Miss. 424.
Procter, Missionar 166. 173. 235. 236. 237.
Propaganda, Römische 66.
Provinzial-Missions-Konferenz, Brandenburger 555 ff.
Prudentius 531.
Puchta 546.
Pulopetak-Sprache 400.
Puna 102.
Pungana-Fluß 292.

Quagga-Flats (Wildebenen) 413. 457.
Quando 226.
Quandt, Pastor 555.
Quango 222.
Quanza 222.
Quaqua 352.
Quedlinburg 385. 386. 388. 439. 454. 456.
Quillemo 223.
Quillimane 345. 352. 354.
Quiloa-Fluß 305.
Quimbandes 226.

Rabai, Station 513.
Rabbai, 360.
— — Ku 246.
— — Mpia 289 f. 293. 300. 301.
Rachamim, Dr., 273.
Radecke, Hofprediger 386.
Raditladi 520. 550.
Radschputen 99. 109.
Raja Rammohun Roy 153.
Rajatea 573.
Ramahyuk 333.
Ramakukans Dorf 353. 416.
Ramalingam 562.
Ramapatnam 563.
Rambach, J. J. 538.
Ramatschandra, Bachmann 106.
Ramen Bbl. 76. 77.
Ramseyer, Missionar, 178. 432. 525.
Ranga Bbl. 60.
Rankin, Dr., Missionar 417. 418. 421. 422.
Rarotonga 331. 335. 573.
Rask 107.
Rasse-Photographien 144.
Rasselas Bbl. 13.
Rationalismus 542.
Ratzel, Prof. Dr. F., 144.
Raupo-Binse 12.
Raupuraha, Häuptling 9.
Rebmann, Johannes, Missionar 193. 194. 289. 290. 291. 292. 293. 298. 302. 361. 363. 364. 365.
— —, Kinyassa-Wörterbuch 415.
Reed, Henry 307.
Regenzauberei 462. 471.
Regierung, britische 6. 13. 15.
Regions Beyond 303.
Reichel, E., 501. 502.
— —, Rückblick auf unsere 150 jährige Missionsarbeit. 432.
Rheinische Mission bei den Herero 378. 381. 384.
— — Mission bei den Namaqua 375.
— — Missionsgesellschaft 66 ff. 388. 390. ff. 424. 568. 569.
— — Missionsatlas 399.
Rhenius in Tinnevelly 116. 574.
Ribe 360.

Richards, Missionar, 183. 305. 306.
Richter, Dr. 388.
Riddel, Grammatik des Chinyanja 414. 415.
Ridgeway 296.
Riggenbach, Prof., 545.
Rigveda 45
Rinteln 484.
Rionga Bbl. 1.
Ripon, Lord. Bbl. 12.
Ritter, Carl 295.
Rodger Bbl. 16.
Rogerius, Alb. 91.
Rohden, v., Miss. Insp. 389.
Rose, Oberst, 99.
Roß, Missionar, 322. 409.
Rothe, Andr., 538.
Rothen, Joh. 544.
Rotterdam 21.
Rovuma 167. 168. 352. 518.
Rowley, Missionar, 166 ff. 234. ff. 416.
Roy, Abr. de 89. 91.
Ruatowa 9.
Rubaga 351. 513. Bbl. 2.
Ruk, Insel 326.
Rumongwe 184.
Ruo, Fluß, 173. 174.
Rurki 561.
Russel 11.
— — Lord J. 126.

Saabadu Bbl. 1.
Sabatta 83.
Sachse, Missionar Bbl. 58.
Sada Rang Bbl. 5.
Sadharan Brahmo Samadsch 275. 277.
Sadig, Padre Bbl. 5.
Sahela Selassie 200. 241.
Saibai, Insel 335.
Said Burgasch Bbl. 3.
Said-Said, Sultan, 244. 290. 360.
Sakalawa-Stamm 525. 557.
Salaga Bbl. 78.
Salika Banga 254.
Salomonsinseln 327.
Samadsch 275. 277. 286.
Samara 431.
Sambo 222.
Sampit, Station 569.
San Salvador. 248. 251. 264. 523.
Sanders, Miss., 523.
Sanscrit-College 151.
Sansibar 513. 518.
Santa-Cruz-Gruppe 329.
Santa Maria, Insel, 329.
Santalia 206.
Santals-Mission 281. 565. Bbl. 60.
Sargent 208. 283.
Saskatchewan 135. 137.
Sattschitananda Raja Bbl. 62.
Sayid Majid 360.
Schaarschmidt 527.
Schanghai 52.
Schansi, Provinz 571.
Schantung 321. 571.
Schapurdschi 115.
Schauwu 571.
Scheschele 554.
Schiefer, Kand., 506.
Schire 117. 126. 166. 167. 168 f. 173 f. 237. 348. 352 353. 518.
— —, Mission am 337 ff. 348 ff. 351. 414 ff.
Schirwa-See 126. 417.
Schlatter, Anna 544.
Schlegel, J. A. 542.
Schlicht, L. E., 541.
v. Schmeling, Obristlieutenant 385.
Schmidt, amerik. luth. Missionar, 132.
Schmolck, Missionar Bbl. 49.
Schneider, Missionsarbeit der Brüdergemeine in Australien 92.
Schoa 199. 356. 357. 362.
Schoholand 242.
Schoschong 189. 229. 404.
Schoschong 470. 477. 478 ff. 494. 496. 497. 498. 520. 547 f. 550. 553.
— —, Branntweinimport 548. 550.
— —, Missionserfolge in 549 f.
— —, als Handelscentrum 478. 550.
Schotte, Petrus 91.
Schottin 546.
Schreiber, Dr., 145. 201.
Schulen als Missionsmittel 151 ff.
Schulenburg, Missionar 494. 496.
Schupanga 239.
Schwartz, Missionar, 208.
Schwarzfußindianer 137.
Schwedische Mission im Gallaland 512.
Schwedler 539.
Scudamore, Missionar, 166. 173. 236.
Sebele 470. 471. 474.
Sebituane 120. 227. 471. 496.
Secandra, Waisenhaus Bbl. 4.
Sekeletu 227.
Sekhome 477. 478. 494. 495. 496. 497. 498. 548. 549.
Sekukuni 133. 182. 518. 519. 558. Bbl. 32.
„Sekukuni frei" 518. Bbl. 17 ff.
Sekwati, König Bbl. 21.
Selwyn, Bischof 6. 329.
Seminarium Indicum 22. 89.
Sen, Keschab Tschander, 275. 286.
Senegambien 177.
Sepopo 228. 553.
Serampore 150.
Seretse 520. 550.
Serwaradscha-Berge 432.
Sescheke 190. 228.
Sessuto 228. 554.
Sessuto-Bibel 182.
Setschele, König 404. 405.
— — 461. 467. 469 ff. 474. 496. 497.
— — als Christ 472. 473. 474.
Setscheles Residenz 467 ff.
— — Wohnung 469 f.
Setschuana-Sprache 411. 459.
Sharp, Mr., 189.
Shepstone Bbl. 18.
Siam 568.
Sibirische Missionen 431.
Siboga 39.
Sidney 7. 8. 10. 11. 13.
— —, Regierung in 12.
Sierra Leone 177. 526. 558.
Sigeaon Bbl. 37.
Sigompulan 38 f.
Sikh-Religion 96.
Silindong 29. 30. 29. Bbl. 37.
Silva Porto 222. 223.
Simoneit, Miss. Bbl. 36. 39.
Simorangkir 39.
Simoranghir Bbl. 36 ff.
Singapore Bbl. 84. 96.
Singhab Bbl. 8. 12.
Sinoris 177.
Sipirok 38.
Sipoholon 39.
Sirampur 282.
Sirorume 551.

Situmandi Bbl. 37.
Sklavenküste West-Afrikas 521. Bbl. 42. 43.
Sklavenbefreiungen durch Missionare in Ostafrika 169 ff.
Sklavenwesen in Ostafrika 521. 524.
Strefsrud, Missionar 281.
Statius, Henricus 18.
Smith, Dr. A., 307.
Schmith, G., the life of John Wilson 99.
Smith, Lieutenant, 361. 514.
Smith, Th., Missionar 162.
Snake River 248.
Snow, Dr., 188. 326.
Sobat 512.
Soches Dorf 171.
Societas de propaganda fide 487. 498.
Societät der Wissenschaften in Berlin 481. 482. 484. 485. 487. 491.
Society for Propagation 165.
Soldaten, christl. englische Bbl. 12.
Somali-Sprache 363.
Somnath, Tempelthore von, 112.
Sommerville, Miss., Bbl. 93.
Southon, Missionsarzt Dr., 184, 188. 517. 558.
Spangenberg, Bischof 447. 541.
Sparhawk, 264.
Speke 302.
Spener 484. 485. 539. 542.
Spiecker, F. A., 365.
Spitta 546.
Squeeze Banigo, Häuptling Bbl. 28.
Stach, Matth., Missionar 541. Bbl. 64.
— —, Christ., Missionar Bbl. 64.
Stach-Böhnisch, Familie, 131.
Stange 544.
Stanley 179. 247. 248. 251. 252. 255. 260. 263. 265 f. 361. 365. 384. 523. 525. 557 f.
Stanley-Pool 179. 247. 248. 250. 251. 252. 254. 260 f. 263. 264. 307. 523. 557.
— —, römische Mission am 523.
Steere, Dr., 237. 138. 302. 416. 518.
Steinhauser, Aug., 545.
Stern, Miss. 358.
Stenhouse, Dr., 321.
Steubenville Bbl. 73.
Steudte, Ein Problem der allg. Religionswissenschaft 94.
Stevenson, James, 218. 350.
— —, J., von Glasgow 354. 416.
Stewart, Dr., 161.
— —, Dr. J., 218. 239. 338. 339. 340. 342. 346.
— —, J., Ing. 183. 271. 342. 353. 354. 518.
— —, Kapitän 9.
Stier 546.
Stolberg 387. 388.
— —, Fritz von, 542.
Stow 99.
Streiterfamilie, Eine Bbl. 63.
Stuart, Bischof 333.
Studenten-Missionsverein 146.
Sturges, Missionen 326.
Sturm 546.
Stursberg, Kand., 506. 508.
Stuttgart 358.
Suahilisprache 245. 246. 364. 365. 518.
Suahili-Wörterbuch 290.
Sudan 557.
Südafrika 27. 95. 96. 118. 119. 403 ff. 494 ff. 504.
Südsee 98. 326 ff. 573.
Suezkanal 198.
Suga (-Fluß) 498.
Suliman 514.
Sumatra 27. 568 f.
Surat 102. 109.
Surinann 504. Bbl. 64.
Susukwumos 136.
Swatow 570.
Swazi 182. 450. 519. 520.
Synode von Südholland 21.
Syrien Bbl. 78.

Tabris 558.
Tahiti 335.
Tai yuen fu 571.
Takahaschi 572.
Takaungu 243.
Talatscheri Bbl. 75. 77.
Talifu 567.
Talwandi Bbl. 13.
Tamaiharanui, Häuptling 9.
Tamanalle 119 f.
Tamati Waka nene 15.
Tamilland 27.
Tamilsche Kirchenordnung 29.
Tamulen 40.
Tamulische Kirche 40. 28.
Tanna, Insel 330.
Tanganyika, See 348. 351. 354. 355. 362. 418. 469.
Tanganyika-Mission 183. 184. 517. 558.
Tangore 208.
Tapituna 326.
Taranaki 8.
Tasman 10.
Tauan, Insel 335.
Tauanes Tribe 464.
Taung, Station 409. 410. 411.
Taurango 3. 333.
Taylor, Kaufmann in Molopolole 468. 469.
— —, Missionar 177.
Te Paeru 331.
Te Pahi 9.
Te Whitis Dogmatismus 8.
Techow 571.
Teellinck 17.
Teheran 558.
Teitaland 291. 302.
Teita-Dialekt 364.
Tekiso Bbl. 19.
Telang 569.
Telugu-Mission 282. 563.
Tem Binoka, König, 326.
Ternate 21.
Terfteegen 539. 544.
Thaba-Bosio, Station Bbl. 90.
Thaba-Umhu 464. 465.
Thaba-Untschu 459.
Thai phing Funum 62.
Thames 8.
Theodor, König, von Abessinien 356. 357. 358.
Thierry, Baron de, 15.
Tholuck 385.
Thomas a Kempis, Nachfolge Christi, her. v. Ebert 528.
St. Thomas 129 f. 499.
Thomson, Afrikareisender, 354.
Tibet 504.
Tibusch 412.
Tiele, d. Assyriologie 528.
Tientsin 320. 321. 572.
Tigré 199. 356. 362.
Tigre-Sprache 365.
Tilly, Rev. A., 303.
Tinnewelly 283 f. 559.
Tioge-Fluß 522.
Toba-See 39. 569.
Tod, Oberst, 111.

Toitoi 12.
Tokijo 431.
Tokio 572.
Tongainseln 331.
Tongkin 323.
Torrens, Oberst 10.
Towanes 495.
Towasend, Staatssekretär Bbl. 74.
Tozer, Bischof 237. 238.
Trankebar 38. 207.
Transbaikalische Mission 431.
Transkeikrieg 133.
Transvaalbuhren 412. 413. 457. 472.
Transvaalrepublik 48. 409. 458. 474. 478. 520. 549. 551. 552. 553.
Trawankore 208.
Trevelyan, Sir C. 156. 210. 214.
Trichinopoly 208.
Trichur 566.
Trumpp, Mohammed 528.
— —, C., die Religion der Sikhs 96. 528.
Tschi- (Asante) Sprache 526.
Tschifu 323.
Tschobe 495.
Tschombala in Malabar Bbl. 75. 77.
Tschonuam 472.
Tschukuru 496. 497. 552.
Tschun, Dr., 322.
Tschune-Tschune 551.
Tübingen 364.
Tucker, Bbl. 10 ff.
Tulbagh 392.
Turkestan, Russische Mission in 430.
Tura, Missionsstation 282.
Turner, Benjamin 11.
Tuscarawa-Fluß Bbl. 74.
Tuwon, Dorf Bbl. 29. 31 f.
Tyaherani 76 ff.

Ubie, Fürst 199. 356. 357.
Udemans 17.
Udschidschi 183. 362. 517.
Uganda 184. 361. 362. 513. 516. 558. Bbl. 1 f.
Uguha 517.
Uhlhorn, die christliche Liebesthätigkeit 45.
Ukambani 291. 292. 293. 297. 299. 301. 364.
Ukereve 514.
Umba, Station 518.
Umba-Fluß 292.
Umzilas Reich 183.
Uniamesi 248. 301.
Universitäten, Stellung ders. zur Kirche u. Mission 101.
Universitäten-Mission 244. 302. 518.
Universities-Mission 165. 238.
Uole, Insel 327.
Upanischads 106.
Urambo 362. 517.
Urmia 558.
Urquhart, John 147.
Urundi 184.
Usambara 243. 291. 292. 293. 297. 301. 302. 360. 518.
Usambara-Dialekt 364.
Ust-Kamenogorsk 430.
Usukama 362.
Utukwukup, Indianerhäuptling 135.
Uyui 362. 513. 515.

Vaalfluß 405. 406.
Vahl, Missionsatlas 480.
Valentija 91.
Vanua Lawa, Insel, 330.
Vaughan, Präsident 279.
Vendidad 107.
Venn, H. 167. 193. 295. 296. 297.
Vertrecht, Jakobus 91.
Vial, Inspektor 483. 484. 485. 487. 488.
Viehe, Missionar 66 ff. 267 f.
Viktoria Nyanza 243. 364.
— — Nyanza-Mission 348. 513.
Virchow, Prof. 560.
Vischnu-Purâna 99.
Vivi 179. 252. 253. 254. 264. 304, 305.
Vleck, J. H. van Bbl. 74.
Völkerstämme, die, im centralen Südafrika 403 ff. 457 ff. 494 ff. 547 ff.
Volksstem 518. 519.
Voetius 17.

Wabickaris 184.
Wadrokal, Missionslehrer 329.
Waganda Gesandte in England Bbl. 1 f.
— —, Religion der 516 f.
Wagner, Joh., Missionar 293 f.
Waikato 3. 8.
Waitangi, Vortrag von 13. 14. 16.
Wakamba 293. 299. 300.
Wakefield, Missionar 360.
Wakwafi 293. 364.
Walaeus 17. 22. 26. 89 ff.
— —, Schüler des 91.
— —, Werke des 22.
— —, Seminar des 16 ff. 85 ff.
— —, Anordnung der Haushaltung 88.
— —, Auflösung deff. 90.
— —, Lebens- u. Hausordnung der Studenten 85 ff.
Walchern, Insel 22. 26.
Waldenserkirche, Mission der 509.
Waldis, Burkard 530.
de Wale, Familie 22.
Walfischbay 66 f. 269. 270. 366.
Walker, General 99.
Wallace, William Bbl. 73. 74.
Waller, H. 166. 237. 238. 341. 345.
Wallmann Joh. Christ. als Missions-Inspektor 385 ff. 433 ff.
— —, beim Unterricht im Missionsseminar 439 ff.
— —, ein Verkehr mit den Missionaren 445 f.
Wallmanns Anweisung für Missionare 417 f.
— — Stellung im Berliner Miss. Komitee 449.
— — schriftstellerische Thätigkeit 454 f.
Walsh Fort 137.
Walter, Missionar Bbl. 75.
Wanganui 3.
Wangaroa 4.
Wangawanga 251. 523.
Wangemann, Dr, Das Berliner Missionshaus 526.
— —, Missionsdir., Bbl. 32.
— —, Missionsordnung 286.
Wanika 243. 246. 290. 299. 300. 301. 364. 360. 361.
Wanika-Häuptlinge 289. 292.
Ward 102.
Warmbad (in Namaqualand) 375.
Warneck, Dr., 482. 483. 529.
— —, Abriß e. Gesch. der prot. Missionen 141.

Was es einem Heiden kostet ein Christ zu werden, Bbl. 75 ff.
Wasyrabad 558.
Waterston, Fräulein 344.
Watt 119. 330.
Wettwille 539. 541.
Waya, Bbl. 43.
Webb, J., Missionar 459. 461. 464.
Wegbe, Bbl. 43.
Wehrmann, E. F., Miss. 551.
Weiße, Michael 532.
Weitzecker, Pastor 509.
Weiz, Missionsfamilie, Bbl. 64.
Wellington, Bbl. 88.
Welz, Justinianus Ernst v., 481.
Wenyon, Dr., Missionar 320.
Wernigerode 387. 388.
Wesleyan Missionary Notices 403. 463. 465.
Wesleyaner Mission 4. 375. 426. 458. 463. 519. 525. 526.
Westbamangwato 551.
Westergaard, Prof. 108. 112.
Westindien 504.
Westindische Compagnie 90.
Whately, Fräulein 177. 511.
Whindus, Kapitän 270.
White, Stephen, Missionar 306.
Whidah 179.
Widschajanageram 562.
Wie ein heidnischer Priester zu Schanden ward, Bbl. 60 ff.
Wilhelm, König 13.
— —, Bittschrift neuseeländ. Häuptlinge an denselben 13 f.
Williams, Bischof 5. 332.
— —, C., Miss. 468. 469. 473.
— —, Henry, Archidiakonus 5.
Williamson, Kapitän David, Bbl. 73. 74.
Wilson 361.
— —, Dr. John 97 ff. 202. 208. 339.
Wilson, Horace Haymann 99.
Wilson, Inspektor 151. 158.
Wilson u. Felkin, Uganda and the Egypt. Sudan 516.
Wischnupant, Pastor 285.
Wisemann, Cardinal, 296.
Witti 569.
Woltersdorf, E. G., 539.
Wookey, Rev. A. J., Missionar 412.
Wörterbuch, neuseeländisches 5.
Wright, Missionar 325.
Wriothesley Russel, Lord 298.
Wu, chines. Christin, 322.
Wullschlägel 542.
Wupperthal 390. 402. 544.
Wurm, P., 97.
Wutschan 572.
Wyatt Gill, Missionar 331.
Wyckoff, Missionar 276.
Wytangy 7.

Yanke, Häuptling, 405. 407.
Yata 299. 300.
Yate, Rev. W. 4.
Yellala-Fälle 251. 303.
Yezo 43.
Yorubamission 294. 524.
Young, J., 93. 127. 167. 339.
— —, E. D., 339. 341. 342.
— —, Allen, Dr. 54.

Zacharias, Joh., Missionar Bbl. 64.
Zahn, F. M., 117. 164. 234. 337. 414. 502.
— —, Missionar 392.
Zambesi 117. 120. 121. 125. 126. 166. 168. 173. 190. 228. 237. 306. 348. 352. 353. 355. 475. 478. 495. 553. 554.
Zambesi-Mission 183. 337 ff. 414 ff.
Zamindars Bbl. 4.
Zanzibar 244. 290. 352. 360. Bbl. 3.
Zeeruft 465. 553.
Zeisberger, Miss. 527. Bbl. 73.
Zeller, Christ. H., 543.
Zenana-Mission 278 Bbl. 10.
Zend-Aveſta 108.
Zend-Philologie 107. 108 f.
Ziegenbalg 207. 527.
Ziemann, Missionar 281.
Zinser, Georg, 545.
Zinzendorf, Graf, 129. 500. 504. 505. 539. 540 f.
Zinzendorfs Lieder 540 f.
Zöckler, Gottes Zeugen im Reich der Natur 47.
Zomba-Station 417.
Zoroaster 108.
Zouga 119 f.
Zoutpansberg Bbl. 91.
Zue-Fluß 259.
Zugafluß 468.
Zulukrieg 133.
Zululand 519 Bbl. 91.
Zwartbooi 271.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1882.

Bericht der Waganda Gesandten an Mtesa.[1])

Folgender Bericht über den im Jahre 1880 stattgefundenen Besuch der drei Gesandten von Uganda in England wurde dem König Mtesa durch Saabadu erstattet. Er wurde durch den zanzibarschen Jüngling, Musta, welcher als Dolmetscher diente, den Herren Mackay und Pearson übersetzt. Es ist noch zu bemerken, daß die Gesandten auf dem Nilwege die Reise nach Europa machten.

Saabadus Erzählung.

„Als wir Rionga (Forweira, die Grenze von Mtesas Reich) erreichten, ließen wir unsere Weiber daselbst, und dann nahm man uns unsere Flinten, Speere und Schilde, ja sogar unsere dicken Stöcke ab. Darum dachten wir, Mtesa habe uns an die weißen Männer als Sklaven verkauft. Nun gingen wir drei Monate lang durch eine Wüste und erreichten dann Kartum. Abermals ging es zwei Monate lang durch eine andere Wüste und hier sahen wir so große Berge, wie wir nie vorher gesehen hatten. Wir erreichten nun einen Nyanza (das rote Meer) und bestiegen ein Schiff. O, mein Herr, es war ein Schiff, so dick wie ein Hügel. Nun kamen wir in die Hauptstadt des Türkenkönigs (der Ägypter.) Aber wir sahen bald, daß nicht die Türken, sondern die Bazungu (Europäer) das Land regieren, und daß die Türken gar keine Macht haben.

Wir segelten nun durch einen anderen Nyanza (das mittelländische Meer) so lange, bis wir an eine Insel (Malta) stießen. Diese, wurde uns mitgeteilt, gehöre der Königin von England und wir dachten natürlich, die Königin wohne daselbst, und das Ziel unserer Reise sei erreicht. Aber mit nichten, es ging immer weiter, und da man uns sagte, wir wären noch nicht halbwegs, so glaubten wir gar kein Ende zu erreichen. Nun fuhren wir an einem europäischen Lande vorbei, aber all die Leute sahen aus wie Araber (Algier), und kamen dann an eine große europäische Insel, aber nicht an die Hauptstadt (Lissabon). Somit waren wir in den dritten Nyanza (atlantischen Ocean) eingefahren.

Endlich nach vielen Tagen kamen wir bis nach England. O, was für eine Unzahl großer Schiffe sahen wir da (in der Mündung der Themse). Als wir die vielen Masten sahen, kam uns der Gedanke, daß es ein Wald sei, dessen Bäume im Wasser wüchsen. Als wir nun den Fluß hinauf fuhren, riefen alle Kapitäne der Schiffe von den Masten herab:

[1]) Ch. M. Gleaner 1881 Nov.

„die Buganda kommen, macht den Buganda Platz," und sofort wichen die großen Schiffe zurück. (Eine Schmeichelei für Mtesas Eitelkeit).

Nun landeten wir in London. Die Königin (die Missions-Gesellschaft) schickte uns einen Häuptling mit einem Wagen und zwei Pferden entgegen; überhaupt giebt es in England so viel Pferde, daß man sie kaum zählen kann. Die Häuser sind alle aus Steinen gebaut; o, mein Herr, wundervoll! wundervoll!! Man baut zwei lange Steinmauern (Seiten der Straßen) so lang, so weit du sehen kannst, und innerhalb dieser Mauer befindet sich das Haus. Es ist alles in allem ein Haus, aber so getrennt, daß eine große Anzahl Leute darin wohnen können. Man kann gar nicht zählen, wie viele Leute in einem Hause wohnen (sie vermuteten nämlich, daß eine Seite der Straße ein Haus sei.) O, London ist eine sehr große Stadt, nichts als Steinhäuser von hier bis nach Buhwezi (einige zwanzig engl. Meilen von Rubaga entfernt).

Wir erreichten nun einen Platz, wo uns ein großer Häuptling (der Missionssekretär Grant) begegnete, uns seine Hände entgegen streckte und ausrief: „Ach, Buganda! Buganda! Buganda!"

Nach zwei Tagen (geschah erst viel später) ließ die Königin uns holen. Wir sahen eine Menge gleichgekleideter Damen, so daß wir gar nicht wußten, welches die Königin war. Das Haus derselben ist so groß wie von hier nach Nabulagala (ein Hügel zwei Meilen entfernt).

Den folgenden Tag gingen wir auf ein großes Feld, um uns die Soldaten anzusehen. Jeder mutongole (Hauptmann) hatte seine Untergebenen verschiedenartig gekleidet. Wir stiegen nun in ein Gari (Wagen) und die Königin bestieg einen andern; diesmal sahen wir sie allein, so daß wir sie nun kannten. Wir besahen uns nun den Platz, wo die Kanonen gemacht wurden; zu einer derselben braucht man zwei hundert Fäßchen Pulver und ihre Kugel fliegt so weit wie von hier bis nach Nyamagoma (sieben Meilen nach Westen entfernt). Dann sahen wir, wie sie sehr viele und wundervolle Flinten machten. Einer zeigte uns seine eben vollendete Flinte, o, und sie war sehr schön. Hierauf ließen wir uns zeigen, wie sie das Pulver zubereiteten. Und dann gingen wir an eine Stelle, wo man wollene Kleidungsstoffe macht und zuletzt sahen wir Busta machen (Leinwand bleichen).

Nachdem wir einige Tage in London gewesen waren, begaben wir uns an einen andern Ort, wo wir kurze Zeit blieben. Aber wir gingen nicht etwa, sondern wir stiegen in ein hölzernes Haus (Eisenbahnwagen), welches von selbst mit uns allen davon fuhr.

Als wir nach London zurückkamen, teilten wir der Königin mit, daß wir nun nach Janda zurückzukehren wünschten. Aber sie sagte: „Noch nicht, ihr habt meine Tiere noch nicht gesehen." So gingen wir denn um uns die Tiere anzusehen (in den zoologischen Garten). Jedes Tier ist daselbst. Wir brauchten zuerst drei Tage um uns die Löwen anzusehen, sodann zwei Tage für die Leoparden, drei Tage für die Büffel, mehrere Tage für die Elefanten und sechs Tage für die Vögel. (Sie waren im ganzen aber nur 3 Stunden im zoologischen Garten. Offenbar wollten sie auf diese Weise ausdrücken, daß sehr viele Tiere dort seien). Jeder Vogel aus jedem Lande ist da. Nun besahen wir uns die Krokodile,

Wundervoll! Wundervoll! Wundervoll! Die Krokodile sind nicht wild. Man rief das Krokodil und hielt ihm ein Stück Fleisch hin, welches es sogleich aus des Mannes Hand fraß. (Mtesa fragte, woher sie all die Nahrung für die Tiere erhalten). „Sie füttern ihnen Kühe und Ziegen." (Mtesa fragte, ob man den Tieren die Kühe und Ziegen lebendig hinwürfe). „Sie töten die Tiere stets und geben nur totes Fleisch. Wir besahen uns auch noch Schlangen, Elefanten und jedes andere Tier." (Mtesa sprach zu seinen Häuptlingen: „Hört ihr's, wie viele Tiere die Europäer ihrer Königin geben." Der Katikiro erwiderte: „Sie muß eine sehr große Monarchin sein." Mtesa gab seinen Häuptlingen zu verstehen, daß sie ihn eben so mächtig machen könnten, wenn sie ihm so viele Tiere schenkten).

Dann zeigte man uns Kühe, Schafe und Pferde (landwirtschaftl. Ausstellung). Was für eine Menge von Kühen und Schafen haben die Europäer! Dann sahen wir tausende von Schweinen, jedes mit sechs Jungen; diese Schweine sind die Nahrung der Königin.

Nun sagten wir der Königin lebewohl (es fand keine weitere Audienz statt) und sie schenkte uns ein Schiff und mit diesem kamen wir in einem Monat bis nach Zanzibar, während wir auf unsrer Hinreise zwölf Monate gebraucht hatten.

In Zanzibar sahen wir den Said Burgasch, welcher uns Geschenke gab, aber dieser hat nur ein kleines Land. Die Araber belügen dich, mein Herr, wenn sie Dir sagen, sie hätten ein großes Land an der Pwani (Küste). Die Küste gehört den Engländern und die Araber sind ihre Sklaven. England ist ein großes Land. Es ist eine so große Insel, wie von hier bis nach Zanzibar, und es ist von so vielen Inseln umgeben, daß man sie nicht zählen kann. Sie bauen so viele Brücken über die Flüsse, daß man nicht durchs Wasser zu gehen braucht, um hinüber zu kommen.

„O, mein Herr, wir haben gar kein Land! Jedes englischen Häuptlings Gebiet ist so groß wie Buganda und Bunyoro und Busogo zusammen." („Sage das noch einmal," sagte Mtesa, „ich liebe die Wahrheit sprechen zu hören.") „Wir haben kein Land, mein Herr." („Hört ihr's," fragte Mtesa seine Häuptlinge, „wir haben gar kein Land.") „In England hat jeder Mann nur ein Weib, aber jedes Weib hat dreißig Kinder!" (Alle: „O, viele, viele, viele Kinder!") „Sie haben noch andere Weiber in ihren Häusern, aber dies sind nicht ihre Frauen, sondern sie besorgen die Arbeit. Wenn die Europäer hieher kommen, so haben sie keine Frauen, aber wenn sie nach England zurückkommen, werden sie zu großen Häuptlingen gemacht und bekommen als Belohnung für ihre Dienste eine Frau."

Wir sahen auch eine Kirche, welche sehr große Glocken hat (St. Pauls?). Wenn diese Glocken läuten, so kannst Du es von hier bis nach Busogo (fünfzig Meilen) hören. Das Innere der Kirche besteht aus Holz und Stein. Die Europäer haben nur eine Religion.

Das Innere von der Königin Hause ist aus Spiegeln, Gold und Silber gemacht und wir saßen auf elfenbeinernen Stühlen."

(Hier gebot Mtesa „Halt" und entließ die Häuptlinge, indem er Saabadu befahl nur ihm mitzuteilen, was er in England gesehen.)

Die Arbeit eines Jahres im Pandschab.[1])

Die ersten Tage des Jahres 1880 brachte ich in Amritsar zu. Die Synode war eben vorüber, angenehme Erinnerungen hinterlassend, da sie außer ihren eigenen unmittelbaren Interessen den leitenden Gliedern der presbyterianischen Kirche Gelegenheit gegeben hatte, sich mit unsern Abgeordneten im Gebet zu vereinen und die Angelegenheiten des Reiches Gottes zu beraten.

Hochzeiten eingeborener Christen.

Mein erster Ausflug als verheirateter Mann galt Klarkabad, wohin ich Bräute aus dem Secandra Waisenhaus für drei meiner Zamindars geleitete. Da wir vor Tagesgrauen aufbrechen mußten, war es verzeihlich, daß zwei dieser Mädchen den Zug verfehlten; aber jammervoll war der Zustand der enttäuschten Bräutigame, die herbei geeilt waren, dieselben in ihr Dorf zu führen. Doch waren sie am folgenden Tage alle sechs glücklich verheiratet. Weil die Verlegung des Knabenwaisenhauses von Amritsar nach Klarkabad in Aussicht stand, beschloß ich sogleich mit dem Bau des Seitenflügels der Kirche zu beginnen, den ich erst nach Jahren nötig geglaubt hatte und während ich das Hauptgebäude zum Gottesdienst benützte, die Einweihung zu verschieben, bis die ganze Kirche fertig sei.

Noch einige Tage blieben wir in Amritsar, um den Synodalbericht zum Drucke fertig zu machen; dann reisten wir nach Narowal, wo für den Tag unsrer Ankunft die erste christliche Trauung bestimmt war, die dort je stattgefunden. Sowohl Braut als Bräutigam waren Bekehrte aus der Stadt. Da beide viele mohamedanische Verwandte hatten, fand das Ereignis auch außerhalb des christlichen Kreises Teilnahme und zwar freundlicher Art; der mohamedanische Vater half die Ausgaben bei der Hochzeit des christlichen Sohnes bestreiten. Erhöht wurde das Interesse durch die Gegenwart eines europäischen Offiziers mit seiner Frau; er war seit Jahren der gute Geist von Narowal, hatte uns in unsern Nöten beigestanden und alle waren froh über seine Anwesenheit bei der Trauung des Neubekehrten, dessen Seelenheil er hatte retten helfen. Die Hochzeit sollte am Abend stattfinden. Eine Stunde vor der festgesetzten Zeit betraten wir das Elternhaus der Braut. Es war ein geräumiges Gebäude, einen Hof umfassend, der mit Menschen und Vieh angefüllt war. Oben waren die Frauen und über ihnen noch, in einem Zimmerchen auf dem Dach, war die Braut in hübscher, dort üblicher Tracht, mit einigen ihrer nächsten Freundinnen. Meine Frau kletterte zu ihr hinauf, während ich mit den Männern zur Kirche ging, alles vorzubereiten; hier waren die Heiden in größerer Anzahl vertreten, als die Christen. Als alles bereit war und der Bräutigam an seinem Platze, läuteten die Glocken und der Brautzug setzte sich in Bewegung, weniger großartig als lang; denn bei den engen Wegen konnte man nur im Gänsemarsch vorwärts kommen. Nach der Trauung gingen wir alle in das Haus des eingeborenen Pastors,

[1]) Bericht des Rev. Rowland Bateman für 1880. Ch. M. Int. 1881 S. 535 ff.

wo Konfekt herum gereicht wurde, den Frauen in den Zimmern, den Männern in der Veranda und im Hofe. Als es dunkel genug für Feuerwerke war, kehrte man in das Haus der Braut zurück, wo wir von oben herab zusahen, während Heiden und Mohamedaner sich auf den Dächern der Nachbarhäuser niederließen. Zahllose Raketen, Leuchtkugeln und ähnliches Feuerwerk war vom Bräutigam herbeigeschafft worden. Wenn es den Europäern auch langweilig wurde, war es nur zu rasch vorüber für die Hauptmasse der Zuschauer. Dann kam das Festessen in einem langen schmalen Gemache des zweiten Stockes; die Wände waren von Lehm mit Nischen für Lichter darin. In der Mitte des Zimmers war ein weißes Tuch ausgebreitet; die Christen, groß und klein, setzten sich rings herum auf den Boden; nur die beiden europäischen Damen erhielten Stühle. Die Europäer bekamen auch Messer und Gabeln, während die andern Gäste sich einfacherer Werkzeuge zum Essen bedienten. Umfangreiche Gerichte wurden aufgetragen, gefolgt von köstlichem Kurry mit Reis und noch einer Speise, die wie vortrefflicher Reispudding schmeckte. Nur eine Meinung herrschte über das Mahl und die Hochzeitskuchen, welche dasselbe beschlossen. Nach dem Gebete gingen die Neuvermählten nach meinem Häuschen in der Stadt und die Gäste zerstreuten sich. Der folgende Tag war Sonntag und der Tisch des Herrn wurde zahlreich besucht.

Über das Predigen in den Dörfern.

Die Stadtbewohner benahmen sich während dieses Besuches freundlicher gegen uns als gewöhnlich; aber in den Dörfern war es nicht sehr ermutigend zu predigen. In Dera Nanak jedoch, auf unserm Wege nach Batala waren die zahlreich versammelten Zuhörer aufmerksam bei unsrer Predigt, bis ich und mein junger Gefährte uns heiser gesprochen hatten.

Am folgenden Sonntag begleitete ich zwischen den Gottesdiensten Herrn Baring und seine Zöglinge zum Bazar in Batala. Die christlichen Hymnen nach den Melodien der Eingebornen gesungen, lauten sehr hübsch; zuweilen bietet sich für einen der älteren Schüler oder auch für den Missionar selbst Gelegenheit, an die versammelte Menge eine geeignete Ansprache zu richten. Gewöhnlich hören die Leute von Batala nicht gern zu; mehr nach ihrem Geschmack wäre es, zu disputieren, obgleich sie sich auch in dieser Beziehung seit zehn Jahren wesentlich gebessert haben. Lärmende Streiter sind immer gegenwärtig und wenn es nicht wünschenswert erscheint, sich mit ihnen einzulassen, wird eine neue Hymne angestimmt und der Friede ist wieder hergestellt.

Von Batala gingen wir nach Chhelowal und schlugen unser Zelt nahe an der Hütte des christlichen Fakir auf, dessen Geschichte ich Ihnen voriges Jahr mitgeteilt. Ich beeilte mich, seinen Brunnen zu beginnen, obgleich es an Geldmitteln dazu noch fehlte und arbeitete morgens in aller Frühe mit ihm daran. Wasser war spärlich vorhanden und doch hätte diese Art Arbeit häufiges Waschen erfordert. Der Fakir sparte alles Badewasser für seine Bäumchen auf, die dabei auch gut gediehen. Hier und später auf meiner Hinreise half mir Padre Sadiq predigen, aber außer in einem Dorf Sada Rang fanden wir wenig Ermutigung. — Den Sonntag feierten

wir in Ghorawaha mit den Brüdern der presbyterianischen Mission. In dieser Gemeinde ist ein trauriger Rückfall zum Mohamedanismus bei einem der vornehmsten Christen vorgekommen. Als der arme Mann mich besuchte, bat er wiederholt: „Beten Sie für mich; ich bin sehr schwach und sehr unglücklich!" Als Radschput gehört er einer stolzen Familie an und konnte die Demütigung nicht ertragen, daß seine Töchter unter ihrem Range heiraten sollten. Dieselben sind Mohamedanerinnen und sahen sich von ihren Verlobten gemieden, weil sie einen christlichen Vater hatten, und solch verächtlichem Zwang ist unser Bruder, wie er mich ihn zu nennen bat, erlegen. Nach Ghorawaha ist ein eingeborner Pastor ernannt, in dessen Haus wir bewirtet wurden, um nach dem Gottesdienst zu unserm vier Meilen entfernten Lager zurückzukehren.

Die Kirche in Klarkabad — Taufen.

Auf dem Rückweg über Amritsar erreichten wir Klarkabad gegen Ende Februar. Am Seitenflügel war fleißig gebaut worden. Ich malte an die Wände Bibeltexte auf pandschabisch und hindostanisch und wunderte mich über den Fleiß der Arbeiter während ich so beschäftigt war; auch der Ingenieur teilte mir seine Erfahrung mit, daß in seiner Gegenwart zwanzigmal mehr Arbeit gethan werde, als hinter seinem Rücken. In dieser Zeit bereiteten sich 16 Katechumenen zur Taufe vor; einige waren das Jahr vorher zurückgewiesen worden; andere hatten erst um die Zulassung nachgesucht. Sie wurden im Teich getauft, so wie ich es letztes Jahr beschrieben habe und sind jetzt alle beim Feldbau beschäftigt.

Alexandra Schule.

Im April war ich in Amritsar. Während dieser Zeit ward mir die sehr angenehme Aufgabe, biblischen Unterricht in der Alexandra-Mädchenschule zu erteilen. Die Mädchen sind frisch und begabt und zeigen offenbar Interesse für den Unterrichtsgegenstand. Der größte Teil des Unterrichts wird in englischer Sprache gegeben und ich konnte nicht umhin zu bemerken, daß der persische Lehrer hier von seinen Schülerinnen nicht besser behandelt wird, als in unseren englischen Schulen die französischen und deutschen Lehrer. Regierungsfreistellen für persisch und arabisch, die sogenannten Muttersprachen, werden förmlich feil geboten, während ganz arme Leute große Opfer bringen, um nur oberflächlich englisch zu lernen. Dies ist das Streben der Gegenwart, das christliche Eltern bei ihren Kindern nicht bekämpfen. . . .

Ein Zwischenfall in Nurpur.

Unser nächstes Reiseziel war Kangra, sieben Tagemärsche entfernt. In einer Nacht wurden wir von einem Hagelwetter zurückgetrieben. Da waren Eiskugeln, von denen ich wohl oft schon gehört, aber wie ich sie noch nie gesehen hatte, buchstäblich wie Taubeneier so groß und mit solcher Gewalt vom Himmel geschleudert, daß sie sich in den Boden eingruben. Ein Maultier fiel in einen Strom, den wir zu überschreiten hatten, und unsere Kleider und Bücher wurden übel zugerichtet. In Nurpur, wo wir über den Sonntag blieben, wohnte unsrer Andacht ein Freund des viel-

betrauerten Gordon, ein Oberlehrer an der Regierungsschule, mit seiner Familie bei. Seinem stillen christlichen Einfluß in der Stadt ist es wohl zu danken, daß ich besser denn je empfangen und gehört wurde, was mir sehr wohl that. Als einen Beweis dieses Fortschrittes will ich nur einen Zwischenfall schildern. Ein Mohamedaner unterbrach mich, nachdem er einige Minuten zugehört hatte, durch die Frage: „Ihr werdet durch den Glauben an Jesum erlöst, nicht wahr?" „Ja." „Durch den Glauben allein?" „Ja, durch den Glauben allein." „Durch den Glauben an Jesum allein?" „Ja, durch den Glauben an Ihn allein." „Nun", fuhr er fort, indem er sich an die Menge wendete, „meine wahren Mitgläubigen hört! der Weg zum Heil, den diese Padri euch vorschlagen, ist auf den Glauben an einen Propheten Jesus allein gegründet. Wir glauben an ihn und an alle andere Propheten auch. Christen werden durch den Glauben erlöst und nicht durch Werke. Wir haben viel mehr Grund zum Glauben, als sie und noch dazu gute Werke, auf welche wir uns verlassen können. Hört nicht auf die Betrüger, wiederholt alle den Kalima und verlaßt diese Bösewichte; unser Weg ist bei weitem sicherer und besser als der ihre."

Infolge früherer Erfahrungen erwartete ich nun, daß diese Anrede durch das Triumphgeschrei beantwortet werde: „Es giebt nur einen Gott und Mohamed ist sein Prophet," daß während die Menge sich entfernte, Knaben zum Spott in die Hände klatschten und die Ladenbesitzer befriedigt über die Straße grinsten. Dem war aber nicht so. Ich rief: „Hört meine Erwiderung, ehe Ihr Euern Kalima hersagt!" Sie blieben und einige Sprüche aus dem Briefe Jakobi zeigten ihnen bald, daß mein Gegner verurteilt, was er nur teilweise verstanden hatte und die Predigt konnte ruhig fortgesetzt werden. Eine solche Duldung war für mich eine höchst angenehme Neuerung in Nurpur.

Kangra. — Ein jogi-Fakir.

Über den Zustand der Bevölkerung von Kangra habe ich letztes Jahr berichtet, bei meiner Wiederkehr fand ich alles beim alten; ihre Götter waren steinern und steinern die Herzen derer, welche sie machten.

In Nurpur schon war ich einem jogi-Fakir begegnet, der wie ein Bettbruder gekleidet war. Er trat aus einem verfallenen Tempel und redete mich zu meiner Überraschung in gutem englisch an. Er schien ebenso ernsthaft als intelligent und da ich ihn für ein Original hielt, bat ich ihn, mich in Kangra zu besuchen. Bald nach meiner Ankunft in Kangra erschien dieses Original. Wir hatten längere Besprechungen, in welchen er behauptete, daß durch seine sogenannten „Schüttelübungen" man die kühnsten Hoffnungen der Christenheit noch überflügeln könne. Der Mensch habe die Macht, sein Wesen nicht nur zu überwinden, sondern auch zu vernichten. Es sei ein kleines, teilhaftig der göttlichen Natur, ja ein Teil der Gottheit selbst zu werden. Er versicherte mich, daß nur Unwissenheit und Voreingenommenheit mich verhinderten, das einzusehen und zu glauben, so bot ich ihm an, die ganze englisch verstehende Bevölkerung: Christen, Mohamedaner und Hindus zu versammeln und ihm das Missionsschul-

zimmer zu einer Vorlesung zu leihen, damit er alles erläutern könne. Er war damit einverstanden, und wir hörten anderthalb Stunden zu, wie er sich in gelehrtem Unsinn verbreitete. Aus eigener Erfahrung behauptete er beweisen zu können, daß jegliche Nahrung entbehrlich sei, und daß die Schüttelübungen uns in den Stand setzen, die Geheimnisse der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft enthüllt zu sehn. Am Schlusse ließ er seinen Hut umherreichen, um den Druck der Vorlesung zu ermöglichen. Da es eben der letzte Mittwoch im Monat Mai war, erbot ich mich, alle Auslagen zu decken, wenn er mir binnen 48 Stunden den Sieger im Derby-Rennen nennen könnte, das am selben Tag in England stattgefunden. Ein eingeborner Herr erklärte zur allgemeinen Heiterkeit, er sei ein armer Mann mit großer Familie, aber er wolle gern mein Beispiel nachahmen, wenn der Herr Redner ihn und seine Kinder lehren möge, wie man mit Einer Mahlzeit wöchentlich leben könne. So schien die Sammlung überflüssig und der Gelehrte der Universität zu Madras verließ Kangra in bedrängten Verhältnissen.

Anfang Juli gingen wir nach Dharmsala, wo Frau Bateman im Verein mit verschiedenen Damen der Station zum besten der Kangra-Mission einen Bazar für Handarbeiten errichtet hatte, welche Damen aus der Heimat gemacht und hieher geschickt hatten. Über 700 Rupies gingen ein, so daß für das Jahr gesorgt war. Herzlichen Dank den freundlichen Geberinnen für die pekuniäre Hilfe, wodurch wir von mancher Sorge und Mühe befreit wurden!

Ich fand die Missionsschule von Dharmsala in guter Ordnung und die Predigten im Bazar nicht ohne Erfolg; aber am interessantesten war die Taufe eines jungen Hindu, welcher mir zu diesem Zwecke aus Kangra gefolgt war. Seine Geschichte will ich weiter unten ausführlich erzählen, weil sie zwei bemerkenswerte Punkte im Missionswerk beweist: erstens, wie der Same des Wortes Gottes noch nach langer Zeit Früchte tragen kann und zweitens, wie vielen Prüfungen bekehrte Heiden ausgesetzt sind . . .

Disputationen in Batala.

Auf meinem Wege nach Amritsar und zurück blieb ich einige Tage in Batala, wo große Niedergeschlagenheit herrschte über die Nachricht, daß Herr Baring wahrscheinlich nicht zurückkommen werde. Eine weitere Schwierigkeit verursachte die Ankunft eines Maulavi von Delhi, der es für seinen Beruf hielt, die Predigten zu verhindern. Er sprach fließend, war gewappnet mit mohamedanischen Einwänden gegen das Christentum, rühmte sich Padri Imad-ud-din in Amritsar zum Schweigen gebracht zu haben und war frech genug, so junge Verkündiger unseres Glaubens, wie er in Batala fand, zu verspotten und zu schmähen. Herr Singha, Oberlehrer an der Kostschule, erbot sich zu einer schriftlichen Auseinandersetzung mit ihm, aber war klug genug auf eine öffentliche Erörterung sich nicht einzulassen, ohne einen neutralen Schiedsrichter herbei zu rufen. Bei meinem Eintritt in den Bazar wurde ich sogleich angegriffen. Ich verweigerte eine Diskussion mit ihm, weil er sich der Herausforderung von Herrn Singha entzogen hatte. Zuerst stellte er dies in Abrede; doch gab

er es beim Anblick seines eigenen Briefes ohne Erröten zu, indem er sagte, daß nur Bazar-Diskussionen Reiz für die gewöhnlichen Leute hätten, die er aufklären wolle und, hätte er hinzufügen können, von deren Almosen er lebte. Ich sagte den Leuten, daß wir Christum predigen, weil wir glauben, daß Er für die Sünder der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und aus diesem Grund uns auch an Ihn halten, daß wir aber die Bemühungen des Maulavi mit Dank aufnehmen müssen und ihm, wenn er uns einen bessern Weg zeigen könne, darauf folgen wollten.

Für den nächsten Tag kündigten wir einen öffentlichen Vortrag an unter dem Vorsitz eines indischen Magistratsbeamten, worin unsere Hauptgründe für das Christentum hervorgehoben werden sollten. Trotz des Regens war ein zahlreiches Publikum versammelt, in welchem unsre Gegner zwanzigmal stärker vertreten waren als wir. Ein christlicher Munshi hielt eine Vorlesung über folgende Hauptpunkte:

1. Als Beweis für einen Propheten sind erforderlich: a) Prophetengabe, b) Wunder, c) Charakter.

2. Von einem Propheten wird gefordert: a) Hilfe für gegenwärtige Seelennot, b) Hoffnung auf ein Jenseits, c) Übereinstimmung mit vorhergegangenen Offenbarungen.

Nach unserm Glauben entspricht Christus allen diesen Forderungen. Bis uns also der neue Lehrer beweisen kann: a) daß Christus 1 und 2 nicht erfüllt, b) daß Mohamed beide erfüllt, können wir nicht auf die Aufforderung eingehen, Christum zu verlassen und Mohamed nachzufolgen.

Der Maulavi erwiderte erst, nachdem ich Batala verlassen hatte. Er beschränkte sich in seinem Vortrage darauf, die Padris und die heilige Schrift feindlich zu kritisieren, ohne unsere Herausforderung anzunehmen. Bald darauf verließ er die Stadt und infolge dieses Zwischenfalles wurden viele Bibeln verkauft oder ausgeliehen und die Predigten der Zöglinge wurden besser, denn je besucht.

Pundit Narain Das.

Eine andere Sorge erwuchs uns aus der scheinbar tödlichen Krankheit der Frau von Pundit Narain Das. Leser von früheren Berichten werden sich erinnern, daß einige Jahre, nachdem dieser gelehrte Mann von Herrn Clark in Amritsar die Taufe erhalten hatte, er von Aryanischen Lehrern abwendig gemacht worden war und nun in Vorträgen den Glauben bekämpfte, den er selbst einst bekannt. Interessant war der bildliche Bericht, den er mir von seiner Handlungsweise gab. Er erzählte mir, er habe im Christentum einen Brunnen zu finden gehofft, in dem er seinen ganzen Körper kühlen könne; aber als derselbe in der Taufe nicht über seine Füße reichte, habe er ihn enttäuscht und verdrossen verlassen. Daher war meine Überraschung groß zu hören, daß er in den christlichen Kirchen von Batala, Amritsar und Gurdaspur um Fürbitte für sein krankes Weib nachgesucht hatte und sogar als er ihren Tod erwarten mußte, sie selbst unterrichtet und getauft hatte. Der Teich des Aryanismus hat ihn also doch wohl nicht erfrischt, und hoffentlich ist er zu Christo zurückgekehrt, um sich am Wasser des Lebens zu erquicken. Ich erreichte sein

Dorf etwas vor Mitternacht. Er brachte mich gleich an das Bett seiner Frau mit dem lebhaften Wunsche, daß sie weiter unterrichtet werde. Sie ist wieder genesen, aber noch nicht in die Gemeinde aufgenommen. Der Pandit wünscht dringend die Wiederherstellung einer christlichen Schule in seinem Dorf und sein Gesuch wird von vielen seiner Nachbarn unterstützt.

Fräulein Tucker.

Während meines Aufenthaltes in Batala wurde durch Fräulein Tucker, welche sie vorbereitet hatte, die Frau eines christlichen Munshi zur Taufe angemeldet, sie wurde zugleich mit ihrem Kindchen getauft. Selten sah ich ein glücklicheres Gesicht, als das des Gatten und Vaters, der bei seinen Lieben stand, die er um seines Gewissens willen hatte verlassen müssen, und die ihm nun zur Gemeinde Christi folgten.

Es war mir gegönnt, Fräulein Tucker nach Kangra mitzunehmen. Ihre Ferien waren nur zu kurz. Sie fand wie alle missionierenden Frauen vor ihr, die Zenanas sehr verschlossen gegen sich; aber sie setzte sich am frühen Morgen auf die Mauer des Missionsgebietes und sprach mit den Frauen, welche nach dem benachbarten Götzentempel pilgerten. Im Juli eröffnete sich ein neues Arbeitsfeld in Kangra durch die Gegenwart christlicher Trommler in der Festung. Die meisten waren zwar römisch-katholisch und wollten nicht zur Kirche kommen; doch besuchten sie gern die Wochengottesdienste in dem Hause eines eingeborenen Christen. Eine pandschabische Frau, zum Teil von Fräulein Tucker vorbereitet, wurde getauft und bald darauf an einen der Trommler verheiratet. Das war unsere zweite Hochzeit in Kangra, denn wir hatten schon den jungen Mann getraut, über dessen Taufe durch den Bischof ich letztes Jahr berichtet, mit einer Kinderschullehrerin, Tochter eines Katecheten. Dann kam auch die jährliche Inspektion durch den Regierungskommissär, deren befriedigendes Ergebnis durch Preise gefeiert wurde, welche Fräulein Tucker austeilte, sowie durch Konfekt und Wettlaufen, so daß alles fröhlich war. Von einem Magistratsbeamten in Kangra wurden mir 50 Rupies gegeben zur Verwendung von Preisen für Schüler der Missionsschulen sowohl als der Regierungsschulen, die sich einer Prüfung in der Bibel unterzogen hatten. Einige der letzteren haben ausgezeichnetes geleistet, obgleich sie sich außer den Schulstunden vorbereitet hatten. Dem betreffenden Beamten wurde in einer einheimischen Zeitung Verletzung der Neutralität vorgeworfen. Ob solche Unzufriedene wohl meinen, ein Regierungsbeamter dürfe keine Geldmittel bewilligen, die ein Missionar zu verwenden habe? Dann wären die Verordnungen der Königin zu drückend für einen Christen.

Rev. Daud Singh.

Ende August wurde ich nach Klarkabad gerufen wegen schwerer Erkrankung des alten Pastors Rev. Daud Singh und durch einen Fall ernstlichen Ungehorsams, dessen jemand sich dort schuldig gemacht hatte. Zugleich begleitete ich Fräulein Tucker auf ihren einsamen Posten nach Batala. Ich traf den alten Mann zu Bett. Er erwiderte auf meine Fragen:

„ich bin stark und zur Abreise gerüstet." Da hörte man keine Klage über Elend oder Mutlosigkeit, nur das einfache „ja, ja, mein Herr" eines Matrosen, der einmal noch die Anker lichten soll. Vor mehr als 30 Jahren hatte ihm ein Missionar ein Kirchenlektionar mit einem Kalender gegeben, der bis 1880 reichte. Seitdem hatte er dies benützt und war nun überzeugt, daß seine Dienstzeit abgelaufen sei, sobald das vielbenützte Papier sein Werk gethan habe. Ich freue mich sagen zu können, daß der alte Mann jetzt den Kirchenalmanach für 1881 benützt. Sein Schwiegersohn, der Rev. Imam Shaw von Peschawar hat die Katechumenen getauft, die ich im Juli zurückgelassen hatte, und wieder sind neue dazugekommen.

Hoshyarpur-Kullu.

Auf meiner Rückreise nach Kangra kam ich über Hoshyarpur, wo ich meine alten Freunde von der amerikanisch-presbyterianischen Mission aufsuchte und einen Jüngling traf, der sich bekehren wollte; er bekannte öffentlich seinen Glauben an Christum und schien auch deshalb verfolgt zu werden. Ich bestellte ihn nach Dharmsala, aber fand ihn nicht genügend reif zur Taufe; jetzt ist er mir aus den Augen gekommen, doch hoffentlich nur vorübergehend. Viel Freundlichkeit und Hilfe wurde mir vom Kaplan zu Dharmsala, Rev. Irwin zu teil, der seitdem die Mission in Kangra aufgesucht und dort das Abendmahl ausgeteilt hat; auch von Herrn Tucker, welcher eine Sonntagsschule hielt, in meiner Abwesenheit Gottesdienste versah und mir mit seiner laterna magica half, die Leute im Bazar zu versammeln und zu belehren.

Mitte Oktober machte ich mit Flinte und Zelt einen Ausflug auf die hohen Hügel und ließ mich gerade unter dem Schnee, 9000 Fuß hoch, nieder. Es giebt keine wirksamere Erholung und ich kam frisch und kräftig für meine Winterarbeit in die Ebene zurück.

Häufige Besuche in der flachen Gegend hatten mich verhindert nach Kullu zu kommen, wo die Mission, welche Herr Baring in Gang gebracht hatte, gegenwärtig unter dem Rat der inländischen Kirche steht. Sie ist von einem einzigen Katecheten Munschi Mohan Lal besetzt, aus dessen Briefen ich oft erfahre, wie viel Arbeit geschehen ist, und wo sich wieder neue aufthut. Rev. Mian Sadiq besuchte Kullu im Mai als Abgeordneter des Rates, um dem einsamen Evangelisten Hilfe und Teilnahme zu erweisen. Mohan Lal hat kürzlich die ersten zwei Evangelien in den Kullu Dialekt übersetzt. Sein Werk muß jedoch erst noch von einem erfahrneren Sprachkenner durchgesehn werden, ehe es gedruckt wird. Einer der ehemals in Narowal bekehrten Knaben ist jetzt Munschi in einem Theegarten, zehn Meilen von Kangra entfernt. Als ich ihn und seine Familie besuchte, war er eben sehr erfreut und gestärkt worden durch Briefe aus Europa von seinem alten Lehrer Herrn Hooper, der nun leider nicht mehr in der theologischen Schule von Lahore ist. Zerstreute eingeborne Christen wissen solche brieflichen Worte des Rates und der Teilnahme sehr zu schätzen.

Ende Oktober verließen wir endlich Kangra und nahmen einen der Katecheten mit, der wohl ein empfänglicheres Arbeitsfeld in der Ebene finden wird; er ist ein guter Arbeiter und hat seit Jahren mit steinigem

Boden zu thun gehabt. Wir hielten uns eine Woche in Batala auf. Ich hatte Herrn Baring versprochen, seine Schule zu beaufsichtigen, so lang ich in der Gegend wäre, aber wegen meiner Nomadengewohnheiten konnte ich diesen Dienst nur dem Namen nach versehen. Ich konnte dies um so weniger beklagen, als der Oberlehrer Singha ganz besonders geeignet für die Verantwortlichkeit und die heiligen Pflichten ist, welche das englische Ideal eines christlichen Oberlehrers erfordert.

Der Brunnen in Chhelowal.

Während unseres Besuches wurde gelegentlich der Eröffnung des genannten Brunnens ein Ferientag gegeben. In meinem letzten Berichte habe ich von diesem angefangenen Brunnen erzählt und erhielt auf meine Bitte Beiträge von Herrn Baden Powell und Frl. Harvey von Hampstead, hinreichend ein paar kräftige Ochsen anzukaufen mit dem nötigen Geschirr, so daß der christliche Fakir den Brunnen zur Bewässerung benützen kann und somit sein Auskommen findet. Wir veranstalteten zu Ehren des allmächtigen Gottes bei der Einweihung einen feierlichen und freudigen Gottesdienst. Viele Heiden waren zugegen und Rev. Mian Sadiq, Frl. Tucker und die älteren Zöglinge benützten die Gelegenheit, ihnen zu sagen, mit welcher Freude sie Wasser aus dem Brunnen des Heils schöpfen könnten.

Der Vicekönig von Amritsar.

Von Batala gingen wir nach Klarkabad und dann zurück nach Amritsar, um für den Empfang des Vicekönigs Vorbereitungen zu treffen. Wenn man an die Gemeinde eingeborner Christen vor zehn Jahren denkt, kann man über die jetzige Anzahl und Stellung derselben nur erstaunt sein. Der Vergleich regt zum innigsten Dank an für die Vergangenheit und zur hoffnungsvollsten Erwartung für die Zukunft des Christentums in diesem Lande. Die huldvolle Aufnahme ihrer Ansprache, sowie Lord Ripons kräftige Erwiderung darauf, gab den christlichen Pandschabis den erfreulichen Beweis, daß sie keine unbedeutende Körperschaft mehr sind.

Geheime Gläubige. — Christliche englische Soldaten.

Am selben Tag brachen wir von Amritsar nach Narowal auf. Unterwegs besuchte ich eine Stadt, wo die Taufe begehrt wurde und das Predigen seit mehreren Jahren vernachlässigt worden war. Ich ärgerte mich über die Unaufmerksamkeit meiner Zuhörer und besonders im Bazar über das Schweigen eines Färbers, der die Taufe verlangt hatte, bei einer Probefrage, die an ihn gestellt wurde. Ehe ich die Stadt verließ, führte er mich in sein Haus, warf seine indigofarbigen Arme um mich, indem er beinahe mit Thränen sagte: „Ach, ich bin nicht Löwe genug, öffentlich zu bekennen, was ich glaube!“ Wie manche unter uns könnten eine ähnliche Beichte ablegen!

In Narowal hielt ich eine sorgfältige Prüfung der Missionsschule, welche ergab, daß die kürzliche Entziehung des Regierungszuschusses, ob sachlich recht oder unrecht, ein harter Schlag war. Letztes Jahr ersuchte ich die Fürbitten meiner Leser für einen Jüngling, der in seinen Knaben-

jahren durch Mißhandlungen eingeschüchtert, dem Christentum hatte entsagen müssen. Wer ihn in sein Gebet eingeschlossen hat, wird froh sein, zu erfahren, daß er jetzt seinen Glauben an den Erlöser bekennt und obgleich er, wie der Färber, nur heimlich mit mir spricht, sucht er doch Gelegenheit, sich ganz vom Mohamedanismus zu befreien.

Auf dem Rückweg nach Batala sahen wir den einsamen Ladenbesitzer von Talwandi; je mehr Haß und Verfolgung er zu erdulden hat, um so heller brennt das Feuer seines christlichen Glaubens. In Batala begegneten wir zwei englischen Soldaten, die eben von Kandahar zurückgekehrt waren. Sie besuchten Frl. Tucker und hielten vortreffliche Ansprachen an die Knaben. Öfter schon habe ich erfahren, daß englische Soldaten auf diese Weise ihre jungen eingebornen Mitchristen stärkten, indem sie dieselben als Waffenbrüder behandelten.

Die Geschichte eines jungen Bekehrten.

Ich versprach oben einen genaueren Bericht über die Bekehrung eines jungen Hindu, für den ich mich seit Jahren lebhaft interessiert hatte. Zuerst lernte ich ihn als kleinen Knaben auf dem Cricketfeld im Jahre 1869 kennen. Ich wunderte mich, mit welchem Mut er sich gegen viel größere Burschen hielt, und richtete an ihn die Frage, welche er bei Erzählung seiner Geschichte erwähnt. Ich glaubte, der Bericht würde an Wert gewinnen, wenn von ihm selbst erzählt, und lege denselben bei, wie ich ihn eben jetzt, im März 1881, erhalten. Er lautet also:

Ich danke Gott, daß ich die Religion von Kindheit auf liebte. Ich erinnere mich, daß mich als Knabe jemand fragte, welcher Religion ich angehöre. Ich antwortete: Ich bin ein kleiner, kleiner Christ; ich war damals noch ganz Anfänger im Christentum, doch im täglichen Wachstum begriffen, als mein ältester Bruder Christum bekannte und sich taufen ließ. Sein öffentliches Bekenntnis rief große Bewegung in der Stadt Amritsar hervor und unsere Familie hatte viel darunter zu leiden. Als ich die beklagenswerte Lage meiner Eltern und Verwandten sah, sagte ich mir, das Christentum müsse eine sehr schlechte Religion sein und fing an dasselbe zu hassen. Ich wurde aus der Missionsschule genommen und in die Regierungsschule geschickt. Da traf ich mit schlechten Gefährten zusammen und wurde von religiösen Gedanken abgeleitet. In der Regierungsschule blieb ich fast drei Jahre; dann kam ich zur Missionsschule zurück und bestand da mein Absolutorium. Unterdessen kam Pandit Dayanand Sarasawati, der Gründer des Aryanischen Samadsch, nach Amritsar und gab eine Reihe Vorlesungen. Er zerstörte in mir den letzten Glaubensrest an die christliche Religion; ich fing sogar selbst an, dagegen zu sprechen. Bald darauf ging ich meiner Studien halber nach Lahore und blieb daselbst zwei Jahre. Das bischen Philosophie, das ich da lernte, führte mich im Verein mit dem Verkehr mit irreligiösen Freunden zum Atheismus. Während ich mich auf meine juristische Prüfung vorbereitete, las ich in meinen Mußestunden Rasselas und war überrascht zu erfahren, daß es auf dieser Welt kein wahres Vergnügen gebe. Ähnliche Gedanken bemächtigten sich meiner und ich rief aus: Alles ist eitel!

Nachdem ich mein Examen mit Erfolg bestanden hatte, kam mir Lust, in die Welt zu treten. Ich wurde um diese Zeit verlobt, doch ohne Glück empfinden zu können. Die Überzeugung von der Nichtigkeit dieser vergänglichen Welt hatte tiefe Wurzel in meiner Seele gefaßt und ich fühlte mich von Tag zu Tag unbefriedigter.

In meiner Vaterstadt hoffte ich vergebens auf Beruhigung; ich gebärdete mich wie ein Irrkranker. Meine Brüder brachten mir verschiedene Ärzte und eingeborene Nakims — aber keiner konnte mich von meiner Krankheit heilen. Endlich ging ich auf die Hügel und verweilte einige Tage in Kangra. Oft war ich nahe daran, von einer Klippe hinunter zu springen und so meinem Leben ein Ende zu machen. Ich fürchtete einen Selbstmord nicht, da ich als Aryaner an Seelenwanderung glaubte.

In Dharmsala begegnete mir Herr Tucker und als er von mir erfahren hatte, was in meinem Innern vorging, sagte er ganz vergnügt: „Ich will zu Gott für Sie beten. Möge Er Sie je mehr und mehr unbefriedigt mit der Welt machen!" Ich murrte in meinem Herzen und war erzürnt über ihn. Doch führte er mich in sein Haus und gab mir Baxters „Ruf an die Unbekehrten" und „Jetzt oder nie" und bat mich, ihn zuweilen zu besuchen; aber ich beschloß dieser Aufforderung keine Folge zu leisten, kehrte nach Kangra zurück und ließ mich als Rechtsanwalt nieder. Ich versuchte alles, glücklich zu werden, aber ohne Erfolg.

In dieser Zeit kam ich mit Babu Hira Lal Banerdschea, dem Hauptlehrer der Missionsschule, zusammen und war genötigt, religiöse Gegenstände mit ihm zu besprechen. Nach großen Kämpfen war ich wohl von der Falschheit des Aryanismus überzeugt, aber noch nicht von der Echtheit des Christentums. Ich hatte noch mancherlei Einwände gegen die heilige Schrift. Aber eines Abends, als ich nach einer Erörterung mit ihm nach Hause zurückkehrte, wurde mein Herz von einem Lichte erleuchtet, das ich nicht beschreiben kann und mir deuchte, eine Stimme zu hören, welche sagte: „Kind, du hast kein körperliches Leiden; deine Krankheit ist geistiger Art und Christus ist dein Arzt!" Von da an war ich wirklich bekehrt, ich war glücklich und froh, wie nie zuvor in meinem Leben. Ich konnte mich nicht enthalten, vor Freude zu springen; ich sang und rief: Ich bin geheilt! ich bin geheilt!

Auch erzählte ich Herrn Banerdschea, was sich zugetragen. Er war sehr erfreut und fing an, mich mehr und mehr mit den Lehren des Christentums bekannt zu machen. Jenes innere Zeugnis aber war für mich genügend; ich mußte Christum zu meinem Erlöser machen, Ihn öffentlich bekennen. Darum ging ich nach Dharmsala und wurde am 6. Juni getauft. In meinem Glauben bin ich überaus glücklich. Meine Liebe zu Christo ist das Geheimnis meiner Freude. Die Welt wollte mich zu einem Kreuzträger machen; aber mein geliebter Erlöser macht mich unsagbar glücklich durch den Glauben, den Er mir verliehen hat.

Des jungen Bekehrten Prüfungen.

Ich will seine Geschichte, welche nur geistige Prüfungen und geistlichen Sieg schildert, ergänzen, indem ich Unannehmlichkeiten ganz andrer Art

erzähle, denen er ausgesetzt war. Der Neubekehrte, den ich A. nennen werde, hat zwei Brüder, beide Rechtskundige in Amritsar: B., der älteste, ist Christ, C. ein bittrer Feind des Christentums. Als die Nachricht von A.'s Taufe nach Amritsar gelangte, war der Jammer seiner indischen Freunde groß, noch größer die Entrüstung der Aryanischen Gemeinde. C. begab sich sogleich nach Kangra und kam, mit einem Brief des eingeborenen Richters ausgerüstet, nach Dharmsala. Dieser Brief wurde A. eines Abends von einem Diener übergeben, als er mir eben im Bazar half, die Schattenbilder von Herrn Tuckers laterna magica zu erklären. Er wurde darin gebeten, sogleich nach einem Hause in Dharmsala zu kommen, wo er (der Richter) wichtiges mit ihm zu besprechen habe. Mir war von Amritsar her C.'s Reise mitgeteilt worden und da ich Unheil witterte, begleitete ich mit Herrn Tucker A. nach dem bezeichneten Hause. C. war da; der erbärmliche Richter 12 Meilen weit in Kangra. C. versuchte alles: Überredung, Beweisgründe, Thränen und Spottreden, um A. zu bewegen, daß er ihn nach Amritsar begleite, wo er ihm versprach, sich seinem neuen Glauben nicht widersetzen zu wollen, sondern im Gegenteil unter seiner Leitung das Christentum selbst zu studieren. So bestürmte er ihn bis zwei Uhr morgens; während dieser Zeit waren die Brüder meist allein; aber als ich um diese Stunde A. ganz erschöpft und C. unter dem Einfluß eines geistigen Getränkes fand, schickte ich A. zu Bett und blieb noch zwei Stunden länger mit C. Es war beklagenswert mit anzuhören, wie dieser, einer meiner ehemaligen Lieblingsschüler, gleich einem wilden Ochsen in der Schlinge heulte und tobte und alles verfluchte, was mir heilig war. Um vier Uhr war er still und wir begaben uns beide zur Ruhe. Am nächsten Tage hielt ich mich fern, um die beiden Teile sich selbst zu überlassen. A. hatte, wie ich hörte, beschlossen, seinen Bruder nicht zu begleiten, war aber geheimnisvoll verschwunden. Das war am Samstag und ich hatte am folgenden Tag die englische Frühkirche zu halten; sonst hätte ich mich aufgemacht, die Gegend nach A. zu durchsuchen. Ich war in solcher Sorge um ihn, daß ich nicht wußte, wie ich durch den Gottesdienst kommen sollte. Darum kann man sich leicht denken, wie freudig ich aufatmete, als ich beim Heraustreten aus der Sakristei sein freundliches Gesicht unter der Gemeinde sah. Er hatte am Abend vorher Ruhe und Trost in der Einsamkeit der Berge gesucht; aber als er vor Einbruch der Nacht weit unten die englische Kirche liegen sah, war er herabgestiegen und hatte in einem der Nebengebäude übernachtet.

Einige Tage später ließ mir B. sagen, C. habe einen Prozeß gegen mich angestrengt, in dem er mich beschuldigte, einen Geisteskranken getauft zu haben und gefangen zu halten; er wünschte diesen Kranken selbst zu verwahren und verlangte eine Vollmacht auf 2000 Rupies, auf welche er Anspruch zu haben behauptete. Meinem ersten Gefühle nach hätte ich mich dieser Vorladung widersetzt; aber da ich andere Geschäfte in der Ebene hatte und fürchtete, mein Widerstand könne falsch gedeutet werden, entschloß ich mich, mit A. vor Gericht zu erscheinen. Ich ließ mir vom Arzt in Kangra eine Bescheinigung über A.'s körperliche und geistige Gesundheit während der Periode der behaupteten Geisteskrankheit ausfertigen;

mit diesem und mit einem andern sehr ungern verabreichten Zeugnis vom eingeborenen Richter, welches bescheinigte, daß A. während der fraglichen Periode Anwalt in seinem Gerichtshof war, reisten wir zusammen ab. C. hatte sich unterdessen nach den Hügeln begeben in der Absicht, uns im Triumph vor Gericht zu bringen. Da aber A. vom Fieber litt und ich fürchtete, die aufregende Begegnung mit seinem erzürnten Bruder, verbunden mit der Hitze und Anstrengung der Reise, wäre zu viel für seine Kräfte, wichen wir ihm aus. Als wir zur bestimmten Stunde vor Gericht erschienen, fanden wir eine große aufgeregte Menge Hindus und Aryaner. Sowohl vor dem Saale, wie in demselben wurde versucht, A. von mir und meinem Freunde Herrn Rodgers, der uns half, fortzudrängen. Da dies nicht gelang, umringten sie ihn und suchten ihn durch Aufregung zu einem Ausbruch von Irrsinn zu bringen. C. benahm sich gegen beide Brüder sehr schlecht und angesichts des Richters drohte er mir mit erhobener Faust, er wolle meinen Bart raufen und meinen Schädel einschlagen. Der Richter ließ ihn ruhig gewähren. Er schrieb weiter, ohne meinen Gruß zu erwidern, noch mir einen Stuhl anzubieten, was englische Herren von indischen Magistratsbeamten erwarten dürfen. Ungefähr nach einer Stunde voll Lärm und Verwirrung begann die Verhandlung. Niemand wurde verhört; doch sagte der Richter, er wolle es zwei Tage später thun; einstweilen möge sich jede Partei einen Beisitzer wählen, der ihm, dem Richter, beistehen solle. Dann wurde Befehl gegeben, den Saal zu verlassen. Vergebens versuchte ich zu sprechen; der Richter gebot mir Schweigen. Dann folgte ein Auftritt großer Unordnung. Die Hindus wollten den Saal nicht verlassen; nur einige Aryaner entfernten sich, und da wir eine Gewaltthat befürchteten, blieben wir sitzen. Nun wurde der Polizei befohlen, den Gerichtssaal zu räumen und die meisten Hindus gingen hinaus. Sobald wir uns erhoben, wurden wir von den Zurückbleibenden herumgestoßen, um A.'s Hals ward eine Schlinge geworfen und er daran weiter geschleppt. Es wäre ihnen gelungen ohne den kräftigen Eingriff des Herrn Rodger. Auch davon nahm der Richter keine Notiz und erst als Herr Rodger und ich wiederholt Schutz für den sogenannten Geisteskranken forderten, gewährte er uns polizeiliches Geleite vom Gerichte zu unserem nahestehenden Wagen. Das ganze Verfahren war ein so schmählich ungerechtes, daß ich darüber an den abgeordneten Kommissar berichtete. Er ließ die Akten kommen und versprach, den Fall selbst zu hören. Als die Sache seinem Gerichte überwiesen wurde, zog C. seine Klage zurück, gab aber in der Folge seinen Gefühlen noch Ausdruck, indem er seinen älteren Bruder B. auf beide Wangen mit seinem Schuh schlug und innerhalb des Gerichtshofes ihm den Turban vom Kopfe riß. Doch B. nahm es so ruhig hin, daß die Christen entschieden vor der öffentlichen Meinung den Sieg davon trugen. Die Begebenheit zeigt, welche Hindernisse mannigfachster Art ein Neubekehrter in Indien noch zu bekämpfen hat, selbst wenn seine Gegner den „gebildeten und aufgeklärten" Klassen angehören und sein Richter ein Engländer ist. —

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1882.

Sekukuni frei.

Von Missionar Kahl.

Also Sekukuni wieder frei! Seit wann? Im Juli und August v. J. verhandelten die Engländer mit der Bauernregierung in Pretoria. Fast alle Kafferkapitäne Transvaals, die zum Kommen nur zu erlangen und zu bewegen waren, hatte man eingeladen und viele sind persönlich erschienen, für andere kamen ihre Gesandten.

Die Engländer teilten den versammelten Kapitänen mit, daß sie das Land räumen und daß die Bauern wieder regieren würden. Doch sei ein Resident von den Engländern in Pretoria eingesetzt, an den die Kaffern sich wenden könnten mit etwaigen Klagen wider die Bauernregierung. Übrigens sollten die Kaffern sich nur willig der Regierung der Bauern fügen.

Wie die Kafferkapitäne diese Mitteilungen aufnahmen, das übergehe ich mit Stillschweigen, weil ich nicht Augenzeuge war; wenngleich ich die Meinungen mancher vernommen, die dahin gehen, daß die allermeisten der Kaffernstämme Transvaals es viel lieber sähen und zwar aus vielerlei Gründen, — wenn die Engländer im Lande blieben und die Majorität der Bauern wegzöge.

In jenen Tagen nun ist Sekukuni frei gegeben worden von der Regierung und wieder nach Hause geschickt. Aber, wie er mir selbst sagte, mit der Bedingung, daß er nach 3 Jahren persönlich wieder in Pretoria erscheinen solle, um sich den Engländern vorzustellen.

Diese Worte Sekukunis brachten mich auf allerlei Vermutungen, die am Ende darauf hinauskommen, daß in nicht allzuferner Zeit die Engländer wieder Herren von Transvaal sein werden.

Möglich wäre es schon! Denn wenn eine hochmütige Nation eine unsanfte Schlappe erlitten hat — wartet sie mit Ungeduld auf den Tag der Revanche.

Als ich im November 1880 zum ersten Male in meinem Leben in der Hauptstadt Transvaals, in Pretoria mich befand, war einer meiner Hauptwünsche: den gefangenen Bapedifürsten Sekukuni zu sehen und zu sprechen. Mit Herrn Superintendent Merensky zusammen machte ich dem Gefangenen einen Besuch. Wir sprachen ihn im Hofe des für Transvaalverhältnisse sehr großartig gebauten Stadtgefängnisses.

Ah! so sieht Sekukuni aus — rief es in mir; habe mir denselben doch anders gedacht! Ja, so geht es einem, wenn man von jemand viel hört — an zwanzig Jahre lang — ohne ihn je mit Augen gesehen zu haben. Ich sah ihn mir daher gründlich an. Er ist ohngefähr 5′ 2 bis 3″ hoch

— nicht zu stark und sieht sonst aus wie alle andern Kaffern. Er saß am Boden, nur mit einer bunten Decke bekleidet, sonst war er außer dem üblichen Lendenriemen nackt.

Mir fiel es auf, daß Sekukuni beständig zitterte. Herr Merensky sagte mir, daß er das schon früher an Sekukuni bemerkt habe.

Als der Gefangene seinen Lehrer Herrn Merensky sah, lächelte er fröhlich und wehmütig zugleich. Er gedachte wohl vergangener besserer Zeiten. Herr Merensky erzählte ihm dann, daß er vor einigen Wochen in Sekukunis Lande herumgereist sei! Er habe die Brüder und Verwandten des Königs und das ganze Volk gesehen und gegrüßt! Es seien auch wieder drei Lehrer im Lande und viele Gläubige u. s. w. Der Gefangene horchte hoch auf. Von seinem Land und Leuten zu hören, das war seinem Herzen Musik, wenn auch — wie es damals schien, ein Grabgesang! Dennoch dankte der Gefangene dem Lehrer für die Nachrichten.

„Und nun König — wie geht es Dir," fragte Herr Merensky. „O, Mynheer, ich bin traurig — denn ich leide Hunger! Siehe meinen Leib!" — (Es ist wahr, der arme Mann sah sehr mager aus. — Aber die Ursache davon war wohl der Kummer und nicht der Hunger. Seine Mitgefangenen sahen sehr fett aus).

Jetzt unterhielt auch ich mich ein wenig mit Sekukuni. Ich sprach ohngefähr so: „Nicht wahr, König, wenn Du geglaubt hättest dem Worte Gottes, das aus dem Munde Deines Lehrers gegangen, so würdest Du heute noch herrschen in Deinem Lande und fröhlich sein wie ein rechter König? Und auch Maleo würde es so gehen?"

„Ue!" (Schmerzensausruf) antwortete der Gefangene — „Mynheer Lehrer, sage den Königen der Erde: ich, Sekukuni, bin gestorben — Maleo ist tot! denn wir haben beide nicht gehört!" —

Wenig, aber wahr — dachte ich! Gab ihm die Hand zum Gruß und wir beiden Lehrer drückten ihm jeder ein Stück Geld in die Hand. Dann verließen wir das Gefängnis.

Als ich auf meiner Heimreise dem Kapitän Malok und seinen Männern erzählte, daß ich Sekukuni gesehen und gesprochen hätte, war des Fragens kein Ende. Als ich ihnen aber zum Schluß des Gefangenen Worte sagte und sie ermahnte das Wort Gottes nicht länger zu verachten, sondern anzunehmen, da doch Sekukuni aus Erfahrung rede — da schüttelten sie zweideutig die Köpfe. Das war im November 1880.

Dann kam der Krieg zwischen den Engländern und Bauern, der vom Dezember 1880 bis April v. J. währte.

Sobald der Friede geschlossen war, mußte ich wieder nach Pretoria reisen. Das war im Anfang Mai. Da besuchte ich zum zweiten Male den Gefangenen.

Herr Shepstone, bei dem ich mir einen Erlaubnisschein ausbat, um Sekukuni sprechen zu dürfen, fixierte mich scharf und fragte:

„Herr Kahl, was wollen Sie bei Sekukuni?"

Ich antwortete etwas verwundert: „Ich bin ein Missionar und will ihn einfach besuchen!"

„So, weiter nichts? Hören Sie mal, ich bin nicht zufrieden mit Ihrem Kapitän Andries Maubane!"

„Was hat er denn übles gethan?"

„Alle Kafferkapitäne haben während des Krieges regelmäßig ihre Boten zu uns gesandt, nur Andries nicht!"

„Geehrter Herr! Entschuldigen Sie gütigst, es waren während der ganzen Kriegszeit bei unserm Kapitän und Volk weder Unruhen noch sonst etwas vorgekommen, weswegen Andries Maubane hätte das Leben von Leuten aufs Spiel setzen sollen, um Boten nach Pretoria zu schicken! Und sobald das Bauernkommando bei uns erschien und später als die Briefe der Bauern zu Andries gebracht wurden, werden Sie wohl wissen, daß ich selbst im Namen des Kapitäns dem engl. Gouvernement von den Vorkommnissen Anzeige machte."

„All right Mr. Kahl!"

Ich empfahl mich und ging mit Herrn Missionar Beyer zu Sekukuni. Der Gefangene, der mich bald wieder erkannte, fragte heute auch mich über sein Land und Leute u. s. f. Soviel ich antworten konnte, erteilte ich ihm getreuen Bericht. Herr Beyer erzählte ihm von seinem frühern Aufenthalt und Arbeit unter den Hananva bei dem Kapitän Maleboch in Blauberg.

An jenem Tage ahnten wohl weder Sekukuni noch ich, daß wir uns nach drei Monaten auf meiner Missions-Station Neu-Halle beim Kapitän Andries Maubane wiedersehen würden und zwar, der Gefangene als ein Freier, der wieder in sein Land ziehen würde um zu regieren!

Mein Tagebuch erzählt also unter Sonnabend, den 13. August, folgendes: „Seit einigen Tagen ist unser Kapitän Andries wieder hier. Er ist von Pretoria aus mit Sekukuni zuerst auf den alten Platz unsers Volkes am Apisriver gefahren. Sekukuni verzog dort noch einige Tage und machte dann Besuche bei Malok, bei Tekiso und Madibuane! Bei letzterem schlief er von gestern abend zu heute morgen. Und jetzt mittag 12½ Uhr fährt Sekukuni mit seinem Wagen 500 Schritte von meinem Hause entfernt vorbei. Zwanzig bis dreißig Männer folgen dem Wagen."

Ich hatte mir vorgenommen, Sekukuni für den nächsten Montag in mein Haus einzuladen, wo ich ihn dann mit Essen und Trinken erfreuen wollte. Ich wußte ja nicht, daß er es mit einem Male so eilig hatte — was ja wider alle Kaffernatur ist — und daß er schon am Sonntag Nachmittag weiter reisen wollte. Hätte ich das ahnen können, so würde ich ihn vom Wagen herabgerufen und in mein Haus geführt haben. Denn Erbarmen und Freude zugleich erfüllten mein Herz, wenn ich an den König Sekukuni dachte. Am Sonntag, den 14. Aug., gleich nach dem Vormittagsgottesdienst erfuhr ich genau, daß heute noch der König weiter fahre. Er habe deshalb sogar am Sonntag den Schmied, einen Bauern ersucht — ihm die Eisenreifen an den Wagenrädern zu kürzen.

Der Schmied hatte zu Sekukuni gesagt: „Nein Kapitän, heute am Tage des Herrn arbeite ich nicht. Morgen ist noch ein Tag!" Worauf

Sekukuni ihm geantwortet: „Höre Baas, wenn Dir Dein Ochse heute im Moder stecken bleibt, lässest Du ihn ersaufen?"

„Nein — ich ziehe ihn heraus."

„Nun siehe, ich bin der Ochse! ich sitze im Schmutz! Hilf mir!"

„Was sollte ich thun?" sagte der Bauer zu mir. „Sehen Sie Herr Kahl, da habe ich die zwei Räder zurecht gemacht und sagte: König, weil es Sonntagsarbeit ist, zahlst Du mir für jedes Rad 20 Mark."

„O, lachte Sekukuni, das wäre! hm! Du weißt doch, daß ein Gefangener nur die Freiheit bekommt! Wirst doch nicht denken, daß die Herren dem Sekukuni obendrein noch den Sack voll Geld gesteckt haben. Schenke mir die Arbeit und freue Dich, am Sonntag ein gut Werk gethan zu haben. Übrigens schreibe mir Deinen Namen auf, damit ich einst weiß, wie der Mann heißt, der dem Sekukuni gutes gethan!" Das that dann der Schmied auch.

Als nun gar nach dem Gottesdienst fast die ganze Gemeinde zur Hauptstadt lief, um Sekukuni zu sehen, so ließ ich auch die zum Gottesdienst bereits versammelten Kinder laufen, damit sie den großen berühmten Mann sähen. Und so zog die ganze Schar muntere Lieder singend und laut jubelnd dahin.

Kaum hatte ich einige Bissen gegessen, so schloß auch ich mich mit noch etlichen Männern dem Zuge an. In der Hauptstadt angelangt, verkündeten mir schon die großen Volksversammlungen, daß der Held des Tages, der Löwe Sekukuni noch hier sei. Bald stand ich vor ihm mitten in der Versammlung und schüttelte ihm zum Willkommen die Hand. Er saß beim Biertopf mit meinem Kapitän A. Maubane und mit dem christlichen Kapitän Johannes Kekane. Außer den drei Fürsten waren noch eine ganze Anzahl Männer am Boden sitzend gegenwärtig. Sekukuni, der Freigewordene, kannte mich gleich wieder und lachte mir fröhlich entgegen.

Das erste Kompliment, welches er mir sagte, war: „Mynheer, als Du mich im Gefängnis besuchtest, sagtest Du zu mir: König, es wird ein Tag kommen, wo Du Dich sehr freuen wirst! Nun siehe Lehrer — dieser Tag ist heute gekommen! O, wie bin ich so fröhlich!" Obgleich ich mich nicht darauf besinnen konnte, solche Worte zu Sekukuni geredet zu haben — es sei denn, daß ich sie an irgend eine Bedingung geknüpft hätte, mußte ich sie doch glauben. Dann wiederholte er vor allem Volk dieselben Worte und meinte, deshalb habe er mich so lieb! „Du bist mein Herz und ich bin Dein Herz." Ich erwiderte: „König ist das Wahrheit?" „Mynheer Kahl, ich habe nur die Wahrheit gesprochen; denn ein Mann, der mich in den Tagen meines großen Schmerzes im Gefängnis besucht hat, der ist und bleibt mein Freund! Das sind Worte der Wahrheit!"

Ich freute mich natürlich über diesen königlichen Ausspruch des glücklichen Fürsten und hörte nun zu, was er weiter sprach zu den um ihn stehenden Leuten von Marapyane und den anwesenden Freunden von den Nachbarkapitänen.

Mit dem Kapitän Andries M. hatte er folgendes Gespräch:

A. Maubane zu mir: „Siehe Mynheer, der König Sekukuni ist mein

kleiner Verwandter. Ich bin nämlich größer als er! Wenn ich Wasser nötig habe, sage mir o König, wer muß es für mich schöpfen, da ich der Sohn Moepis größer bin als Du, der Sohn des Sekwati?"

Sekukuni: „Ich gehe für Dich schöpfen."

Andries: „Und wenn Du schöpfest mit der Flaschen Kalabasse und das Wasser läuft durch den Hals, was sagt es dann?"

Sekukuni: „Es plappert, es sagt: enn, enn, enn, enn — bis die Flasche voll ist."

Andries lachend: „Also Du bist der Arme — ich aber bin der Reiche!"

Sekukuni: „Ja, o Herr, so ist es! — Und für wen schöpfest Du denn Wasser — he?"

Andries betroffen: „Ja, da ist kein anderer über mir unter den Bakhatla, ich bin eigentlich der größeste — außer Sambock Smook."

Sekukuni: „Und da plappert auch die Kalabasse und sagt: enn — enn — enn — enn — enn! hihi?"

Alle lachten herzlich und schrieen: „Ja, der ist der Herr! Männlicher Löwe, Du Untier."

Als nach jenem Zwiegespräch Sekukuni von uns weg zu seinem Wagen ging, verweilte ich noch ein wenig und erfuhr von Johannes Kekane, daß er vom Gouvernement Auftrag bekommen, den Sekukuni lebendig nach seinem Lande zu bringen, binnen 10 Tagen. „Wir fordern ihn von Dir," haben die Herren zu mir gesagt! „Sie wollen in einer leichten Pferdekarre von Pretoria aus den nächsten Weg nehmen und mit Sekukuni auf seiner Hauptstadt zusammentreffen."

Ich folgte dann dem Sekukuni zum Wagen. Hier waren hunderte von Menschen versammelt um Sekukuni anzuhören, der auf der Vorkiste seines Wagens saß. Ehe ich jedoch die nun folgende Ansprache des Königs aufzeichne, bitte ich die Leser mir auf einige Augenblicke nach Kapstadt zu folgen.

Als der gefangene Zulufürst Ketschwayo per Schiff in Kapstadt anlangte, sagte er zu versammelter Volksmenge: „Ihr Leute, was seid ihr herausgegangen zu sehen? Wollt ihr einen Tiger sehen? Ja, ich sage euch, ein Tiger ist Ketschwayo, der da Hunger hat nach dem Blut seiner Feinde, die er alle gefressen."

Sekukuni begann heute ähnlich: „Leute von Marapyane, was seid ihr herausgegangen zu sehen? Wollt ihr einen schönen Mann sehen, mit schönem Angesicht? Wollt ihr einen freien König sehen? Ja ich sage euch, häßlich nennt ihr mich! Dennoch bin ich schön! Gefangen war ich, dennoch bin ich wieder frei. Höret was ich sage: Schön ist Sekukuni grade nicht — aber so häßlich als ihr alle ohne Ausnahme seid, ist er doch nicht. Warum aber bin ich erstens ein schöner Mann und dann noch ein großer Mann? Das sagt mir doch, ihr häßlichen Leute von Marapyane! Höret, ich will es euch sagen. Der Sekwati, mein Vater, hat die allerschönste Frau im Lande gesucht und sie geheiratet! So muß doch nun auch der König Sekwati mit der schönsten Frau den schönsten Sohn haben. Deshalb sage ich, ich bin schöner als ihr alle. Ja, ihr Frauen von Marapyane,

von euch hat er keine erwählt, darum sage ich euch, ihr seid häßliche Leute! Würde er es aber gethan haben, so wäre Sekukuni heutigen Tages euer Vetter und würde nimmer wagen, euch häßliche Leute zu nennen."

Alle lachten ob dieser Rede. Der Redner natürlich auch.

Er fuhr fort: „Meine Freunde ihr wisset die Post! Wo die Briefe und Zeitungen ankommen, he? Heute bin ich die Post und alle Briefe und Zeitungen sind in meinem Comptoir. Kommt zu mir und ich erzähle euch alles, was ihr noch nicht wisset; Ja, höret; die Wunder und verwundert euch: Wo in aller Welt ist ein König, der den Engländern in die Hände gefallen ist und den sie nicht töten? ich aber bin ein gefangener König gewesen! ich lebe noch! ich bin wieder frei! O Freunde, ich bin mir ein Wunder! Aber Gott der Herr hat's gethan, das Wunder! Ja, danket mit mir und für mich Gott, das vergesset nicht ihr Christen von Marapyane! Leute, ruft mich nicht mehr maschila gatischa-Mahlmutter, welche zertritt! Nennt mich heute und alle Zeit Moretele, d. h. einer, der die Leute warten macht. Ja, ich bin von heute an der unüberwindliche, der die Leute warten machende! Es haben Bauern (makoa) und Soldaten (masola) ihre Kunst an mir versucht und ihre Kräfte erprobt, aber nicht nur sie, sogar die Gefangenwärter (mapanditi) sind endlich ermüdet! Denn hört mich an. Es ist ein Topf vorhanden, ein großer! Man hat den Sekukuni in den Topf gesteckt, Wasser hineingegossen (Trübsal und Krieg), den Deckel drauf gelegt (Gefängnis), Feuer darunter gemacht (immerwährende Angst im Gefängnis, daß sie ihn töten würden) und so zu kochen begonnen, Jahre lang. Das war das Werk der Bauern und Soldaten und dann der Gefangenwärter! Alle Tage, als ich noch im Gefängnis war, sagten die Soldaten zu den mapanditi: Ei, Leute, seht ihr denn nicht, daß das Holz bereits verbrannt ist? Nähret das Feuer mit neuem Holze! Die Speise muß kochen.

Die mapanditi nahmen den Deckel vom Topf — sahen hinein und sagten: Ihr Leute, Soldaten und Männer des Gouvernements saget der Frau mit den Ohren, der Viktoria in England, saget also: Wir sahen in den Topf, aber trotz allen Feuers und Kochens wird die Speise nicht gar! Sekukuni bleibt hart! Da sind sie endlich müde geworden zu feuern und haben gesagt: Sekukuni, wir sind nun müde zu feuern und zu kochen, Du wirst niemals weich! Gehe wieder nach Hause und regiere weiter! Ach, sie haben gewiß nicht gemerkt, daß auch ich endlich müde geworden bin. Und wisset ihr warum? Ich will's Euch sagen. O Leute, ich habe im Gefängnis gut gelebt, aber maloko a ditschukudu (Mist der Nashörner, so nannte er das Brot) wollte ich nicht mehr essen. So habe ich denn Fleisch, Bier, auch Branntwein und Kaffee bekommen! Ja, die Engländer sind gute Leute! Haben mich gut gehalten, ich habe sie lieb. Aber weil sie eben müde geworden, nun so gehe ich heute nach Hause. Eines muß ich euch noch sagen, ihr Leute von Marapyane! ich habe viel geträumt im Gefängnis. Und wisset Ihr, von wem? Von Nkopodi, der mich dem Feinde übergeben. Der ist es, welcher nie mich geliebt hat. Und noch lebt er. Sein Bild hat mich nicht schlafen lassen."

Da ich merkte, daß Sekukuni bald abfahren wollte, stieg ich zu ihm auf den Wagen und setzte mich neben ihn. Im Wagen waren Frauen, Mädchen und ein kleiner Junge, alle in Kleidern wie die Christen. Diese alle waren mit Sekukuni die Zeit über im Gefängnis gewesen. O, die lachten mich so glückselig an; sie kannten mich vom Gefängnis her noch wieder. Das sagten sie mir voller Lachen. Sekukuni begann nun: „Mynheer, ich bin nur einen Tag bei euch gewesen! Jetzt gehe ich in mein Land zurück und bleibe drei Jahre. Dann gehe ich nach Pretoria, denn die Engländer werden mich rufen. Auf dieser Reise besuche ich Dich dann in Deinem Hause und Du schlachtest für mich einen großen Ochsen mit solchen Hörnern!" Er hielt seine Arme an den Kopf und wiegte denselben hin und her, wie die großen Ochsen zu thun pflegen. Ich lachte und entgegnete: „Und Du, König, was wirst Du thun, um mein Herz zu erfreuen, wenn ich Dich in Deinem Reiche besuche?"

„O, Mynheer, komme nur, ich erfreue Dich dann auch! Du bist mein Freund, ja mein Bruder, der mich im Gefängnis besuchte! Das vergesse ich Dir nicht!"

„Schon gut, König — siehe heute habe ich Dir nur ein wenig Tabak mitgebracht! Da, nimm hin!"

„Danke, danke, Du guter Mynheer Kahl, o, ich habe Dich lieb, Du bist meine Mutter! — Da Kind, verwahre den Tabak!"

„Ja, König, Du sagst, Du bist nun wieder frei! Sage mir die Wahrheit. Wer hat Dich frei gemacht?"

„Ja, hat es denn nicht Gott gethan?"

„Ja König, Du hast recht geantwortet. Siehe, für Dich wird viel gebetet zu Gott, ich glaube, die Gebete Deiner Christen in Deinem Lande haben Dich miterlöset. Und Gott hat gesagt: So, ich will nun den Sekukuni frei machen. Du sollst wieder in Dein Land gehen und regieren! Aber Gott wird auf Deine Regierung sehen! Er wird merken, ob Du an Ihn denkst! Die Heiden in Deinem Lande werden freilich sagen: Unsere Medizin hat eine große Kraft — da sehet, sie hat den König Sekukuni erlöset! Nicht wahr, so sagen sie?"

„Ja Mynheer, so werden sie sagen."

„Und was sagst Du nun? wessen Werk ist es, daß Du nach Hause gehst?"

„Mynheer, ich weiß es gut, das hat nur Gott gethan; ich habe es wohl gemerkt — was Gott thut!"

„Höre König, ich gehe jetzt nach Hause, aber ich will Dir als Freund noch ein Wort sagen."

Während ich so begann, horchte Sekukuni plötzlich hoch auf. Mitten durch den Trubel hindurch erklangen die Stimmen meiner Schulkinder, die ein schönes Lied anstimmten.

„Mynheer, was ist denn das?"

„Es sind die Kindlein der Christen, sie singen Dir, o König, zum Abschied ein Lied, um Dein Herz fröhlich zu machen!"

Er lächelte und horchte.

Als sie geendet, fuhr ich fort: „Höre, König, Gott hat der Engländer

Herzen gelenkt und sie setzen Dich wieder in Dein Land ein als einen König. Regiere Dein Volk mit Liebe und die Herzen der Christen und Heiden werden Dir aufs neue zufallen in Liebe. Gott wird Dir helfen und Dir das Reich und die Herrschaft erhalten, wenn Du an Ihn denkst. Hörst Du, König?"

„Mynheer, ich will gut regieren und die Leute, auch die Christen lieben."

Ich reichte ihm zum Abschied die Hand und sprang vom Wagen, der bereits einige Schritte weit gefahren war.

Ich schließe, indem ich noch einige Worte hierher setze, die Nkoamasogana, der Bruder des Sekukuni, zu etlichen meiner Gemeindeglieder gesprochen. „Brüder," sagte er, „vergeßt uns nicht. Ihr seht, Sekukuni geht nach Hause zu regieren. Ihr kennt das Herz des Königs, daß es auch das Bier liebt und viele irdische Gedanken hat. Da vergessen wir alle leicht wieder Gottes Wort und Gottes Hilfe, die uns aus dem Gefängnis führte. Denkt an uns. Betet für uns, daß Gott uns nicht wegwerfe und daß wir nicht vergessen Gottes Hilfe. Besucht uns auch mit Gottes Wort! Denn es muß in unserm Lande herumlaufen."

Möchten diese letzten Worte eines Heiden auch von den Christen in Deutschland beachtet werden!

Nachschrift: Joh. Kekane kam heute, Sonntag, 4. Septbr., nach Neu-Halle. Er erzählt, daß er den König Sekukuni bis Mpajlele (Mutle) begleitet. Dort habe man den König fröhlich empfangen. Leute von Sekukunis Hauptstadt seien anwesend gewesen. Hätten geschrieen: „Er ist es nicht, es ist sein Geist!" und wären wie unsinnig hinweggeeilt, um die neue Mähr in der Heimat zu verkünden.

Etlichen, die Sekukuni gerathen, er solle nun die Mörder seiner Tochter bei Mutle töten, habe Sekukuni geantwortet: „Wer Krieg will, lasse mich aus dem Spiel, ich nehme die Aufrührer gefangen und sende sie nach Pretoria."

Erzürnte Heiden haben in jenen Tagen die Kirche der Christen bei Mutle verbrannt, weil Christen ein gestorbenes Zwillingskind auf dem Kirchhof begraben hätten. Das bringe Unglück, sagten die Heiden.

Ein Bericht Bischof Crowthers über die beiden Nigermissionsstationen Bonny und Braß.[1])

1. Bonny.

Diese Mission wurde 1865 begonnen infolge einer Aufforderung des Königs Wilhelm Pepple, der kurz nach ihrer Gründung starb und seinen

[1]) Unsre Leser kennen den tüchtigen schwarzen Bischof der Nigermission nicht bloß aus der Monographie über sein Missionsgebiet (1875 S. 30 ff. u. Beibl. 1880 S. 65 ff.), sondern auch aus den Quartalberichten, von denen fast jedes etwas über seine Arbeit mitzuteilen hat. Es dürfte ihnen daher willkommen sein, einmal einen Originalbericht dieses hervorragenden Mannes zu lesen, zumal derselbe auch an sich höchst interessant ist (Ch. M. Int. 1881 S. 416 ff.).

Sohn Georg, den jetzigen König als Nachfolger erhielt. Die Mission war den verschiedenen Wechselfällen unterworfen, wie man sie in jeder neuen christlichen Mission in allen Teilen der Welt erfahren hat: nämlich ein glücklicher Anfang, dann Verfolgungen der Bekehrten, die den Fortgang hindern sollten, aber wie anderwärts einen neuen Beweis dafür lieferten, daß Märtyrerblut der Same der Kirche ist. Durch Verfolgungen, Martyrium und Verbannungen war einmal unsere Gemeinde auf dreißig Kinder zusammengeschmolzen; aber denselben Ursachen verdanken wir später neue Erweckungen; die verhaltene Glut der Überzeugung in den Gewissen der Leute konnte nicht länger verborgen bleiben, das Feuer brach endlich aus: daher ein über Erwarten großer Zudrang zu den Kirchen, deren Vergrößerung notwendig wurde. Die St. Stephanskirche der Eingeborenen, welche 300—400 Personen leicht fassen konnte, war gedrängt voll, so daß es einer Vorempore bedurfte, um Raum zu schaffen; dennoch konnte die zuströmende Gemeinde nicht aufgenommen werden.

Der Archidiakonus riet zu einer Vergrößerung; aber ich hielt dieselbe für verfrüht. Da ich fürchtete, die Leute könnten rückfällig werden, so schlug ich einen zeitweiligen Anbau an der Seite der Kirche vor für diejenigen, welche innen nicht Raum finden; aber die Vermehrung war mehr als zeitweilige Aufregung, so daß eine dauernde Vergrößerung um 10 Fuß breit auf jeder Seite der Kirche beschlossen wurde. Bei 50 Fuß Breite auf 53 Fuß Länge war die Kirche nun nahezu viereckig und konnte 900—1000 Personen fassen, die sich bei besonderen Gelegenheiten hereindrängten. Die sogenannte englische Kirche St. Clement wird auch am Sonntag von 250—400 Eingeborenen besucht; bei dieser Gelegenheit wird jeder erdenkliche Platz, die Sakristei nicht ausgenommen, für Kinder benutzt. Hohe und Niedere, Herren und Sklaven bilden diese Gemeinde, ein starker Beweis, daß diese Bewegung nicht auf eine Volksklasse beschränkt und daß sie nicht etwa nur eine augenblickliche Aufregung war.

Als die Boote zu Kriegszügen gerüstet und nach altem Brauch Opfer zubereitet und das Blut der Opfertiere auf die Kriegsboote vergossen wurde, um den Kriegsgott günstig zu stimmen, verweigerten die Bekehrten einstimmig, Opfer darzubringen, dabei gegenwärtig zu sein, oder davon zu essen, weil dies abgöttisch, abergläubisch, den Gesetzen Gottes und den Lehren der christlichen Religion, welche sie bekannten, zuwider sei. Während einige Häuptlinge ihnen beistanden, befahl ein andrer, ein Gegner des Christentums, einem Priester, ein Tier für ihn zu opfern; aber der Priester, obgleich kein Bekenner Christi, verweigerte es, weil er überzeugt von der Thorheit dieser Gebräuche war. Der wütende Häuptling befahl einem seiner Sklaven, den Priester mit der Peitsche zu seiner Pflicht zu zwingen; aber der Diener weigerte sich, ebenso ein zweiter Sklave, dem derselbe Befehl erteilt wurde. Als nun auch ein dritter den Priester nicht züchtigen wollte, fiel er selbst voll Wut mit der Peitsche über den Widerspenstigen her und ließ ihn seine Kraft fühlen, bis er von einigen umstehenden, welche Zeugen des Vorganges gewesen waren, weggeführt wurde. Da er nun glaubte, der Priester habe eine heilsame Lektion empfangen

und sei zu sehr eingeschüchtert, um sich seinem Befehle ferner zu widersetzen, ließ er ihn wieder rufen, um das Opfer zu vollbringen; aber der Priester erwiderte, daß er, wenn er hätte opfern wollen, sich nicht erst hätte schlagen und öffentlich so schmählich behandeln lassen; es sei zu spät, er werde den Göttern nimmer opfern. Bald darauf ließ er sich unter die Taufkandidaten aufnehmen. Solcher Fälle giebt es viele.

Am 9. Mai 1880, dem Sonntag nach Himmelfahrt, wurden 35 Personen konfirmiert, welche sich gemeldet hatten. Am Pfingstmontag darauf war Taufe für Erwachsene und es wurden durch diese feierliche Handlung der Kirche 40 Glieder zugeführt, worunter eine ganz alte Frau, die Pflegemutter eines der einflußreichsten Häuptlinge von Bonny; der Gottesdienst war sehr feierlich.

Bonny bietet jetzt in religiöser Beziehung einen ganz neuen Anblick; große Veränderungen zum besseren finden statt; ungeachtet ausdauernder Anstrengungen einiger Priester, die auf den Einfluß vornehmer Häuptlinge sich stützen, gerät das Heidentum in Verfall; viele Bauten, welche den Göttern geweiht sind, werden nicht mehr instand gehalten und der große, mit Menschenschädeln gezierte Tempel fällt in Ruinen mit wenig Aussicht auf Wiederherstellung. Diese Gegenwirkung wurde herbei geführt durch den Tod des Kapitäns Hart, des großen Gönners der Götzendienerei und eifrigen Beschützers des Tempels mit Menschenschädeln; das Volk lernte mehr und mehr die Thorheit der Götzendienerei einsehen, besonders als dieser große Gönner des Heidentums die Thatsache nicht verbergen konnte, die er noch in seiner Sterbestunde entdeckt hatte, nämlich daß alle Götter Lügen sind, zugleich feierlich alle seine Anhänger ermahnte, diesen lügnerischen Trugbildern kein Vertrauen mehr zu schenken, und um sich zu entsühnen, da er der Hauptführer ihrer Götzendienste gewesen war, ernstlich befahl, alle Bilder und Figuren in seinem Stadtviertel nach seinem Tode zu zerstören, damit dieselben nicht durch sein ehemaliges Beispiel andern zum Falle gereichten. Dieser Befehl wurde wörtlich ausgeführt. So brachte Gott diesen großen Verfolger, Mörder und Verbanner der Christen dazu, Ihn zu preisen, während Er die übrigen Widersacher durch seinen Tod unschädlich machte, auf daß Seine Sache den Sieg gewinne und Sein Name gepriesen werde. Später konnte auch ein einflußreicher, verfolgungssüchtiger Häuptling eine bekehrte reiche Frau aus der Stadt nicht irre machen, trotzdem er mit Beschlagnahme ihres Eigentums drohte, weil sie sich geweigert hatte, um Gottes Gebot nicht zu übertreten, ihm an einem Sonntag etwas zu verkaufen. Diese Verfolgung war offenbar beabsichtigt, sie in Versuchung zu führen; aber man hatte sich getäuscht.

Zwei junge Bekehrte kamen ins Missionshaus, um Bücher zu kaufen, glaube ich; aber weil ich sie nicht kannte, fragte ich sie, wer sie wären und aus welchem Ort sie kämen, worauf einer erwiderte: „Aus dem Land Israel.“ Nach dieser sonderbaren Antwort von solchen Männern fragte ich, was sie damit meinten und wo das Land Israel sei? Darauf erwiderten sie: „Sie wissen nicht, was sich alles in Bonny geändert; jenes Dorf Ayambo wird das Land Israel genannt, weil man kein Götzenbild

darin findet. Sie sind alle weggekommen und einige dem Archidiakon übergeben worden; so ist es frei von jeglichem Götzendienst und wenn sich jemand, der die christliche Religion bekennt, in der Stadt Bonny nicht behaglich fühlt, der ist eingeladen, nach dem Dorfe, Land Israel genannt, zu kommen." Diese Mitteilung war für mich und Rev. Johnson, der eben aus der Sierra Leone-Mission zurückgekommen war, ganz neu. Zur Veranschaulichung des gesagten liegt ein großer Haufe ehemals angebeteter Götzenbilder der verschiedensten Gattungen von Stadt und Land im Missionshaus; der Archidiakonus wird eine Auswahl treffen, welche man künftig nach Salisbury Square (ins Missionshaus der Ch. M. S. in London) schicken wird.

Wenn die Bekehrten zu Hause sind, besuchen sie regelmäßig die Sonntagsgottesdienste, wenn sie auf den Ölmärkten im Innern des Landes sind, haben sie es sich zur Regel gemacht, an diesem Tag aller Geschäfte sich zu enthalten und kommen zur üblichen Stunde an einem bestimmten Orte zusammen, wo sie lesend und betend ihre Andacht verrichten. Diese Zusammenkünfte veranlaßten im Lauf der Zeit den Bau eines Schuppens und aus diesem wurde später eine regelmäßig gebaute Kapelle aus inländischem Material, welche fünf Häuptlinge in Okrika, einem neutralen Handelsmarkt zwischen Bonny, Neu-Kalabar und Braß, 30 Meilen nach dem Innern zu, errichteten. Dieselbe hat Raum für 3—400 Personen; die Bänke sind aus Subskriptionen angeschafft, welche die Häuptlinge bei ihren Leuten angestellt, und das Dach auf Kosten der Häuptlinge mit galvanisierten Eisenplatten belegt. Während meines Aufenthaltes in Bonny sandten diese Häuptlinge einen aus ihrer Mitte, einen einflußreichen Mann, an mich ab, um mich um einen christlichen Lehrer zu ersuchen. Der Archidiakonus traf Vorkehrungen bei König Georg Pepple und einem Häuptling Oko Jumbo, um seine Durchreise bei einem Besuche in Okrika zu erleichtern.

Seit die Häuptlinge von Bonny außer ihrem Palmenölhandel auch etwas Landwirtschaft betreiben, haben sie auch bessere Häuser auf diesen Landgütern, als in der Stadt Bonny erbaut; folglich haben fast alle Häuptlinge die Stadt verlassen, um die meiste Zeit auf ihren Landsitzen zuzubringen. Ich war neugierig einen dieser Landsitze zu sehen und gab diesen Wunsch König Georg Pepple zu erkennen, welcher uns sofort aufforderte, ihn auf seinem Dampfer nach seinem eignen Gute zu begleiten. Die Gesellschaft bestand aus dem Archidiakonus mit Frau, meiner Person, meinem Enkel Hugh Stowell Macaulay und dem König, der zugleich Kapitän und Maschinenführer war. Die Entfernung betrug ungefähr 6 (engl.) Meilen von der Stadt Bonny bis an den Ausgang der Bucht; da begegneten wir Prinzessin Florence, des Königs Schwester, welche unsere Ankunft erwartete. Das Haus war ein hübsches Gebäude von übertünchtem Fachwerk, etwas erhöht gebaut mit gebretterten Fußböden, und übertraf alles, was ich dergleichen in Bonny gesehen hatte. Solche Häuser würden der Stadt ein gefälligeres Ansehen gegeben und zur Gesundheit und Bequemlichkeit viel beigetragen haben. König Georg zeigte

mir auch einen angefangenen Bau und sagte mir, daß dies eine Kapelle für seine Leute würde, welche am Sonntag verhindert wären, dem Gottesdienst in Bonny beizuwohnen; ich drückte ihm meinen Beifall über das gute christliche Beispiel aus, das er seinen Leuten giebt. Wenn alle seine Häuptlinge auf ihren Landsitzen Andachtsstätten errichten, wird das Christentum bald das Heidentum verdrängen und binnen kurzer Zeit die Landesreligion werden. Von seinem Haus aus führte uns König Georg nach einem benachbarten Landsitz, etwa eine Meile entfernt, dem Häuptling Squeeze Banigo gehörig, wo ein bretternes Haus auf einer 6 Fuß hohen Grundsteinmauer von Backsteinen errichtet ist, viel besser als sein Haus in Bonny, das ganz vernachlässigt und baufällig ist. Überhaupt sind alle diese Häuser viel besser gehalten als in Bonny und zeigen Fortschritte in der Baukunst. Es sind Nachahmungen der Häuser unsrer Missionsstation. Abends wurden wir im Dampfer vom König Georg Pepple nach Bonny zurückgebracht.

Gelegentlich wurden auch die Städte und Dörfer an der entgegengesetzten Seite des Bonny-Flusses, von den Eingeborenen Peter-Seite genannt, wahrscheinlich nach einem hervorragenden Häuptling dieses Namens, der ehemals da lebte, aufgesucht; die Leute waren willig, christliche Lehrer bei sich aufzunehmen, welche ihnen versprochen waren; doch konnte ich ihnen noch keinen schicken, nicht einmal einen Bibelleser; die Häuptlinge haben vor kurzem ihr Gesuch erneuert, und ich mußte sie mit demselben Versprechen vertrösten. Wohl kommen einige dieser Leute wenn irgend möglich zum Sonntagsgottesdienst nach Bonny, sowie andere von der Stadt Juju, welche über zwei Meilen von der Missionsstation entfernt ist; aber es wäre gut, wenn man ihnen geeignete Lehrer oder wenigstens Bibelleser schicken könnte, so lang die guten Eindrücke frisch in ihrem Gemüte haften.

Ein weiteres Zeichen des Fortschrittes in Bonny ist die von der Gesellschaft zur Verbreitung der Missionsblätter gestiftete Druckerei, welche von Nutzen für die ganze Nigermission zu sein verspricht. Herr Campbell aus Lagos war gerade zur Zeit meines Besuches unser Gast; so benutzten wir seine Kenntnisse in der Druckerei und baten ihn, die Maschine aufzustellen, um einen Anfang zu machen. Man hatte schon länger die Absicht, das Drucken einzuführen; aber die Schüler, mit welchen wir unsere Industrieschule eröffnen wollten, waren noch nicht vorbereitet genug; so wurde der Versuch bis jetzt hinausgeschoben und wir hoffen, daß es, wenn auch zuerst langsam, doch gut weitergehn wird.

Ich hatte beabsichtigt, auf meinem Rückwege von den oberen Stationen vor meiner Weiterreise nach Lagos noch einen Besuch in Bonny zu machen; aber es war anders bestimmt und ich konnte meine Wünsche nicht erfüllen. Was die Mission in Bonny am meisten bedarf, sind mehr Lehrer für das weite Feld, das sich uns eröffnet. Die Eingeborenen errichten selbst Andachtsstätten in den Landesteilen, welche von den zwei Kirchen in Bonny zu entlegen sind. König Georg hat ein Haus für Gottesdienste in Bokohiri, seinem Landsitze errichtet; dasselbe wurde am 10. Oktober durch den Archidiakonus vor einer Gemeinde von 183 Personen eingeweiht.

Die Häuptlinge von Okrika erwarten ungeduldig eine Antwort auf ihre Eingabe um einen christlichen Lehrer, um die Stelle an der Andachtsstätte, welche sie freiwillig errichtet, zu besetzen. Der Archidiakonus konnte sie nur je und je besuchen, da er in Bonny zwei Kirchen zu versorgen hat. Die Häuptlinge der Stadt Juju sammeln das nötige Material für eine Andachtsstätte zu ihrem eigenen Gebrauch; der Häuptling Wilh. Brown vereinigt die Gemeinde, um mit ihnen zu lesen und zu beten; ein Lehrer wäre hier dringend nötig. Die Häuptlinge auf der andern Seite des Flusses, der Stadt Bonny gegenüber, machen auch Vorbereitungen zu einem Gotteshause in ihrer Gegend; auch sie bewerben sich um einen christlichen Lehrer. Herr Boyle kränkelt und hat einem ärztlichen Zeugnis zufolge Urlaub bekommen, um seine Gesundheit wiederherzustellen; unter diesen Verhältnissen ist es für den Archidiakonus unmöglich mit einem Lehrer allen Forderungen der Mission zu Bonny zu entsprechen. Man braucht mehr und ausgiebige Lehrkräfte.

2. Braß.

Diese Mission war seit meinem letzten Berichte mancherlei Wechseln ausgesetzt. Gegen Mitte des Jahres 1879 wurde der Rev. Johnson so ernstlich krank, daß ihn der Arzt sofort nach Sierra Leone schicken mußte; wegen dieser plötzlichen Abreise wurde der Katechet von Neu-Kalabar, Herr Garrick, hieher berufen, um Herrn Johnsons Stelle während seines Krankenurlaubs zu vertreten. Unterdessen machte der Archidiakonus häufige Abstecher nach dieser Station und blieb so lange als seine Gegenwart nötig war.

Bald nach Herrn Johnsons Abreise nach Sierra Leone erkrankte König Ockiya, nachdem er sich schon längere Zeit unwohl gefühlt hatte, und da ihm eine Ahnung sagte, daß er nicht mehr aufkommen werde, beschloß er ernstlich, sich für das Bekenntnis der christlichen Religion zu entscheiden. Während seines Aufenthaltes im Dorfe Tuwon nahe an der Rhederei, wo Herr Garrick ihn häufig besuchte und mit den Bedingungen der Kirche für die Taufe bekannt machte, ließ er sich durch Unterricht auf dieselbe vorbereiten; bald darauf kehrte er nach seinem Hause in Nembe zurück und da er sein Ende nahe fühlte, entsagte er vollends der Vielweiberei und begehrte ernstlich die Taufe. Man schickte nach dem Archidiakonus in Bonny, welcher ohne Zeitverlust dem Rufe folgte, und König Ockiya wurde am 30. November 1879, in seinem Hause nach dem Morgengottesdienst, in Gegenwart vieler Unterthanen und Diener auf die Namen Josia Konstantin feierlich getauft. Der König starb am 13. Dezember und wurde am 15. von Herr Garrick als Christ begraben, während die Heiden Vorbereitungen getroffen hatten, dem Begräbnis die Ehren zu erweisen, welche nach ihren Anschauungen einem großen Herrscher gebühren.

König Ockiya war ein Beispiel für die Kraft des Evangeliums, welches den Menschen unterweisen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Christo Jesu. Er bat im Jahre 1867 um Missionare für sein Land, welcher Bitte auch Folge geleistet wurde; er gab für die Station ein

Stück Land her und ließ es durch seine Leute urbar machen. Der erste öffentliche Schritt, den er im Bekenntnis zum Christentum that, war die Abschaffung seiner Götzenbilder, die Gegenstände seiner häuslichen Verehrung, im Jahr 1876, weil er überzeugt war, daß sie den Lehren der Religion, in welcher er sich unterrichten ließ, entgegen waren. Diese Götzenbilder wurden ins Londoner Missionshaus geschickt, als Siegeszeichen von der Kraft des Evangeliums. Eine der letzten öffentlichen Handlungen des Königs war die Errichtung eines Gotteshauses in der Hauptstadt aus inländischem Material, worin sich am Sonntag ungefähr 500 Personen zum Gebet und zum Lesen der heiligen Schrift versammelten; dieser Gottesdienst wurde und wird noch von einem der Zöglinge geleitet, welche der König bei Eröffnung der Mission, um derentwillen er verfolgt wurde, in die Schule geschickt hatte. Diese Stätte wird eine bleibende Erinnerung sein an seinen Eifer Gutes zu thun, so lang es ihm vergönnt war. —

Nun blieb noch der letzte Schritt, auf den der König sich vorbereitete: der Vielweiberei zu entsagen, welcher er, wie die andern Großen seines Landes gehuldigt hatte; sie war nach ihrem Urteil eines Königs würdig und ein Zeichen von Größe. Es war der letzte große Kampf, den er unternehmen wollte; wenn er stürbe — wohl! wenn es ihm noch vergönnt wäre zu leben, wolle er bis an sein Ende ihn als Christ durchführen.

Dieser kurze Bericht von des verstorbenen König Ockiya Überzeugungen und Kämpfen, das Heidentum aufzugeben und das Christentum anzunehmen, wäre auf manche Häuptlinge anwendbar, die in einer ähnlichen Lage inmitten ihrer heidnischen Brüder leben und denen es an Glauben und Mut mangelt, öffentlich die Fesseln des Heidentums abzuschütteln, das Kreuz aufzunehmen, Verfolgungen zu dulden, Verluste und Vorwürfe zu ertragen um des Namens Christi und seiner Bekenner willen. Doch wir müssen nicht verzweifeln; wo ein Trieb ist, kann man aus der belebenden Kraft Leben und einen Heerhaufen erwarten.

Es ist hier noch zu bemerken, daß mehrere Gegner des verstorbenen Königs, welche den heidnischen Priestern bei der Verfolgung desselben beigestanden hatten, seitdem Kirchgänger geworden sind; einige haben ihre Götzen in der Missionsstation abgegeben und sich zur Taufe angemeldet; andere waren schon vor König Ockiyas Tod durch die Taufe in die streitende Kirche auf Erden aufgenommen worden.

In meinem Brief vom 30. Juni steht folgender Abschnitt, den ich hier einschalte, da er zur Sache gehört.

„Die aufgezeichnete Statistik über Kirchenbesuch bezieht sich auf des verstorbenen König Ockiya Kirche in Nembe unter der Leitung seines Dieners Jakob Kalaikperi Ockiya, der unter den Zöglingen war, welche der König bei Eröffnung der Braß Mission in die Kostschule gegeben und während der Verfolgung von 1871 wieder hatte herausnehmen müssen. Der junge Kalaikperi, Sklave des Königs, war zugleich sein Hauskaplan, der bei den Familienandachten die Bibel vorlas, bis der König die Kirche erbaute, in welcher der junge Mann unter zeitweiligem Beistande einiger

älteren Bekehrten, bis zum Tode des Königs gegen Ende des letzten Jahres die Gottesdienste leitete.

Ich besuchte Nembe am 11. d. M. in Begleitung des Rev. Johnson und blieb da den Sonntag über, wo ich bei dem Morgengottesdienst einer aufmerksamen Gemeinde von 432, Herr Johnson nachmittags einer von 367 Seelen predigte. Diese Zahlen waren nicht außergewöhnlich, denn vor unserm Kommen wechselten sie zwischen 436, 492, 523 bis 558 unter der Leitung des Jakob Kalaikperi und seiner bekehrten Genossen, woraus wir sehen, daß Gott zu seinem eignen Werk auch seine eignen Werkzeuge erkoren, da es mir nicht möglich war Pastor, Katechet, Schullehrer oder Bibelleser dort aufzustellen. Am 22. kehrten wir von Nembe zur Missionsstation zurück und am Sonntag den 27. wurden 72 Kandidaten in der St. Barbarakirche konfirmiert, und in meinem Vormittagsgottesdienst predigte ich 472 aufmerksamen Zuhörern. Ich muß diese Bemerkungen mit der innigen Bitte an die Komitee schließen, uns zu erlauben, die zwei Hütten zu bauen, die wir in Nembe brauchen, und uns mehr Lehrer zu senden, um das wichtige Arbeitsfeld zu sichern, welches sich uns eröffnet."

Seit Ockiyas Tod ist kein Nachfolger ernannt. Bei diesem Besuch gingen wir wie gewöhnlich geradezu nach dem königlichen Hause, um zu sehen, ob Luwe des Königs jüngerer Bruder und jetziger Besitzer des königlichen Hauses uns empfangen und beherbergen würde, trotzdem er ein Gegner der christlichen Religion ist und es seinem Bruder Ockiya nie verzeihen konnte, daß er ein Bekenner derselben war. Jedoch Luwe empfing und beherbergte uns freundlich als Gäste in des verstorbenen Königs Haus; kamen wir ja auch, ihm unsere Teilnahme zu zeigen über den Tod seines Bruders und unseres Freundes. Luwe wollte sich in keine Unterhaltung über religiöse Gegenstände einlassen; er wäre nicht der König. Er konnte den Morgen- und Abendandachten im Hause nicht fern bleiben; doch wollte er uns nicht zur Kirche begleiten. Luwe wäre vielleicht von den Christen gewählt worden, welche in Nembe sowohl als in Tuwon bei der Rhederei eine große und einflußreiche Partei bilden; aber da er ein Gegner der christlichen Religion ist, wollten sie nicht für ihn stimmen. Es giebt zwei oder drei Kandidaten für den Thron; da aber noch keiner gewählt ist, befindet sich Braß gegenwärtig in einem Zustande der Anarchie.

Luwe, welcher das ganze Eigentum seines Bruders, des verstorbenen Königs, beansprucht, wird uns wohl Schwierigkeiten machen wegen des Stück Landes, das uns König Ockiya gegeben hat, um Wohnhäuser für die christlichen Lehrer darauf zu erbauen; er versuchte verschiedene Male Einwände gegen unsere Besitznahme des Landes zu erheben; aber ich machte entschieden den Anspruch der vom König erbauten Kirche geltend, deren rechtmäßiges Eigentum es war. Wenn wir nur gleich mit dem Bau eines Hauses beginnen könnten, damit Luwe keine Gelegenheit mehr hätte nach dem Stück Land zu trachten. Ich hoffe, die Frage wird jedoch bald erledigt sein.

Was noch über Braß zu berichten wäre ist gleichlautend mit den Bemerkungen über Bonny: vollständiges Verwerfen von Götzenbildern;

in dem Missionshaus der Station kann man deren eine große Menge von jeder Gestalt und Beschaffenheit sehen: von Holz und Thon, von Eisen und Messing, und wenn ich an die Küste zurückkehre, werde ich eine kleine Auswahl davon nach London senden: Das Dorf Tuwon scheint ganz gereinigt von diesen Götzenbildern; die einzige Priesterin, eine alte Frau, welche ich sah, schien aus Mangel an Erwerb sehr heruntergekommen, da niemand mehr nach Weissagung verlangt. Sie war begreiflicher Weise ärgerlich auf das Christentum, welches die Götter aus dem Lande drängt.

Das rote Kreuz in Südafrika.

Im Kriege der Transvaalbuhren gegen den Häuptling Sekukuni begleitete der frühere Missionar der Berliner Missionsgesellschaft, Nachtigal, der wegen Kränklichkeit emeritiert ist, das Bauernkommando als Arzt. Mit ihm waren 25 Botschabeloer, getaufte Eingeborene der Berliner Missionsgesellschaft, um als Krankenpfleger Dienste zu thun. Nach einem Handgemenge, in welchem die Buhren sich zurückzogen, blieb einer derselben schwer verwundet im Bereich der feindlichen Kugeln, und war sicherlich ein Kind des Todes, wenn er nicht herausgeholt wurde. Zu ihm wagte sich aber kein Weißer, weil das eigene Leben sichtlich bedroht gewesen wäre. Da ruft Nachtigal einige seiner farbigen Krankenträger und befiehlt ihnen, den Verwundeten herauszuholen. — „Wie? siehst Du nicht, daß die Feinde den Ort bereits umstellt haben?" Ja, das sehe ich, aber ein Christ wagt sein Leben für seine Brüder! — „Aber ist er denn unser Bruder? Er ist ja ein Buhr! Und weißt Du nicht selbst, wie viel Elend wir schon durch die Buhren erdulden mußten, und für solche Leute sollen wir unser Leben wagen?" — „Ein Christ liebt auch seine Feinde. Heute habt ihr Gelegenheit zu zeigen, ob ihr wahre Christen seid!" — Die Botschabeloer sahen ihren Vorgesetzten fragend an. Es war ja ein Missionar, und ein solcher ist für die Getauften die höchste Autorität. „Befiehlst Du uns wirklich zu gehen?" — „Ja, geht in Gottes Namen!" — „Nun so wollen wir gehen, Du aber bete für uns, daß der Herr es uns gelingen lasse und wir selbst bewahrt bleiben!" Vier todesmutige Männer gingen. Der Missionar betete. Der Herr gab seinen Segen, sie brachten den Verwundeten glücklich heraus. Als der Kommandierende der Buhren, Präsident Bürger, von dieser That hörte, ließ er die Tapferen vor sich kommen. Sie hatten auch während des Kommandos mancherlei Belästigungen von den Buhren erfahren, die einmal es sich nicht anders denken können, als daß die Farbigen nur zum Dienste für sie geschaffen seien, und sie also, soweit sie nur Macht haben, um ihren Willen durchzusetzen, nach Willkür ihnen befehlen können, was sie wollen. Der Präsident wußte dies. Um sie vor ferneren Unbilden zu schützen, nahm er ein rotes Tuch und ließ es in Kreuze zerschneiden, und heftete jedem der Botschabeloer Krankenträger ein Kreuz an das Kleid und erließ dazu einen Armeebefehl, daß die also mit einem Kreuz Dekorierten von niemandem als von ihm, dem Präsidenten selbst, einen Befehl erhalten sollten. Obige Geschichte ist als Wahrheit verbürgt. Der Missionar Nachtigal hat sie mir persönlich erzählt.

Dr. Wangemann, Missionsdirektor.
(Berl. Ev. Sonntagsblatt).

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai. 1882.

Ein sonderbarer Auftritt in Hang-Chau.[1])

Vielleicht wird es Sie interessieren, wenn ich versuche, Ihnen zu beschreiben, was ich vorigen Sommer in einem Tempel bei Hang-Chau gesehen habe.

Zeit: Mitternacht. Ort: Der Tempel auf dem östlichen Hügel.

Ein wirklich eigentümlicher Anblick bietet sich uns dar. Oben auf der 20 Stufen hohen Treppe stehen wir und übersehen eine große, im Tempelhofe versammelte Menge. Beinahe jeder Mann trägt eine Laterne, sodaß es auch ohne Mondschein hell genug ist. Was thun alle diese Leute mitten in der Nacht im Tempel? Ehe wir diese Frage beantworten, wollen wir uns umdrehen. Was sehen wir hinter uns? Wir stehen auf einer erhöhten Platform im eigentlichen Tempel. In der Mitte auf dem Ehrenplatze sitzt ein Götze, eine ganz gräßliche Figur. Dieser ist hergebracht worden, um bei der nun beginnenden Feierlichkeit den Vorsitz zu führen. Viele Diener sind da, ihm aufzuwarten. Er hat Schreiber und Bediente, Polizisten und viele andere, welche auf seine Befehle warten. Damit er die Hitze nicht fühle, schwingen vier Männer die ganze Nacht hindurch für ihn den Fächer. Dieser Götze stellt den Herrscher der Geisterwelt vor, welchem Staatsminister, vornehme und geringe Mandarinen beigegeben sind, seine Wünsche auszuführen.

Plötzlich hört man in dem gedrängten Hofe unten ein Gejauchze. Das große Eingangsthor am anderen Ende des Hofes wird weit aufgerissen und herein kommt ein Mann, welcher die Stelle eines Mandarinen vertritt, von Schreibern, Polizeidienern und Boten begleitet: und über ihn wird ein wunderschön gestickter seidener Schirm gehalten. Von beiden Seiten wird ihm von Dienern mit großen Federfächern Luft zugefächelt, während andere Diener, um ihn vor unangenehmen Gerüchen zu schützen, vor ihm her eherne, an Ketten hängende Rauchfässer schwingen, deren fortwährend entströmende Weihrauchwolken die Luft erfüllen. Mit gemessenem Schritte gelangt er durch den Tempel zur Treppe, deren Stufen er langsam ersteigt. Ein Diener legt ein prachtvolles, gold- und silbergesticktes Kissen auf den Boden und darauf kniet schweigend der Mandarine vor dem Götzen nieder. Da er einem der sechs Regierungsämter vorsteht, überreicht er seinen Bericht, worauf er sich zurückzieht. Wieder hört man jauchzen, während die Diener nach einander vortreten und offizielle Karten

[1]) Ch. M. Int. 82 S. 164 ff.

abgeben, welche in Empfang genommen und vor den Götzen gelegt werden. Nicht weniger als 72 dieser Karten werden abgegeben seitens der 72 geringeren Mandarine, denen es nicht erlaubt ist, vor Seiner Majestät zu knien. Nur die Vorsteher der sechs Ämter kommen persönlich und ihre Begleiter helfen die unten im Hofe wartende Menge verstärken.

Das Gedränge ist unterdessen schrecklich geworden und nur mit Mühe können wir unsern Platz behaupten. Die Gerichtsdiener und solche, deren Pflicht es ist, den Raum vor dem Götzen frei zu halten, haben eine schwierige Aufgabe. Endlich ist alles bereit und dem Wächter der untern Regionen wird Befehl gegeben, einen gewissen bösen Geist herauf zu bringen, der nach dem Gesetze gerichtet werden soll. Schwere Schlüssel werden diesem Manne eingehändigt, welcher mit fünf bis sechs Gehilfen in die sogenannte Hölle hinabsteigt, um den Angeklagten zu bringen. Bald dringen unmenschliche Töne durch die Nacht; große Aufregung herrscht, als diese Männer wieder erscheinen und einen mit eisernen Ketten gefesselten Unglücklichen vor den Richter schleppen. Fragt man, wer so behandelt wird, so antworten wir, daß es ein Geisteskranker ist, ja wirklich ein Geisteskranker, und das ist die einzige Wirklichkeit in dem ganzen Verfahren. Geisteskrankheit schreibt man einem bösen Geiste zu, der seine Behausung in dem Körper dieser Person haben soll. Der Geist soll jetzt gerichtet und womöglich ausgetrieben werden. Die Chinesen glauben wirklich, daß ein Mensch von Teufeln besessen sein kann. Aber nun herrscht Stille. Der Besessene, den man gezwungen hat, vor den Götzen niederzuknieen, wird jetzt von den dazu bestimmten Personen vernommen. Eine lange Unterhandlung folgt; viele Fragen werden gethan, aber wir sind nicht nahe genug, etwas zu verstehen. Bald wird das Urteil verkündet: der Mann soll geschlagen und für einige Zeit in die Hölle zurückgeführt werden; dann soll er zu seinen Freunden zurückkehren dürfen, welche für diesen Kurversuch 20 bis 100 Mark bezahlt hatten.

Der Urteilsspruch wird von der Menge mit Geschrei aufgenommen und sogleich zu dessen Ausführung geschritten. Bald ist alles bereit; der Mann liegt mit dem Gesichte auf dem steinernen Boden, vor dem Götzen ausgestreckt. Die Polizisten treten vor, alle mit dem Folterwerkzeug, dem langen Bambusrohr, bewaffnet. Die Menge hält sich zurück und nun hört man durch die Stille der Nacht das Zischen der Bambusrohre, deren Schläge nicht den auf dem Boden liegenden Mann, sondern eine angekleidete Strohfigur neben ihm treffen.

Nachdem dies vorüber, wird der Mann wieder ausgefragt und darauf Befehl gegeben, ihn zurückzuführen, wo er hergekommen. Die Diener fesseln ihn wieder, und rasch wird er an den furchtbaren Ort zurückgeschleppt. Der Ort ist wirklich schrecklich. Ein enger Gang führt zu einem langen Gemach; dasselbe ist ohne Fenster; aber bei dem Scheine der flackernden Kerzen, welche den Götzen geweiht sind, die diesen Raum der unsichtbaren Welt beherrschen sollen, sehen wir durch die Wolken des denselben geopferten Weihrauchs kleine menschliche Figuren, in allen nur erdenklichen Qualen dargestellt. Nicht Bilder sind es, sondern Figuren von Männern und

Frauen, welche Qualen aller Art erdulden, wie Menschenwahn sie nur ersinnen kann. Hier an diesem schauerlichen Orte sehen wir nacheinander Menschen, welche entzwei gesägt, lebendig gekocht, zu Pulver zermalmt, von Steinen zerquetscht werden, deren Fleisch gekocht, verbrannt, langsam mit großen Messern weggeschnitten oder mit Haken weggerissen wird. Wir sehen Leute, welche im Mörser zerstoßen, an Spieße gesteckt werden; — aber genug, es ist zu gräßlich; halb erblindet vom Weihrauche, der den Dämonen geopfert wird, welche diesen Feierlichkeiten vorstehen, stürzen wir hinaus und atmen dankbar die reine Luft wieder ein. Betrachtet Euch diesen Ort in mitternächtlicher Stunde und sagt selbst, ob die Chinesen nicht hier in wahrhaft schrecklicher lebendiger Darstellung haben, was je in Büchern geschrieben oder auf Leinwand gemalt wurde. An diesen Ort schleppt man die armen Geisteskranken, kettet sie an und läßt sie allein.

Aber was geht jetzt im Tempel vor? Ein Fall ist erledigt, ein andrer wird vorgenommen. Unter dem Geschrei des Haufens wird ein andrer Irrer durch den Hof die Stufen hinangeschleppt, dieses mal ein junger Mann von etwa 22 Jahren. Ein entsetzlicher Auftritt findet nun statt. Der Mann weigert sich niederzuknien; die Begleiter werfen sich auf ihn und versuchen ihn zu beugen, aber vergebens. Groß wird die Aufregung; die Menge wogt wild hin und her und auch wir werden trotz unseres Widerstandes vom Gedränge hin und hergeschoben. Nur ein Gesicht bleibt ruhig, das des bleichen jungen Mannes. Drohungen und Versprechungen bleiben gleich fruchtlos; dem Gesichtsausdruck nach zu schließen, weilt sein Geist in weiter Ferne. Er braucht scheinbar keine Gewalt, aber sie können ihn nicht niederbringen. Ihre Bemühungen bleiben erfolglos; da ertönt der Ruf: „Zur Hölle mit ihm!" Sie bringen ihn zur Treppe, aber weiter nicht; er schüttelt seine Quäler nacheinander ab. Beinahe ist er frei, als mehrere seiner Wächter sich auf ihn stürzen, ihn die Treppe hinab durch den Tempelhof schleppen und nicht ruhen, bis sie ihn im höllischen Reiche festgekettet haben. Dieses mal lassen sie ihn nicht lange darin. Die Vorladung ergeht noch einmal an ihn. Die Wächter führen ihn wieder herein, fest entschlossen, sich nicht ein zweites mal überlisten zu lassen. Kaum hat der Irre die Treppe erstiegen, als er auf das Gesicht niederfällt, ohne Zweifel hatte einer der Wächter ihm ein Bein gestellt. Während er nun von einigen niedergehalten wird, stellen andere Fragen an ihn; aber er antwortet nicht mit einem Worte. Solcher Eigensinn muß streng bestraft werden. Das Mundstück des Götzen verurteilt ihn, auf die Fußknöchel geschlagen zu werden. Wieder treten die Polizisten vor, die Bambusrohre werden sichtbar, die Strohfigur wird hereingebracht, und wieder wird die todesähnliche Stille von dem Schall der Schläge unterbrochen. Aber auch die Schläge verfehlen ihre Wirkung; kein Laut entschlüpft des jungen Unglücklichen Lippen, und so wird er noch einmal an den Ort zurückgeführt, aus dem er gekommen ist.

Angesichts dieses Auftrittes wanderten meine Gedanken zu andern Auftritten, von denen ich gelesen und welche vor Zeiten andere mit angesehen hatten. Ich sah nicht mehr den Götzen der Chinesen; da saß der

römiſche Kaiſer und vor ihm ſtand ein Chriſt, der ſich geweigert hatte, ihm Weihrauch zu opfern und die Ehre zu erweiſen, welche Gott allein gebührt. Da gab es nur einen Ausweg, und während der Ruf: „Zu den Löwen, zu den Löwen," noch in meinen Ohren zu klingen ſchien, kam ich zur Gegenwart zurück. Da ſaß der Götze von gemaltem Holze, umgeben von Anbetern, die ihm Ehren aller Art erwieſen; der junge Mann aber, der trotz aller Drohungen ſich geweigert hatte, niederzuknien, war fort. Wir haben genug geſehen; wir eilen aus dem Tempel, froh die jauchzende Menge hinter uns zu laſſen. Wie wohlthuend iſt es, zu den ſtillen Sternen empor zu blicken und zu denken, daß wenn die Heiden toben und die Leute ſo vergeblich reden, der Herr doch König iſt und von Ewigkeit zu Ewigkeit herrſchet.

Wieder fragen wir: Was bedeutet dies alles? Die Antwort iſt, daß was wir geſehen eine chineſiſche Heilmethode für Geiſteskranke genannt werden mag. Da die Krankheit dem böſen Geiſte zugeſchrieben wird, der in den Menſchenkörper gefahren iſt, ſo iſt der Mann geheilt, wenn der böſe Geiſt hinausgetrieben werden kann. Werden ſie je geheilt? Zuweilen, aber ſelten, ſagen die Leute. Wir müſſen ſagen, daß wenige Leute mitten in der Nacht für einige Stunden in dieſe ſogenannten hölliſchen Regionen eingeſperrt werden könnten, ohne närriſch zu werden, ſelbſt wenn ſie vorher geiſtig ganz geſund waren. Dieſe Förmlichkeiten dauern 20 Nächte und jede Nacht wohnen ihnen andere Zuſchauer bei. Die Irren werden von nah und fern herbeigebracht. So kann man ſich denken, wie groß die Anzahl derer iſt, welche ſich jedes Jahr hier verſammeln.

Auf dem Wege zu meiner Wohnung beſchäftigten mich ernſte Gedanken. Nie zuvor hatte ich ſolchen Götzendienſt geſehen. Wohl war ich gewöhnt, einige Frauen zu ſehen, welche im Tempel ihre Andacht verrichteten, oder eine größere Menge, die ſich zur Verehrung eines Götzen an einem Feiertage verſammelte; aber hier bekannten tauſende ihren Glauben durch ihre Werke und gaben große Summen Geldes aus, um arme ſtumme Götzen zu verehren. Und das waren nicht etwa arme und geringe, ſondern einflußreiche Männer, welche ihr Geld zu dieſem Zwecke hergaben. So wurden die Ausgaben einer Nacht von Wu bezahlt, dem berühmten Bankier von Hang-Chau und Shanghai, der wohl einer der reichſten Männer des Reiches iſt. Als ich jene Nacht mit meinem Gefährten auf dem Berge ſtand und dem entfernten Toben der großen Maſſe im Tempel unten lauſchte, wurde mir mehr denn je offenbar was für ein großes Werk Gottes Diener in dem großen heidniſchen Reiche Chinas auszurichten haben.

Einige Tage in einem Battadorfe.[1])

(Von Miſſionar Hanſtein.)

Simoranghir, wo ich mich jetzt befinde, während Miſſionar Simoneit eine Reiſe an den Tobaſee unternommen hat, liegt auch im Thale Si-

[1]) Der kleine Miſſionsfreund 1882 Nr. 3.

lindung, noch keine Stunde von Pearadja entfernt; der Weg dorthin führt aber durch zwei Flüsse, den Sigeaon und den Situmandi hindurch, die mitunter, wenn es stark geregnet hat, recht hoch sind, so daß ich noch selten ganz trocken hindurchgekommen bin.

Während ich im Freien sitzend schreibe, steht rechts von mir ein brauner Mann, mit ganz kahl geschorenem Kopf, mit nackter Brust und Armen, und einem Tuch um die Lenden, ein kleiner Knabe geht um mich herum mit einem Regenschirm von Blättern, und wenn ich vor mich sehe, erblicke ich die Leute im Gänsemarsch daher kommend vom Markte zu Huta Barat. Die Frauen mit Körben, barfuß und mit nackten Schultern; von weitem hört man ihr lautes Gespräch und das Geschrei der Kinder, die in den schlammigen, abgeernteten Reisfeldern herumspringen. Teilweise sind die Leute noch am Einernten. Nach allen Seiten hin sehe ich einzelne Pferde ohne Zaum und Zügel, und große, plumpe Karibauen, beschmutzt von Kopf bis zu Fuß, denn sich im Schlamm zu wälzen wie die Schweine, das ist ihre Lust. Lasse ich meine Blicke schweifen in das schöne Thal, so kommt es mir fast vor, als wäre ich auf einem Schiffe in offener See, umgeben von schönen kleinen Inselchen, welche mit ihrem üppigen Grün lieblich von den nun gelben Reisfeldern abstechen. Diese Inselchen sind nämlich Dörfchen; ich habe soeben, ohne von meinem Stuhle aufzustehen, deren 36 gezählt, große und kleine. Von den Häusern sieht man sehr wenig, da sie von hohem Bambusrohr umgeben sind, das sehr dicht ist, so daß man meint, kleine Wäldchen zu sehen. Wenn der Reis geschnitten ist, wobei die Leute im Schlamm stehen, kommt er auf Haufen, dann wird er ausgetreten, getrocknet, und sodann in Säcken nach Hause getragen. Das Stroh wird verbrannt. Von meinem Sitze aus kann ich so an zwanzig Feuer zählen. Wenn ich mich gerade aufsetze, sehe ich auch die Kirche von Pearadja an meiner Linken, deren weiße Wand hell aus dem Grün der Bäume hervorleuchtet, ja sogar das graue Rindendach und den schwarzen Bretterturm kann ich unterscheiden. Alles in Allem — hier ist eine schöne Aussicht fürs Auge und auch fürs Herz!

Ich werde vielleicht 14 Tage hier bleiben. An Unterhaltung fehlt es mir nicht, denn Männer, Frauen und Kinder besuchen den neuen Tuan, und auch kommen viele Kranke, um sich Arznei bei mir zu holen. Da wird manches gefragt, und Mißverständnisse giebt es mitunter auch. Vor einigen Tagen kam in aller Frühe ein Häuptling und hielt mir eine Ansprache, deren Sinn war, wie sich später herausstellte, ich solle mit ihm in seine Huta gehen und da essen. Ich verstand ihn aber nicht recht, und gab ihm auf seinen Wunsch etwas Kaffee. Dann kam er wieder mit einem Spinnenviel und spann Garn zu Kleidern. Es kamen auch noch andere und setzten sich dahin; zuletzt war es ein ganzes Häuflein. Ein Christ von Pantjur na Pitu führte meist das Wort, und half mir, wenn ich nicht auf die Spur kommen konnte. Dieser Christ spricht langsam, so kann ich manches verstehen. Der Häuptling fragte nun, ob ich reich sei, wie viele Geschwister ich noch habe, ob Vater und Mutter noch lebten, und — ob mein Vater seine Töchter schon verkauft habe. Da war es

ihm dann doch verwunderlich, als ihm der Jeremias klar zu machen suchte, das sei in Deutschland keine Sitte. Da fragte er, woher denn die Tuans ihr Geld hätten um Häuser zu bauen u. s. w. Da meinte Jeremias, das bekämen sie von reichen Freunden, worauf ich sagte: „und von armen Freunden.“ Der alte, arme Mann kann das nicht gut fassen. Er blieb den ganzen Tag da. Als er meine rotbunte Kappe — ein Geschenk von Herrn v. A. W. aus Padang — sah, bewunderte er sie und zeigte mir seine alte, welche von einer Art Schilf geflochten ist. Ich merkte sogleich, wo er hinaus wollte, that aber als ahnte ich nichts. Richtig! kurz darauf fragte er, ob diese Kappe nicht einen Kameraden hätte, da sagte ich nein, und sie sei ein Geschenk von einem Freunde. Später gefiel ihm auch mein Hut sehr gut, aber leider mußte er erfahren, daß auch der keinen Kameraden mehr hätte. Die Pfeife des Bruder Simoneit gefiel ihm auch sehr gut, und er meinte, ich solle noch so eine schicken lassen. Einmal ging er fort und kam mit einer Kupferpfeife zurück: ich fragte ihn, was die wohl wert sei, da wollte er sie sogleich verkaufen für circa 4 Mark. Ich sagte, das sei etwas teuer, und ich dächte auch eigentlich nicht daran, sie zu kaufen. Als er nun immer wieder davon anfing, sagte ich ihm, kaufen wollte ich sie nicht, als Geschenk aber möchte ich sie wohl haben. Ich dachte „sollst doch einmal sehen, was eigentlich verschenken ist.“ In seinem vermeinten Liebeseifer überreichte er mir sogleich die Pfeife, doch an seinen Gesichtszügen bemerkte ich, daß er sehr enttäuscht sei, weil kein großes Gegengeschenk folgte. Ich riet ihm, er solle doch erst die Pfeife noch leer rauchen; als er das gethan hatte, legte er sie vor sich hin, und — ich that als sähe ich nichts, sprach mit den Leuten, gab ihnen Arznei u. s. w. — auf einmal war die Pfeife verschwunden unter sein Umhängetuch. Ich blieb immer gleich freundlich gegen ihn, und erwartete, er würde sich ruhig davon machen. Er kam aber zu mir und sagte, in betreff der Pfeife möchte er doch zuerst seine Frau fragen. Da mir nun die Sache gar nicht ernst war, antwortete ich ihm, so freundlich ich nur konnte: „Es sei mir recht, wenn er sie mir gäbe, und es sei mir auch recht, wenn er sie mir nicht gäbe, ganz nach dem Willen des Häuptlings.“ Da ward er auch ganz fröhlich, und machte sich nach Haus; ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen. Etwas, glaube ich, hat er doch gelernt, nämlich daß bei ihm geben lange nicht so selig ist als nehmen. Der Häuptling nun ist nicht der einzige, welcher sagt: Gieb, mein Herr! o nein! heute hatte ich mehrere Knaben um mich, denen ich sagte: „Ihr sagt immer: gieb, mein Herr! jetzt will ich einmal sagen: gebt ihr mir!“ Aber ich bekam nichts! Tabak wollen die Männer, Tabak die Frauen, Tabak die Kinder; beiden letzteren suche ich klar zu machen, daß zu Deutschland die Frauen und die Kinder nicht rauchen. — Nun, mit diesem Fordern ist es so: sie denken, wir fordern einmal, bekommen wir etwas, so ist es gut; bekommen wir nichts, so ist's nicht gerade gut, aber auch nicht schlimm. Und ich lerne dabei Sprache und Volk näher kennen.

Nun will ich versuchen, noch einiges von meiner Haushaltung zu schreiben. Das Zimmer, in welchem ich schlafe, ist groß genug. Die

Löcher, wo später wohl noch Fenster hineinkommen sollen, sind mit Brettern zugenagelt. Ein Brett kann ich auf- und abschieben. Die Thüröffnung ist zum Teil vernagelt, und dann wird jetzt eine kleine Thür angebracht. Die Hausthür fehlt noch ganz und wird durch große Tücher ersetzt.

Mein Koch ist ein ganz guter Junge. Er thut einige Hausarbeiten für mich und kann Reis und Kaffee kochen. Auch kocht er jeden Tag drei Eier, eins morgens zum Kaffee, eins mittags zum Kaffee und Reis, und eins abends zum Kaffee. Heute habe ich selber kochen müssen: das kam so: Bruder Simoneit hatte noch einen Haufen Reis mit Stroh im Feld, es regnet jetzt oft sehr stark, und weil ich befürchtete, der Reis möchte verderben, sagte ich gestern Abend dem Koch, er möge doch sorgen, daß der Reis nach Hause käme. Als wir dann erwachten — Bruder Kessel ist jetzt schon ein paar Tage bei mir, und macht mir eine Thür — da war der Herr Koch schon fort. So mußte ich denn selber kochen. Unsere Küche ist in schlechtem Zustande; sie hat nur ein halbes Dach. Wenn es regnet, so geht das Feuer aus, denn bekanntlich sind ja Feuer und Wasser auf feindlichem Fuße, ähnlich wie hier zwei Häuptlinge, Vater und Sohn; beide halten sich für meine Freunde und sind es auch in gewissem Sinne, unter einander aber sind sie wie Feuer und Wasser. Der Sohn hat sogar schon seinen Vater geschlagen, und diese Feindschaft spaltet leider den ganzen Stamm in zwei Parteien, und ist auch der Ausbreitung des Reiches Gottes hinderlich. Möge der Herr deshalb in Gnaden drein sehen!

Ich muß euch aber noch das Schicksal dieser Küche auf Simoranghir näher erzählen. Sie stand früher auf der alten Station. Von dort hat Missionar Simoneit sie mit Dach und Balken vor etwa 14 Tage hierher tragen lassen, wie man eben ein großes Packet von einer Stelle auf die andere trägt. Als ich hierher kam, freuten wir uns noch zusammen darüber, daß die Küche so ganz und unversehrt geblieben war, aber kaum war Bruder Simoneit fort, da that die Küche einen Fall und die ganze Mühe war vergeblich gewesen. Sie ist nun freilich bald wieder hergerichtet worden, aber das Dach hat not gelitten. Deshalb versuchte ich heute morgen, auf einigen Steinen unter dem Schutz des Hausdaches unsere Mahlzeit zu bereiten. Zunächst spülte ich den großen Reiskessel und den Kaffeekessel, wobei es mir an Zuschauern und Bewunderern nicht fehlte. Inzwischen bat ich einen Knaben, Feuer anzumachen; einer Frau schüttete ich Reis auf die Schwinge, und sagte ihr, sie möge ihn reinigen; dann spülte ich die Tassen, welche unser Koch am Abende zuvor hatte stehen lassen. Das ging alles ganz gut; dann ging's an die Steine, zwischen welchen das Feuer brannte, Reis und Kaffeewasser wurden aufgestellt und — ja nun mußte ich Rede und Antwort stehen. Zunächst kam ein Häuptling und wollte Tabak. Da ich den Burschen kannte, sagte ich kurz: „Da wird nichts draus;" er guckte mich verwundert an und setzte sich auf den Boden; ein anderer wollte Nägel haben, ihm mußte ich sagen: „ich bin hier nicht Eigentümer, nur Gast oder Stellvertreter;" dieser gab sich nun nicht gleich zufrieden. Inzwischen gab ich andern Leuten Arznei. Dann kam eine Frau mit allerhand Fragen, die ich nicht einmal schreiben will;

als ich sie ernst fragte: „Kennst du die Lehrer nicht? Für was hältst du mich?“ da half mir ein Christ und fragte sie, ob sie noch Heidin sei. „Ja!“ antwortete sie mit spöttischem Lächeln, und was meint ihr noch mehr? „Wo ist Gott? Was ist Gott? Es giebt keinen Gott!“ Ich fragte die Frau, ob sie schon in ihrem Leben Schmerz erfahren habe; da guckte sie mich merkwürdig an und machte sich trotzig stolz aus dem Staube.

Nachdem der Reis gekocht, ließen wir ihn uns gut schmecken. Wir hatten Honig dazu, jeder ein Ei und etwas Brot, welches uns Schwester Bonn geschenkt hatte. Nach dem Essen und einer kurzen Morgenandacht begab sich Bruder Kessel ans hobeln und ich mußte wieder Rede und Antwort stehen. Bald kamen mehrere Frauen herangezogen, sie ließen ihre Wassergefäße am Wege stehen und besuchten den neuen Tuan. Da hatte ich dann wieder so 20 bis 30 Personen um mich herum. Zunächst bat eine Frau um Arznei, die ich ihr gab. Dann sagte eine andere: „Timbaho!“ Da sagte ich: „Ich habe keinen Tabak wie ihr, und dazu rauchen in Deutschland die Frauen und Kinder nicht!“ Sie ward unzufrieden, und sogar die Männer fanden es nicht schön, daß ich ihr keinen Tabak gäbe; sie wollten auch nicht glauben, daß ich keinen Tabak wie sie hätte. Da dachte ich: „Gut, gieb ihr etwas vom deutschen Tabak!“ (Der ist nämlich breitblätterig, während ihr Tabak mehr Fasern ähnlich ist.) Mit diesem Kunstgriff — ich meine in die Tabaksdose des Bruder Simoneit — hatte ich dann wieder die ganze Partei gewonnen. Die Unterhandlung währte lange, und wir schieden als Freunde.

Nachdem ich noch etwas hatte hobeln helfen, fragte ich Bruder Kessel, wie viel Uhr es sei. Er sagte: zwölf! Der Koch war noch im Felde, also hieß es wieder kochen. Zunächst sagte ich einem Jungen: „Koche uns!“ Da sagte er: „Ich kann nicht kochen!“ „Dann will ich's dich lehren! Reinige einmal den Reiskessel!“ Das that er denn auch. Ein Knabe machte Feuer, aus einer Gießkanne, die vielleicht schon, ich weiß nicht wie lange, da gestanden, hatte man schnell Wasser in den Kessel gethan. Damit war ich aber nicht zufrieden. Ich fragte die Knaben: „Wer weiß die Quelle? Wer will Quellwasser holen?“ Vier waren bereit, zwei rissen sich sogar um ein Gefäß, so daß ich Hoffnung hatte, jetzt würde bald Wasser da sein. Aber gefehlt. Die Quelle war weit, und die eifrigen, dienstfertigen Knaben konnten doch nicht eher gut fortkommen, bis der Tuan Hanstein voranging. Da ging's denn zwischen Reisfeld hin, an Steinen vorbei, über kleine Wassergräbchen, unter Bäumen her, den Berg hinab, wo aus einem kleinen Bambusröhrchen der edle Trank sprudelte. Auf dem Rückwege hatte ich den schwarzen Kaffeekessel zu tragen, ein Knabe die Wasserkanne, und zwei andere auf einer Stange von Bambus die alte Gießkanne. — Nun, wir kamen zum kochen. Zunächst goß einer etwas Wasser in den Reiskessel, da lag ein Hälmchen drin. Als das ein anderer bemerkte, war er so höflich und griff einfach mit der flachen Hand ins Wasser, um das Hälmchen herauszufischen. Ich sagte nun, der Kessel sei nicht rein genug, fing noch einmal, mehr zum Schein, an zu spülen und schüttete das Wasser aus. Das ist hier schnell geschehen, dazu braucht man nicht

einmal an den Wasserstein zu gehen. Dann kam anderes Wasser in den Kessel. Während ich den Kessel überwachte, zählte ich einmal meine Zuschauer, es waren bloß 25, meistens Schulknaben. Drei sahen sich natürlich als meine Gehülfen an. Der eine schürte das Feuer, der zweite hatte einen Suppenlöffel in der Hand, der auch einmal neu war. Jetzt aber, wie das so geht, hatte der Zahn der Zeit zwischen Rand und Boden ein ziemlich großes Loch hineingefressen, und das Stück Stiel, das noch daran ist, zeugt davon, daß der Löffel früher auch einmal einen schönen neuen Stiel hatte. Inzwischen hat der alte Löffel heute noch in der Hand des Batta seine Dienste gethan. Vielleicht lächelt der eine oder andere unter euch und denkt: „Wer macht auch so viel Wesens aus einem Löffel?" Mir haben solche Dinge schon etwas gesagt. Und wenn der alte Löffel reden könnte, so würde er manches erzählen, vielleicht von Kugelfliegen und Sturmjagen, und von Haus- und Kirchenbrand. „In kurzer Zeit," würde er sagen, „geschah es, aber sieh an mir, es geht alles vorüber!"

Zu Mittag aßen wir also Reis, dazu Eier, Honig und Kaffee. Dann hat Bruder Kessel gleich wieder gearbeitet; einmal wurden ihm die Knaben lästig, da schaute er einmal um sich und zeigte mit der Hand nach der Thür, und eine Anzahl Schulkinder zog ab; die Männer und welche sich dafür hielten, blieben aber. Nach dem Abendessen, das wieder aus der gewöhnlichen Kost bestand, wozu aber Schwester Bonn uns durch einen Jüngling etwas Brot schickte, gingen wir noch ein wenig vor dem Hause auf und ab. Hier ist es abends so kühl, wie bei uns im Herbst. Der Unterschied in Temperatur und Pflanzenwuchs auf den einzelnen Stationen ist bemerkbar, obwohl vier in demselben Thale liegen. Dies kommt von den Bergen, wie nämlich die Sonnenstrahlen des Tages brechen, und wie in der Nacht die Berge schützen. Auch ist der Boden verschieden.

Ich habe euch also wieder einiges aus dem Leben geschrieben, lange nicht alles. Nun bitte ich euch, sowie alle meine Freunde, große und kleine, vergeßt mich nicht in euren Gebeten. Was mein innerster Wunsch ist, das wißt ihr ja, nämlich, daß die armen Heiden von ihrem Tabak und andern dummen Fragen an ein anderes Fragen kommen. Dazu verleihe euch der Herr fürbittende Herzen, und mir Weisheit, mit den Leuten so umzugehen, wie Er, der Geduldige, es gethan hat und thut.

Christian Hornberger † 31. Mai 1881.[1])

Es thut weh, junge Missionsarbeiter schon aus den ersten Anfängen ihres Wirkens abscheiden zu sehen; aber für das Werk selbst entsteht ein noch größerer Verlust, wenn ein ausgereifter, wohlerfahrener Mann, eine Stütze und Säule der Mission dahinsinkt. Solch einen Verlust hat unsere

[1]) Heidenbote 1881 Nr. 10.

Schwestergesellschaft in Bremen durch den Tod Christian Hornbergers erlitten; und es drängt uns, auch seiner in diesen Blättern zu gedenken. —

Am 27. Oktober 1831 wurde dem württembergischen Pfarrer Hornberger zu Oberkochen bei Aalen ein Sohn geboren, der von den Eltern dem Herrn geweiht wurde mit dem Wunsche, er möge einmal einen Arbeiter in seinem Weinberge — sei es im Vaterlande, sei es in der Heidenwelt — aus dem Knaben machen. Der kleine Christian pflegte auch auf die Frage, „was willst du werden?" die Antwort zu geben: „des Vaters Vikar" oder: „ein Missionar." Er erhielt eine sorgfältige Erziehung; vom zwölften Jahre an war er im Knabeninstitut zu Kornthal, wo er dann auch von Pfarrer Staudt konfirmirt wurde. Aber es schien, als sollten die Wünsche der Eltern nicht in Erfüllung gehen. Die Kenntnisse des Fünfzehnjährigen reichten nicht hin zur Aufnahme in das obere Gymnasium zu Stuttgart. Hatte er doch, wie er selbst schrieb, von jeher mehr Vorneigung zum Holzschnitzeln und ähnlichen Handarbeiten gehabt, als zum Studieren. Auch war sein Sinn trotz des ergreifenden Konfirmandenunterrichts keineswegs auf das Eine, was not ist, gerichtet. Auch hier zeigte sich's wieder, daß selbst die frömmsten Eltern, selbst die besten Lehrer und Erzieher ein junges Menschenherz nicht umzuwandeln vermögen. Man stand also bei Christian Hornberger von einer weiteren gelehrten Ausbildung ab und gab ihn einem Schreinermeister in Böblingen in die Lehre. Nun gings aber mit vollen Segeln in die Welt und ihre Lust hinein. Doch das Auge des himmlischen, wie des irdischen Vaters wachte treulich auch über diesem verlorenen Sohn. „Nach beendigter Lehrzeit, erzählt er, sorgte mein Vater, daß ich möglichst bald von meiner verderblichen Kameradschaft und Umgebung wegkam, und es zeigte sich auch ein Plätzchen für mich in Kornthal. Hier war ich nun genötigt, äußerlich ein gesittetes Leben zu führen, was mir im Anfang sehr zuwider war, so daß ich mich oft recht wie an einem Straforte fühlte .... bis mich, 22 Jahre alt, die mächtige Hand des Vaters zum Sohne zog, welchem Zug ich nicht mehr widerstehen konnte." O wie groß ist Gottes Gnade, und wie wundervoll weiß Er die Werkzeuge für seine Reichsarbeit zu finden und zuzubereiten! Die tiefe, gründliche Herzensbekehrung, die der Schreinergeselle Hornberger in Kornthal durchmachte, war mehr wert für sein künftiges Wirken als alle die Kenntnisse, die er sich angeeignet hätte, wenn er auf dem gewöhnlichen Wege ohne Anstand aber mit seinem ungebrochenen Herzen, zum Studium gelangt wäre. „Die Wege sind oft krumm und doch gerad, darauf Du läßt die Kinder zu Dir gehn" singt Gottfried Arnold mit vollem Recht.

Dreiundzwanzig Jahre alt meldete sich Christian Hornberger ins Missionshaus, wurde aufgenommen und war vom Spätjahr 1854 bis Juni 1858 Zögling. Seine frühere Vorbildung ermöglichte eine Abkürzung des sonst sechsjährigen Kursus. Das vom Herrn ihm bestimmte Arbeitsfeld war die Sklavenküste Westafrikas, wo die von Bremen aus geleitete „Norddeutsche Missionsgesellschaft" seit November 1847 ihr Werk hat, welches seit 1851 zum größten Teil von Brüdern aus der Basler

Missionsschule getrieben wird. Darum liegt sie uns auch gar sehr am Herzen diese Arbeit auf den vier Stationen der Sklavenküste: Keta, Anyako, Waya und Wegbe (Ho). Nur durch den Wolta-Strom sind die dortigen Brüder von unsern afrikanischen Streitern auf der Goldküste getrennt; sie kämpfen Einen Kampf für Einen Herrn und unter denselben, vielfach unter noch größeren Schwierigkeiten. Immer noch gilt, was unser seliger J. Zimmermann vor 18 Jahren in einem Gedicht an die „blutbefleckte Sklavenküste" gesungen hat:

Ist's nicht genug, daß Lug und Trug
Schon seit Jahrtausenden dich schlug?
Rasfest du auch deine Retter
Und Friedensboten wie im Wetter
Hinweg in deines Fluches Glut?
Muß, wer für dein Heil will werben,
In deinen Fieberlüften sterben?
Bist du nicht längst erkauft mit Blut?
Da ruhn in deinem Sand
Auf Ketas ödem Strand
Deine Leichen;
Und kaum entsteht aus ihrem Beet
Ein Sämlein, das sie ausgesät.

Doch, Gott sei Dank! das Sämlein sproßt doch auch auf unter den Ewe-Negern der Sklavenküste, und nicht alle Säemänner müssen gleich beim Beginn der Arbeit in die Furche sinken: Christian Hornberger ist ein Beweis dafür. Vor 23 Jahren ist er im Glauben an seinen Heiland hinausgezogen, und er hat seither, freilich mit allerlei Unterbrechungen und unter vielen Trübsalen, in Treue und Geduld guten Samen streuen und auch die Erstlinge der Ernte sehen dürfen. Es ist uns unmöglich, sein Missionsleben zu schildern; aber das dürfen wir sagen: Hornberger ist einer der besten und gesegnetsten Missionare in Westafrika gewesen. Durch seine wiederholten wichtigen Reisen von Waya und Wegbe aus in's Innere der Sklavenküste ist viel zur Erschließung dieser Nachtgebiete für das Licht des Evangeliums geschehen; durch seine treue, ausharrende, geduldige Arbeit hat er das Vertrauen und die Liebe der Neger gewonnen, und wenn der Inspektor der Norddeutschen Mission jetzt mit Recht sagen kann: „Wir haben unser Bürgerrecht unter dem Ewe-Volk erkämpft; es will uns haben,"[1]) so hat unser Hornberger gewiß viel zur Herbeiführung dieses Thatbestandes beigetragen. Er war in den letzten Jahren das geliebte Oberhaupt der Brüder auf der Sklavenküste. Das Monatsblatt seiner Gesellschaft sagt: „Es war uns eine große Beruhigung, daß er, der die Mission auf dem Herzen trug mit aller Treue, der Generalpräses über alle unsere Stationen war. Nach seinem umsichtigen, milden Wesen und nach seiner reichen Erfahrung stand er unsern jüngern Missionsgeschwistern wie ein Vater zur Seite. Bei seiner eingehenden Kenntnis aller dortigen Verhältnisse vertrat er unsere Mission auf das beste der

[1]) Man vergl.: „Zum Verständnis der Arbeit der Norddeutschen Missions-Gesellschaft": Allg. Miss. Zeitschrift. Januar 1881. Beiblatt S. 6 ff.

englischen Regierung und den Negern gegenüber. Bei Weißen und Schwarzen, bei Christen und Heiden stand er in der höchsten Achtung." Solch ein Mann des Vertrauens ist von unschätzbarem Wert unter einem Volk, das infolge so vieler trauriger Erfahrungen (Sklavenhandel u. s. w.) gelernt hat, alle weißen Leute zu hassen und zu fürchten. Sind einmal diese innern Hindernisse des Argwohns, der Furcht, des Mißtrauens auf einem Missionsfeld weg, dann ist schon viel, sehr viel geschehen. Und darum haben wir die gewisse Überzeugung, daß es auch auf der Sklavenküste nicht bei den wenigen hunderten von Bekehrten bleiben wird, die man jetzt dort zählt, sondern daß auch dort noch, wie auf der Goldküste, schöne und große Erntetage kommen werden. Hornberger hat es, das wissen wir, nie bereut, zu jenen armen Negern gekommen zu sein, an denen man mit so großer Geduld arbeiten muß; er hat trotz aller Nöten die er durchzuleben hatte, das Haupt in Hoffnung aufrecht behalten bis an sein Ende.

Dies Ende kam für ihn rasch und für uns alle unvermutet heran. Am Tage vor Himmelfahrt (25. Mai) ist er in Keta von einem schweren klimatischen Fieber befallen worden, das schon nach 6 Tagen den teuren Mann, der für völlig „akklimatisiert" galt, von der Seite seiner Gattin (der Tochter des afrikanischen Missionars Frey) und aus der Mitte der Geschwister hinwegriß. Nach schwerem Todeskampf ist er, wie seine Witwe erzählt, sanft und still eingeschlafen gleich einem Kinde, das sich müde geweint hat. Dem Sarge folgten nicht nur alle Christen von Keta, sondern auch eine große Anzahl Heiden. Es ist nur ein Gefühl und eine Rede bei allen gewesen: „Wir haben einen Vater verloren."[1])

So hat sich der Herzenswunsch seiner Eltern denn doch herrlich bei unserem Hornberger erfüllt. Er ist ein Arbeiter geworden, ja ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn, ein Streiter in Gottes Kriegen, ein Werkzeug der Gnade unter den ärmsten der Armen. Seinen trauernden afrikanischen Mitarbeitern aber auf der Gold- und Sklavenküste möchten wir ins Gedächtnis rufen, was einst Zimmermann am Schlusse des erwähnten Lieds gesungen hat:

Auf! Ihr Brüder Kampfgenossen!
Pflanzt unter Thränen unverdrossen
Auf euren Gräbern Christi Kreuz!
„In dem Zeichen sollt ihr siegen!"
Und wenn auch unsre Leiber liegen
Im Grabe — wohl, der Herr gebeut's.
Drum sei es frisch gewagt,
Im Glauben unverzagt!
Er wird siegen!
Das Fleisch ist Heu. — Wohlan es sei!
Des Herrn Wort bleibt, und Er macht frei!

[1]) Vergl. Monatsblatt der Nordd. Miss.-Ges. August 1881.

Der Segen des Gebens.

Ein zur Schwermut geneigter Italiener faßte den Entschluß sich durch Ertränken das Leben zu nehmen. Auf dem Wege zu dem nahen Flusse begegnet ihm ein kleines Mädchen, das ihn flehentlich für ihre Mutter und Schwestern um eine Gabe bittet. Da das Geld in seiner jetzigen Lage für ihn nicht den geringsten Wert mehr hatte, so giebt er dem Kinde die paar Silberstücke, die er bei sich trug. Mit unaussprechlicher Überraschung und Freude empfängt dieses das Geld und eilt nach Hause. Ganz hingenommen von der Dankbarkeit und dem Glück der kleinen Bettlerin vergißt der Mann seine Selbstmordsgedanken und folgt ihr. Er findet eine ebenso elende wie über die augenblickliche Hilfe dankbare Familie und kann es nicht hindern, daß Mutter und Kinder ihm zu Füßen fallen. Als er das Haus verließ waren die Selbstmordsgedanken fort. „Wie? — sagte er zu sich selbst — eine einzelne Wohlthat kann das Leben mit solcher Freude erfüllen? O Herr, vergieb mir meinen sündlichen Vorsatz; ich will in Zukunft wenigstens andere glücklich zu machen suchen, wenn ich mich selbst nicht glücklich fühle" (Manual of the Meth. Ep. Ch. 1881 S. 223).

Die Sünde mit Recht bestraft.

In einer seiner Straßenpredigten wurde ein indischer Missionar von einem Brahmanen mit den Worten unterbrochen: „Nach deiner Lehre wurde der Mensch vom Teufel versucht, daß er sündigte. Es ist also ungerecht, daß er für die Sünde bestraft wurde." „Hört eine Geschichte" lautete die Antwort des Missionars. Ein Lahmer und ein Blinder wohnten in einem fremden Obstgarten und als die Früchte reiften, wurden sie begierig nach dem fremden Gut. Aber wie sollten sie dieselben erreichen? Der Lahme stieg auf die Schulter des Blinden und so pflückte er die Früchte. Als der Besitzer des Gartens das bemerkte, klagte er beide des Diebstahls an. „O" verteidigte sich der Lahme, „ich konnte gar nicht auf den Baum hinauf," „und ich," fügte der Blinde hinzu, „konnte die Frucht nicht einmal sehen." „Aber," lautete die Antwort des Richters, „ihr halft einer dem andern bei dem Diebstahl und so müßt ihr beide bestraft werden." Ebenso recht thut Gott, wenn er beide, den Teufel und den Menschen bestraft (Illustr. M. News 82 S. 10).

Eine Geschichte aus dem afghanischen Kriege.

Zwei Afghanen, ein Mulah (Lehrer) und ein Töpfer kamen überein, daß jeder dem andern seine Tochter zur Ehe geben wollte. Natürlich wurden dabei weder die Wünsche der armen jungen Bräute noch das Mißverhältnis des Alters berücksichtigt. Die Hochzeiten fanden statt und

jedes der Mädchen wurde die Schwiegermutter der andern. Bald darauf gefiel dem Mulah sein Weib nicht mehr. Grausamerweise schnitt er ihr Nase und Ohren ab und so entstellt schickte er sie ihrem Vater wieder zu. „Soll diese häßliche, entstellte beschimpfte Kreatur in meinem Dorfe bleiben?“ dachte der Töpfer. Er konnte die Schande nicht ertragen und — schrecklich zu sagen — tötete seine eigene Tochter. Aber damit war er nicht zufrieden. Bittrer Haß und Rachedurst erfüllte sein Herz gegen den Mann, dessen Grausamkeit ihn zu einer Blutthat verleitet, die er vielleicht bereute. Sollte er dasselbe Elend über den Mulah bringen, das dieser über ihn gebracht? Des Mulahs Tochter befand sich in seinen Händen; er wollte sie behandeln wie jener sein eignes Kind behandelt. Das arme Wesen hatte ihm allerdings nichts zu leide gethan, ja sie war ihm ein treues Weib gewesen; aber das alles durfte ihn an der Ausübung seiner Rache nicht hindern.

Das unglückliche Opfer vernahm sein Urteil von den Lippen des Ehemannes. Sie wagte nicht um ihr Leben zu bitten noch andre aufzufordern es für sie zu thun. Allgemein sah man die Verstümmelung als einen ganz erlaubten Racheakt an. Nur um Aufschub bis zum nächsten Morgen flehete sie und ihr Mann gewährte die Bitte.

Die Nacht benutzte aber das Weib zur Flucht. Die einzige Aussicht auf Rettung war, daß sie ein britisches Lager erreichte. Das nächste Lager war 9 (engl.) Meilen entfernt, der Weg war rauh und felsig und führte durch einen Fluß, dessen Wasser in jener Jahreszeit bitterkalt war. Aber weder die Finsternis, noch der felsige Weg, noch das kalte Wasser hielt die Flüchtige auf. Um 3 Uhr früh erreichte sie die Vorposten, wurde in das Zelt eines Offiziers geführt und sank nieder zu seinen Füßen. Der junge Offizier, der von diesem Besuche aufs höchste überrascht war und nicht wußte, was er mit dem unglücklichen Weibe machen sollte, brachte sie zu seinem Vorgesetzten. Auf die Anfrage bei dem Oberbeamten des Distrikts erhielt man die Antwort: Behaltet das Weib, bis ich komme.“ Bald kam er und hörte ihre Geschichte. Ein hoher Offizier drang durchaus darauf die Flüchtige zurückzuschicken, da man sich der höchsten Rache der Afghanen aussetze, so man eins ihrer Weiber zurückhalte. Aber der Distriktsbeamte hatte ein mitleidiges Herz. „Kein Engländer,“ erklärte er, „liefert ein Weib aus, damit es ermordet werde.“ Lieber wollte er es auf einen Aufstand der Afghanen in jenem Distrikt ankommen lassen. So schaffte man das Weib nach Peschawer, wohin ihr Befreier ihren Vater kommen ließ, dem er die Tochter unverstümmelt aushändigte (Ch. M. Juv. Instructor 82 S. 15 f.)

Welchen Eindruck diese Rettung auf Vater oder Tochter gemacht, meldet unsre Quelle nicht. Aber auch ohne einen solchen Schluß bleibt die Geschichte eine beredte Appellation an unsre Barmherzigkeit. Nicht bloß das rohe Heidentum, auch der Mohammedanismus ist voll Grausamkeit, und besonders die arme geknechtete und gemißhandelte Frauenwelt schreit zu uns: „kommt herüber und helft uns.“

Zeugnis für einen heidenchristlichen Dienstboten.[1])

Der Aussteller desselben ist kein Missionar, sondern ein Kaufmann, der auch sonst zu der Mission weiter keine Beziehung hat: Der Brief ist geschrieben in Lourenco-Marques an der Delagoa-Bay, Südost-Küste Afrikas, im December 1881.

„Am 7. Decbr. kam zu mir ein Schwarzer und fragte mich in einer Angelegenheit um Rat. Ich bemerkte sogleich, nachdem ich einige Worte mit ihm gewechselt hatte, daß er bei weitem gebildeter sei, als seine Landsleute. Im guten Englisch erzählte er mir, daß er von der Missions-Station Blantyre, nahe bei Zomba am Schirwa-See gelegen, komme, um mit dem nächsten Dampfer weiter nach Port Elisabeth zu fahren. Das Ziel seiner Reise sei die Missions-Station Lovedale in der östlichen Kap-Kolonie. In seiner indirekt vermittelten Spedition sei ein Fehler gemacht, da er selber nicht genügend mit Geld versehen, um hier das Billet zur Weiterreise lösen zu können. Ich war auf's höchste erstaunt, als ich seine Fertigkeit im Lesen und Schreiben wahrnahm. Er zeigte mir auf der Karte den Ort, von wo er gekommen und wohin er zu gehen die Absicht habe. Als ich ihn nach seinem Namen fragte, sagte er, er heiße Joseph Bismarck und sei längere Zeit bei englischen Missionaren in Diensten gewesen. Im Laufe des Gespräches ließ er durchblicken, daß er gern bei uns im Hause bleiben würde, bis er nach Lovedale Nachricht gegeben und von dort das Passagegeld bekommen hätte. Er verstehe gut zu kochen und sei mit einem geringen Lohn zufrieden. Ich erwiderte ihm, daß ich einverstanden sei und ihn aufnehmen wolle. Ich habe während der Zeit seines Aufenthaltes bei mir nur Freude an ihm erlebt. Er hat sogleich Küche und Speisekammer reorganisiert und meinem bisherigen Koch gezeigt, was sich gehört. Wie sauber und wie so ganz anders als seither wurden unsere Speisen zubereitet. Unsere Kaffern hält er zur Arbeit an. Da er die Sprache derselben nur sehr mangelhaft versteht, hat er sich eine Art Wörterbuch angelegt, in welches er eine große Anzahl der in der Kaffernsprache gebräuchlichen Ausdrücke eingetragen hat. Beobachtet man Joseph, dann muß man hohe Achtung für die Bestrebungen der Mission gewinnen. Wie angenehm berührt uns ein solcher Mensch! Er steht uns unendlich näher als die Halbcivilisierten, die nichts vom Christentum wissen und nur die äußern Güter und das Prangende des weißen Mannes schätzen. Joseph schreibt hier viele Briefe und führt ein Tagebuch. Jeden Morgen und Abend verrichtet er sein Gebet und liest einen Abschnitt in der Bibel. In seiner freien Zeit singt er oft englische Hymnen und vertieft sich mit großem Eifer in Stanleys oder Livingstones Werke, die ich ihm auf seine Bitte geliehen habe."

In einem folgenden Briefe jenes Kaufmanns, datiert vom 2. Januar d. J. heißt es: „Joseph Bismarck steht im Begriff mich zu verlassen. Mir ist das sehr schmerzlich. Ich erwähnte schon, daß er nach Lovedale Nach-

[1]) „Bremer Kirchenblatt" 82 S. 99 f.

richt gegeben, um von dort aus das Geld zur Weiterreise zu erhalten. Heute traf die telegraphische Aufforderung hier ein, ihm das Geld auszuzahlen. Mir und ihm standen die Thränen in den Augen, als wir uns zum Abschiede die Hand schüttelten. Er hat mir nicht allein mit aller Treue gedient, sondern auch durch sein Betragen auf das ganze in meinem Hause beschäftigte Dienstpersonal den besten Einfluß ausgeübt. Wäre er noch länger bei uns geblieben, dann wären wahrscheinlich auch einige der Kaffern zum Christentum übergetreten."

Rede eines indischen Landpredigers.

Gelegentlich der Feier des Missionsjahresfestes der luth. Leipz. M.-G. in Indien hielt auf der Nachversammlung ein eingeborner Prediger über das Thema: „Was soll ein Christ zur Mahnung der Gemeinde thun?" folgende Ansprache: „Wir nennen unsre Religion die Religion der Wahrheit. Christus sagt, ich bin dazu in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Da nun die christliche, und näher die lutherische Kirche die Wahrheit ist, so muß sie die Lüge ablegen. Die Lüge ist der Liebe und Wahrheit zuwider. Da Gott die Liebe ist, fordert die ganze heilige Schrift Liebe. Die vier Ecksteine der Liebe sind Achtung, Vertrauen, Nichtansehen der Person und Nichturteilen ohne besonnene Überlegung. Wie das Wasser die Lotos trägt, so trägt Achtung die Liebe. Kein Baum steht ohne Wurzeln, und ohne Vertrauen mag Liebe nicht bestehen. Ansehen der Person und übereiltes Urteil werden nicht von Gott allein, sondern auch von menschlicher Liebe gestraft. Weil die Anfangsgemeinde voll Wahrheit und Liebe war, hat sie sich so schnell ausgebreitet. Und so helfen auch jetzt noch dieselben Tugenden zur Ausbreitung der Gemeinde. Ein Beispiel davon kann ich aus Schiali erzählen. Wadrengam ist eins der zu Schiali gehörigen Dörfer. Dort wohnt ein reicher Brahmine, der Ortsrichter ist und in großem Ansehen steht. Der hatte einem seiner heidnischen Hörigen ungerechter Weise alles Getreide abgenommen und dessen Vieh wegtreiben lassen. Darum verklagte ihn dieser beim Richter in Schiali. Allein der Brahmine bestach alle Zeugen und bedrohte sie dazu noch mit allerlei Bedrückungen. Nur ein Christ, der auch Zeuge war, ließ sich weder einschüchtern noch bestechen. Der Brahmine versuchte alles mögliche. Endlich kam er auch zu mir und versprach mir 30 Rupien und einen halben Acker Land, wenn ich nur jenen Zeugen herumbringen wollte. Ich sagte, das sei ja Sünde. Er aber meinte, einem Freunde in der Not mit Lügen helfen, sei nimmermehr Sünde. Als ich indes fest blieb, ging er mit Drohungen gegen unsre Gemeinde und Schule an jenem Orte fort. Er wußte sich nun durch die kostspieligere Bestechung des Richters aus der Schlinge zu ziehen. Allein die Standhaftigkeit des Christen hatte doch triumphiert. Das Christentum, welches diesen armen Mann stark gemacht hat, treu bei der Wahrheit zu bleiben, muß die Wahrheit sein, so sagte man im Dorfe und neun Dorfbewohner wurden Christen.

Als ein Beispiel, wie auch sonst noch Christen zur Ausbreitung der Gemeinde wirken können, noch folgendes: Eine Familie las zur Hausandacht das 16. Kap. Marci und der Hausvater sprach über dasselbe. Ein Heide aber hatte von draußen aufmerksam zugehört und das Gotteswort hatte fruchtbaren Boden gefunden. Er begann noch mehr von den Leuten zu fragen und glaubte an den Herrn Jesum. Wenn durch Erfüllung unsrer Pflichten nach innen und außen die Wahrheit unsrer Religion zu Tage tritt, helfen wir zur Verbreitung der Gemeinde. Wahrheit besiegt, Unwahrheit unterliegt."

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli. 1882.

Ein Tag im indischen Ochsenkarren.

Nach eigenen Erlebnissen beschrieben von Miss. W. Schmolck.

„O ihr guten Ochslein! he, he! Kinderchen, warum lauft ihr heute so schlecht? Warum spielt ihr mir gerade heute den Streich, so miserabel einherzuschleichen? Ist's nicht eine Schande? Sitzt denn nicht der große Sahib, die Madama und der kleine Sahib in dem Wagen? Hat mir nicht der Sahib gestern Abend 8 Annas (= 1 Mark) gegeben? Hab ich nicht dafür 4 Maß Linsen, 6 Maß Kleie und 3 Hände voll Salz gekauft? Und als sich heute der Himmel im Osten rötete, habt ihr es euch da nicht schmecken lassen? Hab ich heute früh euch nicht euer weißes Fell abgerieben, eure Beine geknetet? Warum so langsam? Auf ihr dummen Waldochsen! Ja ja! Der Sahib ist ein guter Sahib; die Madama ist eine gute Madama; der kleine Sahib ist ein gutes Kind! Kommen wir bald an, so giebt's eine große Inam (Trinkgeld). Eine Rupie (2 Mark?). Nein! Zwei Rupies! Ja, zwei Rupies giebt der große Sahib! Hört ihr? He! ihr Kälbchen ziehet, ziehet recht!"

Diese lange Standrede hält unser halbnackter schwarzer Kutscher, der auf dem aus Bambusstäben gebildeten Dreieck sitzt, das auf dem hintern Ende der Deichsel befestigt ist, und zwar redet er so laut, daß nicht nur seine lieben Ochslein, sondern auch der „große Sahib", der hinter ihm im Karren mit Frau und Kind auf der Reisematratze kauert, jedes Wort deutlich vernehmen kann. Und so ist's recht; denn im Grunde ist diese Rede ja auf den Spender der 4 Maß Linsen und der Zubehör von Salz und Kleie gemünzt und nicht auf die Kuhkinder, nach dem Sprichwort: „Auf den Sack schlagen und den Esel meinen." Aber diese wohldurchdachte, wohlgesetzte und schlau berechnete Rede bringt beim großen Sahib nicht den gewünschten Eindruck hervor; dazu ist dieser schon zu oft mit indischen Ochsenlenkern im Verkehr gewesen; es ist ihm ja auch nicht entgangen, daß der Kutscher diesen Morgen beim Fahren durch den Bazar von einem Mohammedaner ein rotes Kopftuch erstanden hat, das gerade etwa 8 Annas gekostet haben mag, während augenscheinlich die armen Ochslein statt des Linsengerichtes, von dem ihr Treiber geredet, nur ein Bündlein Reisstroh zu verzehren hatten. — Je höher die Sonne heraufsteigt, desto gemächlicher gehen die Ochslein. Gehts eine kleine Anhöhe hinauf, so bittet der Kutscher Vorübergehende, ein wenig schieben zu helfen; bergab aber ist es gerade wie bei der Pickwickianischen Post[1]), nämlich das Fuhrwerk ist so barmherzig

[1]) Pickwick Papers von Charles Dickens.

und schiebt die armen Ochslein die Anhöhe hinab. Ich selbst, aus Mitleid mit der seufzenden Kreatur, habe schon längst den Karren um die Last meines eigenen Körpergewichts erleichtert. Endlich um 11 Uhr vormittags langen wir, ich natürlich zu Fuß, im langersehnten Reisehaus an. Die Sonne ist beinahe im Zenith. Wie wohlthuend ist da der kühle Schatten des Reisehauses! Nun pflanzt sich der Kutscher mit tiefer Verbeugung in der Zimmerthüre auf, um den ausbedungenen Lohn in Empfang zu nehmen für seine eigenen Heldenthaten, wie für die glänzenden Leistungen seiner Tiere, und nachdem er die blanken Rupien schmunzelnd eingestrichen hat, wirft er noch einen flehenden und liebevollen Blick auf uns, und endlich tönts zwischen seinen Fingern, mit denen er den Mund bedeckt, hervor: „Saiwe, Saiwe, Inam!“ Herr, das Trinkgeld! — Da deutet der Sahib aber auf das rote Kopftuch, unter dem der schwarze Zopf verstohlen hervorguckt und sagt: „Dort ist die Inam.“ Mit einem: „Ayok, Ayok, Saiwe! O Herr!“ schleicht der bescheidene Jüngling weg. Er hat offenbar die Beziehungen zwischen dem Trinkgeld und dem Kopftuch verstanden. —

Nun ruhen wir 2—3 Stunden im kühlen Reisehaus von dem Gerüttelt- und Geschütteltwerden auf der 15 Meilen langen Tour. Ein einfaches Douchebad (d. h. das Übergießen mit 3 oder 4 Gefäßen Wassers) eine Tasse Thee, Reis und Curry, frischt uns so auf, daß wir um 2 Uhr unsere Reise fortsetzen können. Bereits steht ein anderes Gespann vor der Thüre Die Fahrt geht also aufs neue an. Die Schnelligkeit der Ochsen läßt nichts zu wünschen übrig. Wie junge Pferde galoppieren die Tiere. Freilich setzt das im innern des Gefährtes Stöße ab, von denen man sich im kultivierten Europa nichts träumen läßt. Da aber Bewegung in Indien besonders gesund sein soll, so ergeben wir uns mit stoischer Ruhe in unser Schicksal. Unser neuer Kutscher scheint ein fixer, junger Bursche zu sein, der mit der Zunge schnalzen kann, wie es überhaupt nur ein indischer Postillon versteht. Aber kein Ding ist vor seiner Endentwickelung zu loben. Eben gehts im Galopp den Berg hinab; pautz! da liegt die ganze Herrlichkeit niederträchtig im Staube. Der Karren auf der Seite, die Insassen mit Reisegepäck, Strohbündel, Laterne, Wasserkrug, Kochgeschirre, Matratze und noch vielem andern in ganz polizeiwidriger Unordnung durcheinander in der Tiefe des Fuhrwerks. Das eine Rad ruht frei und ledig im Straßengraben; nur der Kutscher steht völlig unversehrt da neben seinen Ochsen, die er bereits vom Joche freigemacht hat. Als ich mich mit Familie aus dem Karren herausgearbeitet habe und wieder indischen Boden unter den Füßen spüre, entspinnt sich zwischen mir und dem Kutscher folgendes Zwiegespräch: „Wo ist der Achsennagel?“ — „Weiß nicht, Herr!“ — „Wohl auf dem Gipfel des Himalaya? Geh und such ihn, er muß rückwärts auf der Straße liegen!“ — „Dort liegt er nicht, Herr!“ — Nun, wo sonst denn?“ — „In meinem Hause!“ — „Was! in deinem Hause?“ — „Ja Herr! wo sollte er sonst anders sein?“ — „Ja, aber ums Himmelswillen, warum steckteſt du ihn denn nicht beim Abfahren in das Achsenloch, wohin er gehört?“ — „Darum,

daß ihn Diebe nicht stehlen, Saiwo!" — „Was fangen wir aber jetzt an?" — „Das weiß ich nicht." Mit unvergleichlicher Gemütsruhe setzt sich nun der Kutscher, nachdem er die Ochsen an einen Baum gebunden, auf einen Steinhaufen am Straßenrand, nimmt sein Kopftuch von seinem glattrasierten Schädel, entfaltet es und breitet es auf seinem Schoß aus, wobei ein vollständiges Lager aller zum Kauen nötigen Substanzen, als: Arekanüsse, Betelblätter, Muschelkalk und Tabakpfriemchen zum Vorschein kommt. Erst schneidet er eine schöne gelbe Arekanuß in feine Scheibchen, schiebt einige in den Mund und fängt an sie mit den Zähnen klein zu mahlen; hierauf beschmiert er Betelblätter mit etwas Kalk, fügt ein Pfriemchen Tabak bei, rollt es sorgfältig wie einen Rollpudding zusammen und schiebt es mit feierlicher Würde in den Mund und schmatzt und kaut, als ob ihn meine Sorgen keinen Pfifferling angingen. Und ich muß wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel machen.

Nach halbstündigem Sinnen komme ich zu dem Schluß, daß ich gerade so klug sei wie eine halbe Stunde zuvor, und daß guter Rat teuer ist. Weit und breit kein Mensch, geschweige denn ein Schmied. Auch können wir beide, der Kutscher und ich, allein den Wagen nicht aufrichten; und ohne Achsennägel noch einmal zu reisen, das ist auch zu gefährlich; wenn auch in der Ebene die Karren oft tagelang ohne Nägel fahren, da das Rad nach und nach in die Achse eine Kerbe einschleift, so geht das doch hier in den Bergen nicht. Endlich dämmert am Horizont ein Hoffnungsstern auf in der Gestalt von 3 Ochsenkarren, die auf der staubigen Straße sich uns nähern. Sobald sie in Hörweite gekommen sind, rufe ich den Treibern ein energisches „Halt" zu und bitte sie, uns zu helfen den Wagen aufzurichten und das Rad einzusetzen. Nach einiger Beratung und nachdem das Trinkgeld auf den Pfennig hinaus festgesetzt und vor Zeugen das Versprechen desselben bekräftigt ist, geht's an die Sache selbst, und diese ist schnell abgethan. Doch nun kommt der Nerv der Sache zur Sprache, der Radnagel. Mein Ochsenlenker sagt freilich, wir brauchen keinen, wir seien ja schon 3 Meilen weit ohne einen solchen gekommen. Allein „Madama" verwahrt sich energisch gegen eine zweite so gefährliche Fahrt. Daher frage ich nun die Leute ob sie keine Nägel bei sich hätten. „Nein, Herr!" ist die Antwort. Da stelle ich mich verzweifelt mit meinem Reisestock mitten in die Straße und sage: „So, da kommt keiner von euch durch, bis ich einen Nagel habe!" Nun geht's an ein Parlamentieren und Feilschen. Nachdem ich das Dreifache des Preises geboten, holt einer der 3 Schelme ein Säckchen aus seinem Wagen, in dessen Tiefe ein wahrer Schatz von Nägeln aller Art verborgen liegt. Bald habe ich, was ich brauche; die Fuhrleute streichen schmunzelnd ihren Raub ein, und alle insgesamt ziehen fröhlich ihre Straße. Die Sonne brennt noch sehr heiß, und die Ochsen werden immer matter, und die Zunge heraushängend gehen sie immer langsamer und langsamer; da auf einmal haben sie in der Ferne, zur Seite der Straße die glänzende Fläche eines heiligen Teiches entdeckt. Nun ist kein Aufhalten mehr; im Galopp sauft das Fuhrwerk die sanft abgedachte Böschung hinab mit seinen Insassen in die heilige Flut, so daß

das Wasser beinahe unser Lager im Wagen erreicht. Da plätschern die guten Vierfüßler herum und richten unter den glänzend roten Lotusblumen, die die Wasserfläche bedecken, große Verwüstungen an, so daß selbst die Alligatoren des Teiches sich etwas zurückzuziehen und erst in einiger Entfernung wieder auftauchen, um die fremden Eindringlinge anzuglotzen. Unser Kutscher steht auch bis über die Lenden im Wasser und reinigt Gesicht und Oberkörper, spült Mund und Nase und wäscht schließlich sein staubiges Lendentuch. Wir aber im Karren warten ruhig der Dinge, die noch kommen sollen. Jetzt geht es denn auch wieder die Böschung hinauf, und wir setzen unsern Weg fort im Schatten hoher Banianenbäume. Eine Schar von 40 bis 50 Affen begleitet uns wohl eine halbe Meile weit, von Ast zu Ast, von Baum zu Baum springend, und wenn wir, um das Schauspiel näher anzusehen, den Kopf aus dem Wagen hinausstecken, senden sie ganze Salven roter Banianenfrüchte auf uns herab.

Die Schatten werden immer länger, und wir müssen den Ochsentreiber anspornen, daß er uns noch vor Sonnenuntergang über den eine Viertelstunde breiten Fluß bringt, den wir noch zu passieren haben. Doch da sind wir schon an der Anfurt. Hinab gehts die hohe Böschung in einem so fürchterlich ausgefahrenen Hohlweg, daß die Räder bis an die Achse in die Geleise einsinken, was aber das Gute hat, daß der Wagen unter keinen Umständen umfallen kann. Und so sind wir glücklich unten angelangt im tiefen Sand. Und nun so gut als möglich durch die Geröll- und Sandwüste des ausgetrockneten Flußbettes, bis wir an der etwa 100 Fuß breiten Wasserrinne, auf der rechten Seite des Flußbettes, anlangen. Der in der Regenzeit so gewaltige Strom ist bis auf diesen Arm eingeschrumpft, der aber doch noch so ansehnlich ist, daß unsere Ochsen einen Augenblick stutzen; doch stürzen sie sich endlich mit dem Karren in das nasse Element, und das Ding geht so leidlich, obwohl das Wasser bereits hinten und vorne in den Wagen einzudringen anfängt. Wir selbst, die weißen Insassen, flüchten uns um ein Stockwerk höher, indem wir von der Reisematratze aufs Reisegepäck steigen und die Beine möglichst hoch hinaufziehen, während unser Kutscher auf der Deichsel steht und zwischen den Ochsen, die nur den Kopf aus dem Wasser stecken, hin- und herbalanciert und ihnen Mut einspricht. Diese halten es fürs beste *mit* dem Strom, anstatt *gegen* ihn zu schwimmen; doch haben wir immer noch Boden. Da, ein Ruck, — ein Krach, — und das hölzerne Joch, das unser Schicksal noch immer an das der Ochsen gekettet hat, ist mitten entzwei, — die Ochsen schwimmen vergnügt ans Ufer und wir, — wir sitzen mitten in der Patsche! Das Wasser strömt zwischen unsern Füßen durch und über unsere Schuhe hin. Unser Gefährt taucht aus dem Strom wie eine einsame Insel im Ocean, und im Geiste sieht Madama schon die gierigen Alligatoren sich an uns gütlich thun. Der kleine sechsjährige Sahib aber macht seinen Gefühlen zuerst Luft in den Worten: „Ayoh Papa, wéllam, wéllam!“ Oh, Papa, das Wasser! Doch auch mir ist bereits klar geworden, daß wir mitten in den Fluten des heiligen Ponanifluſſes sitzen. Was nun weiter zu thun unter so bewandten Umständen, ist sonnenklar.

Wir thun, was in Indien in tausend solcher Fälle das Klügste ist, wir — warten. Und nicht umsonst; denn schon nach einer geschlagenen Viertelstunde löst sich eine schwarze Gestalt von dem am Ufer versammelten Menschenhaufen ab und watet, bis an den Hals im Wasser, die hundert Schritte herüber zu uns. Da ist er auch schon und bringt vor allem den jungen Herrn aufs Trockene, dieser aber rennt am Ufer wie besessen auf und ab und schreit immer: „Ach, mein Papa und meine Mama kommen um!“

Doch nun kommt die Reihe auch an uns. Ein großer Karren mit zwei langgehörnten, wasserfesten Büffeln zieht von ungefähr dieselbe Straße durch den Strom und fährt so dicht an unser Gefährt heran, daß mit Hilfe der Fuhrleute Madama glücklich auf den Büffelkarren hinüber bugsiert wird. Nun kommt das Gepäck, und schließlich meine Wenigkeit an die Reihe. Nachdem mir ein gewagter Sprung von dem Wrack in die rettende Arche gelungen ist, beruhigt sich auch mein Stammhalter, den herbeigelaufene Weiber mit Bananen und Zuckerwerk zu beruhigen suchen; bald haben sie ihn auch so weit, daß er einer jeden einen weißen Kuß giebt auf ihre schwarze Wange.

Mittlerweile ist unser Büffelkarren, wenn auch hundert Schritte unterhalb der Anfurt, an der steilen Böschung sicher vor Anker, und Kulis befördern zuerst Madama auf ihren Armen ans Ufer. Meine Leiblichkeit wägen sie erst prüfend auf den Armen und fällen dann den Wahrspruch: „Saiwinu Kánam illa.“ „Der Herr hat kein Gewicht.“ Nachdem jeder sein Trinkgeld empfangen, muß nun ein neues Gefährt aufgetrieben werden. Nachdem wir endlich das Doppelte der gewöhnlichen Taxe versprochen hatten, läßt sich ein kleiner 14jähriger Bengel herbei, uns auf seinem verlotterten Karren mit zwei fragwürdigen gehörnten Gestalten im Joch vollends nach der Missionsstation zu schaffen.

Es geht nun in der Abendkühle so recht im Schneckenschritt voran. Selbst der kleine Sahib fühlt sich zu einer Bemerkung über die Tugenden dieser Ochsen bewogen, und ruft dem Kutscher zu: „Deine Ochsen sind rein nichts nutz.“ Eine solche Schmach ist dem Jungen noch nie widerfahren; rasch faßt er die Schwänze der Ochsen und beißt aus Leibeskräften in die kahlen Stellen derselben. Die Wirkung ist eine geradezu augenblickliche im vollen Sinn des Wortes, — die Ochsen rennen, so lange die Kinnladen ihres Treibers die Schwänze bearbeiten, und sobald diese wieder in ihrer natürlichen Stellung sind, gehen auch die Ochsen wieder gemächlich.

Doch alle Nöte, auch die Reisenöte eines indischen Reisetages nehmen ein Ende. Schon taucht das gastliche Dach des Missionshauses unter den vom Abendrot vergoldeten Palmwipfeln auf; bald sind wir im freundlichen Gastzimmer, erquicken uns an einem frischen Bad und stärken uns an dem Essen, das uns die freundliche Gastgeberin vorsetzt und erzählen dann im kühlen Abendwind vor dem Hause sitzend, zum Dank derselben die Reiseabenteuer des verflossenen Tages. —

Es ist eine unvergleichliche Sache, so eine Reise im urwüchsigen indischen Ochsenkarren. Einmal lernt man Land und Leute und namentlich die Ochsentreiber mit ihren Tugenden und Untugenden gründlich kennen; sodann aber bekommt man auch prächtige Gelegenheit zur Ablegung einer ganz europäischen Untugend, der Ungeduld, besonders einer Abart derselben: der Reiseungeduld. Allen meinen lieben Landsleuten, die an dieser Krankheit leiden, wie z. B. den Eisenbahn- und Omnibusreisenden, die so viel über Verspätung der Züge, über Grobheit der Kondukteure und anderer Post- und Eisenbahnbeamten zu klagen haben, möchte ich als Kur gegen das Übel der Ungeduld eine achttägige Reise im indischen Ochsenkarren als sehr heilsam empfehlen. (Heidenbote 1882 S. 20 ff.).

Eine indische Straßenpredigt.

Es ist nicht gerade häufig, daß die Missionsblätter uns Predigten und gar Straßenpredigten mitteilen, wie die Missionare vor einer heidnischen Zuhörerschaft sie halten. Der Bapt. Miss. Herald (82 S. 109 ff.) bringt einmal eine solche Predigt und zwar mitsamt den Einwürfen, welche die aus Hindus und Mohammedanern gemischte Zuhörerschaft erhebt und die der Redner sofort beantworten muß. Ich denke, es ist nicht uninteressant, einmal zuzuhören, obgleich sich von der Rede nicht sagen läßt, daß sie eine Art Meisterstück sei.

Es giebt — beginnt der Missionar — verschiedene Unterschiede zwischen euch und mir. Wir unterscheiden uns in Farbe, Sprache, Nationalität, Religion u. s. w. Aber wir sind auch in vielen Stücken einander gleich. Wir haben beide Leib und Seele, wir sind alle Menschen. Wir sind ganz ähnlichen Schwächen und Krankheiten unterworfen. Gesetzt ein Hindu, ein Mohammedaner und ein Christ haben das Fieber, giebt der Arzt diesen dreien verschiedene Arzneien? Nein, er giebt ihnen ohne Rücksicht auf ihre verschiedene Religion die gleiche Medizin. Nun sind wir alle in gleicher Weise krank an dem Übel der Sünde und es giebt kein Glück für uns, wenn wir von diesem Übel nicht frei werden. Denkt euch, daß einer von euch Hindus tausend Rupies schuldig wäre und sein Gläubiger drängte auf Bezahlung und drohte mit dem Schuldturme und dann käme ein armer Landsmann und sagte: „Sei ruhig, ich will deine Schuld bezahlen" — würdest du da nicht antworten: „du? meine Schuld bezahlen? du hast selbst keinen Pfennig und bist obendrein arg verschuldet?" Oder denke dir, du wärst in eine tiefe Grube gefallen und säßest fest im Schlamm und dein Genosse an deiner Seite wollte sagen: „Sorge nichts, ich ziehe dich heraus" — würdest du nicht erwidern: „Wie kannst du das? du bist so übel dran als ich selbst, ziehe dich erst selbst heraus und dann siehe zu wie du mir hilfst." Nun sehet, wir alle stehen in einer großen Schuld vor Gott und wir brauchen einen, der selbst schuldenfrei ist und uns frei macht, wir stecken alle im Schlamm der Sünde und wir

brauchen einen, der nicht selbst drin steckt und uns herauszieht. Mit andern Worten: wir sind alle Sünder und brauchen einen sündlosen Heiland. Wo wollen wir ihn finden? Die Götter begehen selbst große Verbrechen, sie können uns also nicht von der Sünde frei machen. Mohammed bekennt im Koran ausdrücklich selbst, daß er ein Sünder ist. Wo finden wir einen Sündlosen? — Nun jetzt laßt uns von Christus reden, von seinem Leben und Charakter, seiner Lehre, seinem Tod, seiner Auferstehung, seiner Himmelfahrt — das ist der Heiland, den wir brauchen."

Aber jetzt erhebt sich jemand aus der Versammlung und sagt: „Herr, du behauptest, daß Jesus sündlos ist und daß er doch starb. Wie reimt sich das?" „Deine Frage kommt mir sehr zu statten," antwortet der Missionar. „Sie ist der weitere Text für meine Predigt. Christus starb nicht um seiner eigenen Sünde willen sondern weil er als das Lamm Gottes trug die Sünden der Welt. Er starb für uns ....." Da unterbricht den Redner wieder ein anderer Zuhörer: „Wie ist die Sünde in die Welt gekommen?

„Freund, laß diese Frage, sie ist von keiner praktischen Bedeutung."

„Ich höre dich nicht weiter, wenn du mir nicht zuvor meine Frage beantwortest." „Es war ein Mann sehr krank und der Doktor kam zu ihm und sprach: Freund, du bist gefährlich krank; es giebt nur ein Heilmittel, das mußt du einnehmen, sonst bist du verloren. Aber der Kranke spricht: Nein, Doktor, wie wurde ich krank? Laß dich das nicht kümmern, sagt der Arzt, jetzt bist du krank, nimm die Arznei und werde gesund. Nein, Doktor, wiederholt der Kranke, wenn du mir nicht sagst wie ich krank geworden, so nehme ich deine Medizin nicht. Wie würdest du einen solchen Kranken nennen? Seht, geradeso machts hier unser Freund, er will wissen, wie die Sünde in die Welt gekommen ist. Laß das — die Sünde ist da. Die Frage, um die es sich handelt ist die, wie schaffen wir die Sünde heraus aus der Welt? Und ich bin deshalb zu euch gekommen, euch zu sagen, daß wir einen großen Erlöser von der Sünde haben."

Da steht ein andrer auf: „Alles gut, vortrefflich, was du sagst, Herr. Eure Religion ist ausgezeichnet — für euch; aber für uns ist die unsre ebenso gut. Jeder wird selig durch seine eigne Religion. Es giebt viele Straßen in einer Stadt und du kannst gehen, welche du willst. So führen auch viele Wege zum Himmel, und einer ist so gut wie der andere."

„In einem Dorfe lag alles krank am Fieber. Es kamen 6 Doktoren und jeder hatte eine besondere Arznei und jeder sagte zu seinem Patienten, daß die andern nicht helfen könnten. O, antworteten die Leute: darum sorgen wir uns nicht. Wir halten uns an den Arzt, den unser Vater hatte und der wird uns sicher gesund machen. Handeln diese Leute weise?"

„Nein" antwortet der Haufe.

„Aber sie handeln gerade so wie unser Freund hier. Die verschiedenen Religionen der Erde sind wider einander, die eine behauptet: es ist nur ein Gott, die andre, es sind viele Götter; eine daß wir selig werden durch den Glauben, die andre durch unsre religiösen Verrichtungen und

so fort. Sie können doch nicht alle wahr sein. Es ist eine Sonne und ein Mond und auch nur eine wahre Religion."

„Aber wie sollen wir erkennen, welche die wahre ist?"

„Es kamen in ein Dorf zwei Doktors. Alle welche die Arznei des einen nahmen, starben, und die, welche die des andern nahmen, wurden gesund. Wie erkennt ihr nun, welcher der rechte Doktor ist?"

„Der war es, der die Leute gesund machte."

„Gerade so erkennt man auch die wahre Religion derer, daß sie die Leute selig macht. Ihr Hindus und Mohammedaner seid eurer Religion von Kindheit auf gefolgt, aber ihr wißt, daß die Sündenlast auf euch noch so schwer ruht wie je. Wenn ihr einen Doktor habt, der euch 20 oder 50 Jahre behandelt und es wird immer nicht besser mit euch, sucht ihr euch dann nicht einen andern? Das Christentum hat Millionen gerettet. Tausende von Trunkenbolden hat es mäßig, von Unkeuschen keusch gemacht und hat den Sündern Frieden gegeben."

„Herr" — nimmt jetzt ein andrer das Wort und man siehts ihm an, wie er sich über die Verlegenheit freut, in die er den Missionar setzt — „sagtest du nicht, die wahre Religion werde erkannt an ihren Wirkungen?"

„Jawohl."

„Und daß das Christentum sich dadurch als die wahre Religion erweist, daß es die Menschen von der Sünde befreit?"

„Allerdings."

„Nun, ich kenne Christen, die Trunkenbolde sind und alle nur möglichen Schlechtigkeiten begehen."

„In einem Dorfe waren 2 Kranke. Der gute Doktor gab beiden Arznei und sie dankten ihm und versprachen, sie einzunehmen. Aber als der Arzt fort war hielt nur der eine Wort, der andere schüttete die Medizin weg. War es des Doktors Schuld, daß er starb?"

„Nein, seine eigne."

„Nun seht, so giebt es viele Christen, die nicht von ihren Sünden frei geworden sind, weil sie die Arznei Christi nicht wirklich eingenommen haben."

„Warum — wirft ein andrer ein — redest du überhaupt soviel von Christus? Ermahne die Leute wahrhaft, keusch und redlich zu sein, das ist genug."

„Wenn ein Arzt zu einem Kranken kommt, und ihn nur ernstlich ermahnt: werde gesund, hilft das? Oder wenn ich einen Gefangenen ermahne: werde frei, wird er dadurch frei? Wir predigen euch Christum, weil er nicht bloß zur Gesundheit und Freiheit ermahnt, sondern Gesundheit und Freiheit wirklich giebt?"

„Ich sehe nicht ein — sagt wiederum ein anderer — warum ich Christum ehren soll. Ich verehre Gott und bete zu ihm, das genügt."

„Ihr erinnert euch, wie alles Volk in Indien sich beeiferte den Prinzen von Wales zu ehren, als er dieses Land besuchte. Denke dir nun, du hättest gesehen, wie ein Mensch auf der Straße seine Arme ineinanderschlug und dem Prinzen Gesichter schnitt und auf deine Frage: ehrt man so den Sohn

der Königin? antwortete er: was schert mich der Prinz? ich ehre die Königin, das ist genug — würdest du ihm nicht sagen: wenn du den Sohn der Königin nicht ehrst, so ehrst du auch die Königin selber nicht? So sandte Gott seinen Sohn in die Welt. — Freilich nicht so herrlich ausgestattet wie der Prinz von Wales nach Indien kam, sondern er sandte Ihn, daß er für uns leide und sterbe, und du willst sagen: was kommt es darauf an, ob ich ihn liebe oder nicht? Wer den Sohn nicht ehrt, der ehrt auch den Vater nicht."

Da steht abermals einer auf und spricht: „Wir brauchen Christus nicht; wenn wir uns im Ganges baden, so werden wir frei von Sünden."

„Kann denn Wasser, was den Leib reinigt, die Seele von ihren Sünden reinigen?"

„Aber es ist doch nicht recht, daß man seine väterliche Religion aufgiebt?"

„Trug dein Vater Schuhe? Fuhr er auf der Eisenbahn? Beförderte er seine Briefe auf der Post? Warum bist du in diesen Stücken nicht bei der väterlichen Sitte geblieben?"

Mit solchen und ähnlichen Einwürfen geht es oft lange fort. Ernste Frager ladet der Missionar ein, ihn in seinem Hause oder Zelte zu besuchen und die bloß Disputiersüchtigen muß er durch kurze gleichnisartige schlagende Antworten abfertigen, da heißt es aber: Habt allezeit Salz bei euch.

Aus dem Leben eines afrikanischen Nationalhelfers.

Seit ca. 2 Jahren hat die Berliner M.-G. auf ihrer bekannten Station Botschabelo im Transvaallande ein Seminar errichtet zur Ausbildung von Eingebornen zu Lehrern und Predigern unter ihren Landsleuten. Die Zöglinge desselben bestehen nicht bloß aus jungen Leuten, sondern auch aus gereiften Männern, die durch mancherlei Hemmnisse und Trübsale haben hindurchgehen müssen, um gläubig zu werden und im Glauben festzustehen. Einer dieser Männer heißt Andreas Lethoamotse Matsie und ist der Sohn eines Häuptlings. In seiner Kindheit hörte er nichts vom Worte Gottes, weil damals noch kein Lehrer im Lande war.

Da kommt ein Schwarzer, der unter den Weißen sich längere Zeit aufgehalten hat, in das Land und erzählt, was er dort vom Christentum gehört hat, unter anderem auch, daß die Erde einmal mit Feuer verbrennen werde. Das vernahm ein Oheim des Andreas und erzählte es zu Hause in Gegenwart desselben, der damals noch ein Knabe war. Das flößte ihm großen Schrecken ein; seitdem war er voller Furcht bei seiner Herde, die er zu weiden hatte. Wenn er einen Grasbrand in der Ferne sah, so meinte er in größter Herzensangst: jetzt wird die Erde untergehen; so hatte er die Kinderjahre hindurch große Pein in seinem Herzen. Doch nun kam Gottes Wort in das Land. Trotz seines großen Verlangens nach Unterricht wagte er es nicht, zu dem weißen Lehrer zu gehen, aus Furcht vor dem Widerspruch und der Feindschaft, welche überall gegen die neue Lehre hervortrat; doch besuchte er heimlich einige Landsleute, die bei

ihrem Aufenthalt unter den Weißen Gottes Wort gelernt hatten, und ließ sich von ihnen biblische Wahrheiten mitteilen. Ganz entsetzlich war es für ihn, als er in dieser Zeit mit Gewalt zu den heidnischen Greueln der Beschneidungsfeier fortgeschleppt wurde. Sobald dies beendigt war, ging er nach Pretoria auf Arbeit, um dort ungestört Gottes Wort zu lernen. Die Frau seines Herrn behandelte ihn schlecht und war sehr böse darüber, daß er am Sonntag zur Kirche ging; sie schalt ihn ein Kind des Satans, einen Affen, der den Weißen alles nachmache, und suchte ihn zu schlagen, so daß er fortan nur heimlich und in Furcht zum Gottesdienst ging. Aber sein gütiger Herr nahm sich seiner an und bewirkte, daß er zum Missionar Grünberger zum Unterricht gehen durfte.

Als er nach einem Jahre in die Heimat zurückkam, hatte er schwere Anfechtungen durchzumachen; seine Eltern und Geschwister wollten ihn auf alle Weise dazu bringen, daß er Gottes Wort wegwerfe. Seine früheren Freunde wollten ihn in ihre sündliche Gemeinschaft hineinziehen; sie suchten ihn auf, hatten junge Mädchen mitgebracht und wollten ihn verführen. „Wenn du Gottes Wort nicht wegwirfst," hieß es, „so bekommst du keine Frau und kannst nicht Häuptling werden, wie dein Vater." Die Eltern wollten ihn durch eine heidnische Frau auf andere Gedanken bringen. Aber der Herr stärkte ihn, daß er allen Verlockungen widerstand. Um sich denselben zu entziehen, ging er auf sechs Monate nach den Diamantfeldern. Als er zurückkam, fand er schon einige Getaufte unter seinem Volk; an diese schloß er sich nun an und trat in den Taufunterricht bei Missionar Sachse zusammen mit dem Sohne seines Oheims, mit dem er herzliche Freundschaft schloß. Aber dieser gewann die Tochter des Häuptlings lieb, und Andreas sagte ihm warnend: „Du wirst um des Weibes willen noch Gottes Wort wegwerfen." So geschah es auch, als bald darauf die Verfolgung der Gläubigen ausbrach; dem Vetter des Andreas stellte man die Wahl, er müsse entweder Gottes Wort oder das Weib lassen. Da wählte er die Frau für sich und hörte auf zu lernen zu großem Schmerz des Andreas. Dieser hielt wacker Stand in der Trübsal, lernte weiter und wurde im Juni 1873 getauft. Von Anfang seines Lernens an hatte Andreas große Freude daran, seinen Genossen Gottes Wort mitzuteilen. Nun ging er aus unter die heidnischen Landsleute und wandte alle Kraft an, in ihnen ein Verlangen nach Erlösung zu erwecken. Seine Bemühungen hatten auch guten Erfolg; denn viele traten in den Taufunterricht trotz der vielfachen Verfolgung der Gläubigen, welche diese auf der Station Neu-Halle zu erdulden hatten.

Nun wählte er eine Christin zu seiner Ehefrau (1875), doch hatte er den Schmerz, daß sein Weib ihm schon nach drei Jahren starb. Am 6. April 1880 heiratete er wieder und zog nach Botschabelo, um sich zu einem geschickten und tüchtigen Zeugen Christi ausbilden zu lassen. Er schließt seinen Lebenslauf mit den Worten: „Ich bin aufgewachsen in Sünden, doch Christus kam und suchte mich in der Verirrung der Sünden. Es sei gepriesen der Name Christi! Ach hätte ich viele Zungen, zu preisen seine Güte und seine Liebe und seinen heiligen Namen!"

(Beiblatt Nr. 2 zum Missionsfreund 1882).

Lohn eines Heiden, der sterbende Kinder taufte.

In der „Beilage für die Jugend“ teilen die „Katholischen Missionen“ (1882 Nr. 6) unter der obigen Überschrift eine Geschichte mit, welche für die römische Missionspraxis und Dogmatik zu charakteristisch ist, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten möchten. Wir geben sie wörtlich. „Ein Heide erlernte bei einem christlichen Arzte in Tongkin die Arzneikunde. Dieser christliche Arzt ist aber ein sehr frommer Mann; als die Christenverfolgung vor einigen Jahren hier wütete, bekannte er ungescheut seinen Glauben und stets führte er ein wahrhaft heiliges und auferbauliches Leben. Er lehrte seinen heidnischen Schüler nicht nur die Kunst, die Krankheiten zu heilen, sondern unterrichtete ihn auch sorgfältig in den Grundsätzen des christlichen Glaubens und zeigte ihm, wie er die sterbenden Kinder taufen solle, wenn die Zeit nicht erlaube, einen Christen herbeizurufen. Der Schüler, obwohl noch ein Heide, nahm sich die Lehren seines Meisters zu Herzen und widmete sich mit großem Eifer dem heiligen Werke der Taufe sterbender Kinder. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, selbst beim schlimmsten Unwetter, machte er es sich zur heiligen Pflicht, den sterbenden Kindern beizuspringen und ihnen durch die Taufe wenigstens die Gesundheit der Seele zu geben und die Pforten des Himmels zu öffnen, wenn er ihnen die Gesundheit des Leibes nicht mehr verleihen konnte. Menschliche Rücksichten hielten ihn aber im Heidentume fest; in seinem Dorfe giebt es nämlich auch nicht einen einzigen Christen, und seine Familie würde ihm die größten Hindernisse bereitet haben, hätte er Miene gemacht, ein Christ zu werden. Aber sein Eifer für das Heil der sterbenden Kinder ließ während 20 Jahren nicht nach und er schickte zu hunderten kleine Engel in den Himmel.

Endlich wurde ihm selbst auf die mächtige Fürbitte dieser Engel hin die Gnade der Rettung seiner Seele zu Teil; er starb im Laufe dieses Jahres eines wahrhaft heiligen und erbaulichen Todes. Als er sich krank fühlte, ließ er seinen alten Meister rufen und eröffnete ihm seinen Wunsch, in unsere heilige Kirche aufgenommen zu werden. Der hochw. G. Perreaux, der Obere des Priesterseminars, schickte ihm einen Katechisten, der ihm die christliche Lehre gründlich erklären und die Notwendigkeit auseinandersetzen sollte, dem bösen Feinde und seinen Werken zu entsagen. Der eifrige Kranke ließ sofort seine Frau und seine erwachsenen Kinder an sein Sterbebett kommen und erklärte ihnen auf das entschiedenste seinen Entschluß, dem Teufel zu entsagen und ein Kind Gottes zu werden. Die ganze Familie sperrte sich dagegen; Zureden, Bitten, Drohungen wurden versucht. Aber die kleinen Engel am Throne Gottes zogen ihren Retter auf ihre Seite. Er eröffnete seinen Kindern, daß er fest entschlossen sei, die Taufe zu empfangen, und daß er, wenn es sein müsse, lieber die Seinigen verlassen als sein Seelenheil verlieren wolle.

Er empfing die heilige Taufe, die heilige Firmung und die heilige Kommunion mit der größten Andacht. In den folgenden Tagen hatte er stets einen Katechisten oder seinen alten Lehrer an seinem Lager, hörte

auf die frommen Zusprüche und betete nach Kräften mit ihnen. Noch hatte er das Glück, die heilige Wegzehrung und die letzte Ölung zu empfangen, und als er sein Stündlein herannahen fühlte, sagte er zu den Seinigen: „Die christliche Religion ist die wahre Religion und ich ermahne euch, dieselbe anzunehmen. Ich verbiete euch, nach meinem Tode meinen Leichnam zu grüßen oder irgend einen andern heidnischen Gebrauch bei meiner Bestattung vorzunehmen. Senket meinen Leib in die Erde; da wird er vermodern; aber meine Seele wird sich zum Himmel emporschwingen und sich daselbst ewig der Anschauung Gottes erfreuen." Das waren seine letzten Worte vor seinem Tode. Wir veranstalteten ihm einen feierlichen Totengottesdienst; sechs Missionare, die Zöglinge des Priesterseminars und eine große Anzahl Katechisten und Gläubige wohnten demselben bei."

Wie ein heidnischer Priester zu Schanden ward.

In seinem in der Rundschau der vorigen Nummer erwähnten Schriftchen: The Santhals and our work among them erzählt Missionar Hägert folgende Geschichte, die wir nach der Reproduktion im „Ev. M. Mag." (S. 114 f.) wiedergeben.

Der Dorfschulze von Kalipator ist ein wohlhabender und wohlangesehener Mann. Mit Miss. Hägert war er seit Jahren bekannt und hatte durch ihn auch etwas vom Heiland vernommen, ohne sich jedoch zu ihm zu bekennen. Das jährliche Fest der abscheulichen Göttin Kali kommt herbei; er aber trifft keine Vorbereitungen dazu. Sein Weib erinnert ihn daran, er aber erklärt, er werde der Kali nie wieder einen Dienst thun, sie sei ein Holzklotz, der weder sehen, hören noch reden oder die Vögel verjagen könne, die sich auf ihm niederlassen, ein Holzklotz, an dem die Ameisen fressen! Die Frauen sind aber dem alten Götzendienst anhänglich. „Unsere Väter haben sie doch von jeher angebetet, und alles verdanken wir ihr. Wenn du die Kali beleidigst, so verlasse ich das Haus, denn sie wird nicht verfehlen, dasselbe mit allerlei Krankheit heimzusuchen. Wehe dem, der ihren Zorn auf sich geladen hat! Um meine Kinder zu retten, will ich sie fortnehmen und zu meiner Mutter gehen." Der Dorfschulze schlug nun vor, das Götzenbild ins Feuer zu werfen, damit man sehe, ob es sich selbst helfen könne oder nicht; sein Weib glaubte, er habe den Verstand verloren und drang mit Flehen in ihn, doch etwas so Schreckliches nicht zu thun. Was sollte er machen? Er war erleuchtet genug, um Kali zu verachten, aber nicht genug, um seiner Frau den Heiland anzupreisen; auch nicht stark genug, um auf alle Gefahr hin nach seiner Überzeugung zu handeln. So gab er denn nach und fing an, die Vorbereitungen für das Götzenfest zu treffen.

Da kam Bolai, ein Bekehrter, an seinem Hause vorbei, sah, was darin vorging und rief dem Hausherren zu: „Was! du bist doch gescheit genug, um der Kali nicht länger zu opfern?" — „Ja freilich,"

erwiderte jener, „aber mein Weib fürchtet sich vor ihr und droht mich zu verlassen, wenn ich ihr nicht willfahre.“ Der Christ schüttelte den Kopf und meinte, das sei nicht recht; wer den Götzen opfere, der sündige wider Gott, und Gott lasse sich das nicht nur so gefallen. Der arme Mann aber sagte nichts mehr, sondern that seinem Weib den Willen. Das Götzenopfer wurde gebracht, das Fest gefeiert. Drei Monate später kam eine Seuche ins Land; sie kam auch nach Kalipator; ja auch ins Haus des Dorfschulzen. Ein Kind starb schnell; das zweite war in Todesgefahr. Die arme Mutter war in Verzweiflung, sie raufte sich das Haar, zerschlug sich die Brust und wehklagte laut, der Vater war ebenfalls sehr niedergeschlagen. Tag und Nacht beobachtete er das sterbende Kind, aber kein Hoffnungsstrahl wollte sich zeigen. Da erschien ein alter Freund aus dem benachbarten Ranga und meinte, man solle doch den Sahib (d. h. den Missionar) rufen, der habe vor einem Jahr sein Kind, das noch viel schlimmer daran gewesen, gesund gemacht; heute noch lebe es und sei so kräftig und munter als je. „Meinst du, es sei noch nicht zu spät?“ fragte der Vater. „Wenn man den Sahib ruft, darf man immer noch hoffen; laß ihn nur schnell kommen!“ erwiderte der Freund.

Die Sache war dem Schulzen zu wichtig, um sie durch einen Diener ausrichten zu lassen. So legte er denn Rock und Schuhe an, nahm seinen Stock und machte sich auf den Weg. Aber kaum hatte er das Haus verlassen, als ein alter Priester ihm begegnete, nach dem Zweck seiner Reise sich erkundigte und dann versicherte, so lange er im Lande sei, brauche man doch keinen Sahib zu rufen, ob er nicht helfen könne u. s. w. Der alte Heuchler! in einer schweren Krankheit hatte er selbst die Hilfe des Missionars angerufen und sich mit Erfolg von ihm behandeln lassen. Aber: „weß Brot ich esse, des Lied ich singe“ heißts bei diesen Leuten. Vom Betrug und Aberglauben leben sie, so müssen sie auch der Lüge dienen und der Wahrheit entgegentreten. Der Dorfschulze ließ sich denn auch überreden; der Priester kam ins Haus und fing an seine Schastras (hl. Bücher) zu schwingen und Stellen daraus herzuleiern. Jenem Freund aus Ranga wollte das nicht gefallen; er wußte, daß der Brahmane selbst in der Not zum Missionar seine Zuflucht genommen, und hielt ihm nun in bitteren Worten sein heuchlerisches Wesen und die Ohnmacht seiner Beschwörungen vor. Der Brahmane ließ sich jedoch nicht aus dem Konzept bringen, leierte weiter und erklärte schließlich, nachdem er seinen Hokuspokus beendigt hatte: „So, jetzt ist alle Gefahr vorüber; nach dem Sahib braucht man nicht mehr zu schicken.“ In der Nacht darauf aber starb das Kind. Schnell genug kam die Kunde hievon auch nach Ranga, wo beide, jener Freund des Dorfschulzen und der Priester, wohnten. Der erstere rief das halbe Dorf zusammen, erzählte den Leuten die ganze Geschichte und zog dann mit ihnen vor des Brahmanen Haus, um ihn zu schelten und zu verhöhnen. Er war furchtbar blamiert. Acht Tage lang wagte er es nicht, seine Wohnung zu verlassen oder irgend einen Besuch zu empfangen. Es war zu offenkundig geworden, daß er ein Betrüger, der Missionar aber ein Wohlthäter der Kranken sei; war doch kaum eine Familie im

Dorf, die ihm nicht etwas zu danken hatte. Der Brahmane war sehr gedemütigt. Aber das war nicht alles. Er wurde krank, die Todesfurcht packte ihn und zum zweiten Mal wandte er sich hilfesuchend an Miss. Hägert. Dieser wußte, was inzwischen vorgefallen war und empfing den Armsten mit einer Spottrede: „Du wirst doch nicht von mir Medizin wollen? Schwinge nur deine Schastras, und wenn das nicht hilft, so sauge an ihnen, und wenn auch das nicht wirkt, so siede sie aus, dann wird gewiß ihre Kraft zum Vorschein kommen; ich höre, daß du sie ja weit und breit den Kranken empfiehlst.“ Aber der Mann ließ sich nicht abschrecken, sondern legte sich ganz demütig aufs Bitten. Das hatte der Missionar gewollt. Jetzt hielt er ihm sein Unrecht und die Schädlichkeit des Aberglaubens vor, machte ihm begreiflich, daß wenn er wirklich mit Arznei und Pflege den Kranken dienen wollte, niemand froher sein würde als er, der Missionar, daß es aber eine schwere Sünde sei, bloß um des Geldgewinns willen die armen Leute so sterben zu lassen, hielt ihm sein Alter, sein bevorstehendes Ende und die Ewigkeit vor, versäumte aber natürlich auch nicht, ihn auf den Sünderheiland hinzuweisen, der auch ihm noch vergeben und ihn selig machen könne. Kaum hatte der alte Mann diese letzten Worte vernommen, als Thränen in seine Augen traten und ein neuer Geist über ihn zu kommen schien. Natürlich erhielt er Medizin und wurde von Missionar Hägert behandelt, bis es ihm besser ging. Er ist ein Bruder des bekehrten Oberpriesters, und Hägert hofft, daß auch ihm noch der Tag des Heils anbrechen werde.

Frucht nach vielen Tagen.

Dr. Phillips ist ein baptischer Missionar in Midnapur. Im Dezember 1870 kehrte er von einer Sonntagsschul-Konferenz in Orissa auf seine Station zurück. Unterwegs kam er eines Abends sehr ermüdet bei einem Dörflein an, ging aber doch noch unter die Leute und fand einige aufmerksame Zuhörer. Einer von ihnen, ein junger Bengale, kaufte einen Traktat. Zehn Jahre waren darüber hingegangen. Dr. Phillips saß gerade an seinem Schreibtisch ganz allein, bei großer Hitze, nicht eben in der freudigsten Stimmung. Da kommt ein schöner, hochgewachsener, junger Brahmane aufs Missionshaus zu, tritt ein und erklärt ohne viel Umschweife, daß er wünsche ein Christ zu werden. Sein Name war Sattschitananda Raja. Einige Jahre lang hatte er eine Missionsschule besucht; ja von einem katholischen Priester war er heimlich getauft worden, ohne jedoch seine Brahmanenschnur abgelegt oder den Seinigen etwas von seinem Übertritt gesagt zu haben. Zum Glück besaß er ein Neues Testament, und hier fand er klar und deutlich den Befehl Christi, daß, wer sein Jünger sein wolle, Ihn auch vor den Menschen bekennen müsse. Der Priester suchte ihn zu beruhigen: er solle sich keine unnützen Gewissensbisse machen, er, der Priester, habe alles zu verantworten u. s. f. Diesen Zustand konnte

der Jüngling auf die Dauer nicht ertragen, und so endete seine Verbindung mit dem Priester, der gar zu gern einen Mönch aus ihm gemacht hätte und über diese Wendung der Sache natürlich sehr ungehalten war..

Nun war er also bei Dr. Phillips, der ihn mehrere Tage bei sich behielt, ihn mit den eingebornen Christen bekannt machte und am biblischen Unterricht in der Schule teilnehmen ließ. Wer ihn sah, bekam den Eindruck, daß er's ernst und aufrichtig meine. Auf seine Bitte sandte dann der Missionar einen eingebornen Prediger mit ihm an seinen Wohnort (Dainmari) und machte später selbst einen Besuch daselbst. Es stellte sich heraus, daß die ganze Familie geneigt war, zum Christentum überzutreten, d. h. Satschi's Mutter, Bruder, Schwester und Schwager. Mit Freuden nahmen sie den Missionar bei sich auf, ließen sich unterrichten und wurden endlich vor allen Dorfbewohnern in einem Teich, der zu ihrem Hause gehörte, getauft. Ihre Bekehrung machte einen tiefen und sehr günstigen Eindruck auf das ganze Dorf. An Verfolgung dachte niemand.

Satschi's Vater war lange Polizeidiener gewesen, saß jetzt aber wegen irgend eines Verbrechens im Gefängnis. Als der Missionar ihn besuchte und ihm alles erzählte, was inzwischen mit seiner Familie vorgegangen, war er sehr überrascht und nichts weniger als erfreut, sagte aber kaum ein Wort. Stolz und schweigend hörte er zu. Dr. Phillips aber hofft, daß auch er noch sich wird gewinnen lassen.

Und was hatte den ersten Anlaß zur Bekehrung dieser ganzen Familie, zunächst jenes jungen Mannes, gegeben? Als Dr. Phillips seinem jungen Freunde diese Frage vorlegte, da holte derselbe ein Büchlein hervor, dem man ansah, daß es fleißig gelesen, aber auch daß es sorgfältig aufbewahrt worden war, überreichte es dem Missionar und sagte: „Dies Büchlein hat mich zuerst mit dem Heiland bekannt gemacht." Dr. Phillips schlug es auf, und da stand von seiner Hand auf dem Titelblatt mit Bleistift geschrieben: „27. 12. 70", d. h. am 27sten Dezember 1870. Das war der Tag, an welchem er in jenem Dorf eingekehrt und eben diesen Traktat an den Jungen verkauft hatte, der jetzt als sein Bruder in Christo vor ihm stand. Nicht nur er, sondern sein ganzes Haus war durch diesen Einen Traktat (Peep of Day) zu Christo geführt worden.

(Bibelblätter März 1882 S. 10).

Eine Streiterfamilie.

Daß einzelne Brüder und Schwestern aus den Familien unserer Brüdergemeine sich dem Herrn für den Missionsdienst weihen, ist gottlob etwas sehr gewöhnliches.

Daß auch mehrere Glieder ein und derselben Familie in diesen Dienst eintreten und Eltern eine ganze Anzahl ihrer Kinder, auf den Ruf des Herrn hin, in die Arbeit unter den Heiden ausziehen lassen, gehört nicht zu den Seltenheiten.

Von den Kindern der Schw. Hartmann, welche selbst eine treue Magd des Herrn im Suriname gewesen, und noch als Witwe dort auf einem der schwierigsten und ungesundesten Posten tapfer ausgehalten, bis sie nicht mehr konnte, ist ein Sohn nach Kafferland, ein anderer nach Australien (später unter die Delawares-Indianer), eine Tochter nach Thibet gezogen.

Ein noch lebender früherer Missionar in Süd-Afrika hat seine drei Töchter hergegeben. Sie dienen in Süd-Afrika, West-Indien und Suriname.

Eine Missionsfamilie vor anderen ist die des im Jahre 1857 in Stuttgart heimgegangenen Vaters Weiz, der 4 Töchter und 2 Söhne zum Heerbann der Heidenboten geliefert hat.

Es dürften noch manche ähnliche Beispiele aufzuführen sein, aber der hier folgende Fall steht doch wohl einzig in seiner Art da.

Nachdem im Jahr 1733 die Brüder Matthäus Stach und sein Vetter Christian Stach unter Christian Davids Leitung den Anfang der Missionsthätigkeit in Grönland gemacht, folgten ihnen schon im nächsten Jahre die Brüder Friedrich Böhnisch und Johann Beck, und abermals nach Jahresfrist langte die Mutter des Matthäus Stach mit ihren zwei Töchtern auf der nordischen Missionskolonie an, um dort die Hausmuttergeschäfte zu übernehmen. Beide Töchter aber traten in den direkten Missionsdienst ein, die ältere, Rosine, schon 1736 als Frau des Br. Johann Beck, die jüngere, Anna, 1740 an des Bruders Friedrich Böhnisch Seite.

Diese Anna Böhnisch, geb. Stach, ist nun die Stammmutter eines Geschlechtes geworden, welches 140 Jahre in ununterbrochenem Missionsdienst gestanden hat. Denn ihre Tochter, welche den Namen der Mutter trug, kehrte 1765 mit ihrem Manne, Br. Johannes Zacharias, wieder nach Grönland zurück, und dieser Anna Zacharias (geb. Böhnisch), Tochter, Anna Benigna, trat 1792 als Frau des nach Grönland berufenen Bruders Johann Gottfried Gorke in die Fußtapfen ihrer Mutter und Großmutter.

Von der vierten Generation an vertauschten aber die Nachkommen der alten Mutter Stach den grönländischen Boden mit dem andrer Missionsfelder.

Schw. Anna Benigna, Gorkes Tochter, reichte 1819 Br. Johannes Lundberg die Hand und ging mit ihm nach Labrador, wo sie lange Jahre in treuem Dienste gestanden. Erst dieses Jahr ist sie im Alter von 86 Jahren in Herrnhut heimgegangen.

Ihr Sohn aber, Br. Johannes Eugen Lundberg, war mit den Brüdern Pfeiffer und Kandler einer der Anfänger unserer Mission auf der Moskitoküste, welcher er 33 Jahre lang im Segen gedient hat. Fast unmittelbar nach seiner Heimkehr in die Heimat, am 6 September 1881, entschlief er in Herrnhut.

So haben Glieder ein und derselben Familie in ununterbrochener Folge durch fünf Generationen ihr Leben dem Missionswerk gewidmet.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. September. 1882.

Ein Blick in die madagassische Missionsarbeit.[1])

Auf dem diesjährigen Jahresfeste der Londoner M.-G. machte Miss. Peill aus Madagaskar interessante Mitteilungen über die dasigen Missionsverhältnisse, die wir im folgenden unsern Lesern mitteilen. Der Redner ging aus von dem auch bei uns existierenden Vorurteil gewisser Missionskreise, daß Madagaskar ein bereits völlig christianisiertes Land sei und daher nicht mehr so viel Missionare aus Europa brauche, als die Londoner Missions-Gesellschaft dort stationiert habe (NB. es sind deren nur 27) und fuhr dann fort:

„Wir vergessen, wie groß die Insel Madagaskar ist, — daß sie mehr als tausend (engl.) Meilen in der Länge und dreihundertundsechzig Meilen in der Breite beträgt, — daß sie vier mal so groß ist, wie England und Wales, und wir erwarten, daß eine so große Insel in wenig Jahren, von wenig Leuten soll christianisiert werden. Man braucht lange um eine Insel wie Madagaskar zu christianisieren; die größte Geduld und die vereinigten Bemühungen unsrer englischen Kirchen sind nötig, um das Werk, welches hier angefangen worden ist, zu vollenden. Ferner vergessen wir, daß der größere Teil Madagaskars noch heidnisch ist; daß die ganze Küstengegend, die ausgedehnten von zahlreichen Stämmen bevölkerten am Meer gelegenen Ebenen noch heidnischer Boden sind. Unsre Arbeit ist in der inneren Hochebene, den beiden Provinzen Imerina und Betsileo gethan. Wir haben dort wunderbare Erfolge gehabt, von denen Sie in dieser Halle bei verschiedenen Gelegenheiten schon gehört haben. Aber außerhalb dieses Distriktes ist Madagaskar, bis auf wenige Ausnahmen, noch heidnisch und in der allgemeinen Übersicht über die Madagassische Mission, die 1880 herausgegeben wurde, finde ich, daß, wenn die Zahl der Anhänger auf 300 000 gerechnet wird, was wirklich sehr hoch gegriffen ist, heutzutage drei Viertel der Bevölkerung selbst der inneren Provinzen sich ohne christliche Unterweisung befindet; und wenn wir die ganze Bevölkerung auf vier Millionen schätzen, so genießen mehr als drei Millionen auch nicht den geringsten christlichen Unterricht. Soviel über die Arbeit, welche in Madagaskar getrieben worden ist, als Antwort für diejenigen, welche sagen, „können wir nicht die Missionare aus Madagaskar nehmen und sie nach Indien und China schicken?“ Sie haben schon bei vielen Gelegenheiten hier über Madagaskar sprechen hören. Ich stehe vor Ihnen, nicht als

[1]) Chron. 1882 S. 201 ff.

einer, der die Arbeit in der Hauptstadt schildern will, sondern als einer, der *sechs Jahre in einer ländlichen Gegend*, eine Tagereise weit westlich von der Hauptstadt gearbeitet hat, welche bis 1869 heidnisch war, wo dann die Götzen verbrannt wurden. Es wurde mir und einem Kollegen eine große Landstrecke in der Größe von Cumberland übergeben, die achtzig Gemeinden enthielt, welche mit einer einzigen Ausnahme alle erst gebildet sind, seitdem die jetzige Königin auf den Thron kam. Von 1820, wo die Mission in der Hauptstadt anfing, bis 1869, wo die Götzen verbrannt wurden, war die Gegend vollständig heidnisch. Als ich dorthin kam, fand ich, daß nur eine Schule in der ganzen Gegend war, die zwanzig Schüler enthielt; und wenn ich sage, daß hundert Leute in dieser Gegend lesen konnten, so fürchte ich, ich sage zu viel. Sie hatten Kapellen in ihren Dörfern erbaut, hielten jeden Sonntag Versammlungen und dennoch fanden wir die Leute gänzlich unwissend, so daß unser Lehren den elementarsten Charakter annehmen mußte. Um Ihnen eine Idee zu geben von dem Zustand vieler dieser Kirchenmitglieder, will ich nur dies erwähnen, daß kurze Zeit, ehe wir auf die Station kamen, dreißig Meilen westlich von der Stadt, wo wir wohnen, mir der eingeborne Pastor erzählte, daß er nach der Hauptstadt geschickt habe, um neue Abendmahlsgeräte holen zu lassen. Als sie angekommen und am ersten Sonntag des Monats die Kirchenmitglieder versammelt waren, um nach beendetem Gottesdienst das Sakrament zu feiern und die Abendmahlsgeräte in ihrer Gegenwart enthüllt wurden, da sprang alles, Männer, Weiber, Kinder, Kirchenmitglieder und Nicht-Kirchenmitglieder von seinem Platz auf und sagte: „Unser Pastor hat eine Zauberei von dem weißen Manne erhalten, und wenn wir in der Kapelle bleiben, werden wir alle getötet werden". An einem anderen Orte, einige Meilen von der Hauptstadt, wurden vor neun Jahren hundert Personen auf einmal getauft. Der (eingeb.) Pastor fand es zu lang, um jeden einzelnen zu taufen und nahm daher einen großen Pinsel, tauchte ihn ins Wasser, sprengte es über sie und erklärte sie als ordentlich getauft. Sie werden fragen, warum wurde solchen Personen erlaubt, Pastoren und Kirchenmitglieder zu werden? Dies ist eine billige Frage und ich will versuchen, sie gerecht zu beantworten.

Als die Götzen 1869 verbrannt wurden (also erst vor 13 Jahren), hatte unsre Gesellschaft zwölf Missionare in Madagaskar. Einer war Maler, einer war Dokter, drei waren Bauleute und einer hatte die Aufsicht über die Normalschule; einige von den noch übrigen sechs waren Neulinge, aber alle hatten die Aufsicht über große Gemeinden der Stadt und der umliegenden Gegend. Was konnten sie thun, als diese große Götzenverwerfung 1869 stattfand? Ihre Hände waren ganz gefüllt, die Leute kamen zu tausenden, jeden Sonntag wurden Versammlungen gehalten, und doch waren es nur diese wenigen Männer, die das Werk, welches ihnen Gott gegeben, trieben. Missionare haben Ihnen erzählt, wie in jenen Tagen, wenn sie durch die Dörfer kamen, die Leute aus ihren Häusern herauskamen mit Körben voll Götzen und Zaubermitteln, sich auf der Straße Feuer machten und sie verbrannten. Die

große Majorität des Volkes wußte kaum etwas von der wahren Religion oder dem wahren Gott; aber weil die Königin ihre Götzen verbrannt hatte, folgten sie alle dem Winke derselben, und dadurch wurde dem Evangelium der Weg gebahnt. Sie bauten sich Kapellen in ihren Dörfern und so war eine weite Thür für die Ausbreitung des Christentums geöffnet. Ich glaube, niemals hat in der Missionsgeschichte solche nationale Götzenverwerfung stattgefunden, wie es in den mittleren Provinzen Madagaskars damals geschah. Was sollten nun die wenigen Missionare in solcher Bewegung thun? Sie konnten die ungeheure Arbeit nicht allein bewältigen. Als die Madagassen einsahen, daß die wenigen Missionare nicht ausreichten, sie zu führen, so nahmen sie die Sache selbst in die Hand. Sie bauten Kapellen und wählten Pastoren; diese predigten von den Kanzeln und nahmen die Leute in die Kirchengemeinschaft auf. Dadurch kamen solche Sachen vor, wie ich sie beschrieben habe. Es war dies unter den damaligen Umständen ganz unvermeidlich. Daher war es auch kein Wunder, daß wir, vier Jahre nach Verbrennung der Götzen, die Sachen so fanden, wie ich sie charakterisiert. Zu dieser Zeit befand sich unsre Mission in einer höchst kritischen Lage. Die christliche Kirche hatte eben dem Feuer der Verfolgung widerstanden, und war geläutert und gestärkt aus dieser Versuchung hervorgegangen. Dann kam die größere Versuchung, nämlich die Volksgunst und die Königsgunst, und zuletzt die größte, die je eine Kirche haben kann — daß das Volk zu tausenden übertrat, daß eine große Menge Heiden in die Kirche hineinströmte, so daß es zu der Frage kam, hat die Kirche genug Lebenskraft, um die Elemente, welche mit Macht hineindrangen, sich zu assimilieren? Die Frage war, ob unter diesen Umständen die Kirche nicht zu Grunde gehen werde. Noch immer befinden wir uns in einer kritischen Lage. Wir haben nun diese ungeheure Volksmasse, 300 000 eingeborene Anhänger, von denen viele in großer Unwissenheit leben und viele sehr abergläubig sind, die in unsre Versammlungen und viele auch in die Gemeinden kommen — und noch immer stehen wir vor der Frage: kann die christliche Kirche diese heterogenen Elemente sich assimilieren, kann das Leben, welches in der Kirche ist, diese heidnische Masse umändern und sie mit dem Geiste Christi durchdringen? Wir forschten nun nach über den Zustand der Dorfbewohner, wo wir uns niedergelassen hatten, und Sie werden erstaunt sein, wenn ich Ihnen mitteile, wie einige von ihnen beschaffen waren. Wir fanden sie sehr unwissend, ich glaube, wenn wir die Majorität der Kirchenmitglieder gefragt hätten, wer der Herr Jesus Christus sei, daß sie uns keine treffende Antwort hätten geben können. Sie dachten, der Herr Jesus Christus sei ein Vorfahre des weißen Mannes, und wir wären aus England gekommen, um sie über unsre Vorfahren zu belehren und wenn wir von Jesu sprächen, so wollten wir ihnen unsre Volksgeschichte erzählen. Ich spreche jetzt nicht von der Hauptstadt und ihrer Nachbarschaft, da waren andre Zustände, von denen Sie schon mehrere Male hier gehört haben, sondern ich spreche von dem Lande, welches eine Tagereise weit von der Hauptstadt liegt. Vor neun oder zehn Jahren würden Sie von der Hauptstadt aus nach allen Himmels-

gegenden hin, vielleicht den Norden ausgenommen, dieselben Dinge gehört haben, die ich Ihnen jetzt mitteile. Wir mußten mit den elementarsten Anfangsgründen beginnen. Wir teilten die Kirchenmitglieder in Klassen und fingen an, einen einfachen Katechismus zu lehren, der mit der Frage begann: „Wer ist Jesus Christus“? und dann seine Geschichte und die einfachsten Grundwahrheiten unsers Glaubens enthielt. So mußten wir selbst die Bekehrten lehren, die bereits ein öffentliches Bekenntnis abgelegt und Mitglieder der Kirche geworden waren. Natürlich hatten wir auch zu predigen, und wohin wir kamen außerhalb unsres Distriktes, stets war eine große Menge Volks da, um uns zu hören. Wir errichteten Bibelklassen zum Unterricht und Predigerschulen zur Unterweisung der Prediger. Ich erinnere mich noch, daß, als ich die Prediger, die um meine Station herum wohnten, in meinem Zimmer unterrichtete und wir ein Kapitel aus der Apostelgeschichte lasen, ich sie darauf aufmerksam machte, daß eine Geschichte durch das ganze Kapitel gehe. Da glänzten ihre Augen und sie waren ganz erstaunt, als sie merkten, daß die Verse nicht einzeln zu nehmen seien, sondern daß eine Geschichte sich durch das ganze Kapitel hindurch ziehe — so etwas hatten sie früher nie gewußt. Als der Unterricht nun im Gange war, bildeten wir nach und nach andere Klassen für Katechumenen. Wir wendeten ferner bald unsere Aufmerksamkeit auf die Kinder. Mehr und mehr wurden wir überzeugt, daß die Hoffnung Madagaskars auf der Jugend beruhte. So wollten wir denn versuchen, die Kinder in den Schulen zu versammeln; aber was fanden wir? Wir fanden, daß das Volk gegen die Schule eingenommen war. Es gingen Gerüchte durch das ganze Land, daß wenn den Kindern erlaubt würde in die Schule zu gehen, die weißen Männer sie essen würden; die Missionare würden sie über die See schicken und ihre Eltern würden sie nie wiedersehen, und so kam es, daß, wenn wir versuchten, die Kinder zu sammeln, sie vor uns versteckt wurden. Dies war eine große Schwierigkeit, die sich uns in den Weg stellte, aber als das Werk wuchs, nahm die Furcht der Leute ab, und wir gewannen nun mehr Schüler. Jetzt kam uns auch die Königin von Madagaskar zu Hilfe. Sie schickte Boten in unsern Distrikt und ließ den Leuten sagen, daß wir weißen Leute ihre Freunde wären, daß wir das Gute ihres Volkes suchten und nicht die Kinder über das Meer schicken oder sie essen würden; daß es ihnen gut thue, wenn die Kinder in der Schule lernten und daß es weise von ihnen sei, und der Königin gefallen würde. Nun wird man sagen, wie viele gesagt haben, „da mischt sich die Königin wieder in die Missionssachen“. Ich kann hierauf nur erklären, daß, wenn die Königin von Madagaskar sich in unser geistliches Werk, in die Freiheit und Disciplin unsrer Gemeinden mischte, dann würde es unsre Pflicht sein, uns an Sie zu wenden und Sie zu fragen, was da zu thun sei; aber so lange sich die Königin und die Regierung weislich und vorsichtig nur auf die Schulangelegenheiten beschränkt, indem sie erklärt, daß es sehr gut für die Kinder sei, in die Schule zu gehen und den Eltern ratet, ja sie sogar zwingt, sie dahin zu schicken, können wir nur zufrieden sein und wünschen: Lange lebe die Königin.

Das Schulwerk breitete sich bald durch den ganzen Distrikt aus. Als wir anfingen, hatten wir nur eine Schule mit zwanzig Kindern, aber was war nach sechs Jahren das Resultat? 77 Schulen waren im Gange und 7 443 Schüler saßen bei den Büchern, 3000 Kinder waren bei den Prüfungen, 1739 schrieben auf Schiefertafeln und 1317 lasen in Testamenten, die sie alle gekauft hatten und von denen wir ihnen keins geschenkt. Was war nun die Folge dieses sechsjährigen Unterrichts? 1565 Kinder bestanden die Prüfungen im Lesen und es wurde keiner durchgelassen, der das neue Testament nicht mit Verständnis lesen konnte. Wenn wir diejenigen dazu rechnen, welche die Schule hatten verlassen müssen, so stellte sich heraus, daß in diesen sechs Jahren 1700 Kinder das Lesen gelehrt worden war. 781 konnten schreiben, 700 bestanden das Examen im Rechnen u. s. w. Und die Folgen dieser Schularbeit? Zunächst finden wir, daß die Kinder, die in unseren Schulen unterrichtet worden sind, den Aberglauben ihrer Vorfahren gänzlich vergessen haben; denn wo die Schule seit längerer Zeit festen Boden gefaßt, da ist Aberglaube und Abgötterei eine vollständige Unmöglichkeit für die Kinder. Sodann finden wir, daß die aufmerksamsten Zuhörer in unsern Versammlungen gerade die Kinder sind, die unsre Schulen besucht haben. Wenn ich des Sonntags durch die Dörfer meiner Station zog, um dem versammelten Volke zu predigen, und ich richtete meine Blicke auf die Angesichter der älteren Leute, so erschienen diese vollständig gleichgiltig, als nähmen sie sich kaum an, was ich sagte, aber wenn ich dann in die Angesichter der Kinder blickte, die vor mir saßen und deren glänzende Augen sah, so wurde mir das Herz innerlich warm und ich predigte mehr den Kindern als den Eltern. Ja, unsre Hoffnung für die Ausbreitung des Christentums in Madagaskar und besonders in den Landgegenden ruht auf den Kindern und auf unsern Schulen. Außerdem hat ein Missionar in solch einer Gegend nicht nur für die Seelen der Leute, sondern auch für ihren Körper zu sorgen. Ich weiß nicht, ob Sie schon darauf geachtet haben, wie viele Wunder unseres Herrn Heilungswunder sind, wie sorgsam er also auch für die Leiber der Leute gesorgt hat. Der Missionar soll Christo in dieser Hinsicht wie in jeder andern ähnlich sein. Ihre Direktoren erkennen dies an und geben daher ihren Missionaren Gelegenheit, bis zu einer gewissen Grenze Medizin zu studieren, damit wir in jenen entlegenen Gegenden unsre Wissenschaft anwenden können. Ich hatte den Vorteil, sechs Monate lang das Krankenhaus in Manchester besuchen zu dürfen ehe ich ausgesandt wurde, und beinah sechs Monate lang habe ich täglich die Hospitäler der Hauptstadt besucht, ehe ich auf meine Station ging. Ich war mit Arzeneien und einfachen chirurgischen Instrumenten versehen und fand, daß eins der nützlichsten Dinge in solch einer Gegend, die weit entfernt ist von jeder ärztlichen Hilfe, in einiger praktischen Kenntnis der Krankheiten des Volkes besteht, unter dem wir leben. Die Madagassen betrachten die Arznei als ein Zaubermittel, wie es jener Mann that, der von einer Kuh getreten worden war und zu einem Missionar kam, um Medizin zu holen, damit er die Kuh heile, daß sie nie wieder trete. Ein ander Mal

kam ein Mann zu einem Missionar und bat um etwas Arzenei, und als der Missionar einige Tage später ihn besuchte und fragte, wie es ihm gehe, antwortete er, viel besser. „Hast du die Medizin genommen"? fragte der Missionar. „Nein", sagte der Mann, „da ist sie" und zeigte dabei auf eine Ecke des Zimmers, wo er sie aufgehangen hatte, um sie anzusehen, und dann erklärte er, daß sie nicht nur ihn geheilt, sondern jeder andern Krankheit gewehrt habe, in sein Haus einzutreten. Ferner glauben sie auch, daß Krankheiten durch das Wasser entstehen. Dieser Glaube ist so groß, daß eines Tages eine Eingeborne des Dorfes, wo ich wohnte, ein Kind von zwei und einem halben Jahr zu mir brachte und mich um etwas Arzenei bat. Ich fragte nach der Ursache der Krankheit und versuchte, es so gut als möglich zu behandeln. Die Frau erklärte mir nun, daß sie das Kind noch nie gewaschen habe und sagte: „Ich hatte vor diesem mehrere Kinder, ich wusch sie alle, und sie starben alle. Da beschloß ich, daß, wenn ich ein anderes Kind bekäme, ich es nicht waschen wollte, und so ist dies Kind bis heute nie gewaschen worden". Ich erwähne diese Sachen nur, damit Sie einen Begriff von dem Aberglauben dieses Volkes in betreff der Medizin bekommen. Ein wenig ärztliche Kenntnis unter solch einem Volke ist ganz unschätzbar. Ich werde Ihnen ein Beispiel mitteilen. Ich ging einst zwölf Meilen von meiner Station entfernt zu einer Kapellen-Einweihung. Dies war ein großes Ereignis und die Leute der ganzen Umgegend hatten sich versammelt. Ich wartete, bis die Kapelle ganz voll war, außerdem waren draußen noch viele Leute, die nicht mehr herein konnten. Nun erhob ich mich und begann den Gottesdienst. Wir sangen ein Lied, dann las ich ein Kapitel, dann sangen wir ein anderes Lied und als ich noch ein Kapitel lesen wollte, hörte ich draußen einen gewaltigen Lärm. Sogleich stürzte ein Mann mitten in die Kapelle herein und rief: „O Herr, komme mit, dort stirbt ein Mann, komm schnell und sieh, ob du nicht etwas für ihn thun kannst." Ich sagte: „Warte einen Augenblick, ich will dies Kapitel beendigen und dann werde ich kommen." „Nein", sagte der Mann, „du mußt gleich kommen, denn der Mann stirbt." Er ließ mich mein Kapitel nicht beendigen; ich ging also von der Kanzel herunter nach der Thür; die ganze Versammlung folgte, um zu sehen, was vorgefallen sei. Es stellte sich nun heraus, daß der Mann einen Kampf mit einem Ochsen gehabt, ihn, wie die Madagassen thun, bei den Hörnern gepackt und niedergeworfen hatte, der Ochse aber auf ihn gefallen war und ihm das Schenkelbein zerbrochen hatte. Sie trugen den Mann in ein Haus, hatten aber keine Idee, was unter solchen Umständen zu thun sei und erwarteten mich nun, daß ich ihm folgen sollte. Ich hatte einen solchen Fall noch nie in meinem Leben behandelt, dennoch erforderte die Pflicht, daß ich hier etwas thun mußte. Ich sah mich in dem Hause um, ob ich etwas wie Schienen, Verbandzeug und Sachen solcher Art finden würde und entdeckte in einer Ecke ein Stück Palmzweig. Ich forderte ein Messer, schnitt es in Streifen und machte Schienen daraus. Alsdann gab mir ein Mann sein Gewand (die Lamba), ich zerriß es in Streifen und machte Verbandstücke daraus. Nun rückte ich

das Glied zurecht, legte es in Schienen, verband es und als ich Anweisung gegeben, wie es weiter zu behandeln sei, ging ich in die Kapelle zurück und beendete den Gottesdienst. Bald jedoch sah ich ein, daß diese ärztliche Arbeit zu viel meiner Zeit wegnahm und daß ich lange nicht alle befriedigen konnte, die bei mir Hilfe suchten. Sehr oft, bei recht schwierigen Fällen war ich am Ende meiner Weisheit angelangt. Ich sehnte mich dann oft nach der Kraft, die mein himmlischer Meister besaß, welcher, wenn er durch Galiläa ging, in den Schulen lehrte, das Evangelium verkündigte und Krankheiten aller Art unter dem Volke heilte. O, daß wir etwas von dieser Kraft besäßen in solchen Gegenden, wo so viel Hilfe unter einem unwissenden Volke nötig ist. Aber wie wird das Volk durch diese Missionsarbeit beeinflußt? Lassen Sie mich in Bezug auf diesen Punkt zweierlei erwähnen. Die Leute kommen in ihrer Not zu uns, wenn sie krank sind oder wenn ihre Freunde sterben, und sie erwarten von uns, daß wir ihnen helfen. Wir zeigen uns als Freunde zur Zeit der Not, und dies ist gewiß eine große Hilfe für unser Werk. Wenn wir uns als ihre Freunde in den Häusern und unter ihrem kranken Volke zeigen, werden sie uns dann nicht auch vertrauen, wenn wir ihnen das Evangelium verkündigen? Es giebt uns auch Gelegenheit mit dem Volke zu reden, wie wirs von der Kanzel aus nicht thun können. Es kommen Männer sowohl wie Frauen zu mir mit Krankheiten, über die ich nicht öffentlich sprechen könnte, aber in der Stille meines Studierzimmers kann ich sie strafen und ihnen an ihrem eignen Körper Gottes schreckliche Strafen für die Sünde zeigen. In einer öffentlichen Versammlung könnte ich dies nicht thun, aber hier, als wie in der Gegenwart Gottes, kann ich zu einem Manne sprechen und ihm zeigen, wie schrecklich die Sünde sei und wie fürchterlich sie an seiner Person heimgesucht wird. Dies ist ein praktischer Weg das Evangelium zu predigen, und wir verkünden es sowohl praktisch als auch theoretisch. Zum Schluß noch ein weiterer Blick über die Missionsarbeit in Madagaskar. Ich habe bis jetzt nur über eine kleine Gegend gesprochen, aber ich möchte ihnen eine Idee geben von andern Gegenden.

Eine allgemeine Übersicht über das Werk.

Sie müssen sich an das erinnern, was bereits geleistet ist. Unsre Missionare haben die madagassische Sprache erst zur Schriftsprache erhoben. Bei unsrer Ankunft gab es keine Bücher; der erste Madagasse, welcher das Alphabet lernte, starb erst im vorigen Januar als alter Mann. Er war zehn Jahre alt, als sich der erste Missionar 1820 in der Hauptstadt niederließ und starb im Alter von 72 Jahren. Was war in der Lebenszeit dieses einen Mannes alles geschehen? Heute haben wir in Madagaskar 862 Elementarschulen mit 43 904 Schülern in Verbindung mit unsrer Gesellschaft und der Mission der Freunde (Quäker), die mit uns arbeiten. Wir haben 26 000 Erwachsene, die lesen können und 25 600 Kinder, die das neue Testament lesen, kurz mehr als 50 000 Leute, die in der Lebenszeit dieses einen Mannes das Lesen gelernt haben. Dann

haben wir 1200 Kirchen mit 71585 Kirchenmitgliedern. Ich habe Ihnen den Zustand vieler dieser Mitglieder nicht verschleiert, ich möchte, daß Sie verstünden, wie unwissend viele sind, aber es ist Thatsache, daß ihre Zahl beinah 72 000 beträgt. Während der letzten zehn Jahre beliefen sich die Beiträge der Eingebornen für die Ausbreitung des Christentums auf 800 000 Mark, und dies unter einem Volke, welches den Dollar (4 Mk.) in 720 Teile teilt, so daß man für den 720ten Teil eines Dollars auf dem Markt etwas kaufen kann. Wenn das Volk willig ist in seine Tasche zu greifen und von seinem Gelde etwas für die Ausbreitung des Evangeliums zu geben, so zeigt es, daß es ihm ein Ernst damit ist. Die Zahl der Bibeln, die wir in den letzten sechs Jahren zu einer Mark per Stück verkauft haben, beträgt 20 000. Es ist ausgerechnet worden, daß in Madagaskar jeder Missionar jährlich 40—60 000 M. dem Handel einbringt, so daß also auch in dieser Beziehung sich die Mission bezahlt macht. Ich fürchte die Statistik, weil sie manchmal irre leitet; und wenn Sie die madagassischen Gemeinden, Gemeindeglieder und Evangelisten im englischen Sinne des Worts verstehen, so werden Sie irre geleitet. Ich wollte Ihnen nur zeigen, wie ausgedehnt die Arbeit ist, die Gott in unsre Hand gelegt hat. Viele Leute sagen, daß die Mission ein verfehltes Werk sei. Sie sagen: „Jedes Jahr werden so ungeheure Geldsummen für die Mission gegeben und wir sehen doch nicht, wie es angewendet ist und was es ausrichtet." Wir aber, die wir an dem Werke arbeiten, glauben nicht, daß es ein verfehltes Werk ist. Wir glauben, daß das Evangelium „die Kraft Gottes zur Seligkeit ist, für jeden der daran glaubt." Kann ich mich weigern, das zu glauben, was ich mit meinen eigenen Augen sehe? Wenn ich sehe, daß das Evangelium das Leben des Volkes ändert, seine Gesetze mildert, das Leben der großen Masse durchdringt, kann ich dann noch daran zweifeln, daß es eine Kraft Gottes zur Errettung ist im weitesten Sinne des Wortes? Schickt uns Civilisation, schickt uns ehrlichen Handel, dies alles sind Helfer, aber über alles geht das Evangelium unsers Herrn Jesu Christi. Warum? Weil alle Civilisation, alle Erziehung u. s. w. nur ein Außenwerk ist, aber das Innere nicht erreicht; das Evangelium unsers Herrn Jesu Christi reinigt die Herzen und arbeitet von innen heraus, geht durch unsre ganze Natur und ändert alles, und darum glauben wir, daß das Evangelium die größte Änderung und Rettung für das arme heidnische Volk bringt. Wenn wir aber an diese Sachen glauben, wie groß ist dann unsere Verantwortung! Wie hat uns Gott gesegnet und geholfen in vergangenen Tagen! Können wir uns angesichts dieser Segnungen weigern, denen eine helfende Hand zu bieten, die noch in Finsternis und Schatten des Todes sich befinden, und das Evangelium, an das wir selbst glauben, zu jenen dunkeln Nationen der Erde zu senden, damit aus den in Sünde versunkenen Menschen civilisierte, geläuterte und erlöste Leute werden? Gott verhüte, daß wir, die wir das Evangelium umsonst empfangen haben, uns weigern, es ebenso umsonst weiter zu geben. Wir sind von Kindheit an gelehrt worden zu beten, „dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden." Laßt

dies nicht nur ein Gebet der Lippen sein, sondern laßt es uns ermutigen auch unsre Herzen und Hände helfend an das große Werk zu legen, dann wird Christi Königreich kommen und sein Wille auf Erden, wie im Himmel, gethan werden.

Eine hundertjährige Gedenkfeier in Ohio.[1])

Am 24. Mai waren es einhundert Jahre, daß sich in Gnadenhütten, Tucarawas Co., Ohio, ein blutiges Ereignis abspielte, das einen dunklen Schatten über die Vorgeschichte jenes Staates wirft. 96 Indianer, die von den verdienstvollen deutschen Herrnhuter-Missionaren Zeisberger und Heckewelder zum Christentum bekehrt worden waren, wurden an jenem Tage von einer Bande weißer Ansiedler in der erbarmungslosesten Weise abgeschlachtet. Es wird daher am Platze sein, etwas näher auf diese Episode der Geschichte unsres Staates einzugehen.

Im Herbste des Jahres 1781 machten die Engländer und die mit ihnen verbündeten Indianer in Detroit große Anstrengungen, um die zum Christentum bekehrten Indianer in Gnadenhütten zu veranlassen, sich ihnen in dem Kampfe gegen die weißen Ansiedler im Ohio-Thale anzuschließen. Die Herrnhuter bestanden jedoch darauf, neutral zu bleiben, und dies versetzte die Engländer in solchen Zorn, daß sie die Missionare Zeisberger und Heckewelder ergriffen und sie mit allen bekehrten Indianern als Kriegsgefangene nach Detroit schleppten.

Während des strengen Winters fanden es die Engländer geraten, etwa einhundert ihrer Gefangenen die Erlaubnis zu erteilen, nach Gnadenhütten zu gehen, um dort das Korn des vorhergehenden Jahres zu sammeln und dasselbe ihren hungernden Brüdern zu bringen. Zu derselben Zeit, als diese Herrnhuter ihre Reise im Interesse der Humanität nach Gnadenhütten antraten, stifteten die arglistigen Engländer ihre roten Verbündeten zu Plünderungen und Verwüstungen der weißen Ansiedlungen im Ohio-Thale auf, um auf diese Weise die Ansiedler gegen die Herrnhuter aufzubringen, denen sie natürlich diese Greuelthaten zuschreiben würden. Im Februar 1782 ermordete eine Bande dieser Wilden die Familie von William Wallace im östlichen Ohio, und die Mörder flohen nach der Gnadenhütten-Ansiedlung. Um den Zorn der Ansiedler noch mehr zu erregen, hingen sie die verstümmelten Körper der Frau Wallace und ihres Säuglings auf Bäume an ihrem Wege. Als sie in Gnadenhütten ankamen, wurden sie von den Herrnhutern abgewiesen, da sie keine Mörder zu beherbergen wünschten und sie ohnehin mit der Einsammlung ihres Korns eifrig beschäftigt waren. Ehe jedoch die roten Mörder den Platz verließen, verhandelten sie das blutige Kleid der Frau Wallace an ein gedankenloses Indianermädchen.

Im März marschierte Kapitän David Williamson aus den Mingo Bottoms, dort, wo jetzt die Stadt Steubenville steht, mit etwa hundert

[1]) Reformierte (amerik.) Kirchenzeitung 82 v. 7/6.

Ansiedlern nach Gnadenhütten, um blutige Rache an den unschuldigen Herrnhutern zu nehmen, denen ungerechter Weise alle neulichen Gewaltstreiche zur Last gelegt wurden. Nach ihrer Ankunft in Gnadenhütten kamen Kapt. Williamson und seine Leute den Herrnhutern sehr freundlich entgegen und wußten diese durch ihre Freundschaftsversicherungen zu bewegen, ihre Waffen auszuliefern. Kaum war dies geschehen, als Williamson und seine Leute die Maske abwarfen. Sie beschuldigten die Herrnhuter, alle kürzlich vorgekommenen Barbareien begangen zu haben und erklärten, daß sie gekommen seien, um blutige Rache an ihnen zu nehmen. Eine Abstimmung, die vorgenommen wurde, ergab das fast einstimmige Urteil, daß nur der Tod aller ihre Verbrechen sühnen könne.

Vergebens beteuerten die Herrnhuter ihre Unschuld. Die erzürnten Weißen forderten Rache und verwiesen auf das blutbespritzte Kleid der Frau Wallace, das den deutlichsten Beweis für die Anklage liefere. Den unglücklichen Herrnhutern wurden nur einige Minuten zur Verrichtung eines Gebets erlaubt und dann begann das Schlachten, das nicht endete, bis 96 Opfer grausam hingemordet waren! Mit auf dem Rücken gebundenen Händen wurden sie je zwei und zwei nach einer Blockhütte geführt, die als Küferwerkstätte diente, und jedesmal wenn ein Opfer durch die Thüre trat, versetzte ihm ein dort versteckter Soldat mit einem schweren, hölzernen Küferhammer einen furchtbaren Schlag auf den Kopf, der den Schädel zertrümmerte und das Gehirn im Zimmer umherspritzte. Auf diese Weise wurden in kaltem Blute 96 Unglückliche hingeschlachtet, worunter 30 unschuldige Frauen und Kinder und mehrere Säuglinge an der Mutterbrust. Bloß zwei Knaben entkamen, um später die traurige Geschichte zu erzählen.

Die Leichen wurden aufgehäuft und verbrannt und noch nach vielen Jahren bleichten die Knochen der Erschlagenen in der Sonne, bis man ihnen schließlich ein anständiges Begräbnis gab und jetzt bezeichnet die Stätte ein schönes Denkmal, das am 15. Juni 1870 errichtet wurde und die folgende Inschrift trägt:

„Hier triumphieren im Tode
sechsundneunzig christliche
Herrenhuter-Indianer."
„Gnadenhütten."

Das jetzige Städtchen Gnadenhütten, am östlichen Ufer des Tuscarawas-Flusses, an der Pan Handle Bahn, halbwegs zwischen Kolumbus und Pittsburg schön gelegen, zählt etwa 600 Einwohner, zwei Kirchen, drei Kaufläden und ein Schulgebäude.

Am letzten 24. Mai wurde der hundertjährige Gedächtnistag der Niedermetzelung dieser 96 christlichen Indianer begangen.

Die Feier begann um 11 Uhr mit einer von Bischof H. J. van Vleck gehaltenen Bewillkommnungsrede, worauf der Chor eine Hymne sang. Dann hielt Senator D. A. Hollingsworth die Gedächtnisrede und am Nachmittag hielten Gouverneur Foster, Staatssekretär Townsend und andre Ansprachen.

Was es einem Heiden kostet, ein Christ zu werden. Zwei Geschichten aus Indien.

Das „Beiblatt" hat je und je Geschichten gebracht unter der Überschrift: „Es kostet viel ein Christ zu sein." Auf dem diesjährigen Baseler Missionsfeste teilte Missionar Walter von Tschombala in Malabar aus seiner Erfahrung wieder ein paar Beweise für diese Wahrheit mit, die wir hier folgen lassen.[1])

In welche Finsternis die Hindus noch gehüllt sind, das zeigt sich besonders, wenn Übertritte stattfinden. Sie betrachten das Christwerden als die größte Entehrung und das größte Unglück und setzen alle Hebel in Bewegung, die Gekommenen zur Rückkehr zu bewegen; gelingt es ihnen nicht, so beklagen und betrachten sie die Übergetretenen als gestorben. So kam vor einigen Jahren ein lieber Jüngling, der Sohn eines hochgestellten Mannes, nach Tschombala und bat um Taufunterricht. Seine heidnischen Verwandten thaten, was sie konnten, um ihn wieder zu entführen; sein Vater versprach ihm alles mögliche, auch volle Freiheit, zu Hause die Bibel zu lesen. Als dies nichts half, suchte er seinem Sohne aus der Bibel zu beweisen, daß er mit ihm zu kommen habe, denn das Wort Gottes verlange von den Kindern ihren Eltern gegenüber Gehorsam. Atschjudan, so hieß der Jüngling, entgegnete: „Ja Vater, es ist so; aber es steht in der Bibel auch geschrieben: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, und das thue ich." Der Vater fühlte sich geschlagen und zog traurig wieder von Tschombala ab. Nun verklagten mich die Verwandten in Talatscheri vor Gericht, ich hätte den Jüngling auf listige Weise eingezogen, halte ihn gefangen und wolle ihn gewaltsam zu einem Christen machen. Der Richter entschied zu ihrem Nachteil. Damit nicht zufrieden, versammelten sie des Nachts in der Nähe von Tschombala viele Heiden und Mohammedaner und versprachen einem jeden, der den Atschjudan tot oder lebendig ihnen ausliefere, Rs. 50, etwa 100 Mk., Belohnung, und wir hatten jede Nacht einen gewaltsamen Überfall zu erwarten. Wie aber auch dies fehlschlug, ließen sich die Verwandten vom Richter in Kalikut einen Verhaftungsbefehl ausstellen, indem sie den Jüngling der Entwendung von wertvollen Schmucksachen aus dem elterlichen Hause beschuldigten. Dies galt also in ihren Augen für eine geringere Schande als das Christwerden. Unter diesen Umständen konnten wir Atschjudan nicht länger in Tschombala schützen; so schwer es auch fiel, wir mußten ihn den Polizeileuten ausliefern, die mit dem Steckbrief vor unserem Hause standen. Ich zog mich mit Atschjudan in mein Zimmer zurück, wir beteten, und ich sprach ihm Trost und Mut aus dem Worte Gottes zu. Er hielt sich fest an dasselbe, besonders an die Verheißung: „Ein jeder, der da Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib

[1]) Sie sind entnommen aus dem „Bericht über die religiösen Jahresfeste in Basel vom 26. bis 30. Juni 1882" S. 35 u. 37. Ich benutze diese Gelegenheit um die Lektüre dieses „Berichts", der im Verlag der Missionsbuchhandlung jährlich erscheint, auch den Lesern dieses Bl. angelegentlich zu empfehlen.

oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen verlassen hat, der wird es hundertfältig empfangen, und das ewige Leben ererben" (Matth. 19, 29). — Sichtlich gestärkt nahm er Abschied von mir mit den Worten: „Ich will lieber Gefängnis und den Tod erleiden, als dem Herrn wieder untreu werden." Der Jüngling hat Wort gehalten. Der Herr hat ihm durch alles Schwere hindurch zum Siege verholfen, und er ist nun ein wackerer Christ.

Im Jahr 1850 wurde in Peruwanu (Bezirk Kalikut) wohlhabenden Eltern der Nayerkaste ein Knabe geboren. — Am 28. Tage nach seiner Geburt fand das sogenannte Milchgeben, das Ohrendurchstechen und die Namennennung statt, was, wie üblich, mit einer großen Festlichkeit verbunden war. Nachdem Ganapati ein Opfer dargebracht worden und der Astrologe den passenden Zeitpunkt für das Milchgeben angezeigt hatte, nahm der Vater von einem Gemisch von Milch, Honig und Bananen etwas mit einem goldenen Ringe, führte es zu dem Munde des Kindes und sagte zu diesem: „Mögen deine Gedanken sein wie Gold und deine Worte wie Honig!" worauf er ihm den Namen „Ramen" gab. In seinem siebenten Jahre besuchte Ramen die Schule seiner Heimat, und weil er mit Leichtigkeit lernte, brachte ihn sein Vater zu einem Gelehrten nach Beypur, woselbst er fünf Jahre fleißig die indische Litteratur studierte. Es gelang dem Lehrer, eine tiefe Ehrfurcht vor den Göttern und den heiligen Büchern in das Herz seines fleißigen Schülers zu pflanzen. Nach Vollendung seiner Studienzeit sehen wir Ramen im roten Büßerkleide, mit dem Zeichen seines Gottes auf der Stirn und Brust und einen Rosenkranz um seinen Hals tragend, von einem berühmten Tempel zum andern wandern, ohne jedoch Ruhe für seine Seele zu finden. Nun klagte er seine Seelennot seinem Freunde, einem Nayer, der mit dem Worte Gottes bekannt war, und der ihm erklärte, daß der Weg zur Seligkeit nicht in den Schastras, sondern nur in der Bibel zu finden sei. Der Freund gab Ramen ein Evangelium Johannes mit der Ermahnung zu lesen. Dies that Ramen, aber so vieles konnte er nicht verstehen! So war ihm, dem Schastra-Gelehrten, völlig unfaßlich, wie Jesus, wenn er der Sohn Gottes und Gott selber sei, durch seine Feinde habe den Tod erleiden können, und wie durch das Verdienst dieses einen Heiligen unzählige Sünder gerecht werden sollten. Kurz gesagt, das Wort vom Kreuz erschien ihm als Thorheit, und er wies es von sich und rüstete sich zu einer neuen Reise nach Gökarna. Eine schwere Krankheit, die ihn plötzlich befiel, hielt ihn jedoch davon zurück. Da im Tigel der Trübsal wandte er sich an Schiwa um Hilfe; allein er machte die gleiche Erfahrung, wie die Verehrer des Baal mit ihrem Gott auf Karmel, sein Gott hörte und erhörte ihn nicht. Endlich rief er einen Arzt und durch seine Behandlung wurde er allmählich wieder hergestellt. — Auf den Märkten und Festen hörte Ramen oft Missionare und Katechisten predigen; da gab es ihm viel zu denken, daß diese so vielen Schwierigkeiten und Widersprüchen von seiten der Heiden zum Trotz unverdrossen überall das Evangelium predigen und er folgerte daraus, sie müssen die Wahrheit ver-

kündigen, und dies bewog ihn eine Bibel zu kaufen. Je tiefer er sich aber in das Studium des Wortes Gottes versenkte, um so drückender fühlte er seine Sündenlast und wuchs die Sehnsucht nach Friede und Ruhe. Diese Wahrnehmung stimmte seine Verwandten so ärgerlich und unfreundlich gegen ihn, daß es ihm unmöglich war, länger im elterlichen Hause zu verweilen. Wie ein Irrender wanderte er im Land herum. In seinem Herzen aber hieß es beständig: „Du mußt Christ werden!" Doch diese Stimme, erzählte uns Ramen, suchte der Teufel mit seinen lügenhaften Einflüsterungen und seine heidnischen Landsleute mit ihrem Zurufe: das widerfahre dir doch ja nicht! immer wieder zu betäuben. — Als er so mit Zweifel und Unentschlossenheit zu kämpfen hatte, starb plötzlich sein Busenfreund. Ramen war Zeuge seines furchtbaren Todeskampfes; die verzweiflungsvollen Worte seines Freundes erfüllten ihn mit großer Bangigkeit und er seufzte: Ach, was soll ich thun, daß ich einst selig sterben kann? Unser Ramen lag in Geburtswehen, aber es war, wie der Prophet sagt, noch keine Kraft da zu gebären. Noch drei volle Jahre wurde er wie ein Schifflein auf stürmischer See hin- und hergetrieben. Infolge dieser Seelennöte und Kämpfe verschiedener Art schwanden seine Leibeskräfte, und sein Körper wurde abgezehrt; seine Verwandten und Freunde zogen sich ganz von ihm zurück und beklagten ihn als einen Verrückten, der ziel- und zwecklos im Lande herumirre. Was der Mann in dieser langen Zeit gelitten und gekämpft hat, läßt sich nicht mit Worten schildern. Wenn er glaubte, nun den entscheidenden Schritt wagen zu können, warfen ihn die Gedanken, daß er Familie, Freunde, Vermögen, Kaste und Ehre hergeben müsse, wieder wehrlos ins Heidentum zurück, wie die Brandung das Schifflein ins Meer hinausschleudert. Endlich gewann aber doch der Gedanke die Oberhand, daß das Seelenheil unendlich größer und wertvoller sei, als alle jene Güter und Genüsse, und er war entschlossen, Christ zu werden. Sein Weg führte ihn nach Tschombala, wo ich ihn nach vollendetem Unterricht am 5. Mai 1878 durch die heilige Taufe in die Gemeinde aufnehmen konnte. Er wählte sich selbst den Namen Paul Devadatten. — Da der Herr ihm so große Gnade erwiesen, fühlte er sich gedrungen, das Evangelium seinen Landsleuten zu verkündigen. Seinem Wunsche konnte um so eher entsprochen werden, als er sich in jeder Beziehung für einen Prediger des Evangeliums eignete. — Nach zweijähriger Vorbereitungszeit in der Mittelschule in Talatscheri wurde er als Evangelist nach einer Außenstation von Palghat berufen. — Als er am 1. Mai letzten Jahres in Tschombala in sein Amt eingesegnet wurde, legte er seiner Ansprache, die er vor einer großen Versammlung von Christen und Heiden hielt, die Worte des Apostels zu Grunde: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren," und wies an seiner Lebensführung auf ergreifende Weise nach, wie der Herr diese Worte buchstäblich an ihm in Erfüllung gebracht hat. Er schloß mit den Worten: „Es ist mein ernstliches Bestreben, die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, welche ich an mir selbst erfahren durfte, meinen heidnischen Mitbrüdern zu verkündigen bis zu meinem letzten Atemzuge." — Wir haben früher ge-

hört, wie der heidnische Vater seinem Namen bei der Namennennung die Worte zurief: „Mögen deine Gedanken sein wie Gold und deine Worte wie Honig.“ Dieser Wunsch ist an unserem lieben Paul Devadatten, wenn auch in anderer Weise, als sich der Vater gedacht, doch um so schöner in Erfüllung gegangen! Paul ist nun ein gesegnetes Rüstzeug in der Hand des Herrn und darf nun die Tugenden des verkündigen, der ihn berufen von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte.

Ein Wort über den Mohammedanismus.[1])

Ich denke gerade jetzt viel an die Mohammedaner. Wir dürfen ja auch an sie denken und sollen an sie denken. Der Herr hat uns wieder durch die Vorgänge in Ägypten einigermaßen daran erinnert. Es wird nicht mehr die Türkenglocke geläutet, als ob man sich fürchtete vor einem Einfall der Moslemim, daß sie kommen und den Halbmond aufrichten statt des Kreuzes von einem Ende Europas zum andern, wie sie noch vor fast 300 Jahren im Sinn gehabt haben. Auf der andern Seite denken wir uns den Mohammedanismus oft gar zu veraltet, verknöchert und machtlos geworden und unterschätzen die Kraft, die ihm noch immer inne wohnt. Es ist doch wunderbar, daß der liebe Gott seinem Evangelium, dem Wort von dem einen wahren Mittler zwischen Gott und den Menschen einen solchen Riegel hat lassen vorschieben mögen, daß also zwischen der europäischen Christenheit und den Heidenländern im Süden und im Osten sich eine gewaltige Macht gelagert hat, die wohl den einen Gott bekennt, aber von dem einen Mittler nichts will, und die nicht bloß selbst der Botschaft des Evangeliums sich verschließt, sondern es auch Jahrhunderte lang der Christenheit fast unmöglich gemacht hat, die dahinterliegende Heidenwelt zu erregen. Sehen wir z. B. nur nach Afrika, so scheint das ja im Norden wenigstens von Gott widerstandslos dem Islam hingegeben zu sein. Der treue Livingstone hat das je und je bezweifelt; es ist aber dennoch gewiß, daß der falsche Prophet jedes Jahr im innern Afrikas neue Fortschritte macht. Und wenn unsere (die Baseler) Brüder ein wenig über ihre Negerküste hinauskommen, nach Salaga und anderen Städten, da finden sie bald, mit welcher Gewißheit und Siegeshoffnung der Mohammedanismus dort ihnen entgegentritt. Wenn aus Furcht vor dem Tod in Afrika keine christlichen Missionare mehr hinausgingen, so wäre zu fürchten, daß die Christengemeinden am Ende dort noch vom Islam verschlungen würden! In Städten wie Lagos und am Niger hinauf kämpft der Islam mit dem Christentum und zwar so, daß der Islam mehr Bekehrte macht, als das Evangelium. Wir unterschätzen die Kraft dieser falschen Religion. Sie hat freilich keine Kraft, einen wirklich dauerhaft gesegneten Staat zu gründen! „Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, verdorrt alles,“ ist ja ein altes Sprichwort. Selbst das Gras verdorrt, die Pflanzenwelt erstirbt. So ist nun das osmanische Reich von Gottes Hand getroffen und liegt darnieder und wird nur gestützt von europäischen Mächten. Allein darum darf man nicht glauben, daß es nun etwas Leichtes sei, dort für das Christentum Eroberungen zu machen. Es kam neulich vor, daß sich in Cypern eine mohammedanische Familie taufen ließ. Cypern ist ja englisch geworden, dort kanns geschehen. Ein Mohammedaner in Syrien, in Aleppo, der hörte die Nachricht ganz geruhig an und zuckte die Achseln und sagte: „Ja, wenn ihr Engländer Syrien erobert, dann wirds bald noch viele Taufen geben.“ Ob er das ernstlich meinte, oder nur aus Schmeichelei äußerte, weiß ich nicht. Es ist jetzt eine ganz gewöhnliche Sache unter den gebildeten Türken, daß man den Protestantismus anerkennt und hoch schätzt. Also man sagt: „Ihr Evangelischen lüget nicht.“ Das kann nun ein Lob sein; es kann auch mit einem gewissen spöttischen Bedauern gesagt worden sein: Ihr verstehet nicht zu

---

[1]) Ebd. S. 87: Ansprache Dr. Gunderts.

leben; Lüge gehört ja zum Leben. Die Evangelischen werden wieder und wieder gelobt, daß sie ihnen so vorwärts helfen im Unterricht aller Art. — Es wird manches vorbereitet für die künftige Evangelisierung der Türkei; aber man glaube nicht, daß jetzt Mohammedaner in irgend welcher Zahl dort bekehrt worden seien, oder sich bekehren lassen. Man hat wohl uns Europäern Sand in die Augen gestreut durch kaiserliche Dekrete, die ausgegangen sind vom Sultan, als ob alle Religionen sollen gleich gehalten werden u. dergl.; aber das wird nicht gehalten, der Sultan kann es auch nicht halten. Wenn der Sultan einen abgefallenen Türken nicht straft, so ist er selbst ein Ungläubiger geworden und kann abgesetzt werden! So lange der Sultan als der „Kalif" da ist, so lange muß er auch für die Aufrechterhaltung des Korans einstehen! — Da war vor ein paar Jahren eine große Bewegung in Damaskus. Es hat mich selbst gewundert, wie der dortige englische Konsul Kapitän Burton von hunderten, ja tausenden der Mohammedaner berichtete, die alle bereit seien, Christen zu werden. Es wehte gerade ein günstiger Wind. Dieser Burton ist durchaus kein Freund des Christentums, aber erkannte an, was wirklich Thatsache war. Wenn man jetzt nach Damaskus kommt, findet man alles verändert. Da war neulich ein amerikanischer Professor in Damaskus. Wie der durch die Straßen ging, sagte er zu seinem türkischen Führer: „Man sollte doch diese faulen Hunde da vermindern, die die Gassen unsicher machen, über die man kaum hinschreiten kann, es wäre doch besser für das Leben der Menschen, wenn diese Hunde, die oft wütend werden, vermindert würden." „Ja," sagte der, „Christen umbringen ist hier erlaubt, aber Hunde und Katzen dürfen nicht getötet werden." — „Ja, wenn ich aber einen Hund totschlüge?" — „Nehmen Sie sich in acht, Sie werden vor den Richter geführt." Der Amerikaner kommt zu dem Missionar Philipps, der dort schon lange in Geduld den guten Samen ausstreut und findet ihn sehr traurig. „Ach," sagte er, „es ist etwas Hoffnungsloses den Mohammedanern von Christo zu predigen. Da war einer, der hat geglaubt und hat sein Leben daran gewagt; einmal, zweimal hat er aus der Stadt fliehen müssen, weil eine Verschwörung gegen ihn aufkam, ihn aus dem Wege zu schaffen; das dritte Mal kam er wieder zu mir und sagte: Ich muß wieder fliehen, morgen wird man mich nicht mehr hier finden." Wer denkt da nicht an Paulus, dem man auch so nach dem Leben stellte? Am Morgen aber wird dieser Christ gewordene Moslem in der Moschee erhängt gefunden. Nun machten natürlich die Christen und andere Lärm. Aber der Gouverneur lud die Vorsteher der Moschee ein, sich zu verteidigen, und diese sagten: „Wir, wir haben gewiß keine Hand an den tollen Menschen gelegt, hier aber ist ja das Grab des Täufers Johannes; in der Moschee da liegt das Haupt des Propheten Johannes begraben. Johannes selbst ist aufgestanden und hat den Menschen gehängt im großen Zorn, den er hatte über einen solchen Abtrünnigen." Ja nun, das galt. Es geschah nichts weiter; aber verstehen könnt ihr nun, warum von den hunderten und tausenden, die sich dem Christentum zuwenden wollten, jetzt kein einziger mehr zu finden ist. Bewegungen giebt es je und je; aber das Schwert, das große Wunder, auf welches Mohammed sich berufen hat, das Schwert weiß alles niederzuhalten.

Wir hören je und je von einem Bekehrten. Wie die amerikanischen Missionare nach Persien kamen, haben sie auch Mohammedaner getauft und der englische Missionar Bruce hat auch solche im Unterricht gehabt; aber in kurzer Zeit ist das unmöglich geworden, und Armenier und Katholiken helfen zusammen, jeden Mohammedaner anzugreifen, der zu einem evangelischen Missionar ins Haus geht. Da muß man fragen: „Ach, wann wird auch die Stunde des Herrn, die eigene Zeit dieser Völker, kommen, daß ihnen der Heiland, der sich selbst gegeben hat auch für sie zur Erlösung, frei kann verkündigt und angeboten werden!" — Wir haben gesehen, wie bei einem Volk, das eigentlich nicht fanatisch ist, bei den Ägyptern, der Haß, die Wut gegen das Christentum neu aufleben kann. Überall sind auch Reformatoren bei der Hand, die den alten Islam aufwärmen wollen, die den heiligen Krieg predigen, auch in Indien, weithin. Man muß überall darauf gefaßt sein, daß noch neue Blutbade, neue Ausbrüche des Fanatismus an den Tag kommen. Und da soll man sich nicht verhehlen: wir haben ja schöne Zeiten erlebt, wir hören Lobgesänge von den Enden der Erde, wir wissen aber: in der Nähe da steht noch ein großer Feind fast unangetastet, und wir kommen ihm nicht bei, wenn nicht der Herr selbst wunderbar hilft!

In Indien da ist doch Religionsfreiheit, da schützt auch die englische Regierung; allein wir haben uns doch sagen müssen in Malabar, daß während wir einzelne Hindus bekehrten und tauften, ganze Dörfer zum Mohammedanismus übergingen ohne irgend eine besondere Predigt, das macht sich ganz leicht! Und im niederländischen Ostindien sind ganze Gemeinschaften von früheren Christen, die jetzt von den Mohammedanern eingeheimst werden, weil man ihr Christentum nicht befestigt, gegründet, gepflegt hat. — Also während wir missionieren und evangelisieren, breitet sich dieser Mohammedanismus aus und macht die Völker unzugänglich für die gute Botschaft. Wir müssen auch eine gewisse Schwäche unserer Christenheit dabei anerkennen. Ach, wenn wir z. B. vor 300 Jahren, statt den Sklavenhandel in Afrika zu betreiben, zu den Negern ausgegangen wären, wieviel hätte sich erreichen lassen! Damals wären wir auch nicht so gebildet, das heißt dem Neger noch nicht so fern gerückt gewesen. Unser Leben, unser ganzes Thun und Treiben war noch viel einfacher. Man hätte damals diesen wilden Nationen viel leichter nahe kommen können. Bedenkt, wie es ein mohammedanischer Missionar macht; der setzt sich mit irgend einem Neger hin und sagt: „Sitz neben mich; iß, was ich esse; dann gebe ich dir meine Tochter und du giebst mir deine Tochter." Dann hat er ihn schon für seinen Glauben eingenommen; denn alle, die an Gott und seinen gesendeten Propheten glauben, sind ja einander gleich in dieser Welt und in jener Welt. Man braucht da keine große Kunst der Bildung zu überspringen. Jetzt kommen Engländer und Amerikaner und einfache Deutsche zu den Negern; aber so gar vertraulich können sie es doch mit ihnen nicht halten. Ich sage, wir sollen das ins Auge fassen, und den Herrn darum bitten, daß er eine „eigene Zeit" auch für die Mohammedaner schicken möge.

Wir denken ja oft an die Juden. Wir fragen: Ist es nicht Zeit, daß die sich bekehren und nach Jerusalem zurückkehren und was alles solche Spekulationen sein mögen, — ach wir haben 175 oder 180 Millionen Mohammedaner, die den Weg verwehren nach Asien und Afrika und dem Christentum widerstehen; wann wird ihre Zeit kommen!? Gedenken wir dessen und bekennen wirs vor dem Herrn, wir sind da noch sehr schwach; wir wissen kaum, wie die Sache angreifen. Du selber, Herr, mußt die alten Baracken von mohammedanischen Regierungen zusammenwerfen, du mußt sie rechten christlichen Händen übergeben, du mußt Bahn machen, daß das Evangelium eindringen kann! Wir können nicht. Und so bitten wir nun den Herrn, daß er sich unserer erbarme und seiner Sache selbst eine Thür öffnen möge, daß er seine Missionare und Knechte mit Geduld und Mut ausrüste, daß sie auch können für den Glauben leiden und sterben, wie jeder Türke und Kurde und jeder Ägypter thun muß, der sich jetzt zu Christo wendet. Was die alles aushalten müssen, wenn sie sich haben taufen lassen! Sie fliehen von Stadt zu Stadt, verbergen sich am Ende in Konstantinopel, fliehen auf die Inseln, haben keine Sicherheit bei syrisch-armenischen, griechischen Christen. Ach, und sehr selten wissen auch nur die Missionare recht, wie ihnen beizustehen ist, ohne Aufsehen zu machen. Dieser einzelnen Flüchtlinge wolle sich der Herr selbst erbarmen! Er erbarme sich auch des großen Professors oder Ulema, wie sie ihn heißen, Achmed Tewfik, jenes Mannes, der dem Sultan schon Vorlesungen gehalten hat und den der Herr zur Erkenntnis seiner Gnade brachte, der im letzten Jahre in London getrennt von seiner Familie getauft werden konnte, der aber deshalb vom Sultan zum Tode verurteilt worden ist. Der Herr gedenke aller solcher einzelnen, die als Bahnbrecher für die Freiheit leiden, die er allen bringen will, er gedenke ihrer und helfe seinem Wort zum Siege. Amen.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. November. 1882.

Major Malan, ein Missionar aus dem Offizierstande.[1])

Von v. Niebuhr, Landrichter in Bonn.

Im Mai 1881 ging zu London ein Mann zu seiner Ruhe ein, der als ein vor vielen andern treuer und thätiger Förderer der Missionssache eines Wortes der Erinnerung auch in diesen Blättern wert ist. Es war der frühere Major in der englischen Armee Charles Hamilton Malan, ein Enkel des bekannten Genfer Wahrheitszeugen Cäsar Malan. Das Geistesfeuer, welches in diesem brannte, hatte auch das Herz des Enkels entzündet, aber es leuchtete bei diesem in milderem Glanze; war die Persönlichkeit des ersteren eine mächtigere, so war die des letzteren dafür frei von gewissen Schroffheiten und Einseitigkeiten, die dem Großvater anhafteten. Einseitig war unser Malan in gewissem Sinne allerdings auch, insofern er wie Zinzendorf von sich hätte sagen können: Ich habe nur eine Passion und die ist Er, nur Er. „Die Liebe Christi dringet uns also" und „Er ist darum für alle gestorben, daß die da leben hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem der für sie gestorben und auferstanden ist" — das war in seinem Wesen und Leben in herzgewinnender Weise ausgeprägt und wer ihn ansah, die männliche Gestalt, mit dem edlen, ernsten und dabei so freundlichen Angesicht, den Augen, aus denen der Friede und die Liebe Gottes leuchteten, dem schmerzlichen Zug, der von manchen um Christi willen erduldeten Leiden Zeugnis ablegte, mußte einen Eindruck davon empfangen, was es um das Bild Christi ist, in welches diejenigen, die ihm angehören, dem Anfange nach schon hienieden in ihrer Schwachheit verklärt werden, und um die himmlische Herrlichkeit, welche dermaleinst an ihnen offenbar werden soll.

Malan wurde 1837 zu Brighton geboren, nachdem sein Vater Genf verlassen hatte und in den Dienst der anglikanischen Kirche getreten war. Frühe schon verlor er seine Mutter, aber ihre Gebete für ihn wirkten nach. Ihre Freundin, die Frau des Rev. F. Chalmers in Beckenham, Schwester der in den christlichen Kreisen Englands wohlbekannten Miß

[1]) Benutzt sind: Asoldiers experience of Gods love and of his faithfulness to his word by C. H. Malan, — South African Missions, von demselben — und ein Lebensabriß in der Julinummer des Jahrgangs 1881 der Zeitschrift „Afrika". Malan war dem Einsender persönlich bekannt.

Marsh, stand wie eine Mutter vor Gott für den Knaben ein und auch die zweite Frau des Vaters widmete ihm mütterliche Liebe und Sorgfalt. Noch nicht 17 Jahre alt, trat Malan in die englische Armee ein und ging bald darauf in die Krim ab. Beim Sturm auf Sebastopol am 17. Juni 1855 von fünf Kugeln getroffen, aber dem Leben wiedergegeben, kehrte der junge Offizier mit Ehren gekrönt, die er später für Schaden achten lernen sollte, in die Heimat zurück. Im Juli 1857 wurde er mit seinem Regiment nach Indien gesandt, wo der Aufstand der Eingebornen noch nicht niedergeworfen war. Vor den Feind kam er nicht mehr, aber in andrer Gestalt trat ihm der Tod wieder nahe genug, indem viele Kameraden den Einflüssen des Klimas erlagen. Schon vor dem Abgang nach Indien hatte der Friede und die Freude, die er bei einem Abschiedsbesuche im Pfarrhause zu Beckenham an dessen Bewohnern wahrgenommen hatte, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er fühlte die Nichtigkeit des Wesens dieser Welt und suchte etwas Besseres. Um ein neues Leben führen und Gott dienen zu können, trat er in ein anderes Regiment ein, bei welcher Gelegenheit er zum Hauptmann befördert wurde. Die Verantwortlichkeit seiner neuen Stellung auch hinsichtlich des geistlichen Wohles seiner Untergebenen, die Versuche, die er in eigener Kraft machte für Gott zu wirken, die Briefe seiner mütterlichen Freundin, Mrs. Chalmers, die Betrachtung des Wortes Gottes, der er sich jetzt mit Ernst hingab, — alles diente dazu, ihm seine innere Ohnmacht zu zeigen und immer mehr das Bedürfnis nach Frieden mit Gott und nach Leben aus Ihm zu wecken. Endlich wurde sein Sehnen gestillt. „Ich ritt" — so erzählt er — „eines Abends vom Offizierstische nach Hause, betrübt darüber, daß mein Leben für die Verherrlichung Gottes und das Wohl der Menschen nichts nütze war, als wie ein Lichtstrahl vom Himmel ein Vers aus einem Kapitel, das ich meinen Leuten vorgelesen hatte, in meine Seele kam: „Wir gingen alle in der Irre wie Schafe; ein jeglicher sahe auf seinen Weg, aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn." Wie, unser aller Sünde? Dann sind alle meine Sünden, dann sind meine Unterlassungs- und Begehungs-, meine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sünden alle von Gott auf Christum gelegt, alle hinweggenommen, alle vergeben! O welche Freude, welcher Friede! Ich stieg ab, eilte auf mein Zimmer, fiel vor Gott auf meine Knie, pries und lobte ihn und den Herrn Jesum Christum. Oft bin ich seitdem durch Sünde betrübt und bekümmert worden, aber niemals, niemals habe ich — Gott sei Dank! — den Frieden verloren, den Frieden einer freien, vollen und ewigen Vergebung der Sünden durch das Blut Christi."

Von nun an, da sein Gewissen gereinigt war von den toten Werken, diente er in Wahrheit dem lebendigen Gott, wiewohl er noch durch manche Kämpfe hindurch mußte, bis er zur vollen Freiheit in Christo gelangte. Er sagt darüber:

„Nach meiner Bekehrung ging ich neun Jahre lang weiter im Kämpfen und Ringen, mit dem Wunsche für Christum zu leben, aber mehr oder weniger noch an die Welt, ihre Eitelkeiten, Vergnügungen und Freuden gebunden, weil ich das nicht

verstand, was Gottes Wort doch so klar hinstellt: Den Tod meiner gefallenen Natur, meines Sündenleibes, in der Schrift „der alte Mensch" genannt, in Christi Tode am Kreuze und die gegenwärtige, thatsächliche Vereinigung des Gläubigen mit dem lebendigen Christus in der Herrlichkeit. Wenn diese Thatsache erkannt wird, so befreit sie den Christen durch die Kraft des heiligen Geistes von der Knechtschaft seines elenden Selbst und von den Ketten der Freuden dieser Welt. Ich war nie frei, bis ich dies sahe. Aber an dem Tage, an welchem diese herrliche Wahrheit aus dem Lichte des Wortes Gottes in meine Seele hineinleuchtete, war ich erlöst von der Knechtschaft unter mein sündiges Ich und die Welt. O köstliche selige Freiheit! Es war in der That Freiheit. Wie waren nun die Fragen entschieden, welche mich bis dahin beunruhigten und in Not brachten! Kann ich dies, darf ich jenes thun? Wie viel von meiner Zeit und von meinen Mitteln kann ich auf Thorheit, Eitelkeit oder Sünde verwenden? Soviel wie eine Seele, die mit Christo in der Herrlichkeit Gottes thront, hiervon weggeben möchte! Hat nicht der Apostel gesagt: „Ich bin mit Christo gekreuzigt und durch ihn ist mir die Welt gekreuzigt und ich der Welt?" und wiederum: „Unser alter Mensch ist samt ihm gekreuzigt, daß wir hinfort der Sünde nicht dienen?" Lieber Leser, das ist keine bloße Lehre, sondern eine selige, herrliche Thatsache, die durch Gottes Wort bezeugt ist und die du, wenn du diesem Worte glaubst, ebenso gut anzunehmen hast, wie die der Vergebung der Sünden durch das teure Blut des Herrn Jesu. Lies, glaube und freue dich: „Gott der da reich ist von Barmherzigkeit, durch seine große Liebe, damit er uns geliebet hat, da wir tot waren in den Sünden, hat er uns samt Christo lebendig gemacht und hat uns samt ihm auferwecket und samt ihm in das himmlische Wesen versetzt in Christo Jesu." O dieses köstliche „hat", welches von dem Thun Gottes für uns ausgesagt wird. Hier haben wir feststehende Thatsachen, auf denen unsre Seelen in Frieden und Freude ruhen können. „Der uns tüchtig gemacht hat zu dem Erbteil der Heiligen im Licht; welcher uns errettet hat von der Obrigkeit der Finsternis und hat uns versetzet in das Reich seines lieben Sohnes; an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden." „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben."

Keineswegs nahm Malan es indes bei diesem Glaubensstandpunkt leicht mit der Sünde oder träumte er von sündloser Vollkommenheit, vielmehr wurde er immer tiefer in die Demut und in die Erkenntnis seiner Schwachheit und Sündhaftigkeit in sich selbst geführt, aber es wurde ihm auch immer herrlicher, was er an dem Heilande hatte, der auch ihm gemacht war „von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung, auf daß wer sich rühmt, der rühme sich des Herrn." Ein brennender Eifer erfüllte ihn frühe, auch andere zu dem zu führen, der ihn selig gemacht hatte. Derselbe war ihm teuer nicht nur als Erlöser der einzelnen, sondern auch als der König, dem vom Vater das Reich über alles beschieden ist. Das Königreich Jesu Christi in seiner schließlichen Offenbarung in Herrlichkeit schon auf dieser Erde, auf welcher wir jetzt noch nicht sehen, daß ihm alles unterthan ist, stand beständig wie ein hehres, lichtes Bild vor seinem Geiste, eifrig forschte er, wie überhaupt in der Schrift, so besonders auch in den Weissagungen derselben über diesen Gegenstand; mitzuhelfen, daß diesem Königreiche Bahn gemacht werde, war seines Herzens Freude und er scheute nicht die

Schmach Christi, die ihm das Bekenntnis zu seinem himmlischen Könige eintrug, noch auch leibliche Ermüdung und Schmerzen, wo er andern die Botschaft vom Reiche bringen konnte.

In Indien, dann in England, wohin er 1860 infolge der Schwächung seiner Gesundheit zurückversetzt wurde und wo er eine Tochter des Obersten Marryat heiratete, die ihm eine Tochter gebar, aber nach kurzer glücklicher Ehe wieder genommen wurde,[1]) — später in Kanada, demnächst — jetzt als Major — in Singapore — überall suchte er den guten Samen auszustreuen. Nach Singapore wurde er von Hongkong aus abkommandiert. Dorthin hatte er (1869) die Reise ohne seinen Truppenteil gemacht und vom 3. Februar bis 4. Juni, außer an den Tagen, wo das Schiff in einem Hafen lag, täglich nachmittags die Kranken der Bemannung besucht, abends aber von ½7 bis 8 im Zwischendecke trotz der Hitze und des Lärms der Maschinen mit Erlaubnis des Kapitäns den Matrosen gepredigt; auch hatte er die Frucht so treuer Arbeit sehen dürfen.

Ebenso treu war er in Erfüllung seiner militärischen Pflichten und eifrig bemüht, auch für das leibliche Wohl seiner Untergebenen zu sorgen. In Singapore waren die ihm unterstellten Truppen in Baracken einquartiert, die mitten im tropischen Dschungel lagen, so daß — abgesehen von andern Übelständen — da eine Bewegung im Freien in der Nähe unmöglich war, die Schenke stets gefüllt und Trunkenheit an der Tagesordnung war. Malan bat den Herrn um Weisheit und sah bald, daß nur Ausrodung des Dschungels Abhilfe bringen könne. Die Arbeit war überaus schwierig, aber sie wurde ausgeführt unter Malans persönlicher Leitung und Mithilfe. Ein Cricketspielplatz wurde zuerst eingerichtet, dann andere Plätze für Übungen im Freien, auch Gartenanlagen, mit ausgezeichnetem Erfolg für den Zustand der Leute. Malan war stets der erste bei Beginn der Arbeit, der letzte bei Beendigung derselben, ohne sich Ausspannung zu gönnen, während die verschiedenen Abteilungen sich ablösten. Oft war er am Erliegen, aber Gott gab ihm Kraft auszuhalten. Sonntags hielt er den anglikanischen Gottesdienst und besuchte die Kranken, war dann in der Sonntagsschule für die Kinder der — teilweise verheirateten — Soldaten, die ein Korporal mit ihm hielt, auch unterrichtete er die Soldatenweiber, dann nahm er noch teil am presbyterianischen Gottesdienste, den ein Missionar hielt, und verbrachte den Abend auswärts, in einer Schule für Chinesen-Mädchen, mit denen er die Schrift las. Am Mittwoch hielt er eine Bibelstunde und Freitags besuchte er eine Versammlung in der Stadt. In dieser angestrengten Thätigkeit war es das stille sich in Gottes Wort Versenken, was ihm immer wieder Kraft und Erquickung gab.

Hier in Singapore scheint er zuerst in nähere Berührung mit der Missionsarbeit unter den Heiden getreten zu sein. Er erwähnt der Freude, die ihm die brüderliche Gemeinschaft mit bekehrten Chinesen

[1]) Später verheiratete er sich wieder mit Fräulein Mon Mason, Gehilfin von Rev. Pennefather und dessen Frau in Mildmay, London.

gewährte, die er dort kennen lernte. In noch innigere Beziehungen trat er zu der Heidenmission auf der Ostküste von Südafrika, wohin er demnächst versetzt wurde. Sie nahm sein volles Interesse in Anspruch. In der Zeit vom 3. bis 30. Januar 1872 bereiste er von King Williamstown in britisch Kaffraria aus das Missionsgebiet zwischen den Buffalo-, Kei- und Bashee-Flüssen zu Pferde, überall Zeugnis für seinen Herrn ablegend; im April 1872 besuchte er die Schulen für Eingeborne in Lovedale und Healdtown, westlich vom Buffaloflusse. Seine Beobachtungen legte er in einem Büchelchen: Rides in the Mission Field of South Africa, London 1872 — nieder. Vorher schon hatte er eine Mitteilung des Armeekommandos erhalten, welche sich gegen seine geistliche Wirksamkeit unter seinen Leuten aussprach. Er entschloß sich, seinen Abschied zu nehmen und sich ganz der Missionsthätigkeit hinzugeben. Ehe er seinen Posten verließ, hatte er noch die Genugthuung, daß eine Besichtigung durch Generallieutenant Hay aus der Kapstadt die günstigsten Ergebnisse hinsichtlich der Diensttüchtigkeit, der Disciplinar-, Gesundheits- und finanziellen Verhältnisse seiner Truppenabteilung zu Tage förderte und so das Vorurteil widerlegt wurde, daß seine geistliche Wirksamkeit das Interesse des Dienstes schädige. Der General drang in ihn, sein Abschiedsgesuch zurückzunehmen, aber sein Entschluß blieb gefaßt. Er wollte für einige Zeit die Missionsstation Mbulu im Fingulande übernehmen, um dem dortigen Missionar eine zeitweise Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen. Vorher kehrte er selbst noch einmal nach England zurück; in großer Leibesschwachheit, aber fest entschlossen, um jeden Preis ein Zeuge des Evangeliums in Afrika zu sein, schiffte er sich 1874 wieder dorthin ein und blieb daselbst bis zum Jahre 1876. Er arbeitete hauptsächlich unter den Fingus und Galekas, beschränkte sich aber nicht auf ein bestimmtes Arbeitsfeld, sondern suchte gern auch seine Mitarbeiter auf, um dieselben zu stärken und auch auf ihren Stationen das Wort des Lebens zu verkünden. Seine Reise zu Pferde ins Basutoland und durch Natal zurück von Anfang November 1874 bis Ende März 1875 hat er in seinem Buche: „South African Missions", London 1876 — beschrieben. Er besuchte auf derselben nach einander alle Stationen der Pariser Missionsgesellschaft, überall Segensspuren hinterlassend. Durch seine Abstammung von einer um des Glaubens willen aus Frankreich vertriebenen Familie und durch das Interesse, welches ihm die langen Leiden der französischen Kirche evangelischen Bekenntnisses und das Wiedererwachen ihres Glaubenslebens in diesem Jahrhundert einflößte, fühlte er sich zu den französischen Missionaren besonders hingezogen, zumal dieselben sich nicht des Maßes von Unterstützung aus dem Heimatlande erfreuen, wie die meisten englischen. Aber auch für die in ähnlicher Lage sich befindenden deutschen Missionare und ihre treue Arbeit hatte er ein herzliches Interesse. Auf der Rückreise traf er in Emmaus an den Drakenbergen mit einigen derselben zusammen. Nachdem er berichtet, wie er in Erfahrung gebracht, daß gerade an dem Tage im Hause des dortigen Missionars Hochzeit sei, fährt er fort:

„Ich würde mich bei solcher Gelegenheit sonst in kein Haus eingedrängt haben, aber ich konnte es nicht vermeiden und da ich im Namen des Herrn reiste, wußte ich, daß ich willkommen sein würde. Bist du jemals ungebetener Gast bei einem Hochzeitsessen gewesen? Hast du jemals ohne eingeladen gewesen zu sein, deinen Platz neben der Braut beim Hochzeitsfeste gefunden? Diese Freude und diese Ehre widerfuhren mir an dem Abend von dem Herrn und seinen Knechten. Und ich genoß sie von Herzen, weil ich darin eine Gebetserhörung sahe. Ich hatte in der letzten Zeit viel für die deutschen Missionare gebetet und hier führte mich der Herr auf einmal mitten in eine große Gesellschaft derselben zu einer Zeit besonderer Freude. Sicher ist es kein Unrecht, christliche Brüder in die Vertraulichkeit jenes frohen Abends hineinsehen zu lassen. Ich war umgeben von Brüdern und Schwestern, welche von der Zukunft und dem Reiche unsers Herrn Jesu Christi sprachen, während Braut und Bräutigam am Klavier saßen und geistliche Lieder zusammen sangen, in deren Chor wir alle einstimmten. Der Vater und die Mutter der Braut, diese selbst und alle Gäste hießen mich herzlich willkommen und während ich darüber erstaunt war, bei einer so unerwarteten Freudenscene mich ganz wie zu Hause zu finden, dachte ich: So wird es mir sein, wenn alle meine Wanderungen zu Ende sind und ich mich mit den Heiligen im Reiche des Herrn zu Tische setze."

Ein besonderes Anliegen war es ihm, die Missionsarbeit durch einmütiges Bitten um den Segen des heiligen Geistes unter die Ströme von oben zu stellen, die allein Leben und Frucht wirken können. Er brachte einen Gebetsbund unter vielen südafrikanischen Missionaren und Missionsfreunden zustande, dessen Glieder an jedem Sonnabend Abend sich an ihren verschiedenen Orten im Geiste vor den Gnadenthron zusammenfanden und noch finden. Mit großer Treue hielt er selbst an dieser Gebetsvereinigung fest, auch als er wieder nach Europa zurückgekehrt war, und jeden Sonnabend Abend gedachte er bis ins einzelne hinein fürbittend seiner früheren Mitarbeiter und ihres Werkes. — Ein Engländer, der später Südafrika besuchte, konnte bei seiner Rückkehr berichten, daß kaum ein Tag vergangen sei, an dem er nicht von jemandem gehört, der Segen durch Major Malan empfangen gehabt; oft hätten ihm Leute gesagt, daß sie durch ihn zuerst dazu gebracht worden, ihre Bibel zu lesen; ebenso wurde die Einmütigkeit unter den verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften auf seinen Einfluß zurückgeführt.

Im Sommer 1876 nach Europa zurückgekehrt, brachte er einen Teil des folgenden Winters in Frankreich zu, um dort für die Sache der Mission unter den Bassutos zu wirken. Im Winter 1877 auf 1878 suchte er in den Vereinigten Staaten das Interesse für die amerikanische Mission in Südafrika zu wecken. Afrika blieb der Weltteil, dessen Heil ihm in besonderer Weise am Herzen lag, wenn er auch für alles, was die Sache seines Meisters betraf, ein warmes Herz, einen willig sich aufthuenden Mund und eine offene Hand hatte. Besonders wichtig schien es ihm, eingeborne Afrikaner unter Aufsicht der Missionare zur Arbeit unter ihren Landsleuten heranzuziehen, namentlich behufs Erschließung des Innern.

„Der wirklich bekehrte Afrikaner," sagt er, „hat eine herzliche Zuneigung zu seinen unwissenden Landsleuten, ist voll Mitgefühls mit denselben, sehr bereitwillig zu ihrer Unterweisung mitzuhelfen, von unverwüstlicher Geduld und ausdauernder körperlicher Kraft für die Ertragung von Anstrengungen. Diese Eigenschaften des Herzens und des Körpers sind eine unschätzbare Hilfe für den weißen Bruder, welcher die Schwarzen aus ihrer Erniedrigung und aus ihrem Elende retten möchte." —

Unter seiner Mitwirkung trat in London die „Native African Missions Aid Association" zusammen (zu deren aus neun Mitgliedern bestehendem Council charakteristisch genug außer ihm noch fünf Offiziere gehörten), „zur Förderung der Evangelisation Centralafrikas durch Beiträge zur Unterstützung eingeborener Arbeiter, ausgewählt und beaufsichtigt durch Missionare von bewährter Erfahrung, protestantischen Kirchen evangelischen Geistes angehörig, die in jenem Lande arbeiten." Er selbst war die Seele der Gesellschaft, als deren Sekretär er die — auch nach seinem Tode noch fortbestehende — Vierteljahrsschrift „Afrika" herausgab (seit Neujahr 1880). Obwohl für englische Verhältnisse nicht reich, war er doch stets bereit, auch mit seinem Vermögen für die Sache einzutreten. Auf seine Kosten ließ er ein Missionshaus und eine Kapelle im Lande der Galekas bauen und sandte zwei Arbeiter von England aus. Es war sein sehnlicher Wunsch, im Winter 1881 auf 1882 selbst wieder nach Afrika zu gehen, um eine Schar eingeborner Christen in das Innere des Erdteils zu führen. Sein Herr aber hatte etwas anderes für ihn bestimmt. Nachdem er noch im Januar 1881 sich an den Bemühungen, die Abschließung des Friedens mit den Bassutos herbeizuführen, beteiligt und eine Deputation von französischen Pastoren und Missionaren, welche dem Kolonial-Minister ein desfallsiges Gesuch vorzutragen wünschten, bei demselben eingeführt hatte, bildete sich gegen das Frühjahr ein Zungenkrebs bei ihm aus, der bald zu seiner Auflösung führte. Es ist merkwürdig, daß er, dessen Zunge so ganz dem Dienste des Herrn geweiht war, gerade an diesem Gliede leiden mußte. Aber seine schwere Krankheit war zur Ehre Gottes, der ihm völlige Ergebung und Geduld schenkte und ihn reichlich den Trost Christi und die Liebe der Brüder erfahren ließ. Der Stachel des Leidens war für ihn hinweggenommen, obwohl es ihm nicht erspart blieb, aus dem Kelch der Schmerzen zu trinken. Kurz vor seinem Abscheiden schrieb er — da er nicht mehr sprechen konnte — auf die Frage, ob er heftige Schmerzen fühle, auf ein Blatt Papier: „Ich sollte nicht von Leiden reden, ich werde darüber hinweggetragen." Später schrieb er an Mrs. Chalmers: „Ich merke jetzt, daß das „Thal" (Ps. 23, 4) kein Spielplatz ist. Aber ich hatte einen lieblichen Nachmittag mit dem Vater und unserm Herrn Jesu; ich habe Ihn in Gethsemane gesehen und habe sein Gebet gelernt. Ich habe um Stärkung durch den heiligen Geist gebeten und ich bin gestärkt worden. Mein ängstlicher vorausdenkender Sinn macht mir zu schaffen, aber ich glaube, daß mir Glauben gegeben werden wird, um Tag für Tag zu vertrauen, wie er Ihnen in Ihren Leiden, Krankheit und Gefahr gegeben worden ist. Ich

danke Ihnen, liebe Mutter, für Ihren Text. Ja, die Liebe ist sein Panier über mir."

So ging er heim. „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach."

Es mag noch das Schlußkapitel von Malans „South African Missions" im Auszug folgen.

„Es war eine heiße Arbeit für die Vorposten der britischen Armee bei Inkerman am 5. November 1854. Sie mußten den Massen des Feindes gegenüber standhalten, bis Unterstützung aus dem Lager kam. Endlich kam sie. Als die Truppen ihre Stellung einnahmen, befahl einer der die Plänklerlinie kommandierenden Offiziere seinem Hornisten das Signal zum Rückzug zu geben, damit die Vorposten zurückgehen sollten. Der Hornist setzte sein Horn an die Lippen, wandte sich nach den langsam vorrückenden Regimentern hin und blies so laut, daß das Knattern des Gewehrfeuers davon übertönt wurde, das Signal zum Avancieren. „Ich befahl Ihnen zum Rückzug zu blasen," sagte der Offizier. „Ich weiß es, Herr Hauptmann," antwortete der Hornist, „aber ich kann nicht anders," und nochmals wandte er sich nach den vorrückenden Linien der eigenen Truppen und blies mit verzweifelter Energie das Signal zum Avancieren. Der Offizier hatte recht nach dem Kriegsgebrauch, aber der Gott der Schlachten lenkte des Hornisten Herz. Das Signal zum Rückzug würde die vorrückende Armee entmutigt haben. Der freudige Ton des Signals zum Avancieren flößte jedem Soldaten, der ihn hörte, Mut ein. Die Plänklerlinie konnte doch nicht vorrücken, da der Feind zu sehr drängte, und die Nichtbefolgung des Befehls brachte keinen Schaden.

Die Vorposten der Armee des großen Königs, die sich in einer langen Kette über die ganze Erde ausdehnen, haben jetzt auch eine heiße Arbeit. Afrika im Centrum, Amerika und China mit den vorliegenden Inseln auf jeder Flanke sind die Teile des Schlachtfelds, auf denen die Anstrengungen, um Boden zu gewinnen, am größesten sind. Auch an manchen andern Punkten ist der Kampf hart. Begierig blicken die Augen der Plänkler je und je nach den Lagern in Großbritannien, Europa und Amerika, ob Hilfe und Verstärkung kommt. Manche, die sich Christen nennen und an Gott und Christum zu glauben bekennen, möchten den Vorposten entweder das Signal zum Halten oder das zum Zurückgehen geben, während sie gleichzeitig offen heraussagen, daß es nutzlos sei, Unterstützung zu senden. Ich bin einer der Hornisten in des Königs Armee, so setze ich denn angesichts aller, welche auf solche Weise seine Macht und sein Wort verleugnen, das Horn, welches er mir gegeben hat, an meine Lippen. O daß diese Feder einen Ruf ertönen lassen könnte, wie die Posaune des Erzengels! Ich würde das „Avancieren" so laut blasen, daß ich das Dach jeder Kirche und jedes christlichen Hauses in Großbritannien, Europa und Amerika erdröhnen machen würde durch den Ruf: Vorwärts, vorwärts, vorwärts!"

Warum der Verzug in Aussendung von Verstärkungen? Der Fehler liegt nicht am Feldherrn. Er hat den Befehl zum Vorrücken schon vor achtzehnhundert Jahren gegeben und beobachtet von seinem heiligen Berge aus, wie seine Generale, Hauptleute und Soldaten seinen Befehl ausführen. Es war die dunkelste Stunde in dem ganzen Feldzug auf der Halbinsel, als dem Herzog von Wellington berichtet wurde, daß nach ver-

zweifeltem Kampfe der Sturm auf Badajoz mißlungen sei. „Badajoz muß genommen werden," war alles was er sagte. Das war genug für seine Offiziere und Soldaten. Einer der letzteren warf sich auf die Schwertklingen eines „spanischen Reiters", um seinen Kameraden den Weg über seinen Leichnam zu bahnen. Der Platz wurde genommen. „Das Evangelium vom Reich muß gepredigt werden in der ganzen Welt." So hat unser Feldherr gesprochen. Ist das nicht genug für seine Streiter? Was soll ich antworten? So weit Afrika in Betracht kommt, hat David Livingstone seinen Leib auf die spanischen Reiter geworfen, welche den Zugang zu der Citadelle dieses großen Kontinents versperrten, und hat einen Weg gebahnt für alle, die ihm folgen können. Andere haben andere Wege in andere Teile der Festung des Feindes eröffnet und wenn sie im Einzelkampf gefallen sind, so haben sie ihr Leben für Christum ihren Herrn nicht vergeblich hingegeben.

Unser großer König hat den Befehl zum Vorrücken gegeben. Woher der Verzug? Man nehme es einem Soldaten, der die Missionsfrage seit Jahren studiert hat, nicht übel, wenn er sich offen ausspricht.

Die Kirche ruft aus und die Welt spricht es nach: „Woher kommt der Mangel an Missionaren?" „Siehe, ich habe es euch zuvor gesagt," spricht der Herr der Herrlichkeit, „die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen und die Liebe wird in vielen erkalten." So muß es kommen. Selig sind die, welche treu beharren bis ans Ende. Aber sehen wir die Ursachen dieser Kälte an. Es sind dies zuerst der Unglaube an den Erfolg der Heidenmission. Das ist nichts anderes, als daß man an den Herrn Jesum Christum selber nicht glaubt. Zweitens der Luxus und die Nachsichtigkeit gegen sich selbst in der Kirche und in der Erziehung derer, welche Diener des Evangeliums werden sollen. Drittens die thatsächliche Verleugnung des heiligen Geistes, als des in jedem einzelnen Gläubigen wohnenden Gottes, welcher fähig ist in und durch ihn den vollkommenen Willen Gottes zu wollen und zu vollbringen.

Der Herr Jesus Christus hat uns nicht im Stiche gelassen und seine Kirche und sein Volk haben kein Recht zu glauben, daß er jemals nicht zu seinen Verheißungen und zu seinem Wort gestanden hätte, wenn er jemanden gesandt hat, dasselbe zu verkündigen. Ich vertraue darauf, daß das Zeugnis dieses Buches von ihm benutzt werden wird, um bei vielen Dunkelheit und Zweifel in bezug auf diesen Gegenstand zu verscheuchen. Was er durch die wenigen Missionare der Kirche Frankreichs unter dem Bassutostamme gethan hat, das hat er in vielen andern Teilen der Erde gethan. Was ist der beste Beweis von Leben in einer Kirche? Ist es nicht, wenn dieselbe darnach trachtet, das Evangelium außerhalb ihres eigenen Landes sowohl wie innerhalb desselben auszubreiten? Ist es nicht, wenn Männer und Weiber willig sind, ihr Leben daran zu wagen, um das Evangelium dorthin zu bringen, wo es nie gepredigt worden ist? Wenn dem so ist, so sind die französischen und die amerikanischen und andere Missionen in Südafrika keine verfehlten Unternehmungen gewesen. Lebendige Kirchen sind gegründet worden. Der heilige Geist hat gezeigt, daß er in diesem Teil Afrikas in Kraft Wohnung gemacht hat.

Ich fing an im Interesse der französischen Mission zu schreiben und mit Freuden sage ich jetzt, wie der Herr die Herzen seiner Kinder unter den Bassutos bewegt hat, um sich als Boten für die weiter ab wohnenden Stämme anzubieten. Ich hatte das Vergnügen, während meines Besuchs bei den Bassutogemeinden mit zweien ihrer Evangelisten zusammen zu treffen, mit Asser in Morija und mit Jesaja in Berôa.

Schon die Geschichte ihrer Arbeit unter heidnischen Stämmen wird zeigen, ob der Herr Jesus die eingebornen Christen Afrikas im Stiche läßt oder nicht. Jesaja ging zuerst hinaus. Er war der Sohn eines großen Häuptlings und ein Günstling Moschechs, der erste Bekehrte in der Gemeinde zu Berea, der er sich 1843 anschloß. Im Jahre 1864 schickte Monkopanis Stamm, der ungefähr zwei Monatsreisen vom Bassutoland entfernt wohnte, zu der französischen Mission und bat um Sendung von Lehrern. Keiner der Brüder aus Frankreich war abkömmlich. Herr Mattin wandte sich an die Gemeinde zu Thaba-Bosio und fragte: Will kein Christ für uns hingehen und Monkopanis Volk sagen, daß wir sie nicht vergessen? Denselben Abend kam Jesaja zu Herrn Maitin und sagte, er wolle gehen. Er nahm seine Familie mit sich. Bei dem ersten heidnischen Häuptling angekommen, bat er ihn um die Erlaubnis, predigen zu dürfen. Die Leute kamen in guter Anzahl. Am Abend kam ein junger Mann zu ihm und sagte ihm, er sei ein Christ. Er hatte das Wort im Bassutolande gehört, aber er scheute sich, Christum zu bekennen. Am andern Tage predigte Jesaja wieder und sagte am Schluß: Hier ist ein Mann, der euch gemordet hat. Er kannte das Evangelium, aber er hat sich gefürchtet. Darum ist er ein Mörder! Dann zog er ein Neues Testament und die Psalmen heraus und fragte, wer zu lernen wünsche. Viele waren willig. Er bat den jungen Mann, täglich zu unterrichten und eine Gebetsstunde zu halten, worauf derselbe einging, und so wurde eine Gemeinde Christi in einem heidnischen Stamme gegründet. Er reiste weiter. Fünf Tage später kam der junge Mann und bat um mehr Bücher, da mehr Leute zu lernen wünschten. Dann ging Jesaja zu dem Häuptling von Monkopanis Stamm und sagte, er sei von den französischen Missionaren gesandt. Der Häuptling hatte dreißig junge Leute ausgewählt, welche unterrichtet werden sollten. Jesaja bot ihnen an, sie entweder Gottes Wort lesen zu lehren oder sie im Schmiedehandwerk zu unterrichten. Achtundzwanzig wünschten Gottes Wort zu lernen. Er eröffnete sogleich eine Schule und begann eine tägliche Gebetsversammlung. Eine alte Frau, welche in der Nähe eine Hütte hatte und seit Jahren lahm gewesen war, hörte das Wort. Zum Erstaunen aller fing sie bald an zu den Versammlungen zu gehen. Die Heiden sagten: Ist nicht der Gott Jesajas der wahre Gott? Der Herr wirkte mit Jesaja in mannigfacher Weise und erhörte überschwenglich seine Gebete. Eines Tags kam ein alter Mann aus einem Nachbardorfe auf einem Ochsen an. Er sagte: Ich höre, daß man hier von Gott redet. Ich bin gekommen, um von ihm zu hören, weil ich ihn zu schauen wünsche. Der alte Mann wurde bekehrt. Zu der Zeit kamen Renegaten, welche in der Kolonie gewesen waren, an und stellten dem Häuptling die Lehre des Evangeliums in ungünstigem Lichte dar. Eine Verfolgung begann, aber nicht eher, als bis fünfundfünfzig Seelen aus diesem Stamme zu einer Gemeinde vereinigt worden waren. Jesaja mußte fortgehen, da der Häuptling ihm den Unterhalt verweigerte. Die Bekehrten gingen mit ihm. Dort wo er zuerst gepredigt hatte, fand er einen deutschen Missionar. Der junge Mann war standhaft geblieben und eine Gemeinde war gebildet worden, der die fünfundfünfzig Glieder aus Monkopanis Stamm zugesellt wurden. Jesaja fuhr fort, das Evangelium unter den Eingebornen des Freistaats zu predigen bis der Krieg zwischen den Bassutos und den Boeren, der damals ausgebrochen war, zu Ende war, und kehrte dann in das Bassutoland zurück.

Noch ermutigender ist die in neuerer Zeit von Asser in der Absicht, das Land nördlich vom Limpopo zu erforschen und das Evangelium zu predigen, unternommene Reise. Asser verließ die Station Herrn Hofmeyers von der holländisch-reformierten Kirche in der

Nähe von Zoutpansberg in Nordtransvaal im Mai 1874 mit einigen Gefährten. Krankheiten und andere Schwierigkeiten traten ihnen in den Weg und wenn nicht Asser Glauben und Mut behalten hätte, so würden die andern umgekehrt sein. Er sagte ihnen, das komme vom Argen, aber der Herr Jesus sei mit ihnen und werde gewiß ihre Reise segnen. Nach einer bemerkenswerten Errettung aus Todesgefahr reiste er bis zu den Baniai, einem großen unter dem 19. Grad südlicher Breite wohnenden Stamme. Dieselben haben eine Überlieferung, „daß einer unsrer Häuptlinge gestorben und von den Toten auferstanden ist. Er kommt wieder zu uns und wir warten auf ihn. Wir wissen seinen Namen nicht." Asser sagte ihnen, es sei der Herr Jesus, von dem ihre Väter gehört hätten. Drei Häuptlinge erboten sich mit Freuden das Evangelium aufzunehmen und haben bereits Plätze für Missionsstationen hergegeben. Sie warten auf Prediger Christi. Weiter weg wohnt ein anderer großer Stamm, den Asser nicht besuchen konnte und welcher die gewerbfleißigste und intelligenteste Rasse Afrikas sein soll, die Maschonas. Nach einer langen, schwierigen und gefährlichen Reise von vielen hundert engl. Meilen kehrte Asser ins Bassutoland zurück und so sprach er: „Als wir den Rückweg antraten, kamen Thränen in meine Augen. Ich hätte gewünscht, meinen rechten Arm abhauen und in einen Missionar verwandeln zu können, um das Evangelium auf einem Platz zu predigen, dann meinen linken Arm für einen andern Platz, dann dasselbe mit jedem meiner Beine und mit meinem Kopfe zu thun!" Bald nachher besuchte Asser die Gemeinden im Bassutolande und bat sie, eine energische Anstrengung mit vereinten Kräften zu machen, um das Evangelium zu diesen entfernten Stämmen zu senden. „Fühlt ihr kein Mitleiden mit diesen Völkern, da ihr sehet, daß sie im Tode liegen? Wollt ihr sie wirklich sterben lassen? Christen, schüttelt euren Schlaf ab, die Nacht ist vergangen, es ist jetzt Mittagszeit. Ihr habt das Brot des Evangelii lang genug gegessen; ihr seid satt. Andere Völker verlangen nach diesem Brote. Stehet auf, gehet zu ihnen. Saget ihnen, was der Herr Jesus für sie gethan hat, ihr, die ihr bisher ruhig an seinem Tische gesessen und seine beste Speise genossen habt. Ihr, denen Jesus alle eure Sünden vergeben hat, ihr, die Kinder Jesu, die ihr Heil gefunden habt, stehet auf und gehet zu denen, welche noch ohne die Verheißungen des ewigen Lebens sind, die euch gegeben worden!"

Sein Aufruf ist nicht vergeblich gewesen. Sein Beispiel hat andere angereizt. Der Herr hat durch seinen Geist unter den jungen Leuten gewirkt, die sich auf das Predigtamt vorbereiten, und bis auf einen haben sich alle dem Herrn angeboten, bereit überall hinzugehen, wohin er sie ruft. Einige werden vor Ende dieses Jahres (1875) mit Asser gehen, um den Namen Jesu den Baniai zu predigen. Eine Gemeinde im Bassutoland hat 24 £ gegeben, andere werden beisteuern, aber die Mission der französischen Kirche hat nicht Mittel genug, um dies Werk ohne die Hülfe anderer Kirchen fortzusetzen.

Der Ruf der französischen Mission in Südafrika ist „Vorwärts"! Der Ruf der amerikanischen Mission daselbst ist „Vorwärts"! Eingeborne Christen, welche die Zulusprache reden, sind bereit, mit dem Namen Christi überall hinzugehen, wohin ihre amerikanischen Brüder sie führen oder schicken werden. Die Kirche im Zululand zeichnete 30 £ bei einer Versammlung im letzten Jahre für diesen Zweck. Der Ruf einiger Missionare und eingeborner Christen in der Kaffer-Gemeinde ist „Vorwärts"! Was sagen die Missionskomitees? Was sagen die Schatzmeister in der Kirche Großbritanniens, Europas und Amerikas?

Die Zeit ist gekommen, wo die große Pflicht, das Königreich des Herrn Jesu Christi über die ganze Erde auszubreiten, von den Kirchen mit Ernst in Angriff genommen werden muß. Er hat sich so deutlich innerhalb der zwei letzten Jahre in ihrer Mitte geoffenbart, daß es für jeden Christen eine Sünde ist, an seiner Gegenwart bei seiner Kirche und an seiner Macht auf der Erde zu zweifeln. Was er in Europa und Amerika gethan hat, kann er in Asien und in Afrika thun. Es bedarf nur des Gebets und der Anstrengung. Arbeit unter Stämmen, denen der Name Jesu niemals gepredigt worden ist, erfordert Männer und Mittel.

Was die Männer betrifft, so stehe ich nicht an zu sagen, daß soweit Afrika in Betracht kommt, die Kirche bei der Auswahl von Sendboten für die Heiden getrost dem Vorgange des Herrn bei der Auswahl seiner Apostel folgen kann. Finden sich keine Männer, welche die Bildung eines Paulus besitzen, so finden sich doch viele, welche diejenige eines Johannes und Petrus haben und welche ihre Aufgabe ebenso gut erfüllen können, wenn sie nur demütig, voll Liebe und Glauben sind. In der Bildung, welche auf höheren Unterrichtsanstalten mitgeteilt wird, sind Elemente, welche dem Geiste Christi entgegenstehen. Der Wunsch, sich auszuzeichnen, einen Ruf, eine Stellung zu erlangen, sind der Lehre dessen entgegen, welcher Liebe und die Demut eines Kindes als die größten Vorzüge bei seinen Dienern und in seinem Dienste empfahl. Ich unterschätze nicht Wissen und Bildung, aber ich glaube, daß jeder erfahrene Missionar mir darin beistimmen wird, wenn ich behaupte, daß Demut, Liebe und Geduld die Predigt des Evangeliums den unwissenden Heiden Afrikas gegenüber mehr unterstützen als irgend welche Vorzüge menschlicher Bildung.

Was die Mittel betrifft, so fehlen dieselben in der Kirche Christi nicht. Wenn man hört, daß eine Gemeinde in New-York eine Million Dollars aufwendet, um ein Gebäude für ihren Gottesdienst zu bauen; wenn man hört, daß Christen in Großbritannien mit enormen Kosten für sich Häuser bauen und ein übergroßes Vermögen besitzen, wenn man in den Häusern amerikanischer Christen Stühle für fünfzig und für hundert Dollars und in den Häusern englischer Christen Vorhänge, Bilder und Vasen für fünfzig und für hundert Pfund sieht, — dann weiß man, daß der Herr die Mittel, sein Evangelium zu verbreiten, in die Hände seiner Kirche gegeben hat. Aber die Seinen verwenden ihr Geld auf sich selbst und ihren Stolz und ihre Verweichlichung, statt auf ihn und auf sein Werk auf Erden.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Missionare und Missionsleitungen bei ihren Bemühungen, den Völkern Afrikas das Evangelium zu bringen, ebenso wohl Mißgriffe gemacht haben, wie in andern Teilen der Erde. Der Erfolg der französischen Mission in Südafrika kann darauf zurückgeführt werden, daß sie die ganze Kraft ihrer Mission einem Stamme gewidmet hat, und zwar ehe derselbe die übeln Folgen der Civilisation der Weißen zu schmecken bekommen hatte. Andre Missionsgesellschaften haben Missionen unter verschiedenen Stämmen Südafrikas gegründet, anstatt ihre Energie auf einen Stamm zu konzentrieren. So findet man jetzt bei vielen Stämmen Missionen der Kongregationalisten, der Wesleyaner, der freien und der vereinigten Presbyterianer, der englischen Kirche in hoffnungsloser Verwirrung durcheinander gemengt und das Werk des Herrn wird dadurch ernstlich beeinträchtigt. Ich weise nur deshalb darauf hin, damit bei der Besitznahme des Innern von Afrika, welche wie ich vertraue, bald stattfinden wird, eine Vereinbarung zwischen den verschiedenen Missionsgesellschaften getroffen werden möge, um der Wiederholung solcher Unzuträglichkeiten vorzubeugen. Das Land

hat Raum genug für alle und einer braucht sich nicht in die Arbeit des andern zu drängen. Je weiter das Werk der einen Gesellschaft von dem der andern räumlich entfernt ist, desto eher wird das Evangelium gepredigt werden und desto leichter und schneller wird es sich ausbreiten.

Eine Lehre hätte die Kirche Christi aus der vieljährigen Arbeit Livingstones und dem häufigen schnellen Ende der Arbeit so manchen eifrigen Mannes in dem gefährlichen Klima Ost- und Westafrikas ziehen sollen, nämlich die, daß es sich empfiehlt, Leute auszusenden, welche bereits akklimatisiert und mit dem Charakter und den Gewohnheiten der Afrikaner bekannt sind. Ist die Zeit gekommen, daß die Erkenntnis des Namens Jesu in Centralafrika ausgebreitet werden soll und ist das Klima derart, daß Europäer keine zu großen Anstrengungen dortselbst ertragen können, so muß es offenbar des Herrn Wille sein, daß die afrikanischen Christen selbst, die Kinder des Landes, welche aus dem Heidentum in das Königreich Gottes gebracht worden sind, die Hauptlast dieser Arbeit tragen sollen. Ja, die Zeit ist gekommen, wo die Missionsarbeit für Afrika von den Gemeinden aus den Eingebornen unternommen werden muß. Keine Missionsexpedition sollte ins Innere gesandt werden ohne eine hinreichende Anzahl auserwählter und bewährter eingeborner Christen. Die Gemeinden Südafrikas sollten bereit sein, ihre besten Leute auszusenden. Eine Gemeinde, die niemanden aussenden würde, sollte als eine verfehlte Gründung angesehen werden und ihr Missionar könnte seine Arbeit als umsonst geschehen erachten. Aus den Berichten über Jesaja und Asser wird man indes ersehen, daß es eingeborne Christen giebt, welche willig sind, im Namen des Herrn zu gehen. Ich kenne andere und ich zweifele nicht daran, daß wenn die Ehre und die Pflicht dieses großen Werkes in geeigneter Weise den Gemeinden aus den Eingebornen vorgestellt werden würde, es nicht an treuen Männern fehlen würde, die bei der Evangelisation Centralafrikas zu helfen bereit wären. Oft sagte ich während meiner Reise den Gemeinden, daß dieses Werk ihre Pflicht sei und daß sie bereit sein müßten, Land und Freunde zu verlassen, wie wir es gethan hätten, um den Namen Jesu zu den im Innern wohnenden Stämmen zu bringen.

Und nun, ehe ich dies Buch beende, muß ich auf die Frage antworten, welche etwa hinsichtlich der Erfolge meines Besuchs bei diesen Gemeinden gestellt werden könnte. Gott sei Dank, ich kann darauf antworten. Meine Reise war von großem Segen begleitet. Ich will Briefe mitteilen, die ich aus dem Bassutolande und anderswoher erhalten habe, weil dieselben beweisen, daß solche Besuche bei den zerstreut wohnenden Missionaren Segensquellen sind und von Christen gemacht werden sollten, um die treuen Diener des Herrn zu erfreuen und zu erquicken, welche um seinetwillen in fremden Ländern und sehr oft in einsamer Lage von Heiden umgeben leben. — Ein lieber Bruder schreibt aus dem Bassutolande: „Die Wirkungen Ihres kurzen Aufenthaltes bei den Gemeinden des Bassutolandes sind Dank dem Herrn derart gewesen, daß ich Ihnen die Pflicht ans Herz legen möchte, ganz Südafrika zu bereisen; Herr Sommerville ist nach Indien gegangen um dieses Werk zu thun, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß jemand daran denken wird, zu demselben Zwecke nach Südafrika zu kommen.“ — So schrieb mein lieber älterer Bruder, James Allison, jetzt in der Herrlichkeit, aus Impolveni in Natal: „Es ist eine Ermunterung für die Missionare, welche infolge ihrer Stellung des Genusses der zum gegenseitigen Ausdrucke kommenden Gemeinschaft der Heiligen ermangeln müssen, zu erfahren, daß die Christenheit draußen sie nicht ganz übersieht. Sogar Paulus wurde durch die Ankunft Titi im Geist erquicket und getröstet. Das ist der

Erfolg Ihres Besuches in Natal gewesen. Es hat dem Herrn gefallen, durch Sie die Herzen vieler seiner lieben Kinder zu trösten und zu erwecken. Seine Gegenwart war in der That mit Ihnen. Ihm sei aller Preis und alle Ehre. Seit Sie uns verließen, habe ich ein sehr wertvolles Buch gelesen, den Bericht der allgemeinen Missionskonferenz in Allahabad 1872 auf 1873, in welchem die großen und gesegneten Erfolge solcher Visitationen dargelegt werden. Dies hat die Mission der amerikanischen bischöflichen Methodisten dazu bewogen, einen Missionar eigens dazu zu bestimmen, ein System periodischer Visitation durchzuführen."

Noch mehr als diese Briefe veranlassen mich zum Preis gegen den Herrn die Erinnerungen daran, wie ich auf dem Angesicht dieser alleinstehenden und müden Brüder, denen ich nach meinem Vermögen mit der Liebe des Herrn und dem Troste seines heiligen Wortes dienen durfte, so manches glückliche, liebevolle Lächeln und oft Thränen sahe. Ich preise den Herrn dafür, daß er mich in besonderer Weise zu dieser Arbeit vorbereitet hatte, indem er, als ich in London war, mir die heilige Unterweisung eines alten Marinekapitäns zu teil werden ließ, der mir hinsichtlich des Wortes Gottes sagte: „Lieber Bruder, ich habe seit fünfzig Jahren kein anderes Buch studiert als dieses." Die Unterweisung, die ich von ihm empfing, war in besonderer Weise von Segen für meine eigene Seele und hat durch die Kraft des heiligen Geistes vielen, vielen Seelen in Afrika erneutes Leben und erneute Freude gegeben.

Von den eingebornen Christen aller Orten erhielt ich mir sehr wertvolle Anerkennungen des Segens, den sie durch meinen Besuch empfangen hatten. Nach meiner Abreise von Morija schrieben alle jungen Leute im Seminar, welche sich auf das Schullehreramt vorbereiten, und dankten mir für meinen Unterricht in Gottes Wort. Jeden Abend brachte ich einige Zeit mit ihnen bei der Betrachtung des Lebens und des Beispiels Davids zu. Am letzten Abend verweilte ich besonders bei der Verheißung: „Die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, werden leuchten wie die Sterne immer und ewiglich," und drang in sie, jetzt den Dienst des Herrn Jesu zu erwählen und die Predigt des Evangelii, was es auch immer kosten möge. Ich wähle den Brief des treuen Asser aus: „Sehr lieber Missionar, ich freue mich Ihretwegen. Ich freue mich über die Hilfe, die Sie uns gegeben haben. Sie haben uns wohl ermahnt durch das Wort Gottes, welches aus Ihrem Munde gegangen ist. Dies Wort hat unsre Seelen gespeist. Es ist unser Gebet, daß Gott Sie begleiten möge, wohin Sie auch gehen; daß er durch das Wort, welches er Ihnen geben wird, Ihnen viele Kinder schenken möge, welche Jesum „zu Hause" (im Himmel) preisen. Ferner, daß er durch Ihre Reise Leute bewegen möge, hervorzutreten und für Jesum zu leben. Wenn Sie bei der Herde ankommen, die Sie für Jesum bewahren, denken Sie immer an diese Schule. Bitten Sie für dieselbe, daß sie für Jesum leben möge. Wandeln sie immer mit Gott. Grüßen Sie für uns die Gemeinden, welche Sie besuchen werden. Grüßen Sie für uns die Leute Ihres Dorfes. Lebe wohl! Ich bin Asser."

Die Vorposten der Armee des Königs, ausgestellt über die ganze Erde hin, warten auf Verstärkungen und Unterstützung, ehe sie in das Land des Feindes vorrücken. Wir blicken nicht auf die Generale und Hauptleute in den Lagern Europas und Amerikas, sondern wir sehen auf zu unserm Könige, seinem Befehle gemäß, und bitten ihn, jene zu erwecken. Wir bitten ihn auch, die Verwahrer seiner Schatzkammer zu reichlichen Bewilligungen zu bestimmen; denn die Kosten des Kriegs sind groß. Denket nicht, daß wir hinsichtlich euer über die Maßen beunruhigt wären, durchaus nicht. Unser König

sorgt dafür, daß wir das nicht sind. Sein Wort ermuntert uns, die Freude an ihm stärkt uns, seine Kraft bewahrt uns, seine Verheißungen tragen uns. Wir rufen einer dem andern je und dann, wenn wir im Kampfgewühl an einander vorbeigehen, zu: Freuet euch in dem Herrn allewege und abermal sage ich: freuet euch! Hier ist ein Brief von der Front. Leset ihn. Er lautet nicht sehr nach Rückzug. Er ist von Stephanus Hofmeyer, der mit seiner Frau allein unter den Heiden nördlich von Transvaal lebt: „Ich war allerdings sehr erfreut, als Asser mit Simon von den Baniais zurückkehrte, doch nicht erstaunt. Wie eine gottesfürchtige Schwester einmal bemerkte: Es siehet Ihm ganz gleich. Noch wird die Welt sagen: Was habt ihr von eurer Mühe? Aber wir können uns im Glauben freuen, wo immer wir die Fußstapfen des Königs der Könige sehen; denn bei ihm ist Kämpfen und Siegen ein und dasselbe. Er kann in Wahrheit sagen: Ich kam, ich sahe, ich siegte. Ich freue mich, den Herrn so handeln zu sehen, wie er es thut. Er schickt ein paar Eingeborne, vor nicht langer Zeit selbst noch Heiden, und erlangt durch sie, was die großen Könige der Erde nicht durch Feuerwaffen erlangen können, — die Einwilligung mächtiger Heiden, daß man kommt und ihre Götzen in ihrer eigenen Atmosphäre angreift. O wie knirscht der Arge mit den Zähnen! Wie gern sage ich den Heiden, daß wir die ganze Welt ohne Gewehre erobern werden. Wir sind von dem König der Könige ausgesandt. Schon haben wir viel mehr ausgerichtet, als Feuerwaffen, und wir gehen noch nicht in die Winterquartiere. O möchten wir alle, alle und jeder Missionar im Felde geistliche Streiter sein und uns als Glieder des ganzen Heeres fühlen. Wie bald würden wir die Heiden zu den Füßen Immanuels bringen!"

Und nun still! Es ist Zeit zum Gebet. Der Herr ist in seinem heiligen Tempel, vor ihm sei stille alle Welt. Die ganze Kraft der Kirche Christi liegt im Gebet. Dem gläubigen Gebet gegenüber sind Gottes Verheißungen unbegrenzt. Alles was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, daß ihr es empfangen werdet, so werdet ihr es empfangen. Wie dankbar bin ich dafür, daß die Leiche Livingstones auf den Knieen gefunden wurde. Sagt uns das nicht, woher die Kraft für seine Selbstverleugnung, seinen Mut, seine Ausdauer kam? Wie öffnet das Gebet die Herzensthüren, wie belebt es die Kräfte der Seele, wie macht es die Hoffnung wieder lebendig, wie stärket es den Glauben! Die Christen sollen nur ernstlich für die Ausbreitung des Reiches des Herrn über die Erde beten und sie werden finden, wie ihre Geldbörsen sich aufthun. Der Herr wird ihnen die Ehre anthun, an ihnen selbst ihr Gebet zu erhören. Sie sollen nur in Aufrichtigkeit und Wahrheit den Herrn der Ernte bitten, Arbeiter in seine Ernte hinauszustoßen, und sie werden bald sich auf verschiedene Weise in seinem Dienst beschäftigt finden. Hat die Kirche das Beispiel des Herrn hinsichtlich des Gebets genügend beachtet? Haben seine im Gebet zugebrachten Nächte und frühen Morgenstunden der Kirche unserer Tage nichts zu sagen? Eine dem Gebet gewidmete Zeit sollte unsere größte Wonne, Erholung und Freude sein. Durch dasselbe nehmen wir im Geiste teil an allen Arbeiten und Freuden und aller lieblichen Gemeinschaft, die unsere Brüder und Freunde in der Heimat und in der Fremde haben. Beinahe täglich lasse ich fahren was mich selbst beschäftigt und gehe im Geiste nach England und durch die ganze Welt, zur Mildmay-Mission, zu Miß Macphersons Arbeitsheim im Osten Londons, zu den Anstalten von Dr. Barnardo und Guinneß, zu der Arbeit Hollands und Barleys, der gesegneten Arbeit Moodys und Sankeys, zu den Blackdown-Hügeln in Somerset, den Felsen von Ferryden und Usan bei Montrose, dem Werk des Herrn an diesen Orten und an vielen andern in Europa,

Asien, Afrika, Amerika und auf den Inseln; zu allen meinen lieben Brüdern und Schwestern, die für den Herrn arbeiten — Blackwood, Spiers, Radstock, Morrton, Kirkham, Morgan, Scott, Shaftesbury, Polwarth, Marcus Rainsford, Haslam, Chalmers, Marsh, Hunter, Quarrier, M'All, De Broen, De Lille, Fisch, Babut, Levat, Monod, Clarton, Dodge, M'Birney, Thane Miller, Atterbury, Whately, Price, Robb, Hudson Taylor, Judd, Moule Valentine, Douglas und anderen in China, Cook, Macdonald und andern in Singapore und sehr vielen anderen an andern Orten. O welch' köstliches Vorrecht ist das Gebet! Obwohl weit von einander entfernt, kommen wir doch im Glauben zusammen. Wie belohnt der Herr Gebet durch Gebet! Ich habe oft unter Nennung ihrer Namen für solche gebetet, die ich nie gesehen, von denen ich aber gehört hatte, daß sie für den Herrn arbeiteten. Jetzt höre ich fortwährend von Freunden in vielen Ländern, welche mich nie gesehen, welche aber angefangen haben, für mich zu beten. Beweist das nicht, daß der Mensch ein geistiges Wesen ist und nicht — wie Darwin, Huxley und Tyndall lehren — ein Tier?

Das erste, was der Herr mir bei meiner Rückkehr nach Afrika aufs Herz legte, war die Notwendigkeit einer Bemühung, um die Kirche in Südafrika zu einer Gebetsvereinigung aufzumuntern. Brünstiges, gläubiges, verlangendes Gebet ist das wahre Lebenszeichen und das Angeld kommenden Segens, wo immer es sich findet. Es ist die einzige Vereinigung, welche in einer Kolonie mit zerstreut wohnender Bevölkerung und ohne Mittel des Verkehrs zwischen den Christen möglich ist. Alle, welche an diesem Bunde teil genommen haben, haben auch Segen empfangen. Der Geist des Gebets greift sicherlich um sich. Ich bitte die Christen, welche die Freuden brüderlicher Gemeinschaft in England genießen, der Kirche in Südafrika zu gedenken, zum Herrn zu flehen um die Ausgießung des Geistes der Gnade und des Gebetes auf diese Kirche und insbesondere um Segen für die Missionare, die in diesem Buche erwähnt sind.

Mein Gebet für mich selbst ist, daß der Herr mich mehr und mehr dazu gebrauchen möge, die Erkenntnis seines Namens über die Erde hin zu verbreiten. So bitte ich: „Herr, weise mir deinen Weg und leite mich auf richtiger Bahn, um meiner Feinde willen! Du Herr, Herr, sei du mit mir um deines Namens willen!"

Für meine Brüder und die Gemeinde über die ganze Erde hin bitte ich: „Zeige deine Werke deinen Knechten und deine Ehre ihren Kindern! Und der Herr unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns; ja das Werk unserer Hände wolle er fördern!"

Stanford University Libraries
3 6105 012 517 798

BV
2354
A6
v.9
1882

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.